UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class 053 Book DE Volume 15³

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

MAY – 0 1967

L161— O-1096

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Fünfzehnter Jahrgang. — Dritter Band.
(Juli bis September 1890.)

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.

053
ДЕ
U,15³

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XV.

(Juli bis September 1890.)

Seite

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. XIV. XV. XVI. 1. 129. 257

Viktor Valentin: Der Landrichter. Novelle. 18

M. Möller: Aus dem Reiche der Atmosphäre. 35

Ludwig Deſſoir und ſeine Freunde. II. III. IV. 55. 171. 334

Camille Flammarion: Das Auge und die Unendlichkeit. 66

P. J. Honegger: Die erſten Freidenker der modernen Welt 75

Feldmarſchall Lord Napier von Magdala. I. II. III. . . 85. 200. 304

J. Mähly: Eine Weltſprache. 99

L. von Henk: Eine letzte Seereiſe. Novelle. 150

Rudolf Klemenſiewicz: Wodurch ſchützen wir das Blut? 166

F. Roſen: Das Kaſtenweſen im heutigen Indien. 179

Joſeph Kohler: Neue Pfade in der Rechtswiſſenſchaft. 194

Eugen Sierke: Bildung, Erziehung und Dreſſur. 211

Hermann Heinrich: Hans Lange von Lanzig. Hiſtoriſche Erzählung aus dem fünfzehnten Jahrhundert. 277

Charles Nanroy: Aus den letzten Jahren des zweiten Kaiſerreiches. . . 318

Ida Arndts: Von edlen Frauen. 327

Camille Flammarion: Eine neue Welt. 344

194341

Seit

O. Mittelstädt: Über Ehre und gerichtliche Ehrenhändel 351

J. Schwabe: Ein vergessenes Monument 363

Berichte aus allen Wissenschaften:

Astronomie.

P. Jensen: Ursprung und Geschichte des Tierkreises 112

Völkerkunde.

Anton J. Ceyp: Die Thibetaner. I. II. 103. 229

Tierkunde.

R. von Lendenfeld: Die Leistungsfähigkeit des Pferdes. . . . 237

Geschichte.

Arthur Kleinschmidt: Das politische Glaubensbekenntnis von David Friedrich Strauß. 244

Psychologie.

Butterfack: Über das Träumen. 373

Kleine Revuen:

Naturwissenschaftliche Revue 117

Litterarische Revue 247

Litterarische Berichte 125. 253. 378

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XIV.

Das im März 1862 neugebildete Ministerium hatte vor allem die Aufgabe, der sich immer mehr ausbreitenden radikalen Strömung im Lande entgegenzutreten und, in allseitiger Wahrung der Verfassung, auch die Rechte der Krone in ungeschmälerter Kraft zu erhalten. In diesem Sinne suchte es auch bei den Neuwahlen zum Abgeordnetenhause seinen berechtigten Einfluß geltend zu machen.

Es kann hier nicht näher erörtert werden, aus welchen Gründen und unter Einwirkung welcher ungünstigen Verhältnisse der Erfolg den gehegten Erwartungen nicht entsprach; jedenfalls mußte bald mit der Thatsache gerechnet werden, daß die am 6. Mai erfolgten Neuwahlen nicht nur die frühere Mehrheit in das Abgeordnetenhaus brachte, sondern daß fortan Männer von teilweise noch schärfer ausgeprägter Opposition diese Mehrheit verstärkten.

Es konnte daher nicht zweifelhaft sein, daß die Regierung neue und sehr ernste innere Kämpfe zu bestehen haben würde.

Roon schrieb darüber an Perthes am 18. Mai.

. . . „Jedesmal, wenn ich Ihre Zuschriften empfange, mein geliebter Freund, bin ich immer von Neuem frappirt von der Ähnlichkeit, ja Identität unserer Auffassungen der Verhältnisse im Großen; im Detail sind wohl Nüancen, sie rühren aber daher, daß die Kenntniß der Thatsachen nicht dieselbe sein kann. Demgemäß bin ich auch mit den Aeußerungen Ihres letzten Briefes wesentlich einverstanden. Ich denke vor Jahresfrist an keine Kammerauflösung, es sei denn, es würden, was unwahrscheinlich, von den Landboten geradezu wahnsinnige Uebergriffe gemacht, die ihren Einfluß auf die große Masse der unbewußten Revolutionöre zu ruiniren im Stande wären; sonst nicht, damit wir uns nicht todt, nicht in die Anarchie hinein wählen. Also: Mißtrauens-Votum in der Adresse — thut nichts, die Adresse wird entweder nicht angenommen oder kühl und ablehnend beantwortet, unter Hinweis auf das verfassungsmäßige Recht des Königs. Oder: Ablehnung der vorgeschlagenen Gesetze — gut! es bleibt beim Alten . . . Immer kalt Blut, heitere Stirnen, urbane Verkehrs-Manieren, derbe Abfertigungen nur

bei entschiedenen Unverschämtheiten, knapp in Worten, kein Versuch des Einschmeichelns oder Gewinnenwollens; alle Berichtigungen sachlich; kein Gezänk über Theorie'n: das ist ungefähr mein Programm, mein Feldzugsplan in seinen allgemeinen Umrissen. Aber freilich, ich bin nicht allein und der neue Apparat knarrt noch vielfältig. Es werden daher auch seitens der Regierung gewiß Fehler gemacht werden, und den Erfolg kann also niemand garantiren. Es laufen auch allerlei Intriguen nebenbei . . .

. . . Uebrigens wird jetzt die Hessische Frage auf lange hin alle Aufmerksamkeit absorbiren. Dabei sollte es sich auch in Ihren Augen, denke ich, nicht allein um den Rechtspunkt, sondern auch um den politischen Ehrenpunkt handeln, um das Vorgehn der Regierung zu rechtfertigen . . . . Freilich ist das Spiel hoch, sehr hoch, denn es muß doppelt sein, einmal für, das andere mal gegen die Revolution oder vielmehr beides zugleich. Was der Ausgang sein wird, Gott weiß es! Nur soviel scheint mir festzustehen, daß ich ein zweites Bronzell nicht mitmache, daß wir, haben wir A gesagt (und wir haben es) nöthigenfalls das ganze Alphabet folgen lassen müssen. Nunquam retrorsum!" Aber die Diplomatie!? — —

Schreiben Sie mir bald, meine Uhr ist abgelaufen. Von der morgenden Eröffnung (des Landtages) habe ich noch gar nicht gesprochen. Ich gehe ihr sehr gleichmüthig entgegen, wie der ganzen Session. Das ist Gottes Gnade! — Daß der König nicht selbst eröffnet ist in der Theorie falsch aber in der Praxis oder besser — unter den gegebenen Verhältnissen und Personen — richtig. —

Noch eins! Kühlwetter ist glücklich abpararirt! v. d. H. wollte sich Alliancen schaffen — jetzt bekommen wir einen braven und wie ich glaube auch geschickten, energischen conservativen Mann für's Handels-Ministerium: Präsident Holzbrink aus Münster; vielleicht, ja wahrscheinlich ist die Ernennungs-Ordre schon unterschrieben. — Uns fehlt freilich blos noch eine Kleinigkeit, d. i. der Kopf des Ministeriums. — —"

Am 19. Mai wurde der neugewählte Landtag eröffnet. Es wurden ihm der Staatshaushalt pro 1862 von neuem und außerdem auch der pro 1863 vorgelegt; zugleich hatte die Regierung nach gründlichen Erwägungen eine Reihe von Zugeständnissen gemacht, welche namentlich die Form (größere Spezialisierung) dieser Etats-Aufstellungen und andere auf finanziellem Gebiete laut gewordene Wünsche betrafen.

Das Entgegenkommen der Regierung wurde jedoch sofort durch die feindseligste Haltung und eine Adresse des Abgeordnetenhauses erwidert, welche den schärfsten Ausdruck des Mißtrauens gegen die Räte der Krone zum Ausdruck brachte. —

In diesen kritischen Mai-Tagen war inzwischen Herr v. Bismarck-Schönhausen aus Petersburg eingetroffen. Während seines Aufenthalts in Deutschland verweilte er auch wiederholt in Berlin und wurde mehrere Male in längeren Audienzen vom Könige empfangen. Auch mit mehreren Ministern hatte er längere Unterredungen, vor allem verkehrte er fast täglich im Kriegsministerium. Roon's

an seine Person geknüpften Wünsche waren schon damals ihrer Erfüllung sehr nahe. Die Eingeweihten glaubten seine Berufung in das Ministerium bereits unmittelbar bevorstehend. Auch dem Könige konnte es nach dem Gange der Dinge nicht zweifelhaft sein, daß neue und sehr ernste Kämpfe bevorstanden; er hatte sich daher den wiederholten Bitten Roon's, jene Berufung in Erwägung zu ziehen, schon geneigter gezeigt und auch die Schwierigkeiten der Lage bei seinen Konferenzen mit Bismarck in eingehender Weise erörtert. —

Ende Mai fand auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin die übliche Frühjahrs-Parade der Garden statt. Ihr wohnte auch Bismarck bei. Seine hohe Gestalt trug damals schon die bekannte Küraſſier-Uniform mit gelbem Kragen, allerdings nur mit den Abzeichen eines Majors — und bekanntlich hatte es ihm Mühe genug gekostet, diese Charge zu erreichen. Wiederholt hatte er geltend machen müssen, daß mindestens die Majors-Epauletten am Hofe von St. Petersburg unentbehrlich seien, um dem Gesandten Preußens die zu seinem persönlichen Ansehen erforderliche Stellung zu geben: trotzdem war der damalige Chef des Militärkabinets (General von Manteuffel) längere Zeit nicht dazu zu bewegen gewesen, den bezüglichen Vorschlag zu machen. Später schlug auch das militärische Avancement Bismarck's bekanntlich ein schnelleres Tempo ein: der heutige General-Oberst mit Feldmarschallsrang wurde u. a. direkt vom Major zum General-Major befördert (wenn ich nicht irre auf dem Schlachtfelde von Königgrätz) —.

Als Bismarck sich auf jener Parade zeigte, glaubten viele auch daraus schließen zu dürfen, daß des Königs Befehl ihn bereits an Berlin gefesselt hätte. Es wurde sehr bemerkt, wie lebhaft er mit vielen maßgebenden Personen verkehrte. Jetzt aber — die Parade war beendigt — näherte er sich dem Wagen, in welchem die Damen des Kriegsministers dem militärischen Schauspiel beigewohnt hatten, um — von ihnen Abschied zu nehmen. Zu ihrer großen Enttäuschung erhielt Frau von Roon auf die gespannte Frage: „Nun — ist es entschieden?" — die unerwartete Antwort: „ja wohl, Se. Majestät haben mich zum Gesandten in Paris ernannt; ich reise morgen ab und komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen." —

In der That hatte der König diese Entscheidung getroffen, durch welche der in seinen Augen extreme Entschluß, die Leitung der Geschäfte an Bismarck zu übertragen, zwar noch verzögert, zugleich aber der Vorteil erreicht wurde, daß dieser Gelegenheit erhielt, sich über die Verhältnisse in Frankreich an Ort und Stelle genau zu informieren und die nähere Bekanntschaft des Kaisers Napoleon zu machen. Auch ist jedenfalls — vorbehaltlich des Zeitpunkts — Bismarck's Eintritt in das Ministerium schon in jenen Tagen beschlossene Sache geworden, denn Roon schrieb (am 23. Mai) an Perthes u. a.: „Daß Bismarck Gesandter in Paris geworden, wissen Sie wohl schon aus den Zeitungen. Sehen Sie das immerhin als eine bemerkenswerthe Signatura unserer Zukunfts-Politik an; wissen Sie aber auch, daß er schwerlich lange auf dem dortigen Posten bleiben wird!"

In demselben Briefe ging Roon auch ausführlicher auf die damals schwebende hessische Frage ein, indem er die staatsrechtlichen Bedenken, welche Perthes über das damalige Vorgehen Preußens gegen den Kurfürsten von Hessen geäußert hatte, zu beschwichtigen suchte.

„Sie sind" — heißt es da — „doch ein viel verstockterer Reaktionär als ich — gedacht habe, daß Ihnen die jedenfalls nur vorübergehende Freundschaft des Nationalvereins und der Beifall der Fortschritts-Partei Vapeurs macht. Ich kann Ihnen nicht viel Trost geben. Mein Wahlspruch: „Thu' was Du sollst und leide was Du mußt!" schloß und schließt heftige Abmahnungen in unserm Verhalten gegen Kurhessen aus. Ich bin und war stets der Meinung, daß unsere Politik in dieser Sache seit 59, diktirt vom Popularitäts-Schwindel, eine falsche und übergreifende war. Aber wir haben sie gemacht, 3 Jahre lang immer und immer wiederholt: Preußen wird sorgen, daß den Hessen zu ihrem Recht verholfen werde und somit die Schmach von Olmütz gesühnt werde. Sollte nun das Ministerium, welches mit Recht behauptet „in Preußen regiert der König," welches also auch zugeben muß, daß er 1859 wie 1862 regierte, die Continuität des leitenden-Regierung-Gedankens in dieser Sache aufgeben und sich dahin resolviren „59 regierte das Ministerium Hohenzollern so und so — wie es das Ministerium der Gegenwart nicht billigen kann? Da wären wir ja mit beiden Beinen in den Constitutionalismus par excellence hineingesprungen und hätten das ohnehin noch nicht befestigte Vertrauen des Königs, der mit der Frage und ihrer zweideutigen Behandlung identifizirt ist, in die Schanze geschlagen . . . . — — — — ein neues Bronzell oder Olmütz würde uns unrettbar ruiniren in der Gegenwart und schänden in alle Zukunft — ganz unvermeidlich! Unser Auftreten hat der Bundesbeschluß vom 13. hervorgerufen und wird den morgen hoffentlich gefaßten Beschluß wegen der Verfassung von 31. hervorrufen. In soweit haben wir uns unserer Aktion nicht zu schämen, und es soll mir wenig Kopfschmerz machen, ob der Kurfürst und Österreich und seine Satelliten verkünden, der Effekt sei nur ein bundesmäßiger, kein Preußischer. Ein solches Sagen bedingt noch nicht ein allgemeines Glauben. Wenn aber dieser Beschluß morgen nicht gefaßt wird oder wenn dieser Kurfürst ihn nicht schnell und unzweideutig ausführt, so würde ich keine Bedenken haben, wenn wir übermorgen anfingen, neue Deutsche und Preußische Geschichte zu machen. Mit solchem Nichterfolg unserer Pression wäre nur bewiesen, daß sie nicht stark genug gewesen, folglich stärker werden muß; also: „Gewehr auf!" denn unsern categorisch geäußerten Willen müssen wir durchsetzen . . . . — —

Bei alledem verkenne ich, in Betracht der Personen und Verhältnisse, die Unermeßlichkeit der an ein selbstständiges Vorgehen Preußens sich knüpfenden Folgen keineswegs. Es ist aber besser verbluten als verfaulen. Preußens halbhundertjährige Thatenlosigkeit hat es eben in allgemeine Geringschätzung gebracht. Es muß handeln, Geschichte machen und endlich die Rolle des Amboß mit der des Hammers vertauschen! Es ist freilich ein bedenkliches Omen, daß wir dazu gelangen sollen durch ein Stück aus der Erbschaft des Ministeriums Auerswald,

so werden Sie vielleicht sagen; allein ich antworte: wir haben die Erbschaft einmal angetreten, müssen daher auch die von jenem contrahirten Schulden bezahlen oder uns insolvent erklären, und dies wäre das schlimmere. — — —"

Auf die in der Adresse gegen die Minister erhobenen Anklagen hatte der König inzwischen geantwortet, daß er mit seinen Räten in voller Übereinstimmung sei und daß er das Abgeordnetenhaus ermahne, die ihm, dem Könige, betheuerte Loyalität durch die That zu beweisen.

Als aber der Landtag nach jener vorläufigen Darlegung seiner politischen Gesamtstellung zur Regierung an die eigentlichen Aufgaben der Session ging, zeigte es sich sehr bald, daß deren Erledigung nicht nach dem Gesichtspunkte sachlichen Interesses, sondern vielmehr der systematischen Opposition gegen die Staats-Regierung erfolgen sollte.

Vor allem trat dies hervor in dem Verhalten des Abgeordnetenhauses bei Behandlung der großen Hauptfrage — der Militär-Budget Frage; durch geschickte Benutzung des Umstandes, daß die Grundlage für die definitive gesetzliche Regelung der Heeresorganisation noch fehlte, wußten die entschiedenen Gegner der ganzen Armeereform, die bewußten Männer der Fortschrittspartei, allmählich die Fraktion des linken Zentrums von ihrem relativ gemäßigteren Standpunkt zu dem der bloßen Verneinung mit fortzureißen. —

Ein ungünstiger Umstand war bei diesen täglich mehr hervortretenden Tendenzen die Zusammensetzung der Budget-Kommission des Abgeordnetenhauses, so zwar, daß die entschiedensten Führer der Fortschrittspartei in derselben einen überwiegenden Einfluß ausübten, die vereinzelten Stimmen der Mäßigung und einer besonnenen Würdigung der Militärfrage dagegen zu keiner Geltung gelangen konnten. Das Bestreben jener radikalen Führer war nun zunächst darauf gerichtet, sich dieser weniger entschiedenen Gegner der Reorganisation nach und nach völlig zu versichern, um gemeinsam mit Majorität auch die extremsten Beschlüsse gegen die Staatsregierung durchsetzen zu können. Dazu brauchten sie Zeit; und da es auch sonst im Interesse dieser factiösen Opposition lag, daß der Landtag möglichst lange versammelt blieb, um agitatorisch zu wirken, so zog man die Verhandlungen absichtlich in die Länge: beinahe drei Monate wurde die Vorberatung über den wichtigsten Teil des Staatshaushalts, das Militär-Budget, ausgesetzt, inzwischen aber in gemeinschaftlichen vertraulichen „freien Conferenzen" des Fortschritts und linken Zentrums (zu denen die Vertreter der Regierung keinen Zutritt hatten) der Plan zur Bekämpfung der Heeresreform vollständig vorbereitet. —

Schon im Monat Juli war jeder Zweifel ausgeschlossen, daß schwere Konflikte nicht zu vermeiden sein würden und daß bald eine definitive Entscheidung fallen müsse nicht nur über die Heeresreform, sondern über die noch wichtigere Frage der Existenz des altpreußischen Königtums: der Radikalismus hielt seine Zeit gekommen, er wollte eine Kraftprobe wagen!

Inzwischen war Roon nicht unthätig geblieben, um sich auch seinerseits auf die erwarteten Entscheidungskämpfe vorzubereiten, seine Kampfgefährten zu er-

mutigen und, soviel er es vermochte, auch für den Standpunkt der Regierung im Lande und in der Presse zu wirken; und in demselben Sinne war er auch mit Hrn. v. Bismarck in beständiger Verbindung geblieben.

„Geehrter Freund" — hatte ihm dieser schon am 2. Juni 1862 aus Paris geschrieben — — „ich bin glücklich angekommen, wohne hier wie eine Ratte in der leeren Scheune, und bin von kühlem Regenwetter eingesperrt. Gestern hatte ich feierliche Audienz, mit Auffahrt in Kaiserlichen Wagen, Ceremonie, aufmarschirten Würdenträgern. Sonst kurz und vertraulich, ohne Politik, die auf un de ces jours und Privataudienz verschoben wurde. Die Kaiserin sieht sehr gut aus, wie immer. Gestern Abend kam der Feldjäger, brachte mir aber nichts aus Berlin, als einige lederne Dinger von Depeschen über Dänemark. Ich hatte mich auf einen Brief von Ihnen gespitzt. Aus einem Schreiben, welches Bernstorff an Reuß gerichtet hat, ersehe ich, daß der Schreiber auf meinen dauernden Aufenthalt hier, und den seinigen in Berlin, mit Bestimmtheit rechnet, und daß der König irrt, wenn er annimmt, daß jener je eher je lieber nach London zurückverlange. Ich begreife ihn nicht, warum er nicht ganz ehrlich sagt, ich wünsche zu bleiben oder ich wünsche zu gehn, keins von beiden ist ja eine Schande. Beide Posten gleichzeitig zu behalten, ist schon weniger vorwurfsfrei. Sobald ich etwas zu berichten, d. h. den Kaiser unter vier Augen gesprochen habe, werde ich dem Könige eigenhändig schreiben. Ich schmeichle mir noch immer mit der Hoffnung, daß ich Seiner Majestät weniger unentbehrlich erscheinen werde, wenn ich Ihm eine Zeit lang aus den Augen bin, und daß sich noch ein bisher verkannter Staatsmann findet, der mir den Rang abläuft, damit ich hier noch etwas reifer werde. Ich warte in Ruhe ab, ob und was über mich verfügt wird. Geschieht in einigen Wochen nichts, so werde ich um Urlaub bitten um meine Frau zu holen, möchte dann aber doch Sicherheit haben, wie lange ich hier bleibe. Auf 8tägige Kündigung kann ich mich hier dauernd nicht einrichten.

Der Gedanke, mir ein Ministerium ohne Portefeuille zu geben, wird hoffentlich Allerhöchsten Ortes nicht Raum gewinnen; bei der letzten Audienz war davon nicht die Rede; die Stellung ist nicht praktisch; nichts zu sagen und alles zu tragen haben, in alles unberufen hineinstänkern und von jedem abgebissen, wo man wirklich mitreden will. Mir geht Portefeuille über Präsidium; letzteres ist doch nur eine Reservestellung; auch würde ich nicht gern einen Kollegen haben, der halb in London wohnt. Will er nicht ganz dahin ziehen, so gönne ich ihm von Herzen zu bleiben wo er ist, und halte es nicht freundschaftlich ihn zu drängen.

Herzliche Grüße an die Ihrigen. Ihr treuer Freund und bereitwilliger aber nicht muthwilliger Kampfgenosse, wenn's sein muß; im Winter noch lieber als bei die Hitze!

v. B." —

Auf die Anfang Juni erhaltene Antwort Roon's erwiderte Bismarck:

Paris, Pfingsten 62. (eingegangen am 13. Juni.)

„Lieber Roon!

ich habe Ihren Brief durch Stein (damals Militär-Bevollmächtigter — d. H.) richtig erhalten, offenbar unerbrochen, denn ich konnte ihn ohne theilweise Zerstörung nicht öffnen. Sie können versichert sein, daß ich durchaus keine Gegenzüge und Manöver mache; wenn ich nicht aus allen Anzeichen ersähe, daß Bernstorff gar nicht daran denkt auszuscheiden, so würde ich mit Gewißheit erwarten, daß ich in wenig Tagen Paris verließe, um über London nach Berlin zu gehn, und ich würde keinen Finger rühren, um dem entgegenzuarbeiten. Ich rühre auch so keinen; aber ich kann doch auch nicht den König mahnen, mir Bernstorff's Stelle zu geben, und wenn ich ohne Portefeuille einträte, so hätten wir, Schleinitz eingerechnet, 3 auswärtige Minister, von denen jeder Verantwortung gegenüber der eine sich stündlich ins Hausministerium, der andere nach London zurückzuziehen bereit ist. Mit Ihnen weiß ich mich einig, mit Jagow glaube ich es werden zu können, die Fachministerien würden mir nicht Anstoß geben; über auswärtige Dinge aber habe ich ziemlich bestimmte Ansichten, Bernstorff vielleicht auch, aber ich kenne sie nicht, und vermag mich in seine Methode und seine Formen nicht einzuleben, ich habe auch kein Vertrauen zu seinem richtigen Augenmaß für die politischen Dinge, er also wahrscheinlich zu den meinigen auch nicht. So sehr lange kann die Ungewißheit übrigens nicht mehr dauern; ich warte bis nach dem 11ten, ob der König bei der Auffassung vom 26. v. M. bleibt, oder sich anderweit versorgt. Geschieht bis dahin nichts, so schreibe ich Sr. M. in der Voraussetzung, daß mein hiesiges Verhältniß definitiv wird, und ich meine häuslichen Einrichtungen danach treffe mindestens bis zum Winter oder länger hier zu bleiben. Meine Sachen und Wagen sind noch in Petersburg, ich muß sie irgendwo unterbringen; außerdem habe ich die Gewohnheiten eines achtbaren Familienvaters, zu dem gehört, daß man irgendwo einen festen Wohnsitz hat, und der fehlt mir eigentlich seit July v. J. wo mir Schleinitz zuerst sagte, daß ich versetzt würde. Sie thun mir Unrecht wenn Sie glauben daß ich mich sträube; ich habe im Gegentheil lebhafte Anwandlungen von dem Unternehmungsgeist jenes Thieres, welches auf dem Eise tanzen geht, wenn ihm zu wohl wird. —

Ich bin den Adreßdebatten einigermaßen gefolgt, und habe den Eindruck, daß sich die Regierung in der Commission, vielleicht auch im Plenum, mehr hergegeben hat, als nützlich war. Was liegt eigentlich an einer schlechten Adresse? Die Leute glauben mit der angenommenen einen Sieg erfochten zu haben. In einer Adresse führt eine Kammer Manöver mit markirtem Feinde und Platzpatronen auf. Nehmen die Leute das Scheingefecht für ernsten Sieg, und zerstreuen sich plündernd und marodirend auf Königlichem Rechtsboden, so kommt wohl die Zeit, daß der markirte Feind seine Batterien demaskirt und scharf schießt. Ich vermisse etwas Gemüthlichkeit in unserer Auffassung; Ihr Brief athmet ehrlichen Kriegerzorn, geschärft von des Kampfes Staub und Hitze. Sie haben, ohne Schmeichelei, vorzüglich geantwortet, aber es ist eigentlich schade

drum, die Leute verstehn kein Deutsch. Unsern freundschaftlichen Nachbar hier habe ich ruhig und behäbig gefunden, sehr wohlwollend für uns, sehr geneigt, die Schwierigkeiten der „deutschen Frage" zu besprechen; er kann seine Sympathien keiner der bestehenden Dynastie'n versagen, aber er hofft, daß Preußen die große ihm gestellte Aufgabe mit Erfolg lösen werde, die Deutsche nämlich, dann werde die Regierung auch im Innern Vertrauen gewinnen. Lauter schöne Worte. Um zu erklären, daß ich mich bisher nicht recht wohnlich einrichte, sage ich den Fragern, daß ich in Kurzem für einige Monate Urlaub zu nehmen denke, um dann mit meiner Frau wiederzukommen.

10. Juni. Die Antwort Sr. M. auf die Adresse macht in ihrer zurückhaltenden Gemessenheit einen sehr würdigen Eindruck, und kühl, keine Gereiztheit. Anspielungen auf Schleinitz Eintritt für Hohenlohe finden sich in mehreren Blättern. Ich gönne es ihm von Herzen, und Hausminister bleibt er dabei doch. —

Ich schicke diesen Brief morgen mit dem Feldjäger, der dann in Aachen bleibt, bis er wieder etwas aus Berlin herzubringen bekommt. Meine Empfehlungen an Ihre Damen; den Meinigen geht's gut. In alter Treue Ihr

v. B.

Paris, Sonntag (eingegangen 2. Juli 62.)

Lieber Roon!

ich erfahre eben, daß Frau v. L. in $^1/_2$ Stunde abreist, und beeile mich, ihr diese Zeilen mitzugeben. Ich hatte vor 8 Tagen in einem Privatbrief an Bernstorff den Wunsch durchschimmern lassen, bald etwas mehr Klarheit darüber zu erlangen, ob ich mich hier auf 8 Tage, 8 Wochen oder 8 Monate einrichten könne. Er antwortet mir unter dem 20. Juni, daß er meinen Brief dem Könige vorgelesen, Se. Maj. aber geantwortet habe, daß Sie (S. M.) in diesem Augenblick noch keinen Entschluß fassen könnten. Bernstorff hat darauf zugeredet, mich zu berufen und von andern „Combinationen mit denen sich die Presse beschäftige, und an deren Realisirung die Betheiligten selbst zu glauben anfingen", abgerathen.

Ich sehe danach voraus, daß mein Bleiben hier sich verlängert, und bin sehr zufrieden damit, da ich mir sagen kann, daß ich mich keines Dienstes und keiner Arbeit geweigert habe. Ich denke in dieser Woche auf einige Tage nach London zu gehen, dann vielleicht in Vichy Brunnen zu trinken, in Trouville See zu baden. Nach Preußen komme ich nur wenn ich gerufen werde, so lange die Ministerkrisis nicht vollständig erledigt ist. — Herzliche Grüße an die Ihrigen. Seh'n Sie Hans Kleist, so sagen Sie, bitte, daß ich 2 Friedrichsd'or für Stahl's Büste zeichne.

In treuer Freundschaft Ihr

v. Bismarck.

Paris 5. Juli 62.

Lieber Roon

eben komme ich von London zurück; die Leute sind dort über China und die Türkei sehr viel besser unterrichtet wie über Preußen; Loftus muß noch mehr

Unsinn an seinen Minister schreiben, als ich dachte. Ich finde eben eine Gelegenheit, morgen früh nach Berlin, und darum schreibe ich diese Zeilen. Vor 10 Tagen telegraphirte man mir, ich solle den Feldjäger schicken, damit er Depeschen abhole; ich schicke ihn, und finde mit Erstaunen, daß er noch nicht zurück ist. Hätte ich das gewußt, so wäre ich noch in London geblieben. Ich werde nun in diesen Tagen um einen Sommerurlaub bitten, nach einem französischen Seebade, wo ich dann aber erst Ende July eintreffe, vorher möchte ich nach dem Süden von Frankreich, und auf Einen Tag nach Neapel, wo ich noch nie gewesen bin. Hier ist gar nichts los; der Kaiser geht morgen in verschiedene Departements, am 11ten nach Vichy, ihm dahin zu folgen scheint mir etwas zudringlich, der Minister geht auch fort, und was soll ich dann noch hier? Die Ministerialräthe unterstehn sich hier kein Wort über Politik zu reden, und wenn ich länger hier noch wohne, so muß ich mich definitiv einrichten, mit Frau und Pferden und Dienern; ich weiß schon nicht was und worauf ich zu Mittag essen soll . . Habe ich meine Sachen erst hier, so ziehe ich in den nächsten 12 Monaten sicher nicht nochmals um, es sei denn nach Schönhausen. Diese Ungewißheit, dieses „nicht wohnen" kann ich auf die Länge nicht aushalten, dazu bin ich nicht Fähnrich genug.

Jetzt bin ich zu schläfrig, ich gehe herzlich grüßend zu Bett. Treu der Ihrige

v. B.

Paris, 15. July 62.

Lieber Roon

ich habe mir neulich viele Fragen darüber vorgelegt, warum Sie telegraphisch Sich erkundigten, ob ich Ihren Brief vom 26. v. M. erhalten hätte. Ich habe nicht darauf geantwortet, weil ich etwas Neues über den Hauptgegenstand nicht geben sondern nur empfangen konnte. Seitdem ist mir ein Courier zugegangen, der mir seit 14 Tagen telegraphisch angemeldet war, und in dessen Erwartung ich 8 Tage zu früh von England zurückkam. Er brachte einen Brief von Bernstorff, in Antwort auf ein Urlaubsgesuch von mir. Ich bin hier jetzt überflüssig, weil kein Kaiser, kein Minister, kein Gesandter mehr hier ist. Ich bin nicht sehr gesund, und diese provisorische Existenz mit Spannung auf „ob und wie" ohne eigentliche Geschäfte beruhigt die Nerven nicht. Ich ging meiner Ansicht nach auf 10 bis 14 Tage her, und bin nun 7 Wochen hier, ohne zu wissen ob ich in 24 Stunden noch hier wohne. Ich will mich dem Könige nicht aufdrängen, indem ich in Berlin vor Anker liege, und gehe nicht nach Hause, weil ich fürchte auf der Durchreise durch Berlin im Gasthof auf unbestimmte Zeit angenagelt zu werden. Aus Bernstorffs Brief ersehe ich, daß es dem Könige vor der Hand nicht gefällt, mir das Auswärtige zu übertragen, und daß Se. Majestät sich noch nicht über die Frage schlüssig gemacht hat, ob ich an Hohenlohe's Stelle treten soll, diese Frage aber auch nicht durch Ertheilung eines Urlaubs auf 6 Wochen negativ präjudiciren will. Der König ist, wie mir Bernstorff schreibt, zweifelhaft, ob ich während der gegenwärtigen Session nützlich sein könne, und ob nicht meine

Berufung, wenn sie überhaupt erfolgt, zum Winter aufzuschieben sei. — Unter diesen Umständen wiederhole ich heut mein Gesuch um 6 Wochen Urlaub, was ich mir wie folgt motivire. Einmal bin ich wirklich einer körperlichen Stärkung durch Berg- und Seeluft bedürftig; wenn ich in die Galeere eintreten soll, so muß ich etwas Gesundheitsvorrath sammeln, und Paris ist mir bis jetzt schlecht bekommen mit dem Hunde-Bummel-Leben als Garçon. Zweitens muß der König Zeit haben, sich ruhig aus eigener Bewegung zu entschließen, sonst macht Se. M. für die Folgen die verantwortlich, die ihn drängen. Drittens will Bernstorff jetzt nicht abgehn, der König hat ihn wiederholt aufgefordert zu bleiben, und erklärt, daß er mit mir wegen des Auswärtigen gar nicht gesprochen habe; die Stellung als Minister ohne Portefeuille finde ich aber nicht haltbar. Viertens kann mein Eintritt, der jetzt zwecklos und beiläufig erscheinen würde, in einem späteren Moment als eindrucksvolles Manöver verwerthet werden.

Ich denke mir, daß das Ministerium allen Streichungen im Militäretat ruhig und deutlich opponirt, aber keine Krisis über dieselben herbeiführt, sondern die Kammer das Budget vollständig durchberathen läßt. Das wird, wie ich annehme, im September geschehen sein. Dann geht das Budget, von dem ich voraussetze, daß es für die Regierung nicht annehmbar ist, an das Herrenhaus, falls man sicher ist, daß die verstümmelte Budget-Vorlage dort abgelehnt wird. Dann, oder andernfalls schon vor der Berathung im Herrenhause, könnte man es, mit einer Königlichen Botschaft, welche mit sachlicher Motivirung die Zustimmung der Krone zu einem derartigen Budgetgesetz verweigert, an die Abgeordneten zurückgeben, mit der Aufforderung zu neuer Berathung. Eine 30tägige Vertagung des Landtages würde vielleicht an diesem Punkte, oder schon früher, einzuschalten sein. Je länger sich die Sache hinzieht, desto mehr sinkt die Kammer in der öffentlichen Achtung, da sie den Fehler begangen hat und noch weiter begehen wird, sich in Kleinigkeiten zu verbeißen, und da sie keinen Redner hat, der nicht die Langeweile des Publikums vermehrte. Kann man sie dahin bringen, daß sie sich in solche Lappalie wie die Continuität des Herrenhauses verbeißt, und darüber Krieg anfängt und die Erledigung der eigentlichen Geschäfte verschleppt, so ist es ein Glück. Sie wird müde werden, hoffen, daß der Regierung der Athem ausgeht. Wenn sie mürbe wird, fühlt, daß sie das Land langweilt, dringend auf Conzessionen Seitens der Regierung hofft um aus der schiefen Stellung erlöst zu werden, dann ist m. E. der Moment gekommen, ihr durch meine Ernennung zu zeigen, daß man weit entfernt ist den Kampf aufzugeben, sondern ihn mit frischen Kräften aufnimmt. Das Zeigen eines neuen Bataillons in der ministeriellen Schlachtordnung macht dann vielleicht einen Eindruck, der jetzt nicht erreicht würde; besonders wenn vorher etwas mit Redensarten von Octroyiren und Staatsstreicheln gerasselt ist, so hilft mir meine alte Reputation von leichtfertiger Gewaltthätigkeit, und man denkt „nanu geht's los." Dann sind alle Centralen und Halben zum Unterhandeln geneigt.

Das Alles beruht mehr auf instinctivem Gefühl, als daß ich beweisen könnte, es sei so; und ich gehe nicht so weit, zu irgend etwas das mir der

König befiehlt, deshalb auf eigene Faust nein zu sagen. Wenn ich aber um meine Ansicht gefragt werde, so bin ich dafür, noch einige Monate hinter dem Busch gehalten zu werden.

Vielleicht ist dies alles Rechnung ohne den Wirth, vielleicht entschließt sich Se. Maj. niemals dazu mich zu ernennen, denn ich sehe nicht ein, warum es überhaupt geschehen sollte, nachdem es seit 6 Wochen nicht geschehen ist. Daß ich aber hier, den heißen Staub von Paris schlucken, in Café's und Theatern gähnen, oder mich in Berlin wieder als politischer Dilettant ins Hôtel royal einlagern soll, dazu fehlt aller Grund, die Zeit ist besser im Bade zu verwenden.

Ich bin doch erstaunt von der politischen Unfähigkeit unserer Kammern, und wir sind doch ein sehr gebildetes Land; ohne Zweifel zu sehr; die Andern sind bestimmt auch nicht klüger, als die Blüthe unserer Klassenwahlen, aber sie haben nicht dieses kindliche Selbstvertrauen, mit dem die Unsrigen ihre . . . Unfähigkeit in voller Nacktheit als mustergültig an die Öffentlichkeit bringen. Wie sind wir Deutschen doch in den Ruf schüchterner Bescheidenheit gekommen? Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände, als sämmtliche gelernte Fachmänner, während es doch in andern Ländern Viele giebt die einräumen, von manchen Dingen weniger zu verstehen als Andre, und deßhalb sich bescheiden und schweigen.

Den 16 ten. Ich muß heut schleunig schließen, nachdem meine Zeit von andern Geschäften fortgenommen ist. Mit herzlichen Empfehlungen an die Ihrigen bin ich in alter Treue

Ihr v. B."

In denselben Tagen fühlte Roon auch wieder das Bedürfnis, dem Freunde Perthes sein Herz auszuschütten. Im Begriff, eine kurze Erholungsreise zu machen, hofft er während derselben auf eine Zusammenkunft mit P. — Der Arzt hatte ihm diese Reise dringend anbefohlen wegen erschütterter Gesundheit, und „da nun die Edelsten und Besten des Landes" — wie er am 16. Juli schreibt — „die Beratung des Militairetats, d. h. die commissarische, frühestens erst Ende dieses Monats vornehmen wollen und meine Verse über diese Materie geschrieben sind, so halte ich meine einstweilige Entfernung von hier nicht blos für zulässig, sondern auch für geboten, da ich für die bevorstehenden heißen Tage eine Stählung meiner Kräfte brauche . . . . Von Politicis heute also nur so viel, daß meine persönliche Stellung zu diesen Dingen Gottlob klar und klarer geworden ist. Ich bekomme entschiedene und giftige Feinde, die sich auch ein wenig vor mir fürchten und andrerseits auch warme Freunde, die meine Schwachheit ein wenig zu verehren belieben. In gewissen hohen Regionen bin ich immer entschiedener la bête, in andern das pis-aller, der Nothnagel vollsten Vertrauens. Bei dieser meiner, wie ich glaube, über meine Kräfte wachsenden Bedeutung fühle ich die Nothwendigkeit in meinen Mußestunden zu meiner Erheiterung die Geschichte von Strafford und Latour, der beiden edlen Grafen zu studiren, welche, gleich mir,

die Leidenschaft hatten, sich für die Sache ihrer Souveräne einzusetzen, wiewohl der Unterschied besteht, daß der meinige eine viel bessere Sache hat, als jene, nebst noch einigem anderem. Daher kann auch die vor Jahren von mir selbst ausgegangene Prophezeihung, „daß ich am Halse sterben würde" auch einen andern Sinn, nämlich den haben, daß der Hals und der ihm angehörende Kehlkopf mit seinen Krämpfen eben meine kranke Parthie ist. — —

Was sagen Sie zu dem Frankfurter Schützenspektakel? . . . . Viel weniger ärgerlich als die Aufführung eines gewissen Herrn ist mir die Rede von Schulze-Delitzsch, die er in Frankfurt gehalten; ja sie ist mir sogar sehr erwünscht, da sie die Loyalitäts-Maske der Fortschritts-Partei abzieht — -- — —

Und die Anerkennung von Italien? Ja, davon will ich nun nicht erst anfangen, denn meine Zeit ist verbraucht. Aber wie hübsch wäre es, wenn wir alle diese Dinge mit Gemüthlichkeit besprechen könnten. — — —

Nach Berlin zurückgekehrt, setzt Roon am 2. August seine Mittheilungen an Perthes fort:

— — — „Die von den Gegnern aus Unentschlossenheit und Bosheit bisher verschobene Katastrophe naht. In dieser Woche endlich werden die Kommissions-Berathungen über den Militär-Etat beginnen. Ich werde in diesen mein Pulver nicht verschießen. Dagegen bereite ich mich zu den Plenar-Berathungen nach Kräften vor. Mir ist zu Muthe wie den Kämpfern in einem Gottesgerichte zu Sinn gewesen sein mag. Ich habe keine Furcht vor den Gegnern, wohl aber vor meiner eigenen Unzulänglichkeit, und leider habe ich seit Kurzem auch Anlaß, wie ich schon schrieb, an meiner genügenden körperlichen Fähigkeit zu zweifeln; Gott helfe! Ich bin so voll von meinem Gegenstande wie ein übervolles Weinfaß, so daß der Stoff nicht völlig auf dem geordneten Wege sondern auch nebenher aus Ritzen und Fugen abzufließen geneigt ist. Ich möchte gern suaviter in modo sein, aber ich besorge, das „fortiter in re" möchte darunter leiden. Ueberhaupt bin ich kein Mann überlegter Vorbereitung; ich bin eine mehr aus momentanen Antrieben handelnde instinctive Natur. Alles was ich in meinem Leben Zweckmäßiges — freilich auch Verkehrtes — gethan war meist augenblickliche Eingebung. Darum verzichte ich auch auf eine ausgearbeitete Kammerrede, und suche nur mein Material sachlich zu ordnen, was, seiner Ueberfülle wegen, nicht leicht ist. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß ich von Hause aus auf jeden Effekt in dieser Kammer verzichte; ich will für das Land und für die Armee sprechen: dies Auditorium genügt mir, und ich darf wohl ohne Ueberhebung annehmen, daß man dort geneigt ist, die Ohren zu spitzen, wenn ich auch nur spreche, wie mir's das Herz eingiebt. Aber freilich fürchte ich hinterher den kolossalen Katzenjammer, der mich immer überfällt, wenn ich gesprochen, weil ich hinterher genau weiß, wie ich's hätte thun sollen und nicht gethan habe. — — —

In herzlichster Freundschaft

Ihr Roon." —

So gering die Hoffnungen gewesen waren, welche die Regierung und vor allem Roon auf die oben erwähnten, im August begonnenen Kommissionsberatungen gesetzt hatten: das Resultat derselben übertraf doch noch alle ungünstigen Erwartungen Die gemäßigteren Elemente der Budgetkommission befanden sich, wie schon erwähnt, in ohnmächtiger Minorität; die eigentlichen Führer der Altliberalen aber, unter deren Auspizien und Einflusse das Werk der Armeereform 1860 als Provisorium ins Leben gerufen war, blieben von den Vorberatungen des Budgets sogar völlig ausgeschlossen. Schon hierdurch war ein offenkundiges Anzeichen gegeben, daß die gegenwärtige Landesvertretung sich nicht bloß im Gegensatz gegen das Verhalten der Staatsregierung, sondern ebensosehr gegen die bisherigen Auffassungen des Landtages zu setzen entschlossen war.

Und so war es denn ein rein negatives Ergebnis, welches sich schließlich aus den wochenlangen Verhandlungen dieser Kommission ergab: der Vorschlag nämlich zur bloßen Ablehnung der gesamten Ausgaben der Reorganisation schon für das Jahr 1862; ein Beschluß, gegen welchen die Vertreter der Regierung, an ihrer Spitze Roon, vergeblich ihre warnende Stimme erhoben hatten, dessen thatsächliche Bedeutungslosigkeit aber außerdem von vorn herein einleuchtete. Es zeigte sich auch hier, wie immer, daß eine Einigkeit zum bloßen Verneinen viel leichter zu erreichen ist als eine Übereinstimmung zu positiven Vorschlägen. Nachdem nämlich die Absetzung aller bezüglichen Positionen (die nach Meinung der Mitglieder des linken Zentrums nur eine vorläufige sein sollte) erfolgt war, fand keine der zahlreichen Resolutionen, welche das entstandene Vakuum wieder beseitigen und eine positive Erledigung der schwebenden Differenzen anbahnen sollten, eine Mehrheit der Stimmen; und die Kommission trat also lediglich mit dem Antrage vor das Haus, die ganze Reorganisation, das unter Mitwirkung dreier Landtage vollbrachte Werk des Königs und seines Kriegsministers — schlechthin zu negieren.

So war die Lage, als das Plenum des Abgeordnetenhauses am 11. September in die Beratung des Militäretats eintrat.

Durch eine ausführliche Erklärung der Regierung (durch den Mund des stellvertretenden Vorsitzenden von der Heydt) wurde sie eingeleitet. Diese Erklärung war in sehr versöhnlichem Tone gehalten und begann mit dem Nachweise, daß weder von der Regierung beabsichtigt, noch von dem Landtage erwartet sei, daß die Umgestaltung des Heeres nur eine temporäre Maßregel sein solle; wie vielmehr im Jahre 1860 Einverständnis geherrscht habe, daß jene im Interesse des Landes und des Heeres unabweisbar dauernd geboten sei; die definitve Regelung sei nur dadurch aufgehalten worden, daß vom Landtage eine Abänderung des Gesetzes über die Dienstpflicht für nötig erachtet worden wäre. In diesem Sinne hätte auch seitdem der Landtag die Mittel wiederholt extraordinär bewilligt, die Regierung hätte also auch pro 1862 die erforderlichen Ausgaben vorläufig leisten müssen; auch habe sie darin umsomehr bona fide gehandelt, als schon seit Jahren so verfahren worden sei, und zwar ohne Widerspruch, falls das Etatsgesetz einmal nicht rechtzeitig zustande gekommen sei; die Regierung er-

kenne aber an, daß die Formation der Armee, insofern damit eine dauernde Etatserhöhung oder Gesetzesveränderung verbunden sei, als definitiv erst nach erfolgter Zustimmung des Landtages betrachtet werden könne. Die Regierung sei also damit einverstanden, daß die Kosten der Reorganisation zunächst wieder im Extraordinarium (statt im Ordinarium) bewilligt würden, und stelle die Vorlage eines bezüglichen Gesetzes im Januar 1863 mit Bestimmtheit in Aussicht; auch erkenne die Regierung an, daß sie wegen der seit 1. Januar 1862 geleisteten Ausgaben der nachträglichen Genehmigung des Landtages bedürfe. —

Eine auf vorstehender Basis erfolgende vorläufige Beilegung des Streites hätte jedoch den Plänen der Fortschrittspartei nicht entsprochen; sie wollte nicht eine Verständigung über die Heeresreform, sondern deren Wiederaufhebung, nicht jene versöhnliche Ausgleichung der Differenzen, sondern den Kampf gegen die bestehenden Gewalten und eine vollständige Demütigung der Krone, der sie ihren Willen aufzwingen wollte. Hatten doch schon in der Kommission die entschiedenen Fortschrittsleute den Sinn ihres Votums dahin erläutert: das Abgeordnetenhaus wollte die Reorganisation schlechthin nicht, wollte vielmehr auf den Etat und die Wehreinrichtungen vor 1859 zurückgehen; sei das Geld für 1862 schon verausgabt, so habe die Regierung sich vor allem zur Umkehr zu entschließen; dann könne sie später die nachträgliche Genehmigung der unwiederbringlichen Ausgaben erhalten. —

Vergebens stellte sich Herr von Patow in den nachfolgenden Debatten ganz auf den Standpunkt der Regierung und wies das rechtmäßige Verfahren der letzteren, die bona fide gehandelt habe, nach; vergebens sprach jetzt Vincke in glänzender Rede für die Reorganisation, ihrem Wesen und Hauptzwecke nach, indem er verlangte, daß etwaige Modifikationen derselben erst bei der Vorberatung des Etats pro 1863 erörtert werden sollten, die pro 1862 geleisteten Ausgaben aber anstandslos zu bewilligen wären; selbst der Fortschrittsmann Twesten machte auf die große Bedenklichkeit und praktische Unzulässigkeit der von der Kommission gestellten Anträge aufmerksam. Auch schien es nach den klaren und eindringlichen Reden, mit welchen Roon den Standpunkt der Regierung darlegte, welche letztere „keineswegs auf das spekuliert, was man einen Konflikt nennt, sondern vielmehr das Bedürfnis fühlt, eine Einigung über die obschwebende Frage herbeizuführen“ — einen Augenblick, als sei der Wunsch nach Einigung auch im Hause zum Durchbruch gekommen. In der Budgetkommission aber gelang es sehr bald, den Keim einer versöhnlichen Stimmung wieder zu unterdrücken, indem man, anknüpfend an Roon's am 17. September gefallene entgegenkommende Äußerungen, den Versuch machte, sofort positive Zusicherungen in betreff des künftigen Gesetzes zu erhalten. Solche Zugeständnisse in betreff der künftigen prinzipiellen Erledigung der Militärfrage konnte und wollte Roon aber nicht geben, mußte vielmehr die Regierung gegen weiter gehende Forderungen mit aller Bestimmtheit verwahren. Roon schrieb darüber in jenen Tagen an Perthes:

Berlin, 20. September.

„Mein theurer Freund! Vergeblich habe ich in dieser letzten Zeit nach einigen herzstärkenden Worten von Ihnen ausgeblickt; zu meinem Schmerze vermuthe ich daher, daß Sie leidender als sonst sind. Sagen Sie mir das Gegentheil, wenn Sie können! — Soeben komme ich aus der Sitzung des Abgeordnetenhauses, wo die Berathung des Mil. Etats pro 1862 zu Ende geführt worden ist; am 23ten erfolgt die Schlußabstimmung. Wie? darüber giebt es nicht den leisesten Zweifel. „Unsinn du siegst!" und wenn ich dann nicht hinzufüge: „und ich muß untergehen," so geschieht dies darum nicht, weil ich noch ganz und gar keine Lust, auch keine Veranlassung zum Untergehen fühle. Die aufregende, mir fast allein zugefallene schwere Arbeit hat meine Nerven einigermaßen erschüttert, jedoch nicht in dem Grade, daß ich mich bewogen fände, die Flinte in's Korn zu werfen, wie jetzt einige meiner Amtsgenossen beabsichtigen.

Ja! wir haben wieder einmal Minister-Krisis. Hohenlohe und Heydt wollen bedingungsweise, Bernstorff unter allen Umständen davon. Bismarck-Schönhausen ist heute, nicht berufen, sondern Urlaubshalber, hier eingetroffen. Möchte dies zum Heile des Landes, zur Bildung eines in sich homogenen, starken, entschlossenen Ministeriums führen! An maaßgebender Stelle scheint man fest entschlossen, nicht nachzugeben, sondern versuchen zu wollen, ob das Land nicht dieses cynischen und widersinnigen Treibens seiner Boten überdrüssig ist. Der bevorstehende Beschluß, wonach alle Kosten für die Reorganisation pro 1862, die bereits verausgabten inclusive, verweigert werden sollen, falls nicht die Regierung sofort erklärt, die gesetzliche 3jährige Dienstzeit fallen zu lassen und die zweijährige gesetzlich einzuführen, ist so terroristischer Natur, daß der König nicht darauf eingehen kann, ohne die Krone tief zu demüthigen. Gleichwohl ist das dem Landtage zustehende verfassungsmäßige Recht der Geldbewilligung so unzweideutig, daß der bevorstehende Konflikt einen tiefen Riß in's Land bringen muß. Mir blutet das Herz bei dem Gedanken der Schwächung unseres Ansehens im Auslande und die Zerrüttung aller Begriffe und Verhältnisse im Innern, die sich daran knüpfen werden. Aber ich kann nicht zu einem schimpflichen Frieden rathen und einen ehrenvollen sehe ich nicht ab; also Krieg! sollten mich auch alle Schmerzen und Wunden eines solchen zuerst treffen! Was sagt nun Ihr Staatsrecht über die obschwebende schwere Frage, die leider zur brennendsten Partheifrage geworden ist? Ein schwächlicher Versöhnungsversuch (am 17.), bei dem leider mir die Hauptrolle zugefallen war, ist ohne Resultat geblieben und damit von Neuem constatirt, daß die Opposition keinen Frieden, sondern Unterwerfung will. Dem ist ein ehrenhafter Untergang vorzuziehen, ein Schicksal, dem ein heißer Kampf vorangehen wird. Das Gefühl körperlicher Herabstimmung, welches mich bei dem Gedanken schaudern macht, wird mit Gottes Hülfe weichen. Aber entsetzlich ist der andere, daß ich mir von Neuem erst die Waffe mühsam werde schmieden müssen, mit deren Hülfe er auszufechten ist. — Doch — ich bin erschöpft, und daher genöthigt zu schließen, so rhapsodisch diese Mittheilung auch bleiben mag. Uebrigens mache ich auch tröstliche Erfahrungen. Die Armee

schickt mir täglich Zurufe. Auch aus anderen Kreisen gelangen Adressen und Beifallsäußerungen zu mir und zu morgen ist mir aus Magdeburg eine Adresse mit 7000 Unterschriften angekündigt. Wenn auch Gott allein die Ehre gebührt, so wird doch ein schwaches Menschenherz durch solche Zeichen ermuthigt. Mit herzlichem Händedruck und Freundesgruß, auch für ihre liebe und liebenswerthe Frau und die Kinder

Ihr treuer matter Freund

Roon."

Herr von Bismarck, dessen am 20. September erfolgte Ankunft in Berlin in vorstehendem Schreiben erwähnt wird, hatte aus Frankreich das letzte Mal am 12. September (und zwar aus Toulouse) an Roon geschrieben:

„Meine Kreuz- und Querzüge in den Pyrenäen haben gemacht, daß ich Ihren Brief am 31. August erst heut hier vorfinde. Ich hatte auch auf einen von Bernstorff gehofft, der mir vor vier Wochen schrieb, daß sich im September die Frage wegen des Personalwechsels jedenfalls entscheiden müsse. Ihre Zeilen lassen mich leider vermuthen, daß die Ungewißheit um Weihnachten noch dieselbe sein wird wie jetzt. Meine Sachen liegen noch in Petersburg und werden dort einfrieren, meine Wagen sind in Stettin, meine Perde bei Berlin auf dem Lande, meine Familie in Pommern, ich selbst auf der Landstraße. Ich gehe jetzt nach Paris zurück, obschon ich dort weniger wie je zu thun habe, mein Urlaub ist aber um. Mein Plan ist nun Bernstorff vorzuschlagen, daß ich nach Berlin komme, um das Weitere mündlich zu besprechen. Ich habe das Bedürfniß einige Tage in Reinfeld zu sein, nachdem ich die Meinigen seit dem 8. Mai nicht gesehen habe. Bei der Gelegenheit muß ich ins Klare kommen. Ich wünsche nichts lieber, als in Paris zu bleiben, nur muß ich wissen, daß ich Umzug und Einrichtung nicht auf einige Wochen und Monate bewirke, dazu ist mein Hausstand zu groß. Ich habe mich niemals geweigert, das Präsidium ohne Portefeuille anzunehmen, sobald es der König befiehlt; ich habe nur gesagt, daß ich die Einrichtung für eine unzweckmäßige halte. Ich bin noch heut bereit ohne Portefeuille einzutreten, aber ich sehe gar keine ernstliche Absicht dazu. Wenn mir Se. Majestät sagen wollte: am 1. November, oder 1. Januar, oder 1. April — so wüßte ich woran ich wäre, und bin wahrlich kein Schwierigkeitsmacher, ich verlange nur $^1/_{100}$ der Rücksicht, die Bernstorff so reichlich gewährt wird. In dieser Ungewißheit verliere ich alle Lust an den Geschäften und ich bin Ihnen von Herzen dankbar für jeden Freundschaftsdienst, den Sie mir leisten, um ihr ein Ende zu machen. — — —

Ich hatte nicht gehört, daß der König zum 13ten nach Carlsruh geht. Ich würde S. Majestät dort nicht mehr treffen, wenn ich mich hinbegeben wollte, auch weiß ich aus Erfahrung, daß solche ungerufene Erscheinungen nicht willkommen sind; der Herr schließt daraus auf ehrgeizig drängende Absichten bei mir, die mir weiß Gott fern liegen. Ich bin so zufrieden Sr. M. Gesandter in Paris zu sein, daß ich nichts erbitten möchte als die Gewißheit, es wenigstens

bis 1875 zu bleiben. Schaffen Sie mir diese oder jede andere Gewißheit, und ich male Engelsflügel an Ihre Photographie! —

Was verstehn Sie unter „Ende dieser Session?" Läßt sich das so bestimmt voraussehen, wird sie nicht in die Wintersession ohne Pause übergehen? und kann man die Kammern schließen ohne Resultat über das Budget? ich will die Frage nicht gerade verneinen, es kommt auf den Feldzugsplan an.

Ich reise eben nach Montpellier ab, von dort über Lyon nach Paris. Bitte schreiben Sie mir dahin, und grüßen Sie herzlich die Ihrigen. In treuer Freundschaft Ihr

v. B. —".

Es mag dahingestellt bleiben, ob Bismarck's am 20. September erfolgte Ankunft auf direkte Veranlassung von seiten Roon's erfolgt ist, sei es brieflich, sei es telegraphisch. In den hinterlassenen Papieren findet sich darüber nichts Bestimmtes. In der vor einiger Zeit veröffentlichten Biographie des verewigten Feldmarschalls Manteuffel wird darüber angegeben, Roon habe an Bismarck telegraphiert: „die Birne ist reif" — worauf Bismarck sofort nach Berlin abgereist sei. Dies kann sich immerhin so zugetragen haben, wenn auch Roon es nicht für richtig hielt, darüber Mitteilung an Perthes zu machen, und ähnliches hat Roon den Seinigen auch später erzählt: für die Sache selbst ist es nicht erheblich, ob dies so oder etwas anders verlaufen ist. Aus jenem Briefe Bismarck's aus Toulouse wissen wir mit Sicherheit, daß er ohnehin in Begriff stand, nach Deutschland abzureisen; und die Hauptsache war, daß er glücklich zur Stelle war, als die Krisis ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Am 23. September trat nämlich das Abgeordnetenhaus dem oben erwähnten radikalen Antrage seiner Kommission bei: mit 308 gegen 11 Stimmen nahm es das verstümmelte Budget pro 1862 an, nachdem vorher mit 273 gegen 68 Stimmen die gesamten Heeres-Reformkosten aus dem Budget gestrichen worden waren. Das Haus hatte durch dieses Votum den Bestand der preußischen Armee für nichtig erklärt! —

In Babelsberg war es, wo selbigen Tages Roon über diese definitiven Beschlüsse des Abgeordnetenhauses Vortrag hielt und des Königs Majestät — welchem die Entlassungsgesuche von Hohenlohe, Heydt und Bernstorff schon vorlagen — erneut seinen Rat verlangte, was in dieser schweren Lage zu thun sei.

„Berufen Ew. Majestät Bismarck" — war, wie schon oft, Roon's Antwort. „Er wird nicht wollen, wird es jetzt auch nicht übernehmen; er ist auch nicht da, es kann mit ihm nichts besprochen werden" versetzte der König. „Er ist hier, er wird Ew. Majestät Ruf bereitwillig folgen" — konnte Roon da antworten.

Die Folge war eine längere Unterredung des Königs mit Bismarck, nach welcher diesem vorläufig der Vorsitz im Staatsministerium übertragen wurde. Wenige Tage darauf erfolgte die definitive Ernennung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Minister-Präsidenten: das von Roon lange Ersehnte war damit endlich erreicht! —

Die ersten amtlichen Handlungen des neuen Ministeriums Bismarck sind bekannt: am 29. September erschien dieser zum ersten Mal vor der Kammer und zog, um den unausbleiblichen Bruch nicht noch schwerer zu machen, das Budget pro 1863 zurück. Nachdem das Abgeordnetenhaus diesen Schritt durch eine sehr feindselige Resolution, die Ausgaben pro 1862 betreffend, beantwortet hatte, erfolgte am 11. Oktober die Verwerfung des ganzen (verstümmelten) Budgets pro 1862 durch das Herrenhaus.

Am 13. Oktober wurde der Landtag geschlossen. Die budgetlose Regierung begann, sie war unvermeidlich geworden. Das reorganisierte Heer aber — blieb unangetastet. (Fortsetzung folgt.) R. v. D.

Der Landrichter.

Novelle

von

Victor Valentin.

I.

Der Arzt hatte mich für nervös erklärt und in ein Ostseebad geschickt; mir wäre die Nordsee lieber gewesen, aber er behauptete, daß die starke Wellenbewegung an der Nordseeküste nervöse Zustände häufig steigere. So fuhr ich nach Z., froh, Bücherstaub und Wissensqualm für einige Wochen hinter mir lassen zu können; ich fand einen kleinen Ort, halb Stadt, halb Dorf, eine halbe Stunde von der Küste entfernt, und reichliche Gelegenheit, mich dort einzumieten; aber man hatte mir von zwei Kurhäusern dicht am Strande gesprochen, und ich zog es vor, mich dahin zu wenden. Eines davon war eine moderne Hotelkaserne neuesten Datums, vor der ein paar Kellner herumlungerten, deren hochmütig blasierte Visagen samt der Lawntennis spielenden Bewohnerschaft mich so abschreckten, daß ich mich gleich der zweiten der Strandherbergen zuwendete, einem in geringer Entfernung mitten im Grünen gelegenen kleineren Hause. Ich fand eine bescheidene, saubere Wirtschaft und eine freundliche Hausfrau, die mir drei Zimmer zur Wahl stellte. Da am Ende des Flures noch eine nummerierte Thür war, durch die man nach meiner Berechnung zu einem Eckzimmer gelangen mußte, das vermutlich doppelte Aussicht bot, fragte ich, ob dieses schon besetzt sei.

„Besetzt nicht, aber bestellt," beschied mich die Frau in ihrer langsamen nordostdeutschen Sprechweise. „Wir erwarten den Herrn in drei Tagen oder vier. Es ist schon das sechste Jahr, daß der Herr dieses Zimmer bewohnt."

„Das spricht ebenso für den Herrn als für Sie," antwortete ich. Es ist wahr, ich bevorzuge die Leute mit konservativen Neigungen. Ich wählte das Zimmer neben dem seinigen. Das Wetter war kalt, neblig und regnerisch die

ersten Tage; von dem Meere war nicht viel zu sehen, aber es war mir wohlthuend, sein monotones Rollen und Rauschen zu hören, im feuchten Sande herumzusteigen oder auf der Veranda zu sitzen und mir den kräftigen Seegeruch, jenen köstlichen Duft von faulenden Algen und verwesenden Seetieren, vom Winde zuwehen zu lassen. Am dritten Tage reisten die beiden Familien, die außer mir im Hause wohnten, ab, und es herrschte eine, ich weiß nicht recht, ob wohlthuende oder unangenehme Stille. Zwei Tage lang war ich der einzige Gast.

Am Morgen des fünften, als ich unter die Veranda oder Kolonade trat, überraschte mich ein hübsches Bild. Am Tische, vor seinem dampfenden Frühstück, saß ein Fremder. Er hatte den Stuhl etwas herumgeschwenkt und unterhielt sich mit zwei Hausgenossen, mit denen ich ebenfalls schon Freundschaft geschlossen, einem riesengroßen Neufundländer und einem vierjährigen Bürschchen, dem jüngsten Kinde der Wirtsleute. Den Kleinen hielt er mit seinem rechten Arm umschlungen, dem Hunde, der die Vorderpfoten auf seine Knie gelegt, streichelte er das Fell. Es war, wie gesagt, ein hübsches Bild. Als er mich kommen hörte, hob er den Kopf und stand auf, mich zu begrüßen, indem er sich als Amtsrichter Ehlert aus Magdeburg vorstellte. Ich erwiderte seine Höflichkeit und setzte mich ihm gegenüber. Er war ein hübscher Mann, nicht schön, aber von angenehmen Zügen, mit kurzgeschnittenem, dunkelblondem Haar, sehr schönen blauen Augen und mächtigem blonden Schnurrbart; seine Gesichtsfarbe war leicht gebräunt, sein Wuchs hoch und stattlich. Er war natürlich der Gast, der schon zum sechsten Male in dem kleinen Strandhofe wohnte.

Wir fanden bald Gefallen aneinander, und die Freude, daß es so war, schien uns noch näher zu bringen; nicht nur dieser Tag, sondern auch die nächsten sahen uns häufig zusammen. Was ihn am meisten auszeichnete, war die Ruhe und Stetigkeit seines Wesens, er sprach weder schnell noch langsam, weder laut noch leise, zeigte nie heftige Bewegungen und war immer gleichmäßig höflich und verbindlich. Ich nahm an, da er nicht mehr ganz jung war — achtunddreißig oder vierzig Jahre vielleicht — daß er zu jenen Menschen gehöre, die mit den Leidenschaften des Lebens abgeschlossen haben und von der Zukunft nichts Hervorragendes mehr erwarten. Seine Urteile waren übrigens bisweilen scharf, und auf seinen gewöhnlich unter strenger Selbstherrschaft gehaltenen und eigentlich wohlwollenden Zügen lag mitunter ein leichter Ausdruck von Ironie und Bitterkeit. Ich habe ihn nie lachen hören, selbst über einen guten Witz lächelte er nur, dennoch war er nie mürrisch oder wortkarg. —

Das Wetter hatte sich seit seiner Ankunft aufgeklärt, wir verlebten die köstlichsten Augusttage an diesem heiteren Strande, der, von sonnendurchtränkten Wellen schmeichelnd umspielt, sich meilenweit weiß und glänzend hinzieht, landeinwärts die Dünen bis an die frischprangenden Buchenwälder sich hinanschiebend.

Von Tag zu Tag schlossen wir uns mehr aneinander an. Ich kann nicht sagen, daß wir uns geradezu befreundet hätten — dazu war der Unterschied der Temperamente vielleicht zu groß — aber wir verkehrten gern und viel und unter-

hielten uns damit, über die verschiedensten Daseinsmaterien unsere Ansichten auszutauschen. Ehlert war sehr unterrichtet und hatte mancherlei gesehen, er sprach über Politisches und Socialpolitisches, über Kunst, Philosophie und Litteratur, und was er sagte, hatte Hand und Fuß; wo er nicht Bescheid wußte, bekannte er es einfach und suchte nie, einen Mangel an Einsicht und Kenntnis mit Redensarten zu verdecken. Kurz, er war ein nobler, klar denkender, warm empfindender, ehrlicher Mensch, und ich möchte fast sagen: eine durchsichtige Natur; daß er dabei dennoch etwas in sich Gekehrtes, so zu sagen leise Verschleiertes behielt, war gerade das Moment, das ihn immer interessant erscheinen ließ.

Wir pflegten zusammen zu baden, zusammen zu Mittag zu essen, in den Wäldern herumzustreifen oder Partieen mit dem Dampfer und dem Seegelboot zu machen, aber ganz zwanglos; hatte einer von uns Lust, allein zu sein, so machte er sich eben ohne den andern auf den Weg oder blieb auf seinem Zimmer und ließ Sonne und Seeluft zu den offenen Fenstern hineinströmen.

So vergingen drei Wochen und damit der August. Am zweiten September schon in der Frühe steckte der wackere Jansen, unser Hauswirt, eine schwarz-weißrote Fahne heraus, und der alte Klas, das in allen Praktiken erfahrene Hausfaktotum, Klas mit der Matrosentheerjacke, traf mit bunten Öllämpchen einige Illuminationsvorrichtungen, die nicht gerade überwältigende Wirkungen verhießen. In dem etwa zweihundert Schritt entfernten Badehotel „Kaiserkrone" wurden etwas umfassendere Anstalten zur Feier des deutschen Nationaltages getroffen: drei oder vier Riesenfahnen, Laubgewinde, Errichtung einer leichtgezimmerten Orchestra für blasende Musici und so weiter. Unsere Wirtin belehrte uns, daß es eine sehr gute Militärkapelle sei, die aufspielen würde, viel besser als die andere, die sich drüben auf Norderplatte werde hören lassen, daß dort aber zum Entgelt ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt werden sollte. Da ich nicht im mindesten geneigt war, einem so kindischen Zauber zuliebe, wie in meinen Augen ein Feuerwerk war, schlechte Musik anzuhören, schlug ich dem Amtsrichter vor, am Nachmittage mit dem Segelboot eine Fahrt ins offene Meer zu machen und uns des Abends unter die festesfrohe Menge im Saal oder Garten der „Kaiserkrone" zu mischen. Ehlert aber, nachdem er nachdenklich seinen blonden Schnauzbart frisiert, sagte:

„Die Fahrt mit dem Segelboot ist mir sehr recht. Leichter Südwester — Wetter zweifellos — Luftperspektive unvergleichlich — aber — — ich möchte sehr gern, daß wir uns nach einem Abstecher hinüber nach Norderplatte steuern ließen und dann mit dem letzten Dampfer herüberführen."

„Ich glaube fast, das Feuerwerk lockt Sie," bemerkte ich neckend.

„In der That, so ist es. Bei ruhiger See müssen die Lichteffekte auf dem Wasser brillant sein, und überdies — ich habe dergleichen seit Jahren nicht gesehen und — liebe es eigentlich."

Ich war natürlich bereit, mich seinem Wunsche zu fügen, obschon mir, ich muß es sagen, diese Vorliebe an einem so ernsten und geistvollen Menschen, wie es Ehlert war, etwas sonderbar vorkam.

Die Fahrt war sehr schön. Bei der außerordentlichen Klarheit der Luft schien der Horizont in unendlicher Ferne zu liegen, blendender Glanz wogte glitzernd auf der weiten Wasserfläche, und wenn man hinab sah, war das Meer von wunderbar blaugrüner Färbung. Wir setzten uns so, daß das leichtgeblähte Segel uns beschattete, und ließen uns schweigend hinaustreiben; über jenes Stadium, in dem man noch höflichkeitshalber jede Pause im Gespräch mit abgedroschenen Phrasen vollstopft, waren wir längst hinüber und so begnügten wir uns, dann und wann ein Wort mit den Bootsknechten zu tauschen. In weitem Bogen fuhren wir hinaus, erst nordostwärts, dann südöstlich den Kurs haltend, so daß wir gegen acht Uhr, also schon bei völliger Dunkelheit, auf Norderplatte anlangten, schon von weitem von den Klängen eines militärischen Potpourri begrüßt. An Land fanden wir eine bunte, festlich gestimmte und geputzte Menge und stürzten uns in das Durcheinander eines splendid beleuchteten Konzertgartens mitten hinein, Ehlert mit gleichmütig ruhigen Blicken die Tische streifend, ich mit den indiskret forschenden eines Menschen, der sich gewöhnt hat, die Welt als Objekt des Studiums und der Darstellung zu betrachten. Etwas abseits fanden wir noch einen leidlichen Platz, von dem aus ich mich des lauten, buntbewegten Lebens freuen konnte, das mir nach der während der langen Fahrt reichlich genossenen Ruhe und Eintönigkeit unserer Umgebung doppelt wohl that.

Ich weiß nicht, was Ehlert empfand. Während wir zu Abend aßen, vertiefte er sich in die Erörterung eines juristischen Falles und fragte zwischendurch den Kellner, wann und wo das Feuerwerk abgebrannt würde. Er war enttäuscht zu hören, daß es nicht auf offenem Meere, sondern im Garten vor sich gehen solle, aber es mache sich zwischen den Bäumen besser, meinte Jean, und übrigens begänne es gegen neun Uhr; der Kellner bezeichnete uns auch eine Stelle, von wo aus wir es sehr gut sehen und wo wir von dem Gedränge nicht belästigt werden würden.

Über Abendessen und Plaudern kam dann die Zeit heran. Man weiß, wie es bei einem Feuerwerk zugeht: zuerst die drei obligaten Kanonenschläge mit Begleitung von etwas Damen- und Kindergekreisch, dann eine Anzahl Leuchtkugeln, einige zischende Raketen, die Räder, die Sonnen, die pots à feu und so weiter. Es machte mir Spaß, die Leute zu beobachten, wir standen im rechten Winkel zu ihnen — alles hatte seine Plätze verlassen und sich vor einem niedrigen Strauchwerk angestaut — und so konnten wir die buntbestrahlten, vergnügten Gesichter gerade überschauen. Ein etwa zehnjähriger Knabe nicht weit von mir bemühte sich, die verschiedenen Töne nachzuahmen und begleitete das Gerassel und Gepuff mit einem fortwährenden: „Dsch — dsch — dsch — rattattattatta — rax — rax — ritz — — — aaahh!“ und dergleichen; dazu zappelte er am ganzen Leibe, fuchtelte mit den Armen in der Luft und schnitt die merkwürdigsten Gesichter, während es unter den andern ging: „Ei sieh doch! nein so hoch! ach, reizend, reizend! Dschsch!“

Als ich mich nach meinem Gefährten umsah, um eine Bemerkung über das drollige Gebahren dieser Leutchen zu machen, sah ich zu meinem Erstaunen, wie

er, die Hände in die Rocktaschen versenkt, mit tiefem Ernst, nein, mit einem Ausdruck sinnender Trauer in die eben mächtig aufschießende, zischende Feuergarbe starrte. Ich sagte nichts und wendete mich verwundert ab; als ich ihn nach ein paar Augenblicken wieder ansah, lächelte er, es war ein leises, sehnsüchtig melancholisches Lächeln, und es kam mir so sonderbar vor, daß ich meine Blicke an ihm haften ließ, umsomehr, als er mich ganz vergessen zu haben schien. Plötzlich wendete er sich um und sagte: „Ein schönes Feuerwerk."

„Oh gewiß, sehr schön."

„Wir werden jetzt noch die „Serpents" haben, das macht sich auch sehr gut."

„Ganz ausgezeichnet."

Und die „Serpents" wurden exekutiert. Der kleine Junge löste sich vor Entzücken und Anstrengung, diesem Spektakel nachahmend gerecht zu werden, beinahe auf. Beide Zeigefinger in die Backen gesteckt, schien er fürchterliche Töne von sich zu geben und dazu schnellte er sich in Schlangenwindungen auf und nieder, als wenn er die Krämpfe hätte. Plötzlich noch ein furchtbarer Krach, und der Feuerzauber hatte ein Ende. —

„Haben Sie Lust, noch eine Flasche Wein mit mir zu trinken?" fragte der Amtsrichter, mir eine Hand auf die Schulter legend. „Wir haben es jetzt zehn Minuten über neun. Es werden zwei Dampfer von hier abgelassen, der eine um halb, der andere Punkt zehn Uhr. Wenn wir den letzten benützen, sind wir um halb elf drüben. Ist es Ihnen nicht zu spät?"

„Aber ich bitte Sie, Verehrtester."

Da die Menge sich jetzt zerstreute, sich teilweise landeinwärts kehrend, teilweise dem ein gutes Stück entfernten Dampfer-Abfahrtsorte zuwendend, fanden wir unter einer hohen, weitoffenen Laube einen beinah poetischen, jedenfalls recht ungestörten Platz, der einen freien Ausblick bis nach dem Meere bot und den wir deshalb unserem ersten vorzogen. Ehlert nötigte mir eine seiner schweren Zigarren auf und bat mich, die Bestellung machen zu dürfen.

II.

„Das war das erste Feuerwerk, das ich seit zehn Jahren gesehen habe," sagte er, als wir vor unseren Gläsern saßen, „ein sehr schönes Feuerwerk, sehr schön!" Und er sah in die dunkle Nacht hinaus in der Richtung nach dem Meere, mit so sonderbaren, weitschauenden Augen, als grüßten ihn aus unendlichen Fernen holde, geheimnisvolle Erinnerungen. Dann ergriff er sein Glas. „Auf ihr Wohl, von der ich Ihnen jetzt erzählen werde!" Mit hellem Klange stießen die Gläser aneinander, dann leerte er das seine auf einen Zug. „Denn Sie werden ja doch bemerkt haben, daß dieses Feuerspiel eine gewisse Nebenbedeutung für mich hatte."

„Ich habe so etwas vermutet."

„Nun gut, so lassen Sie mich beginnen:

„Es war vor elf Jahren, als ich nach D. versetzt wurde. Ich kam als Assessor an das dortige Amtsgericht und wurde der Abteilung für Zivilprozesse,

speziell derjenigen für Ehescheidungen zuerteilt. Ich war damals siebenundzwanzig Jahr und frivol genug, mir von dieser Beschäftigung einen gewissen pikanten Reiz zu versprechen. Wenn sie ihn je gehabt hat, so ist er sehr schnell verflogen, nicht einmal viel Abwechslung bot das Material: böswillige Verlassung, Untreue, Mißhandlung, mangelhafte Gewährung von Subsistenzmitteln — das kommt immerfort wieder; dann und wann ein Fall von unheilbarem Irrsinn, längere Freiheitsstrafen oder dergleichen, im ganzen ist es immer dasselbe. Versöhnungen werden sehr selten zustande gebracht, denn naturgemäß sind diese Scheidungen das Resultat jahrelanger unerträglicher Zustände, die Groll und Abneigung bis zum wütendsten Hasse gesteigert haben. — Wir würden übrigens weit mehr geschiedene Ehen haben," — fuhr er nach einer kleinen Pause ganz geschäftsmäßig fort, „wenn die Gewohnheit nicht soviel Macht über die Menschen besäße, wenn die Abneigung gegen den öffentlichen Skandal, gegen die namentlich für die Frau empfindliche Einbuße an sozialer Geltung nicht so groß und ihre Erwerbsfähigkeit nicht eine so beschränkte wäre, Momente, die den Ehemännern sehr wohl bewußt und nicht ohne Einfluß auf ihr Verhalten sind, die aber auch auf den Charakter der Frau demoralisierend wirken, wie jede Zwangslage wirkt. — Das heißt, es giebt auch Ausnahmen," setzte er hinzu.

„Sind es diese Erfahrungen, die Sie gelegentlich Ihrer juristischen Thätigkeit in D. machten, die Sie veranlaßten, Cölibatär zu bleiben?" fragte ich ihn.

„Doch nicht eigentlich. Ich würde vielmehr geglaubt haben, alle Garantien für das Glück an der Hand zu haben, wenn ich diejenige als Mädchen kennen gelernt hätte, die ich zufälligerweise als Frau traf. — Ich war schon ein Vierteljahr in D. installiert, als ich erfuhr, daß ein gewisser Doktor Thietmar, ein viel beschäftigter Arzt, ein entfernter Verwandter von mir sei. Nun gehöre ich zwar nicht zu den Leuten, denen jeder Vetter und jede Base geborene gute Freunde sind, aber ich liebe es, Verbindungen aufzunehmen, die mich Leuten aus andern Lebens- und Wirkungskreisen, als meinem eigenen, nahe bringen, da, wie Sie wissen, den Geist nichts so als einseitiges Kastenwesen verödet. Ich beeilte mich deshalb, dem Doktor meinen Besuch zu machen; ich verfehlte ihn, wurde aber von seiner Frau empfangen und, nachdem ich unseren Verwandtschaftsgrad auseinandergesetzt, auf das freundlichste begrüßt. Helene Thietmar war eine schlanke Frau von etwas über Mittelgröße mit sehr weißem Teint und sehr dunklem Haar, sie hatte angenehme Züge, wenn auch nicht von klassischer Regelmäßigkeit. Sehr schön waren Stirn, Augen und Hände; ihre Stimme tief und klangvoll. Und vor allen Dingen, sie machte den Eindruck, eine auch geistig das Mittelmaß überragende Frau zu sein."

„Aber keine glückliche, wie?" schaltete ich ein.

„Bei meinem ersten Besuche hatte ich diesen Eindruck keineswegs. Wäre sie mir unglücklich vorgekommen, oder hätte sie etwa einen Zug anspruchsvoller Grandezza gehabt — ich wäre wahrscheinlich nicht wieder hingegangen. Ich kann die schlechthin ernsten, hoheitsvollen Weiber, die mit einer Art Prinzessinnenbewußtsein über die Bühne schreiten, nicht leiden, diese Salon-Iphigenien, wissen

Sie. Nein, sie war natürlich, heiter, lebhaft, gesprächig, und als ich nach einer etwas ausgedehnten ersten Visite das Haus meiner Verwandten verließ, geschah es lediglich mit dem Bedauern, nicht schon eher von der Anwesenheit derselben Kenntnis gehabt zu haben.

Nach einigen Tagen fand ich, nachhause kommend, eine Karte des Doktors vor und wieder etwas später eine Einladung zum Thee. Ich freute mich auf diesen Abend; ich hielt es für ganz selbstverständlich, daß der Doktor ein höchst liebenswürdiger Mensch sei. Ein älterer Kollege, bei dem er Hausarzt war, hatte mich auf eine Frage beschieden: Doktor Thietmar? ah — höchst gescheiter Arzt, — eine Diagnose — großartig — bischen formlos — aber bedeutender Arzt!

Als ich kam, war der Vetter von seinen Krankenbesuchen noch nicht zurück. Die Frau Doktor empfing mich in ihrem Salon, der am Abend noch anheimelnder war als am Tage. Sie war sehr liebenswürdig. Mit ein wenig Verwandtschaft im Hintergrunde wird man leichter vertraut, es sind immerhin ein paar Fäden, die sich herüber hinüber ziehen. Ich war vielleicht schon dreiviertel Stunden da, sie hatte mir schon ihre Blumentische, ihren kleinen Jungen, ihre Stickereien gezeigt, wir hatten die Gefilde der Kunst und der Politik gestreift, und ich gestand mir eben, daß sie eine ganz reizende und höchst interessante Frau sei, als im Entree ein sonderbarer Lärm entstand. Erst flog eine Thür zu, dann irgend ein Möbelstück hin, daß es krachte, dann ließ sich eine laute Stimme vernehmen:

„Verfluchte Wirtschaft! na endlich! — Nach was riecht denn das? zum Teufel, was habt ihr denn gebraten? ach so, wegen dem Assessor! na rasch, daß man was in den Hals kriegt!"

„Das war der Doktor?"

„Das war der Doktor. Kam nicht lange danach herein, ein dicker, breitschulteriger Mann von etwa sechsunddreißig, breites rotes Gesicht mit fahlbraunem, schlecht gepflegtem Vollbarte. „Ah der Vetter Ehlert! schön willkommen! Hundewetter draußen! — Über dieses Pack! Was meinst du, Lene, ob die alte Penkerten die Umschläge gemacht hat? Kein Bein. Heute Nacht stirbt es. So'ne Kanaille müßte doch ausgepeitscht werden!"

„Wie ist denn die Konferenz abgelaufen?" fragte die Frau Doktor.

„Esel, der alte Friedmann, ganz ordinärer Esel! Ja, wissen Sie, lieber Vetter, das ist ein Vergnügen, so den ganzen Tag herumhetzen und das Kroppzeug wieder zusammenflicken! Donnerwetter, ich glaube, du siehst der Tante Gustel ähnlich! Sagen wir nur lieber du, Ehlert. Ah — Gott sei Dank, daß es jetzt an die Krippe geht, ich hab'n scheußlichen Hunger!"

„Allerdings etwas formlos," bemerkte ich. „Aber wohl sonst ein braver Herr, dieser Doktor Thietmar?"

„Doch, doch! Das war es ja eben, er war im ganzen ein braver Mensch, sonst wär es ja nicht eine Stunde zum Aushalten gewesen. Und ein gescheiter Mensch, das heißt — in einer gewissen Richtung. Es ist eine eigentümliche Sache mit dem menschlichen Verstande, er gleicht einem Lichte, nicht nur von

verschiedener Helligkeit, sondern auch von verschiedener Ausbreitungsmöglichkeit, dem Lichte einer Laterne etwa, deren Scheiben man teilweise aus solchen von Papier oder Blech ersetzt hat. Gerade kein poetischer Vergleich, ich gebe es zu, aber er erklärt die überraschende Thatsache, daß manche Menschen in einige Dinge die tiefsten Einsichten haben und für anderes geradezu borniert sind, daß sie das Komplizierteste verstehen und das Einfachste, Naheliegendste nicht. In dieser Beziehung habe ich an Thietmar gelernt. Für sein Fach von genialer, wenigstens von hervorragender Begabung, besaß er für ganze breite Felder des menschlichen Geisteslebens nicht das mindeste Verständnis. Es ist mir immer als ein Ausdruck einer glücklichen allgemeinen Begabung erschienen, wenn jemand Menschenkenntnis besitzt. Sie beweist nicht Tiefe, aber die Fähigkeit, das Verschiedenste zu begreifen, und eine gewisse praktische Objektivität. Thietmar war ein durchaus einseitiges Talent. Dazu verband er mit einer unleugbaren Gutmütigkeit jenen naiven Egoismus, der alles in bezug auf die eigenen Interessen — die wissenschaftlichen eingeschlossen — zu setzen weiß, und dem die seelische Verfassung sogar der Nächststehenden etwas absolut Unbekanntes und Uninteressantes ist. Es trug immer den Charakter mehr einer Art hellseherischer Schlauheit als wirklicher Beobachtung, wenn er dann doch plötzlich eine Einsicht verriet, wo man sie durchaus nicht erwarten konnte. Kopfzerbrechen machte er sich um andere jedenfalls nicht, weder um ihre Eigenart noch um ihr Wohlbefinden; er ging, glaube ich, im allgemeinen von dem Grundsatze aus, daß jemand, mit dem er zufrieden war, es auch mit sich selbst und mit seiner Lage sein müsse. Daß außer der Medizin noch einiges vorhanden sein müsse wie Staat, Polizei, Schulen und Gerichte, gab er wohl zu, aber sich für dergleichen zu interessieren, überließ er denen, deren Spezialfach es war. Jedenfalls war er überzeugt, daß, wenn einer innerhalb seines Berufes etwas leiste und sonst nichts Ehrenrühriges begehe, es vollständig irrelevant sei, wie er sich betrage. In den Familien, in welchen er als Hausarzt fungierte, mochte er nur als formlos gelten, zuhause war sein Benehmen unqualifizierbar. Ich habe Ihnen schon eine kleine Probe davon gegeben, aber es ging doch noch sehr viel weiter. Have I not mine ease in mine inn? sagt der Engländer. Sehr schön! aber Doktor Thietmar's ease bestand darin, fortwährend Krakehl anzufangen, auf Teppiche und Möbel zu spucken, das Kind zu prügeln und einem bei Tische widerliche Krankheitsgeschichten zu erzählen."

„Und wie verhielt sich nun Frau Helene dazu?" fragte ich. „Ihrer Natur mußte das Gebahren des Gatten doch gründlich widerstreben."

Ehlert schien zunächst darauf noch nicht eingehen zu wollen. „Helene erzählte mir einmal, daß Thietmar sich um die Stelle eines Kreisphysikus bewerben wolle und sich deshalb in eine oder mehrere wissenschaftliche Arbeiten gestürzt habe. Sie sagte es, um ihn zu entschuldigen, daß er sich fast nie bei mir sehen ließ. Diese Arbeiten bildeten seitdem fast sein einziges Gesprächsthema. Die ‚Eingeweidewürmer' und ‚das Leichengift' waren ihm die Brennpunkte des Daseins geworden. Ich bat ihn einmal, doch um Gotteswillen von diesen Greueln aufzuhören, aber das verstand er nicht, das hielt er für 'ne Art dummer Ziererei.

Er lachte und fuhr einfach fort in seinen Auseinandersetzungen. — Ich wiederhole es, daß er von Herzen wohlwollend war. Es geschah, daß er einmal sehr erschöpft nachhause kam, während ich schon da war:

„'N Abend, 'n Abend! — Lene, schick' mal schnell 'n Fünfziger runter, Droschke wartet! Keinen roten Dreier mehr in der Tasche! — Was meinst du, Ehlert, komm' ich da in eine Bude, vier Treppen, drei Kinder Diphtheritis, nichts zuhause, kein Heller, kein Stück Brot, Greuel der Armut! Schmeiß ihnen also hin, was ich in der Tasche hab'. Aber müßte das nicht Hiebe kriegen, da auch noch krank zu werden?"

„Ein merkwürdiger Mensch! Der gute Kern in der rauhen Schale."

„Ich muß Ihnen gestehen, daß er mir unerträglich war, die Pöbelhaftigkeit ist auch ein Laster, und Roheit der Ausdrucksweise läßt trotz einer vorhandenen plumpen Gutmütigkeit doch auch auf Roheit der Gesinnung schließen. Und an der Seite dieses Mannes lebte diese Frau! Zuerst habe ich ihr Verhältnis absolut nicht verstanden, ich begriff nicht, daß sie sich nicht im mindesten dagegen auflehnte, daß sie nicht auf ihn zu wirken suchte, begriff nicht, daß sie eine frohe Minute neben ihm haben könne, denn — und das war mir das Merkwürdigste an diesen Leuten: sie plauderte, sie lachte, sie scherzte, und weder die Selbständigkeit ihrer eigenen Denkweise noch ihr Gemüt schienen ernstlich von diesem Zusammenleben alteriert zu werden. Mit der Zeit erst verstand ich, daß von einer Beeinflussung dieses Mannes überhaupt nicht die Rede sein konnte; jedes Zeichen von Unwillen, jeder Widerspruch reizten ihn entweder zum Zorn oder zum Lachen, jedenfalls aber bestärkten sie ihn nur in seiner Eigenart. Was aber Helene anlangte, so nahm ich mir einmal das Herz, sie geradezu zu fragen, was ihr diese Standhaftigkeit verleihe.

„Das Unabwendbare an der Sache," sagte sie.

Und sie sagte es mit soviel Ruhe und Stolz, daß ich mich meiner Auffassung, eine solche Ehe sei eigentlich ihrer Natur nach unmoralisch, schämte. Es gehört doch eine gewisse Charaktergröße dazu, sich in das „Unabwendbare" nicht mit winselnder Resignation, sondern mit stolzer Kraft zu schicken; nicht zu klagen: ich unterliege dir, sondern ihm zu begegnen: ich bin so stark wie du, und du drückst mich nicht zu Boden! Freilich — das war nur in der ersten Zeit."

„Ich begreife: so lange ihr Herz frei war."

„Sie dürften Recht haben. — Mit der Zeit verlor sich diese Heiterkeit des Gemütes, diese standhafte Kraft der Seele — — und ich — — ach warum sind wir so klägliche Egoisten! Doch lassen Sie mich's kurz machen. Die Schilderung einer verfehlten Ehe ist eine peinliche Sache, vieles läßt sich ahnen, sich begreifen, aber nicht sagen. Wenn ich Ihnen andeute, daß Thietmar überdies ein Mensch von starker Sinnlichkeit und jenem behäbigen Cynismus war, der mit Vorliebe betont, daß wir trotz aller Verfeinerung und heuchlerischen Kultur ein Stück Natur und weiter nichts seien, daß er verstand, jedes einzelne Moment, das der Gedankenlose gleichmütig als solches hinnimmt, das der Idealist unter einem höheren Gesichtspunkte begreift, als im Zusammenhange mit untergeordneten Trieben, als

Ausdruck eines gemeinen Egoismus anzusehen, daß er alles herunterzuziehen und zu beschmutzen wußte — so sei Ihnen das genug."

„Ich glaube, so ziemlich von der Annehmlichkeit des Zusammenlebens mit diesem Herrn verständigt zu sein," bemerkte ich.

„Sehr gut zu seiner übrigen Weise paßte es doch, wenn er eine besondere Vorliebe zeigte, sich in volle Biergärten zu setzen und enorme Massen seines Lieblingsgetränkes zu vertilgen," fuhr der Amtsrichter fort. „Bisweilen fanden sich dann Kollegen ein, mit denen er interessante Fälle besprach, und obschon mir ursprünglich diese Art Verkehr nicht sehr behagte, nahm ich sie doch auf. Ich hatte die Freude, Helene in diesem Falle auf mich angewiesen zu sehen, und es war dann, als ob sie alles Unliebsame vergäße; sie schien wirklich die Fähigkeit zu besitzen, ihr Schicksal ignorieren zu können, und ich wußte nicht, was ich mehr an ihr bewundern sollte: ihren Geist, ihre Schönheit, ihren Charakter oder die Elastizität ihrer Natur.

Eines Abends — es war am Sedantage — erklärte Thietmar, seinem Patriotismus durch einen tüchtigen Spektakel, Blechmusik mit bengalischen Flammen, einigen Beefsteaks und obligaten Biermassen glänzend Genüge thun zu wollen. Ich traf ihn zufällig auf der Straße, als er mir diese Absicht kund gab, mich zugleich auffordernd, in dem von ihm bezeichneten Lokale zu erscheinen, er habe sich schon mit einem jüngeren Kollegen verabredet, und es wäre ihm gerade recht, wenn ich Helene ein bischen unterhielte; sie habe jetzt bisweilen „melancholerische" Anwandlungen, und ich wisse so gut mit den Weibern fertig zu werden.

Ich ging hin. Der Abend war außergewöhnlich warm und hatte ein zahlreiches Publikum zu den patriotischen Kunststücken eines betriebsamen Wirtes hinausgelockt. Da es den Tag vorher geregnet hatte und ein dichtes Laubdach den Boden vor den austrocknenden Sonnenstrahlen schützte, hatte sich ein eigentümlicher lauwarmer Brodem in dem Garten entwickelt; dazu kam der Tabak- und Bierdunst, das Klappern mit Tellern, das Schreien, Lachen und Lärmen, um den Aufenthalt zu einem wenig angenehmen zu machen. Die Gesellschaft war nicht gerade schlecht, aber auch nicht gewählt, Mittelstand, wohlhabende Bürgersleute, die Frauen in grellem Sonntagsputz, mit ordinären Gesichtern; Helene Thietmar in ihrer vornehmen Schlankheit und Blässe, dunkel gekleidet von Kopf bis zu den Füßen, saß wie ein Wesen aus einer anderen Welt unter ihnen. Sie war ernst, der Doktor dagegen schien sich ungemein wohl zu fühlen; die Umgebung behagte ihm, er vertilgte ein überreichliches Abendbrot, begoß es tüchtig mit Bier und brach manchmal in ein breites Gelächter aus, ohne zu sagen, warum. Als er abgespeist hatte, fing er an, auf den Kollegen zu räsonnieren, der ihn im Stiche ließ; dann widmete er der Musik seine Aufmerksamkeit, das heißt, er trommelte mit seinen dicken Fingern auf dem Tische herum und begleitete dieses Verfahren mit einem beständigen: Täderättetä, täderättetä; zuletzt warf er sich auf die Politik und ergoß sich in Schimpfereien auf die Regierung, um endlich eine Philippika gegen die „Weiber" loszulassen, eines seiner

beliebtesten Themata, wobei er mit unglaublichen Ausdrücken herumwarf. Kurz er hatte seinen schönsten beau-jour.

Unter dem trat der Kellner an den Tisch und fragte, ob er der Doktor Thietmar sei. Schleunigst kommen, Droschke draußen u. s. w. Es ist wahr, die Ärzte haben ein geplagtes Leben, Thietmar legte sich aber auch keinen Zwang an, das fortwährend zu betonen. Er schimpfte also weidlich über das unterbrochene Opferfest, und da er aufstand, dünkte es mir, als sei er nicht mehr ganz taktfest.

„Eh bien also, meine schöne Frau, mein teurer Vetter," schloß er endlich seine Rede, „ihr bleibt mir ruhig hier, Entree muß abgesessen werden. Schade! hätte euch gern nebeneinander unter bengalischer Beleuchtung gesehen. Na viel Vergnügen, und wenn ihr indessen — die Zeit benützen wollt — ihr wißt, ich bin liberal, und vor zwölf, eins komme ich nicht nachhause — also bitte — verliebt seid ihr ja doch ineinander — geniert euch nicht! In allem Ernst, Ehlert —"

Nun, genug: er erlaubte sich sehr deutlich zu werden, und noch ehe ich zu dem klaren Bewußtsein kam, recht gehört zu haben, rannte er lachend fort."

„Das war ein schlechter Scherz," warf ich ein.

„Das war überhaupt kein Scherz."

„Sie meinen —?"

„Ich meine, daß es ihm Ernst damit war," sagte Ehlert, mit dem Finger die Asche von seiner Zigarre stoßend. „Wenn Sie es für unmöglich halten, so habe ich Ihnen den Herrn eben noch nicht genügend charakterisiert, sein Cynismus kannte eben keine Grenzen. — Ich glaubte einen Augenblick, da er wegen der Umsitzenden doch nicht ganz laut gesprochen, Helene würde es nicht gehört haben, trotzdem wagte ich nicht, sie anzusehen, nicht zu ihr zu sprechen. Aber die Pause war peinlich, und als ich mich zu ihr wandte, sah ich, daß sie seine Worte nur zu gut gehört. Sie war blaß wie ein Marmorbild und sah, die Lippen fest zusammengebissen, mit unheimlich starren Augen in das Dunkel. Da lag es nun, was wir als ein heimliches Kleinod in der tiefsten Tiefe des Herzens verschlossen getragen, herausgezerrt, uns vor die Füße geworfen! Was wir einander niemals, kaum jedes sich selbst eingestanden, was uns nur mit einem gemeinsamen Gefühl von Wärme oder Ahnung verlorenen Glückes verbunden, gellte zwischen uns, in rohe Worte gefaßt. Es giebt halbe Traumzustände, in denen wir uns wohl und froh gefühlt, und die wir, erwacht, dennoch nicht schildern könnten, die das Sonnenlicht nicht vertragen, aus denen wir für das Geräusch des Tages niemals Konsequenzen zu ziehen dachten — mehr war es nicht gewesen, mehr nicht. Und nun plötzlich sah es uns an, häßlich, verzerrt, daß wir zu Tode erschraken, und wuchs von Sekunde zu Sekunde zwischen ihr und mir, sich wandelnd in immer neue Formen, immer stärker werdend, glänzender, unbezwinglicher, alle unsere Gedanken verstrickend mit unlöslichen Banden, während wir uns wie fremd gegenübersaßen und unsere Blicke vor einander hüteten. So vergingen, ich weiß nicht, Minuten oder Ewigkeiten. —

Endlich bewegte sie sich. Ich sah hinüber und bemerkte, daß sie den Rest ihres Weines genoß und dann aufstand: „Wir wollen gehen," sagte sie, und

so erhob ich mich auch. In diesem Augenblicke stiegen lautlos die ersten Leuchtkugeln auf und verstreuten herabfallend ihr sanft zerstiebendes Licht; sie hielt inne und sah hinauf nach dem blauen Nachthimmel, wo jene ihre bunten Kurven beschrieben. Zischend fuhren jetzt die Raketen auf, prasselnd rollten die Sonnenräder, knatternd und puffend entlud sich eines nach dem andern das sprühende Farbenspiel, und unbeweglich stand sie und starrte hinein; ich aber trat neben sie und faßte ihre Hand und sah gleich ihr in die lodernden Feuergarben, und mir war es, als habe eine frevelhafte Hand die sorgsam gehüteten Funken in unserem Innern angefacht zu diesem flammenden Brande, als sei dies leuchtende Schauspiel das Autodafé, in dem unsere Seelen verzehrt wurden, bis nichts davon zurückblieb als Finsternis und ein Aschermittwoch ewiger Qualen.

Mit einem Male war es zu Ende. Sie wandte sich um, ich bot ihr meinen Arm, ruhig legte sie den ihren hinein, und so verließen wir den Garten. Ich fragte, ob wir eine Droschke nehmen wollten, doch sie schüttelte den Kopf, und so gingen wir weiter.

Vom Garten aus führte eine Ahornallee etwa zehn Minuten lang bis zur Stadt, diesen Weg mußten wir nehmen. Es war sehr dunkel, hin und wieder nur fiel spärliches Laternenlicht auf den gelblichen Kies und auf die Kronen der noch niedrigen Bäume, an deren Ästen das welkende Laub, von leisem Lufthauche bewegt, zitterte.

Ich zog das Tuch dichter um ihre Schultern, ich drückte ihren Arm fest mit dem meinen und hielt ihre Hand umschlossen, aber ich fand nicht den Mut, etwas Anderes zu sagen als: „mein armes Kind."

„Ist es denn wahr, Rudolf, ist es wahr, was er gesagt hat?" fragte sie plötzlich, und jetzt zum ersten Male begegneten sich unsere Blicke.

„Daß wir uns lieben? Ich wenigstens liebe dich von der ersten Stunde an."

Da umklammerte sie meinen Arm, und nun brach es los, wie ein Bergstrom, den man eingedämmt zu ruhig klarem Spiegel, indes er in der Tiefe wachsend anschwoll, und der plötzlich, Schleusen und Wälle zerreißend, sich ergießt, wilder, immer wilder schäumend, achtlos des Falles, in dem er zerstiebt.

„Wo führst du mich hin?" fragte sie hastig, „wohin?"

„Nachhause, zu deinem Kinde."

„Nein, ich will nicht, ich frage nicht mehr nach ihm, laß es sterben und verderben — nur nicht wieder dahin! Sage, daß du das nicht thust, daß du nicht wie der Schutzmann bist, der den Geflüchteten wieder den Fäusten überantwortet, die ihn peinigen, ihm die tägliche Qual zur Pflicht machend!"

„Sei ruhig, Helene," bat ich sie.

„Ruhig? Ach! du kannst es sein? Du kannst meine Qual, die unergründliche, namenlose, sehen, mich lieben und mich ihm dennoch lassen? — O nein, thu' es nicht! Hat er nicht selbst mich dir übergeben? — so nimm mich zu dir! — Sieh, ich hab' es ja früher nicht gewußt, wie elend ich bin, erst seit sich mein Leben in deinem Bewußtsein spiegelt, weiß ich es, wie tief ich gesunken bin, weiß ich, daß ich mich selbst verloren habe, weiß ich, wie schmachvoll mein Da-

sein ist, für dessen ganze Dauer ich Leib und Seele an ihn verkauft habe. Ach — du bist Mann! du kannst es wohl doch nicht ahnen, was ich ertragen, niemand ahnt es — dieses Sklavenleben — und das ist es — er will mich nicht rein neben sich sehen — alles will er in mir zertreten, meinen Stolz, meine Ehre — — doch was rede ich denn? als wenn ich noch eine Ehre hätte! neben ihm! — Laß mich nur, laß mich alles sagen. Meine Ehre ist bei dir, Rudolf, dem er mich zuwirft wie ein wertloses Nichts — so laß mich denn nichts sein als dein! Sühne an mir die Schmach aller der Jahre!"

So etwa redete sie, bis sie nicht mehr weiter konnte vor Schluchzen. Ach, damals habe ich gedacht, daß mir das Herz brechen sollte. Gott ist mein Zeuge, wenn ich Ihnen wiederhole, daß ich nie mit einem unreinen Gedanken an sie gedacht, oder gar einen solchen bei ihr vorausgesetzt, und nun klammerte sie sich an mich Herz an Herz, Lippe an Lippe, und aus dem Abgrund ihrer Seele, aus diesem Abgrund von Qual schrie es zu mir auf: nimm mich hin! Wer mir je gesagt hätte, daß ein Ehebruch heiliger sein könne als die Ehe selbst — einen Elenden, einen Hund hätte ich ihn genannt — und jetzt — hatte sie nicht recht in der grausamen Logik der Verzweiflung? Aber durfte ich diesen Taumel schmerzlichster Empfindungen mir zu nutze machen? Durfte ich die Schuld auf mich laden, das Bewußtsein ruhigerer Stunden, die ihr wiederkehren mußten, mit Vorwurf zu beschweren? Konnte ich andererseits, ohne sie tödlich zu beleidigen, sie zurückweisen? Konnte ich es, indessen heißestes Verlangen mich zu ihr riß? Ich nahm sie in meine Arme und küßte sie, tausend süße und gute Worte ihr zuflüsternd — und so wurde sie wieder ruhig.

Unterdem hatten wir langsam ein Stück des einsamen Weges zurückgelegt, als uns eine Droschke entgegenkam, in die ich sie nun doch zu steigen bat. Sie war es zufrieden, und ich nannte dem Kutscher als Ziel meine Wohnung. Es war eine stumme Fahrt. Ich hielt sie umschlungen und an mich gedrückt — ich — — doch ach wie soll ich das Unaussprechliche schildern — dieses Übermaß von Qual, von schneidendem Schmerz und von ebensoviel Glück und heißer Leidenschaft! Wir fuhren die lange, dunkle Allee hinunter, die vom Festgarten nach der Stadt führte, es war so still, so einsam, so Nacht um uns, als seien wir zwei allein auf der Welt; dann durch die Straßen zwischen fliehenden Lichtern, über Brücken und Wälle, mir schien es, als schwände Ort und Zeit, als schwände Recht und Pflicht, als schwände Haß und Liebe, alles, was war und gewesen war, außer dem Einen, das mir das Herz zersprengen wollte. Ich wünschte, daß ich sie, daß ich mich selbst hätte retten können vor dem Übermächtigen, aber welche Kraft hat ihre Begrenzung in sich selbst? Wer rettet sich vor der Sonne, vor der Meeresflut? Endlich stand der Wagen — ich sah hinaus, er hielt vor meinem Hause, ich erschrak nicht mehr, es mußte so sein, sie war mein. Ich machte mich los und drückte den Schlag auf; draußen auf der einsamen Vorstadtstraße war es still und unbelebt — gut, es würde uns also niemand sehen. Nachdem ich ausgestiegen, hielt ich ihr die Hand hin, um ihr

zu helfen. Aber — sie erhob sich nicht, sie beugte sich nur ein wenig vor, schüttelte den Kopf und sagte leise:

„Ich kann nicht! Verzeih'. Schicke mich nachhause und — lebewohl, Rudolf." Dann drückte sie das Taschentuch vor die Augen und lehnte sich zurück. Ich stand einen Moment ratlos, zögernd, beschämt, dann noch ein Händedruck — und es war aus. Für immer." —

„Das war ein gutes Ende," sagte ich froh.

„Wenigstens ein vollständiges. Am anderen Tage schrieb ich dem Doktor, daß ich, verletzt durch sein Betragen, sein Haus fortan meiden werde. Gleichzeitig reichte ich der Behörde ein Gesuch ein, in welchem ich um meine Versetzung bat, die mir bereitwilligst gewährt wurde; schon in vier Wochen wurde ich in ein Nest im Posen'schen geschickt. — Helenen habe ich nicht mehr wiedergesehen, ich begnügte mich auch ihr gegenüber mit einem Schriftstücke."

III.

Der Amtsrichter war aufgestanden und unter den Eingang zur Laube getreten, wo er eine Weile schweigend verharrte. Dann kam er zurück, setzte sich an seinen alten Platz, zog den Schnurbart durch die Finger und sah lange vor sich hin, und ich störte ihn nicht. Endlich sagte er, meine letzten Worte aufnehmend: „Ein gutes Ende. Ob es das wirklich war? Den landläufigen Begriffen von Moral entsprach es ja vollkommen — und diese Begriffe sind selbstverständlich im allgemeinen die besten — aber — sollte es nicht Ausnahmen geben?"

„Hm. Man sagt wohl, daß jede Regel Ausnahmen gestattet, indessen: es ist gefährlich, das zuzugeben. Wer ist kompetent, hier Ausnahmen zu konstatieren? Und wo sind die Grenzen, die das Herkömmliche von dem Besonderen scheiden? Eine — auch nur eine als berechtigt zugestandene Ausnahme eröffnet einen unendlichen Spielraum, der selbstischen Wünschen nur zu leicht der Tummelplatz für Übergriffe werden kann. Vieles ist verzeihlich, nicht alles aber, was man verzeiht, darf man deshalb verteidigen. Das ist banal, aber Sie wissen: es ist bisweilen erlaubt, das Banale zu sagen," erwiderte ich.

„Gewiß. Denn es ist oft das Einfach-Wahre. Aber gestatten Sie mir noch ein paar Worte zur Sache. — Ausnahmen, wie sie Resultate von exceptionellen Zuständen sind, erfordern zugleich Ausnahmenaturen, welche die Kraft besitzen, Widersprüche zwischen dem Traditionell-Giltigen, das der Bedarf des Durchschnittsmenschen geschaffen hat, und den Erfordernissen der Situation in sich auszugleichen. Solche Naturen aber giebt es, und es ist nicht gesagt, daß das Gefühl für das Rechte in ihnen darum verkümmert sei, es ist vielleicht sogar um so stärker. Das Rechtsbewußtsein ist etwas uns Eingeborenes, es ist dabei ganz gleichgiltig, ob wir annehmen, daß es schon der Urmensch besessen habe, oder ob es das uns vererbte Resultat vieltausendjähriger Erfahrungen und sozialer Versuche ist, genug wir haben es, uns ist es ursprünglich als ein lebendiges, wenn auch häufig unklares Empfinden. Gesetz und Ordnung aber

sind die festen Niederschläge, die sich aus diesem starken Gefühl wie aus moralischen Urstoffen nach und nach verdichtet haben und nun alle Verhältnisse wie mit einem festen Wall umgürten. Wie es aber aus dem Erdinnern hervorquillt, da und dort die allzu starre Oberfläche, mit der es doch einer Natur ist, durchbrechend, so quillt aus der Tiefe eben des Rechtsbewußtseins das ursprüngliche Gefühl und durchbricht die starre Form, sobald die Last ihres Druckes eine Verschiebung der Bewegungen hervorruft. In dieser Tiefe aber liegt nicht nur unser Pflichtgefühl gegen andere, sondern auch gegen uns, das mir nicht minder heilig scheint, denn es ist — wie jede Pflicht ein Recht involviert — das Recht auf freie Bethätigung unseres Seins, auf Entwickelung unserer Kräfte, das Recht auf unsere persönliche Ehre und das auf Befriedigung des natürlichen Willens in uns. Ihm und zugleich den Ansprüchen der Andern gerecht zu werden, ist die Kunst des Lebens. Jedes zu starke Betonen des einen, jede Vergewaltigung des anderen aber ruft eine Reaktion hervor, die, da sie nur mehr ein Entfesseln von Kräften ist, die das zu unrecht Bestehende überfluten und zerstören, zwar nicht außerhalb des Moralischen fällt, ihm aber neue Normen schafft. Die französische Revolution birgt unerhörte Scheußlichkeiten, deshalb war sie dennoch eine Erlösungsthat und hatte eben in der Umkehr der moralischen Begriffe ihre gewaltige ethische Seite. Erniedrigen Sie ein Weib durch eine Ehe mit einem gemeinen Patron, und sie wird die Empfindung haben, daß nichts als überschwengliche Liebe die Schmach dieser Ehe aufheben kann. Wenn unser Recht auf persönliche Würde zertreten wird, so ist die Heiligkeit der äußeren Form null und nichtig. An einer in sich unmoralischen Ehe ist eigentlich nichts zu „brechen", so gut wie an der Majestät der französischen Könige nichts mehr zu verletzen war." Dieser kleine Vortrag war augenscheinlich nicht impulsiver Natur, sondern eine Entwickelung vielfach durchdachter, aber längst zu einer Art von dogmatischer Festigkeit gelangter Ansichten, deren Mitteilung an mich ich als einen Ausdruck besonderen Vertrauens hinnehmen durfte, was ja auch schon die Mitteilung des Vorausgegangenen war.

„Sie haben für einen Juristen sehr merkwürdige Ansichten," antwortete ich.

Er zuckte die Achseln, und ich fuhr fort: „Warum nun eigentlich haben Sie sich diese Auffassung zurechtgelegt, da ja gar nichts vorgefallen ist, das mit ihr entschuldigt werden soll? Nur um einer augenblicklichen Aufwallung der von Ihnen geliebten Frau „Decharge zu erteilen" oder, ein wenig pro domo plaidierend, jenem Bedauern, mit dem Sie am Wagen standen, als Helene nicht ausstieg? Warum so viel Aufhebens um ein Erdbeben, das nie zu einer Eruption geführt hat?"

„Einfach weil jede persönliche Frage zugleich von allgemeiner Bedeutung ist; weil der Standpunkt, von dem aus man eine Sache betrachtet, niemals mit ihr in gleicher Höhe liegen darf, und weil ein denkender Mensch ja doch wohl um alles „Aufhebens" macht, sintemal auch das Kleinste in der Peripherie eines Großen liegt und nicht für sich selbst ist. Was aber speziell den Juristen anlangt — haben Sie bisher gemeint, ich gehöre zu denen, die auf der berühmten Themiswage menschliche Not und Schwäche unbeirrt mit dem Gesetzeskodex ab-

wägen? Glauben Sie doch: und wenn wir ganz gerecht gewesen sind, waren wir immer noch ungerecht, gleichen wir immer noch einem, der das Wesen der Pflanzen bestimmt wollte, ohne ihren Wurzeln nachzugraben. In der menschlichen Natur aber verweben sich in verborgenster Tiefe sogar die Wurzeln des Egoismus und des Wohlwollens in dem gemeinsamen Boden des Instinktes der Erhaltung des Bestehenden."

„Sie sind für einen praktischen Juristen vielleicht zu sehr Philosoph," wollte ich eben bemerken, aber indem ich ihn ansah, der sich mir jetzt voll zugekehrt hatte, und dessen Gesicht einen mir bisher fremden sozusagen leuchtenden Ausdruck trug, der noch nachträglich allen seinen ruhig vorgetragenen Deduktionen etwas von persönlicher Wärme zu geben schien, fragte ich vielmehr: „Sie haben die Liebe zu dieser Frau nicht verwunden?"

Er drehte sich wieder um und sagte mit dem gleichmütigsten Tone von der Welt — und ich wüßte nicht, daß das lebhafteste Pathos diesen Worten mehr Nachdruck hätte geben können als eben dieser unerschütterliche Gleichmut:

„Mein Freund — eine Liebe, die vergessen, die sich selbst überwinden kann, ist nie eine gewesen. — Übrigens — ich bin mit meiner Geschichte noch nicht ganz zu Ende," setzte er hinzu.

„Sie überraschen mich."

„Ich habe vorgestern die Nachricht erhalten, daß Thietmar einem Schlagflusse erlegen ist."

„Wie? jener schwarzumrandete Brief, den Sie scheinbar mit so viel Gleichmut empfingen und lasen?"

„Jawohl."

„Und was werden Sie thun?"

„Ich werde sie heiraten. Ich würde dies noch thun, wenn es Thietmar bestimmt gewesen wäre, zehn oder zwanzig Jahre länger den Schauplatz seiner Thätigkeit zu behaupten. Ich bin eben doch ziemlich konservativ in manchen Dingen."

„Und sind Sie so sicher, daß Frau Helene — ?"

Er sah mich überrascht an. „O daran ist doch wohl nicht zu zweifeln."

„Hm. Gestatten Sie mir noch eine Frage?"

„Ich bitte sehr."

„Erscheint es Ihnen immerhin nicht bedenklich, eine Seele an die Ihre zu ketten, die, zerrissen, verwundet durch jahrelange Kränkungen und Demütigungen, Ihnen nur das traurige Wrack eines Lebens bieten kann?"

Er sah mich erstaunt an. „Das fragen Sie? Sie, der Sie ein Kenner des menschlichen Herzens sein wollen? So frage ich Sie wieder: Warum vergleicht man eine starke Neigung mit der Glut einer Flamme? Nur um das erhöhte Lebensgefühl zu bezeichnen, das wir als eine Art Temperatursteigerung empfinden? Nein, weil sie die Kraft hat, zusammenzuschmelzen und zu reinigen, was das Leben zerstückt und befleckt hat. Warum sagt man, daß sie der Poesie urverwandt sei? Weil sie — wenn sie sonst eine echte große Leidenschaft ist — mit Schöpferkraft

die eigene Seele zu erneuern und herrlicher aus sich heraus zu gestalten weiß, weil sie tausend neue Lebenskeime in dieser Seele hervorruft und entfaltet, bedeutungsvoller darin und edler, als wenn sie in blindem Triebe das Leben der künftigen Generation erweckt. Ich spreche freilich von ihr als einer Fähigkeit großer Seelen, denen noch aus heiligen Tiefen die lebendigen Quellen des Glückes sprudeln, die — wenn Sie mir den Ausdruck gestatten — unsterblich sind, so lange sie leben."

„Wissen Sie auch, verehrter Freund, daß Sie vielleicht ein besserer Rechtsanwalt als Richter sind?" fragte ich ihn, zu leichtem Scherze übergehend. „Wer mit so viel Wärme und Vertiefung die flüchtige Absicht eines in unserm Bewußtsein zwar schwerwiegenden, aber juridisch straflosen Dolus zu verteidigen versteht, der redet auch einem armen Sünder den Hals frei."

„Wie dem auch sei — es ist spät geworden, wir haben den Dampfer versäumt, und ich bin schuld daran, daß Sie mit mir auf Norderplatte übernachten müssen."

„Thut nichts," beruhigte ich ihn. „Doch ehe wir uns ein Nest suchen: dieses letzte Glas dem Andenken jener Frau, die nicht Kraft genug besaß, die Widersprüche des Traditionellen und der Situation zu Gunsten der letzteren zu lösen! Ich gestehe Ihnen, daß sie mir um dieser Schwäche willen um so lieber ist, und — wenn ich mich nicht sehr täusche — geht es Ihnen im Grunde genommen auch so."

Er lächelte. Es schien, daß er mir doch nicht recht gab; denn wir halten bekanntlich an nichts so fest als an denjenigen unserer Tendenzen oder Hypothesen, die, auf etwas schwachen Füßen stehend, eine besondere Sorgfalt unsererseits erfordert haben, um gestützt zu werden, und um so fester, wenn das, womit wir sie gestützt haben, mit dem idealsten Zuge in unserer Natur zusammenhängt. —

Als wir hinaustraten, stieg von dem Platze, an dem Arbeiter eben die verbrannten Feuerwerkskörper abräumten, eine vergessene Leuchtkugel auf. Lichtstahlblau schimmernd erhob sie sich zum Firmament und schien einen Augenblick unter den Gestirnen zu weilen, dann fiel langsam, tropfend, gleich herabtauenden Thränen, ihr Feuergerieſel zur Erde. Droben aber standen lächelnd in heiterer Stille, unbeweglich in strahlender Pracht die unsterblichen Sterne und sahen herab auf uns wunderliche Menschenkinder, die wir im Drange, Ordnung in das Chaos des Lebens zu bringen, Gesetze auf Gesetze geben, die Begriffe wieder und wieder spalten, und, nachdem wir alles gethan, was uns zu thun schuldig war, sobald unsere eigenen leidenschaftdurchwühlten Herzen sprechen, in eigensinniger, ratloser Armseligkeit nach moralischen Ausnahmegesetzen greifen, einem Kinde gleich, das nach blanken Kupferpfennigen langt und die glanzlosen Silberstücke liegen läßt, oder das dem bunten Funkenregen einer Rakete zujauchzt, während sich weit leuchtend der Nachthimmel spannt.

Und doch waren seine Argumente nicht die eines gemeinen Egoisten, doch war er ein edler Mensch und hatte die Größe begriffen, mit der sie das Unerträgliche ertragen und das Unabwendbare nicht abgewendet. Aber wer, der am Strande wohnt,

vergißt nicht — und vielleicht am leichtesten — daß nicht Ebbe und Flut die höchste Kraft des Meeres ist, sondern die Beständigkeit, mit der es die Tiefen füllt und die Höhen umspült — und das Herz sollte nicht vergessen, daß nicht Leidenschaft seine stärkste Macht ist, sondern das Gefühl, das uns eins sein läßt mit dem Ganzen, das alle Flutbewegungen zurückdämmt in die mächtige Strömung des Gemeinsinns und alles, was wir als moralische Welt begreifen, zusammenhält mit zentraler Gewalt?[1])

Aus dem Reiche der Atmosphäre.

Von

M. Möller.

1. Einleitung.

„Wie ist das Wetter?" so lautet die Frage, welche in leichter Unterhaltung tausendfach gestellt und beantwortet wird. Steht doch auch außerhalb des Hauses unser ganzes Thun und Lassen meist in Abhängigkeit vom Wetter. Für manche Berufszweige ist sogar die Vorherbestimmung der Witterung, sei es auf Tage oder Stunden hinaus, von großer Bedeutung.

So war es seit Anbeginn der Welt, aber all' die Jahrtausende hindurch wußte der Mensch nichts über Ursache und Entstehungsart der ihn im Luftmeer umgebenden Erscheinungen. Das ist seit 50 Jahren anders geworden, und rege Geistesthätigkeit und die Beobachtung und Wissenskraft der Gelehrten sind angestrengt thätig, diese Rätsel der Natur zu entziffern. Dadurch gewinnt das Wirken der atmosphärischen Kräfte für uns an Interesse, und wir verfolgen den hin- und herwogenden Kampf der einander feindlich gegenüber stehenden atmosphärischen Gebilde, wie der Politiker mit Spannung den Ausgang verwickelter Begebenheiten am Horizont des Völkerlebens beurteilt. Die geistige Nahrung, welche durch Kunst und Wissenschaft dem Aug' und Ohr, dem Herzen oder Verstande zugetragen wird, erhöht den Wert des menschlichen Lebens. Versuchen wir darum, auch den Blick in das flüchtige Element der Atmosphäre zu tauchen und all' den Vorgängen und Erscheinungen in derselben, welche, weil unsichtbar, dem Laien fast wesenlos erscheinen, Gestalt und Inhalt abzugewinnen, damit das Treiben der luftigen Gesellen der Winde von uns überwacht werden kann.

Nach einander wollen wir aus den Eigenschaften der Luft die Entstehung der Winde, die Verteilung der Temperaturen, die Ausscheidung der Feuchtigkeit zu Wolken und Regen ableiten, um dann die großen Luftgebilde, die Depressionen und Maxima des Luftdruckes kennen zu lernen.

[1]) Von Viktor Valentin erschien: Der Seelsorger, Roman, Leipzig, Reißner 1889.

2. Der Luftdruck.

Leicht wie eine Feder, pflegen wir zu sagen, wenn wir den geringsten Grad eines Körpergewichtes andeuten wollen; mit der Luft jedoch pflegt man keinen Vergleich anzustellen, sie erscheint uns gewichtlos. Da ergeht es uns aber wie dem Fisch im See; denn dieser, von allen Seiten, von oben und unten vom Wasser umgeben, empfindet nicht die Schwere desselben. Ein Raummeter Luft wiegt in Nähe der Erdoberfläche im Mittel $1\,^3/_{10}$ kg, so daß ein Saal von 7 m Höhe, 15 m Länge und 10 m Breite, welcher 7 mal 10 mal 15 gleich 1050 cbm Rauminhalt besitzt, an Luftmenge 1050 mal $1\,^3/_{10}$ gleich 1365 kg birgt. Unten ist die Luft durch die Last der auflagernden Schichten zusammengepreßt, daher dicht und schwer, oben aber dünn und leicht, so daß der Rauminhalt einer Säule von 1 m im Quadrat Grundfläche und einer Höhe bis an die Grenze der Atmosphäre gemessen, welche bis 4 Meilen Höhe schon 7500 mal 4, also 30000 cbm umfaßt, nicht 30000 mal $1\,^3/_{10}$ gleich 39000 kg, sondern nur rund 10000 kg Luft enthält. Die Atmosphäre belastet mithin jeden Flächenmeter der Erde mit einem Gewicht von etwa 10000 kg, oder jeden qcm mit einem, oder genauer mit 1,0333 kg. Jene Pressung nennen wir den Druck einer Atmosphäre, welche zugleich eine Maßeinheit für andere Pressungen bildet. So arbeiten z. B. gewöhnliche Dampfmaschinen mit 4 bis 6, Lokomotiven mit höchstens 8 bis 10, hydraulische Maschinen (Wasserdruck-Hebemaschinen) mit etwa 50 Atmosphären Pressung. Die Sprengkraft des Pulvers soll momentan in Geschossen bis zu 5000 Atmosphären Druck hervorrufen. In den größten Tiefen des Ozeans herrscht 1000 Atmosphären Spannung, und im Mittelpunkt der Erde muß der Druck der Massen etwa bis zu $1\,^1/_2$ Millionen Atmosphären anwachsen.

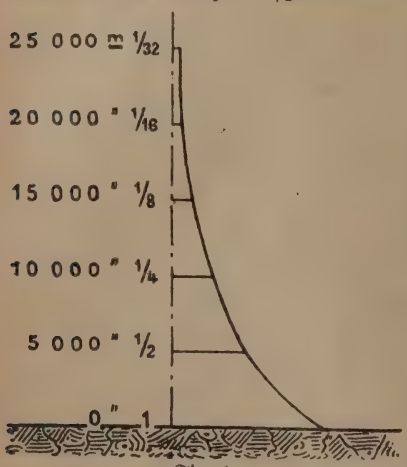

Fig. 1.

In rund 5000 m Höhe über dem Meeres-Niveau findet sich etwa eine halbe Atmosphäre Luftdruck, in 10000 m $^1/_4$, in 15000 m $^1/_8$ Atmosphäre. Das neben gezeichnete Schema Fig. 1 veranschaulicht die Druck-Verminderung mit der Höhe. Der Abstand der gekrümmten Linie von der geraden weist für den bezüglichen Höhenpunkt die Größe des Druckes der Luft jener Höhe im Vergleich zum Druck der unteren, dem Erdboden anliegenden Luftschicht auf.

In Höhen von über 25 bis 30000 m wird der Stoff schon äußerst leicht und dünn, und doch sind auch dort noch bei besonderer Beleuchtung zarte Wolken beobachtet. Es sind dies die leuchtenden Wolken im Nordhorizont zur Zeit der hellen Sommernächte.

Dächte man sich auf der ganzen Erde Gleis neben Gleis in dichten Abständen von einander und jedes Gleis voll mit Eisenbahnfuhrwerken bestellt, dann würde die Summe dieser Eisenbahnwagen nur im stande sein, eine Last zu

tragen, welche dem 20sten Teil desjenigen Gewichtes entspricht, welches die Luft der ganzen Atmosphäre darbietet. Desgleichen wird bei Berechnung der Tragfähigkeit unserer großen Straßenbrücken eine Nutzbelastung zu Grunde gelegt, welche auch nur dem 20sten bis 25sten Teil des Luftdruckes gleichkommt.

Diese Angaben zeigen, um welch' bedeutende Massen es sich bei Betrachtung der ganzen Atmosphäre handelt und wie die Kenntnis der Bewegung dieser Stoffmengen von hoher Bedeutung werden kann.

Bei allen meteorologischen Untersuchungen haben wir fast niemals mit Kräften zu rechnen, welche diesem ganzen Druck entsprechen, sondern stets nur mit Druckunterschieden zu thun, welche einen Bruchteil des Gesamtdruckes ausmachen.

3. Das Barometer.

Je nachdem im Ozean der Atmosphäre der Stoff sich häuft oder abnimmt, d. h. gleiche Pressung an einem Orte höher emporreicht als an einem anderen Orte, oder die zuvor vorhandene auflagernde Luft durch kältere, mithin schwerere Luft ersetzt wird, nimmt die Stärke des Luftdruckes am Beobachtungsorte zu oder ab, wobei das Barometer steigt oder fällt. Der Stand des Barometers zeigt durch die Länge der Quecksilbersäule im verkleinerten Maßstabe die Masse der drückenden Luftsäule an.

In zwei gebogenen, unten mit einander verbundenen, oben offenen Röhren stellt sich eine eingebrachte Flüssigkeit gleich hoch. (Prinzip der Wasserwage Fig. 2). — Ist in das eine Rohr schwere, in das andere leichte Flüssigkeit gethan, dann stellen sich die Oberflächen der schweren Flüssigkeit S und der leichten Flüssigkeit L so ein, daß die Trennungsfläche T der beiden Stoffe im Rohre B durch den Überdruck „h" der kleinen, aber schweren Säule S einen gleichen Druck empfindet, als die große, aber leichte Masse L durch die Druckhöhe groß „H" hervorbringt — vergl. Fig. 3 —.

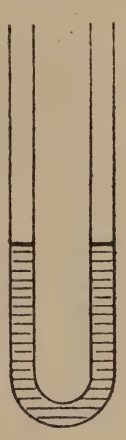

Fig. 2.

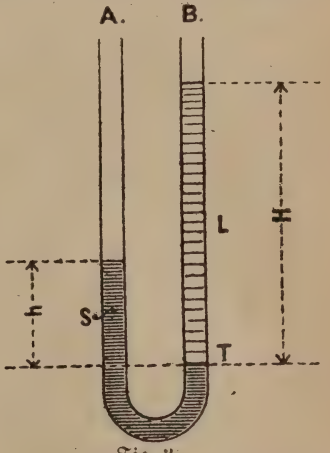

Fig. 3.

In gewöhnlichen Barometern ist S Quecksilber, L Luft. Da nun über der freien Atmosphäre in einigen Meilen Höhe fast Luftleere besteht, so muß auch über der Oberfläche des Quecksilbers im Rohre A künstlich ein luftleerer Raum erzeugt werden, damit der Druck des Quecksilbers voll dem Druck der äußeren Atmosphäre gleichkommen und ein Maß für den äußeren Druck abgeben kann. Für den Gebrauch können wir des langen, hier einige Meilen emporreichenden, mit Luft gefüllten Schenkels L der Höhe H entbehren und diesen durch die Atmosphäre selbst ersetzen. Das Barometer besitzt nun die in Fig. 4 angedeutete Gestalt. R ist ein luftleerer Raum, „h" Höhe der drückenden Quecksilbersäule,

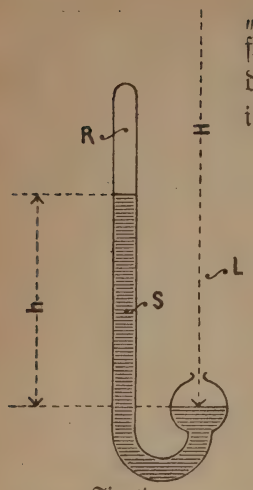

Fig. 4.

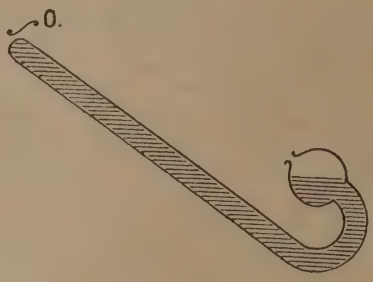

Fig. 5.

„Höhe des Barometerstandes" genannt, T die Trennungsfläche von Queckſilber und Luft. Die Luftröhre L iſt durch die freie Atmoſphäre erſetzt, nur ein kleiner Teil der Röhre L iſt vorhanden und zwar als offene Hohlkugel ausgebildet, damit bei den Schwankungen des Druckes und dem Steigen und Fallen des Queckſilbers, vorſichtige Behandlung vorausgeſetzt, kein Queckſilber austreten und verſchüttet werden kann.

Während das Barometer bei dem Gebrauch genau lothrecht hängen muß, iſt dasſelbe bei einem Wechſel des Ortes in ſchräger Lage und in bezug auf die Kugel ſo zu tragen, wie in Fig. 5 dargeſtellt iſt.

Zeigt ſich dabei am oberen Ende der langen Röhre bei O ein Bläschen, welches bei weiterer Neigung nicht gleich verſchwindet, dann iſt Luft in das Barometer gelangt, und der Gang desſelben zumal bei wechſelnder Temperatur ungenau geworden.

Im Aneroidbarometer erſetzt die Federkraft einer luftleeren Metall-Doſe das Gewicht des Queckſilbers. Durch den Luftdruck wird die elaſtiſche Doſe in Spannung gehalten, ſie erfährt durch Vermehrung des äußeren Druckes Zuſammenpreſſung und durch Abnahme desſelben eine Ausdehnung. Hebelüberſetzungen feiner Bauart übertragen mit einer bedeutenden Überſetzung in's Große die kleinen Bewegungen der Doſe auf das Zeigerwerk des Barometers.

Da das Gewicht des Queckſilbers wie die Federkraft der Doſe im Aneroidbarometer beide von der Höhe der Temperatur abhängig ſind, bedarf der abgeleſene Barometerſtand einer Berichtigung, um den genauen Betrag des Luftdruckes angeben zu können. An meteorologiſchen Inſtituten wird dieſe kleine Reduktion ſtets ausgeführt.

Ableſung des Barometers im Zimmer. Wie die voraufgegangenen und nachfolgenden Zahlenangaben erweiſen, entſpricht eine kleine Barometerſchwankung ſchon einem erheblichen Druckunterſchiede in der Luft. Die Mauern, Thüren und Fenſter unſerer Wohnräume ſind nicht luftdicht. Schon bei geringem Druckunterſchiede zwiſchen außen und innen ſtrömt Luft von außen zu und gleicht den Druck im Zimmer mit demjenigen der äußeren Luft aus, ſo daß eine Barometerableſung im Wohnraum derjenigen im Freien gleich kommt.

4. Barometerſtand.

Ein Raummeter Queckſilber wiegt bei normaler Temperatur 13596 kg. Die Bodenfläche jenes Würfels empfindet alſo auf den Flächenmeter 13596 oder auf

den Quadratcentimeter $1^{36}/_{100}$ kg Druck, d. h., da 1 Atm. rund 1 kg Pressung auf den Quadratcentimeter entspricht, macht dieser Druck von 1000 mm Queck-silber-Höhe $1^{36}/_{100}$ Atmosphären Pressung (vergl. vorne 2) oder genauer genommen $\frac{13596}{10333} = 1{,}3156$ Atmosphären aus. Hieraus ergiebt sich, daß der Druck einer Atmosphäre durch $\frac{1000}{13156}$ gleich 760 mm Queckfilberhöhe erzeugt wird, daher hält jene Queckfilbersäule von 760 mm Höhe im Barometer dem Druck einer Atmosphäre das Gleichgewicht.

Eine Änderung des Barometers um einen Millimeter entspricht einer Änderung des Luftdruckes auf den Quadratmeter Fläche von $\frac{10333}{760}$ gleich $13^{6}/_{10}$ kg.

Jenen mittleren Stand von 760 mm Höhe zeigt das Barometer an der Meeresoberfläche. Bei je 10 m Erhebung verkürzt sich die drückende Luftsäule um dieses Maß, und mithin der Luftdruck um das Gewicht der in Abzug gelangenden 10 Raummeter Luft. Am 10 m höher belegenen Orte B beträgt der Luftdruck etwa 10 Raummeter mal $1^{3}/_{10}$ gleich 13 kg weniger als bei A. Dieser Druckunterschied entspricht fast einem Millimeter Barometerstands-Differenz, wie eben zuvor gezeigt wurde, so daß bei je 10 bis 11 m Erhebung der Barometerstand sich um je einen Millimeter geringer erweist als unten. Für größere Höhen ist diese Abnahme des Druckes eine langsamere, so daß zum Beispiel nicht in 11 mal 380 gleich 4180 m Höhe, sondern erst in 5000 m Höhe eine Druckabnahme von 380 mm Barometerstand gleich einer halben Atmosphäre sich ergiebt.

Diese Angaben zeigen, daß aus dem Unterschiede im Barometerstande die Höhenlage verschiedener Orte zu ermitteln ist. Die Ausführung der Berechnung geschieht an der Hand der barometrischen Höhenformeln und unter Berücksichtigung der Temperaturen und etwaigen Änderungen des Luftdruckes, welch' letztere sich während der Beobachtungszeit vollziehen könnten.

Obige Angaben zeigen auch, daß die Barometerstände ungleich hoch gelegener Orte unter einander nicht direkt vergleichbar sind, um daraus Schlußfolgerungen auf meteorologische Vorgänge zu ziehen; es ist erforderlich, daß der Einfluß des Höhenunterschiedes in Abzug gebracht werde; auch dies geschieht unter Zugrundelegung der sogenannten barometrischen Höhenformel und an der Hand von Tabellen. Die Reduktion findet auf die Höhe des Meeresniveaus statt. Zeigt z. B. der Barograph (d. i. das selbstregistrierende Barometer) an der deutschen Seewarte in Hamburg $757^{6}/_{10}$ mm, dann beträgt der reduzierte Barometerstand bei mittlerer Temperatur $2^{4}/_{10}$ mm mehr, also 760 mm, weil der Barograph der deutschen Seewarte etwa 25 m über dem Meeresniveau Aufstellung gefunden hat.

Diese Zahl 760 wird in diesem Fall in dem Wetterbericht als Barometerstand jener Station eingetragen.

Der reduzierte Barometerstand ist also gleich dem Werte der direkten Beobachtung, vermehrt um den Luftdruck, welchen eine gedachte, vom Beobachtungsorte bis zur Höhe des Meeresspiegels hinabreichende Luftsäule ausüben würde.

Schwankungen ereignen sich in der Höhe des reduzierten Barometerstandes in Deutschland alljährlich bis 775 oder 780 mm aufwärts, also bis 20 mm über normal und bis 730 oder 735, also bis 30 mm unter normal. Es kommen je-

doch bei besonderen Phänomenen über dem Ozean Barometerstände unter 700 und in Sibirien Barometerstände bis 790 mm vor, so daß diese größten Gegensätze 100 mm Druckunterschied, das ist etwa 1400 kg Pressungs-Unterschied für den Quadratmeter Fläche umfassen.

Die zwischen Orten gleicher Höhenlage gemessenen Druckunterschiede sind die treibenden Kräfte, welche die Winde erzeugen und den Hauptgegenstand meteorologischer Betrachtungen bilden.

5. Isobaren.

Die auf das Meeresniveau reduzierten Barometerstände, welche, wie vorne beschrieben ist, aus den direkten Ablesungen abzuleiten sind, werden von vielen Stationen eines Weltteiles einer Zentralstation gemeldet, daselbst zusammen gestellt und mit ihren Zahlenwerten an den betreffenden Stellen einer geographischen Karte vermerkt.

Die Beobachtungen, welche jene Angaben liefern, werden allerorts zu gleichem Zeitpunkt ausgeführt. Die entstandenen Karten, in welche auch die übrigen meteorologischen Elemente schematische Aufnahme finden, heißen „synoptische Karten" (Übersichtskarten).

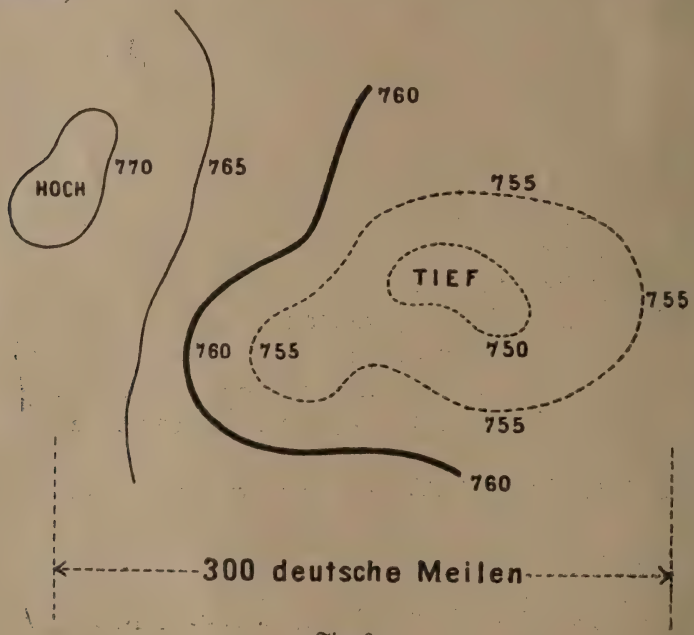

Fig. 6.

Die Orte gleichen reduzierten Barometerstandes werden durch Linienzüge, welche Linien gleichen Luftdruckes (Isobaren) heißen, unter einander verbunden. Vergl. Fig. 6. Die Isobare des mittleren Barometerstandes von 760 mm Quecksilber-Säule, resp. 760 mm reduzierten Barometerstandes wird, des schnelleren Auffindens halber, durch eine stark gezeichnete schwarze Linie hervorgehoben. Orte, welche je 5 mm höheren und je 5 mm tieferen Druck aufweisen, werden ebenfalls mit

einander verbunden. Die Isobaren unter 760, z. B. die Isobaren 755, 750, 745 und weiter abwärts sind gestrichelt. Die Isobaren über 760 mm reduziertem Barometerstande, als 765, 770 und weiter aufwärts erscheinen durch voll ausgezogene Linien markiert, letztere besitzen aber einen feineren Strich als die fett gezeichneten Isobaren 760.

6. Minima und Maxima.

In jedes gezeichnete Gebiet niederen Barometerstandes wird auf der synoptischen Karte das Wort „Tief" gesetzt, für die Gebiete starken Luftdruckes, hohen Barometerstandes, das Wort „Hoch" benutzt.

Die „Tiefs" heißen Depressions-Gebiete, auch wenn die Isobaren nicht regelmäßig runde Linienzüge bilden, im besonderen aber Depressionen oder Minima, wenn die Isobaren angenähert kreisförmig oder in länglich gestreckten, krummen Linien einander umschließen.

Die Gebiete hohen Druckes heißen Maxima des Druckes, oder „Hoch's".

In den Gebieten tiefen Barometerstandes, den Depressionen, herrscht gewöhnlich Bewölkung, Regen und Wind, in den Maxima des Druckes ruhiges, vorwiegend heiteres und trockenes Wetter.

7. Zur Wetter-Vorherbestimmung.

Die Depressionen und Maxima entstehen und vergehen, sie haben oft nur wenige Tage, bisweilen jedoch auch längere Zeit Bestand und besitzen fortschreitende Bewegung. Die Zentralstationen für Meteorologie, welche eine Vorherbestimmung der Witterung ausführen, verfolgen das Auftreten, die Bahnlinie oder das Entschwinden der Depressionen und Maxima und schließen auf schlechtes oder kommendes gutes Wetter für einen Ort, je nachdem eine Depression oder ein Maximum sich dem Orte nähert, für welchen die Witterung angegeben werden soll.

Die Bahnen der Depressionen und Maxima, wie die Verteilung guten und schlechten Wetters in diesen Druckgebilden, sind wechselvoll, so daß jahrelange, umfassende Studien und vergleichende Aufzeichnungen notwendig sind, um zutreffende Angaben machen zu können. Um dieses Ziel zu erreichen, werden beständig Studien ausgeführt, doch beschäftigen sich mit diesem Zweige der Meteorologie nur wenige Fachmänner, und die dafür verfügbaren Mittel sind als nicht ausreichend zu erachten.

8. Der Wind.

Eine jede Bewegung oder Bewegungsänderung wird durch Kräfte hervorgerufen. Die Geschwindigkeit der Bewegung tritt nie plötzlich in ganzer Stärke auf, sondern in einer von der Dauer der Kraftwirkung und der Größe derselben abhängigen Weise. Solange überhaupt Kraft im Sinne der Bewegung wirkt, solange nimmt die Bewegung an Geschwindigkeit zu. Immer sind mit der Bewegung aber auch Widerstände, z. B. bei der Luftbewegung, dem Winde, Stoß und Anprall gegen Haus und Wald wie gegen die Wogen der See und gegen andere Luftströmungen verbunden, sodaß mit wachsender Geschwindigkeit der

Widerstand wächst und dieser zuletzt der ursprünglich treibenden Kraft das Gleichgewicht hält; alsdann ist das größte Maß der Geschwindigkeit erreicht. Bis die Luft aus der Ruhe in die Windgeschwindigkeit übergeht, verstreichen gewöhnlich mehrere Stunden.

Es möge plötzlich in Süd-Norwegen, in 100 Meilen Entfernung von Hamburg, das Barometer 70 Millimeter gegen den zuvor gleichen Stand wie in Hamburg gefallen sein. Auf jeden Quadratmeter einer liegenden Luftsäule wirkt dann am Ende in Hamburg 136 kg Druck mehr als in Norwegen. Dieser Druckunterschied ist die treibende Kraft, welche den Wind erzeugt. Besitzt die liegende Luftsäule einen Quadratmeter Querschnitt, d. h. einen Meter Breite und einen Meter Dicke, dann weist dieselbe bei 100 Meilen Länge ein Gewicht von rund 100 mal 7500 Raummeter mal $1\frac{1}{3}$ kg gleich einer Million Kilogramm auf.

Bei freiem Fall gelangt das ganze Körpergewicht zur Geltung, in jeder Sekunde die Geschwindigkeit des Falls um 9,81 Meter steigend. In unserem Beispiel der horizontalen Bewegung einer liegenden Luftsäule beträgt die treibende Kraft nur den kleinen Bruchteil $\frac{136}{1000000}$ des Lastgewichtes, des Gewichtes der getriebenen Luftsäule, und darum beträgt die Geschwindigkeitszunahme pro Sekunde auch nur 9,81 mal $\frac{136^2}{1000000}$ m, das ist rund $\frac{1}{800}$stel m, oder einen Meter in 800 Sekunden.

Die Zeitspanne 800 Sekunden ist hier somit erforderlich, um den Wind von einem Meter Stärke zu erzeugen. Erfahrungsmäßig wächst bei einem Druckunterschiede der benannten Größe der Wind aber etwa auf 12 m Geschwindigkeit an, welche Windstärke nach vorstehendem in 800 mal 12 gleich 9600 Sekunden erreicht werden könnte, wenn der Zuwachs der Windstärke stets so groß geblieben wäre wie im Anfang; in Wirklichkeit vermindert sich aber, wie beschrieben, die treibende Kraft durch den in Abzug zu bringenden Bewegungswiderstand, sodaß die Zunahme der Windgeschwindigkeit zuletzt sehr langsam sich vollzieht und die Zahl 9600 Sekunden sich mindestens auf etwa 18000 Sekunden, das sind 5 Stunden Zeitdauer, erhöht.

9. Sturmwarnungswesen.

Starke Winde längerer Dauer und großer Ausdehnung sind die Folge bedeutender Luftdruckunterschiede, sie können ohne diese nicht auftreten und erreichen, wie gezeigt ist, erst mehrere Stunden nach Bestehen der Druckunterschiede ihren Höhepunkt. Diese Thatsache haben die Sturmwarnungsstationen zu verwerten getrachtet, indem dieselben den Ozean und die Küstenländer überwachen und bei Annäherung oder Neubildung von Gebilden scharfer Druckgegensätze den Küsten Sturmwarnungen telegraphisch zugehen lassen.

Bei den umfassenden Einrichtungen des Sturmwarnungswesens ist es kaum möglich, daß ein ausgedehnter großer Sturm überraschend, ohne vorhergehende Meldung, auftritt; wodurch das Sturmwarnungswesen in dieser Richtung höheren Sicherheitsgrad gewonnen hat, als bislang mit Vorherbestimmung von Regen-

weitern erreicht werden konnte. Das Sturmwarnungswesen hat aber mit einer anderen Schwierigkeit zu kämpfen; es erreicht durchaus nicht jeder auf einen Küstenort hin eilende und daher dorthin gemeldete Sturm diesen in voller Kraft. Sehr oft legt sich die Windsbraut, bevor der Ort erreicht wird, und statt des gefürchteten Sturmes stellt sich eine für die Seeschiffe günstige Brise ein. Die Angabe „über Gefahr auf Sturm" ist mithin wie das Wort, welches der Einrichtung beigelegt ist, eine Warnung für die Wahrscheinlichkeit kommenden Sturmes und nicht als eine Angabe über bestimmtes Auftreten des Sturmes zu betrachten. Die Erreichung dieses Zweckes aber genügt; denn die Zahl der Fälle eines gemeldeten, aber nicht eingetretenen Sturmes ist nicht so groß, als daß durch dieselbe der Schiffahrtsbetrieb benachteiligt werden könnte.

Stürme von kurzer Dauer, z. B. Gewitterstürme, schließt das Sturmwarnungswesen nicht eigentlich in den Kreis seiner Thätigkeit ein; dieselben lassen sich seltener auf Stunden oder Tage im voraus erkennen, dieselben schaden aber wegen ihrer kürzeren Dauer auch minder, wenn der Seefahrer die deutlichen Anzeichen des aufziehenden Gewittersturms am Wolkenhimmel abzulesen und dem Sturme zu begegnen versteht.

Bei solchen Gewitterstürmen, Windstößen oder Böen ist die vorhandene Druckdifferenz nicht sehr erheblich, aber die bewegte Luftmasse verhältnismäßig noch unbedeutender. Daher genügt eine kurze Zeitspanne vollkommen zur Erzeugung eines Gewittersturmes kurzer Dauer.

10. Gradient.

Die Luft hat das Bestreben, dem Orte des niedrigsten Luftdruckes zuzutreiben. Die Richtung dieser Anfangsbewegung durchschneidet die Isobaren senkrecht, es ist die Richtung des treibenden Druckunterschiedes, „Gradient" genannt. Das Maß für den Gradienten ist die Druckdifferenz in mm des reduzierten Barometerstandes zwischen 2 Orten, welche in Richtung des stärksten Druckunterschiedes horizontal 111 km von einander entfernt sind.

11. Ablenkung des Windes durch Erdrotation.

Das Gesetz einer Erhaltung der Bewegungsgröße und Richtung, das Gesetz der Trägheit, gebietet der Luft Beibehaltung ihrer absoluten Bewegung nach Richtung und Größe. Diese absolute Bewegung setzt sich zusammen aus der Drehbewegung der Erde um ihre Achse, an welcher die Luft teil nimmt, und aus der jeweiligen auf der Erdoberfläche gemessenen Windgeschwindigkeit, welch' letztere relative Bewegung genannt wird. Unter Richtung der absoluten Bewegung ist nicht die Richtung von West nach Ost oder eine andere Himmelsrichtung zu verstehen, sondern die absolute Richtung im Weltenraum. Die Himmelsrichtungen dagegen sind nicht feste Linien, sondern es dreht sich z. B. der von Süd nach Nord verlaufende Meridian eines Ortes, wie die Speiche eines Rades, um einen festen Punkt, den Mittelpunkt oder Pol, wobei der Meridian in immer neue Lagen übergeführt wird. Die Bewegung der Luft kann

diesem steten Richtungswechsel der Meridiane nicht folgen, sondern bemüht sich, eine gerade Bahn im Weltenraume einzuschlagen, und es ergiebt sich daraus das Bestreben einer steten Änderung der Windrichtung gegenüber den Himmelsrichtungen, wiewohl im absoluten Sinn eine völlig geradlinige Bewegung der Luft doch dabei schon darum nicht erreicht werden kann, weil die Winde der krummen Erdoberfläche folgen müssen und weil ferner das Bestehen einer polaren Erdabplattung wie die Senkung des Wasserspiegels in einem Wasserwirbel wirkt und ein Kreisen der Atmosphäre und der ganzen Erde um die Erdachse ermöglicht und ein Fortschleudern von Teilen der Erdoberfläche und der Luft gegen den Äquator hin verhindert.

Das Ergebnis jener mannigfachen Einwirkungen läßt sich wie folgt zusammenfassen. Ein sich selbst frei überlassener Wind, welcher keinen Luftdruckunterschieden und keinen Reibungswiderständen unterworfen gedacht sei, würde in der Nähe des Poles zweimal in 24 Stunden seine Richtung in Bezug auf die Himmelsrichtungen völlig wechseln, also z. B. auf der Nordhemisphäre erst als Südwind, dann als West-, Ost- und nach zwölf Stunden wieder als Südwind erscheinen. Gegen den Äquator hin nimmt dieses in der Horizontalfläche auftretende Bestreben einer Richtungsänderung bis zur Null ab, und es ist daher die Luftbewegung am Äquator anderen Gesetzen unterworfen als in höheren Breiten. Bei uns würde sich jene Richtungsänderung in etwa 15 Stunden im Kreise herum einmal vollziehen. Zwar ist das Bestreben für ein solches Umschlagen des Windes stets vorhanden, aber durch die Luftdruckunterschiede der Atmosphäre derart beeinträchtigt, daß nur eine Abweichung der Windrichtung gegenüber der Richtung des treibenden Gradienten nach jener Seite erfolgt, wohin der ablenkende Einfluß der Trägheit wirkt. Dies ergiebt auf der Nordhemisphäre eine Ablenkung nach rechts und zwar für geradlinige Isobaren im Mittel über dem Lande in unseren Breiten eine Rechtsablenkung von 45—60 Grad (siehe Fig. 7).

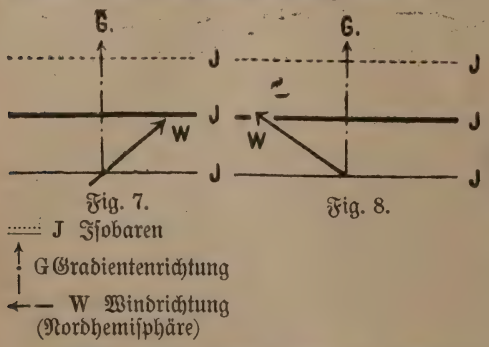

Fig. 7. Fig. 8.

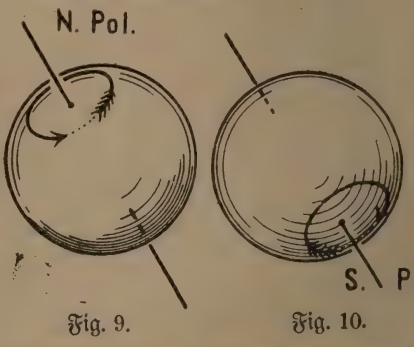

Fig. 9. Fig. 10.

Über dem Meere und in höheren Breiten ist die Abweichung zwischen Gradientenrichtung und Windrichtung größer. Gegen den Äquator hin nimmt die Rechtsablenkung bis zur Null ab; es wird dort der Wind direkt der Gradientenrichtung folgen.

Auf der Südhemisphäre erleidet der Wind gegen die Gradientenrichtung eine Ablenkung nach links (Fig. 8), da vom Südpol aus gesehen die Drehung der

Erde um ihre Achse im entgegengesetzten Sinne sich anschaut als vom Nordpol, nämlich vom Nordpol aus entgegen dem Zeiger der Uhr (Fig. 9) und vom Südpol aus wie der Zeiger der Uhr (Fig. 10).

12. Die Cyklone als Windgebilde einer Depression und die Anticyklone des hohen Luftdruckes.

Bei einer Depression (vergl. Abschnitt 6) umlagert mittelhoher Luftdruck ein Gebiet tiefsten Barometerstandes, dahinein die Gradienten weisen. Fig. 11 stellt eine Depression der Nordhemisphäre dar, die Winde weichen nach rechts von der Richtung der Gradienten, der Krümmungsradien der Isobaren, ab. Die Windrichtungen sind durch Pfeile im starkem Druck markiert. Es ergiebt sich das Bild eines Windwirbels, Cyklone genannt. So setzen sich fast alle Winde zu Wirbeln zusammen, auch heftige Stürme treten fast immer als Teilgebiete größerer Windwirbel auf. Die Depressionen resp. Cyklonen besitzen in bezug auf ihr fortschreitende Bewegung eine rechte und linke Seite. Auf der Nordhemisphäre bevorzugen die Stürme gewöhnlich die rechte Seite der Zugbahn eines Windwirbels und zwar bilden sich dieselben stets auf der Seite des angrenzenden höchsten Luftdruckes der Umgebung aus.

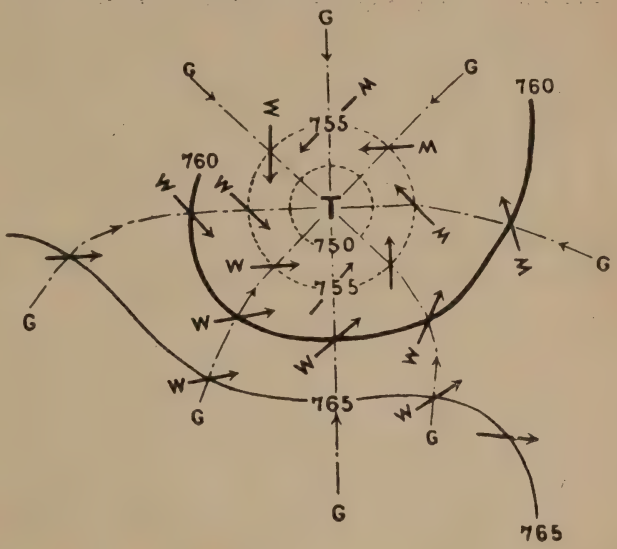

Fig. 11.
Depression der Nordhemisphäre.
..... Linien 750—765 = Isobaren —→ G = Gradient
← W = Wind

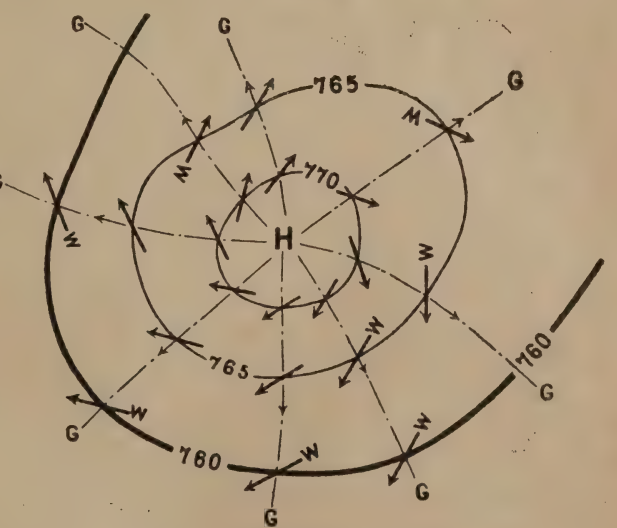

Fig. 12.
Anticyklone der Nordhemisphäre.
— 660—770 Isobaren. ←— G Gradientrichtung.
← W Windrichtung.

Von allen Seiten saugt die Cyklone Luft in ihr inneres Gebiet hinein. Hier und schon am Rande der Depression steigt die Luft empor, also einen Ausgleich für die zugeführten, nachströmenden Massen erstrebend. Oben bewegt die Luft sich, seitlich abströmend, auseinander. Es wird in der Folge gezeigt, wie aufsteigender Luftstrom Wolken und Regen bedingt, sodaß eine jede Cyklone, d. h. Depression, Regenwetter im Gefolge hat.

Anticyklonen bilden einen Gegensatz zu den Cyklonen. Der höhere Druck der Mitte veranlaßt unten ein Abströmen der Luft nach außen, fallenden Strom im Innern des Gebietes hohen Druckes und Ausbildung heiteren Wetters, weil bei sinkender Luftbewegung, wie erklärt werden wird, sich die Wolken auflösen. Der Drehsinn der Anticyklone ist demjenigen der Cyklone entgegengerichtet und in Fig. 12 für eine Anticyklone der Nordhemisphäre angedeutet. Auf der Südhemisphäre ist der Drehsinn eines anticyklonalen Windes der Fig. 12 entgegengerichtet, also entgegen dem Zeiger der Uhr.

13. Temperaturunterschiede an der Erdoberfläche.

Der Wärmegehalt der atmosphärischen Luft ist abhängig von der Wärmezuführung durch Sonnenbestrahlung und dem Wärmeverlust, welcher durch Ausstrahlung an den Weltenraum entsteht, dagegen nur in verschwindend geringem Grade von der Wärmeabgabe des heißen Erdkernes an die äußere Hülle und in unbekanntem Maße von der Temperatur des den Weltenraum erfüllenden Stoffes beeinflußt.

Woselbst die Wärmezuführung nachläßt, gewinnt der Wärmeverlust zuerst überhand, es sinkt die Temperatur. Die Wärmeabgabe ist bei niedrigem Stande des Thermometers aber geringer als bei hoher Temperatur. Daher entwickelt sich doch bald wieder ein Gleichgewichtszustand zwischen Gewinn und Verlust, also eine von nun ab den Verhältnissen entsprechende Temperatur, deren Wert erst dann wieder wechselt, wenn in bezug auf die Wärmezuführung resp. Abführung sich eine Änderung vollzogen hat. Der Wärmeverlust durch Ausstrahlung nimmt bei heiterem Himmel, in langen Nächten bedeutende Werte an, kann aber schon durch eine leichte Wolkendecke fast zu Null herabgemindert werden. Es wechseln mithin die Schwankungen des Thermometers unmittelbar mit dem Stande der Sonne, der Bewölkung und dem Winde.

Die horizontale Verteilung der Luftwärme ist sowohl von der geographischen Breite als auch durch die Verteilung von Land und Wasser bedingt. Die Meeresflächen werden im Sommer weniger und zumal langsamer erwärmt als das Land, bieten aber im Winter einen Vorrat aufgespeicherter Wärme, sodaß die Seewinde, die vorherrschenden Westwinde gemäßigter Zonen, den Küsten milde Winter bringen. Die Ostküsten der Erdteile werden in den gemäßigten Zonen im Sommer vielfach von trockenen, ziemlich warmen Binnenland-Winden, im Winter dagegen von dem dann sehr kalten, westlichen Landwinde betroffen. Im gleichen Sinne verstärken die Meeresströmungen die klimatischen Unterschiede.

Es wird den Westküsten im Winter aus Südwest warme Strömung zugeführt, während sich längst den Ostküsten kalter Strom aus Nord bewegt.

Für das ganze Jahr beträgt der mittlere Temperaturunterschied zwischen dem Westen und Osten in Amerika, wie für die verbundene Ländermasse „Europa-Asien" etwa 8 Grad Celsius, d. h. soviel wie der Temperaturunterschied zwischen Neapel und Berlin im Jahresmittel ausmacht. Im Sommer stellt sich zwischen Ost und West etwa gleiche Temperatur und nur im Innern der Kontinente eine um etwa 5 Grad höhere Temperatur ein. Die größten Unterschiede zeigt der Winter. Die auf unserem Breitengrade, der Breite Hamburgs, gelegenen Gegenden Ostasiens werden dann von einer im Mittel um 20 Grad Celsius strengeren Winterkälte heimgesucht, als wir zu erleiden haben. Während bei uns das Thermometer im Winter gewöhnlich zwischen 5 Grad Wärme und etwa höchstens 20 Grad Kälte schwankt, zeigt dasselbe dort in Kamtschatka statt der 5 Grad Wärme 15 Grad Kälte und statt des hiesigen Maximalbetrages von 20 Grad Frost dort bis zu 40 Grad Kälte. In Amerika ist im Winter der Osten etwa um 15 Grad kälter als der Westen.

Zum Äquator hin verliert sich der Temperaturgegensatz zwischen Ost und West.

Die höchsten Sommertemperaturen weist die Wüste Sahara im Juli mit 36 Grad Celsius mittlerer Wäre, wie der Südwesten der Vereinigten Staaten Nordamerikas mit 34—36 Grad Celsius und Arabien und Persien mit 34 Grad Celsius auf. Im Mai zeigt das Innere Indiens, zur Zeit unseres Winters im Januar, dagegen auf der südlichen Halbkugel Australien diese hohen Temperaturen auf. Wegen der geringeren Ausdehnung der Ländermassen steigt in Südamerika und Südafrika die Sommertemperatur im Mittel nur bis etwa 30 Grad, wie denn überhaupt die durchschnittliche Temperatur der südlichen Halbkugel niedriger ist als diejenige der nördlichen Hemisphäre.

Der kälteste Ort der erforschten Erdoberfläche ist Werchojansk, eben nördlich des Polarkreises im Innern Ostsibiriens gelegen, dort geht die mittlere Januartemperatur bis 48 Grad Celsius Kälte hinab und gehören Temperaturen von 60 Grad Frost durchaus nicht zur Seltenheit. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt an diesem Wohnorte 17 Grad Frostkälte, die mittlere Julitemperatur dagegen 16 Grad Celsius Wärme, welche Julitemperatur derjenigen der preußischen Ostsee und der deutschen Nordseeküste entspricht.

14. Die Kälte der höheren Luftschichten und die Berg-Regionen mit ewigem Schnee.

Während in horizontaler Richtung die höchsten und niedrigsten Werte der Temperatur über tausend Meilen weit von einander entfernt auftreten, lagern in vertikaler Richtung Luftschichten sehr abweichender Temperatur unmittelbar übereinander. Diese Erscheinung ist eine notwendige Folge der besonderen Eigenschaft aller Gase, „bei stattfindender Zusammendrückung sich zu erhitzen und bei einer Ausdehnung zu erkalten." Steigt eine Luftmenge, welche unten einen Raum-

meter erfüllt, 5000 m empor, dann dehnt sich die Luft auf den doppelten Raumgehalt aus und umfaßt nun 2 cbm Volumen. Dabei überwindet die sich ausdehnende Luft den Druck der äußeren, sie umlagernden Atmosphäre, welche Leistung auf Kosten der inneren Wärmeschwingungen ausgeführt wird, so daß die Luft erkaltet. Die Temperatur-Abnahme beträgt für völlig wasserdampffreie Luft bei Ausdehnung auf das Doppelte des an der Erdoberfläche erfüllten Volumens etwa rund 50 Grad C., so daß bei einer anfänglich unten 20 Grad Wärme betragenden Temperatur dieselbe Luftmasse oben mit 30 Grad Kälte anlangen würde, wofern dieselbe durch Berührung mit benachbarter Luft unbeeinflußt geblieben ist, so daß die Endtemperatur oben nur als Resultat der Anfangstemperatur und als Folge der Ausdehnung auftritt. Dieser Höchstwert der Erkaltung stellt sich aber darum niemals ein, weil die Luft Wasserdämpfe enthält, welche bei der stattfindenden Temperatur-Abnahme als tropfbare Flüssigkeit sich ausscheiden, d. h. kondensieren und dabei nun die sogenannte latente, bislang gebundene Wärme an die Luft abgeben. Zwar wird hierdurch nicht eigentlich die Temperatur der aufsteigenden Luft erhöht, sondern nur die Erkaltung der Luft etwa auf den halben Betrag der trockenen aufsteigenden Luft ermäßigt. Bei der Verwandlung von Wasserdampf zu Wasser (Kondensation), im Betrage von 1 kg Wasser, wird soviel Wärme frei, daß damit 536 kg Wasser, oder 2260 kg Luft um einen Grad C. erwärmt werden können. Diese abgegebene Wärmemenge ist derjenigen Feuerwärme gleich, welche auf einen kochenden Wasserkessel übertragen werden muß, um 1 kg Wasser von 100 Grad Wärme zu verdampfen. Diese Wärmemenge wird bei Veränderung des Aggregatzustandes verbraucht, oder vielmehr gebunden (latente Wärme) und bei der Rückverwandlung des Dampfes in Flüssigkeit wieder als Wärme frei. In ähnlicher Weise liefert das Gefrieren von 1 kg Wasser 75 Einheiten an frei werdender Wärme, während das Auftauen von je einem Kilogramm Eis oder Schnee 75 Wärmeeinheiten bindet.

Obige Eigenschaften der Luft erklären die Kälte hoher Regionen der Atmosphäre. Unabläßig vermischen sich durch die Winde die Luftmassen, sie wirbeln empor oder es durchsetzen ausgedehnte aufsteigende Ströme die Atmosphäre; dabei erkaltet die aus der Tiefe stammende Luft nach obigen Gesetzen und bestimmt die Temperatur hoher Regionen. Es ist nicht bekannt, wie groß andere Ursachen der Erwärmung oder Erkaltung mitwirken, ob z. B. im Sommer durch die Sonnenstrahlung den oberen Regionen mehr Wärme zugeführt wird, als dort durch Ausstrahlung verloren geht, und wie diese Verhältnisse zumal sich bei bewölktem und im anderen Fall bei heiterem Himmel gestalten, darüber liegen keine Untersuchnngen vor. Es ist nur bekannt, daß durch diese Einflüsse wie durch die möglicher Weise stattfindende Wärmezuführung oder Abführung zum Weltenraum und im besonderen durch die erwärmende Wirkung vorherrschender südlicher Luftströmungen in oberen, sehr hohen Regionen gewöhnlich eine Temperatur besteht, welche um ein weniges höher liegt als jener Wärmegrad, der sich aus dem Emporsteigen feuchter Luftmassen der Tiefe aus den unteren Temperaturen berechnet.

Die Abkühlung der aufsteigenden Luft, durch den Übertritt in schwächeren Druck und durch die daraus sich ergebende Ausdehnung veranlaßt, ist als die wesentliche Ursache für das Auftreten der Kälte hoher Regionen aufzufassen; sie ist es, welche die Hochgebirge mit ewigem Schnee krönt, die Gletscher erzeugt, die Wolken, Regen, Schnee und Hagel bildet.

15. Die Luftfeuchtigkeit.

Man unterscheidet relative und absolute Feuchtigkeit. Die absolute ist gleichbedeutend mit der Anzahl Gewichtsteile Wasser, welche in Form von Wasserdampf in einem Kubikmeter Luft aufgelöst sind. Die relative Feuchtigkeit zeigt an, ob die Luft soviel Feuchtigkeit in Form von Wasserdampf aufgenommen hat, wie sie überhaupt bei vorliegender Temperatur aufzunehmen vermag, oder ob dieses Maß nicht erreicht ist. Jenen Höchstwert nennen wir die „relative Feuchtigkeit Eins" oder wir sagen, die relative Feuchtigkeit ist $\frac{100}{100}$ d. h. 100 Prozent, die Luft ist gesättigt. Es bedeutet z. B. 80 Prozent relative Feuchtigkeit, daß die Luft ziemlich trocken sei; sie wirkt dann noch austrocknend auf nasse Körper ein, indem sie bestrebt ist, den Wassergehalt feuchter Körper zu verdampfen und des ferneren noch thunlichst weitere 20 Prozent Feuchtigkeit in sich aufzunehmen.

Bei einem Gehalt von 50 Prozent relativer Feuchtigkeit sagen wir, die Luft ist trocken, bei 30 Prozent schon sehr trocken. Zur Zeit eines Wechsels von Regen und hellerem Wetter beträgt die relative Feuchtigkeit der unteren Luftschichten etwa 70 bis 90 Prozent.

Bei sinkender Temperatur nimmt die Fähigkeit, Wasserdampf zu bergen, für die Luft ab, so daß unter Ausschluß einer Zuführung von Wasserdampf ein Feuchtigkeitsquantum, welches zuvor nur hinreichte, 80 Prozent relativer Feuchtigkeit zu erzeugen, jetzt vielleicht $^9/_{10}$ d. h. 90 Prozent desjenigen Höchstbetrages ausmacht, welcher bei der niedrigeren Temperatur aufgenommen werden kann. Durch Abkühlung der Luft wird, wenn eine Änderung der absoluten Feuchtigkeit, d. h. der Feuchtigkeitsmenge, nicht statt hat, eine Steigerung der relativen Feuchtigkeit bis zum Höchstbetrage 100 Prozent entstehen. Des ferneren kann die relative Feuchtigkeit aber nicht wachsen; es finden vielmehr bei weiterer Abkühlung ein Ausscheiden der Feuchtigkeit in tropfbar flüssigem Zustande, in Form von Nebel, Wolke, Regen oder Eiskrystallchen statt.

15. b. Verdampfen und Kochen: Der sogenannte weiße sichtbare Dampf über kochendem Wasser oder hinter dem Schornstein der Lokomotive ist schon zu kleinen Tröpfchen verdichteter Stoff, also Wasser in Nebelform und nicht wirklich Wasserdampf, wie der Volksmund oft sagt. Dampf selbst ist klar und durchsichtig. Es sei hier des Unterschiedes zwischen Verdunsten und Kochen gedacht. Bringt man Wasser in ein nicht dichtes, sondern aus porösem Material hergestelltes Gefäß, dann sickert das Wasser in die Poren der Wandung hinein, durchzieht dieselben und tropft außen ab. Dieser Vorgang geschieht langsam, da die einmal erfüllten Zellen erst dann weitere Feuchtigkeit aufnehmen, wenn dieselben ihren

ersten Inhalt an die Nachbar-Poren abgegeben haben. Einfacher und zumal schneller gestaltet sich die Entleerung, wenn der Druck der Flüssigkeit ausreicht, die Gefäßwandung zu zersprengen. Bei der Wandung haben wir es angenähert mit der ersteren, beim Verkochen mit der zweiten Form des Übertrittes von Wasser in den Raum zu thun. Verdunstendes Wasser schlüpft in die Poren der Luft und erscheint dort als Wasserdampf. Bei hoher Temperatur geht viel Dampf in die Poren hinein; streicht zugleich genügend viel frische, relativ trockene Luft über die Wasseroberfläche dahin, dann ist die Verdunstung eine starke. Bei fehlendem Luftzug und relativ feuchter Luft verharren über dem Wasser die schon fast ganz gefüllten Poren, und es vollzieht sich dabei nur geringe Verdunstung. Bei steigender Temperater wird der Dampf, welcher sich durch Verdunstung bildet, immer dichter; derselbe gewinnt an Spannung, d. h. an Kraft seitlicher Ausdehnung. Bei 100 Grad C. Wärme zersprengt der Dampf die Fesseln, welche der Luftdruck von 760 mm Barometerstand ihm bislang angelegt hatte; der Dampf überwindet den Luftdruck, treibt die Luft vor sich her und schafft hinter sich Raum für neu gebildeten Dampf. Die schützende Lufthülle wird zerspengt, und es ist die Menge des sich bildenden Dampfes nun nicht mehr von der Luftfeuchtigkeit und dem Luftzuge, sondern einzig von der zugeführten Wärmemenge abhängig.

Das Kochen einer Flüssigkeit besteht darin, daß der im Innern derselben entwickelte Dampf soviel Kraft besitzt, nicht allein den äußeren Luftdruck, sondern auch den Druck der auflagernden Flüssigkeitsschicht zu überwinden, beide zu heben und Raum für die Bildung einer Dampfblase zu schaffen, welche nun im siedenden Wasser zur Oberfläche steigt. Zeigt der Gefäßboden vorspringende, gleich stark erwärmte Punkte, dann beginnt dort die Dampfbildung zuerst, weil über den Erhöhungen die Flüssigkeitsschicht geringere Tiefe besitzt und mithin dem sich entwickelnden Dampf schwächeren Gegendruck leistet. Hat sich dort einmal eine Fülle aufsteigender Dampfbläschen gebildet, welche sich mit dem Wasser mischen, dann vermindert sich hier der Flüssigkeits-Druck, und mithin ist nun die stärkste Dampfentwickelung an diese Stelle gebunden, woselbst der Sprudel des siedenden Wassers einmal entstanden ist.

Auch die Wasser speiende Thätigkeit des Geiser auf Island ist auf ähnliche Vorgänge zurückzuführen; dort tritt die vervielfachte Dampfentwickelung im tiefen Brunnen des siedenden Wassers dann auf, wenn ein Teil der oberen Wasserlast durch Überkochen und Blasen-Bildung herausgeworfen wurde. Dann reicht die Dampfspannung der Tiefe plötzlich hin, die verminderte Last bis zu großer Höhe zu heben.

Minder gewaltsam ist die Überführung der Feuchtigkeit in das Bereich der Atmosphäre, hier handelt es sich immer nur um den Prozeß der Verdunstung, der Erfüllung der Poren und nicht um eine Überwindung des Luftdruckes.

15. c. Die absolute Feuchtigkeit. An absoluter Feuchtigkeit vermag ein Kubikmeter Luft im Höchstbetrage, d. h. bei 100 Prozent relativer Feuchtigkeit, an Wasser in Form von Wasserdampf folgende Anzahl Gramm aufzunehmen und zwar

bei 40	Grad C.	Wärme	—	51	Gramm
„ 30	„	„	—	30	„
„ 25	„	„	—	23	„
„ 20	„	„	—	17	„
„ 15	„	„	—	13	„
„ 10	„	„	—	9	„
„ 5	„	„	—	7	„
„ 0	„	„	—	5	„
„ 5	„	Kälte	—	$3^1/_3$	„
„ 10	„	„	—	2	„

Obige Zahlen sind abgerundete Werte. Hiernach enthält z. B. ein Kubikmeter gesättigter Luft bei 10 Grad C. Wärme 9 Gramm Wasser in Dampfform, oder mithin 1000 cbm 9000 gr gleich 9 kg an Wasserdampf. Ist die Luft nicht gesättigt, sondern beträgt die relative Feuchtigkeit nur 80 Prozent, dann wiegt der in 1000 cbm Luft enthaltende Wasserdampf unter diesen Verhältnissen $9 \cdot \frac{80}{100} = 7^2/_{10}$ kg.

Der Gehalt an Wasserdampf berechnet sich für eine von der Erdoberfläche bis 3700 m Höhe emporreichende Luftsäule von 1 Flächenmeter Querschnitt, d. h. 1 m Breite und 1 m Dicke z. B. wie folgt.

Es sei unten 20 Grad Wärme und 80 Prozent relative Feuchtigkeit gegeben, in 300 m Höhe möge der Sättigungspunkt erreicht sein und von da bis 2000 m Höhe etwa 13 und von 2000 bis 3700 m Höhe etwa im Mittel $4^1/_2$ Grad Wärme herrschen, da in 3700 m die Temperatur Null angenommen werden kann.

Die unteren 300 cbm nicht gesättigter, sondern im Mittel 90 Prozent relativer Feuchtigkeit haltender Luft besitzen $\frac{90}{100}$ mal 17 mal 300 = 4590 gr

Die Säule von 300 bis 2000 m Höhe enthält $\frac{100}{100}$ mal $11^1/_2$ mal 1700 = 19550 „

Der obere Teil der Luftsäule von 2000 bis 3700 m Höhe enthält $\frac{100}{100}$ mal 7 mal 1700 = 11900 „

Diese ganze Luftsäule von 1 Quadratmeter Grundfläche und 3700 m enthält im ganzen = 36040 „
oder rund **36 kg** Wasser in Dampfform.

Über einer Quadratmeile Bodenfläche besitzt unter solchen für den Sommer häufig zutreffenden Annahmen die Luftschicht von unten bis 3700 m Höhe 7500 mal 7500 mal 36 gleich 2025000000 kg, also rund gerechnet 2 Milliard. kg Wasser in Dampfform, welche, wenn kondensiert, 2 Millionen cbm Wasser ausmachen würden.

Es soll des ferneren gezeigt werden, unter welchen Verhältnissen sich ein Teil dieser unsichtbaren Feuchtigkeit zu Tau, Nebel, Wolken oder Regen ausscheidet.

16. Wolken- und Regenbildung im aufsteigenden Luftstrom.

An der Hand eines auf Seite 178 bis 181 des Lehrbuches für Meteorologie von Herrn Dr. A. Sprung gegebenen Beispieles über die Temperatur-Abnahme im aufsteigenden Luftstrom seien hier die begleitenden Erscheinungen des steigenden Luftstromes besprochen.

Als Ausgangs-Zustand sei eine Temperatur und Feuchtigkeits-Verteilung angenommen, ähnlich denjenigen Verhältnissen, welche vorstehend bei Berechnung der Feuchtigkeitsmenge einer bis 3700 m emporreichenden Luftsäule zu Grunde gelegt waren. Es soll vorausgesetzt werden, daß unten 20 Grad C. Wärme und 86 Prozent Feuchtigkeit gegeben sei, daß aber der relative Feuchtigkeitsgehalt zuerst so langsam mit der Höhe abnehmen möge, daß etwa in 1000 m Höhe der Sättigungsgrad angenähert erreicht wird. Bis zu dieser Höhe wird die Luft vorerst rein und wolkenlos erscheinen, in höheren Regionen werden sich dagegen gelegentlich bei Überschreitung des Sättigungsgrades Wölkchen bilden.

Es beginne die ganze Luftmasse langsam empor zu steigen, indem unten von allen Seiten Luft zugeführt, oben seitlich abgeführt wird. In mittlerer Höhe in 1000 bis 2000 m Abstand vom Erdboden geschieht das Emporsteigen am schnellsten, unten aber wirkt die Nähe der Erdbodenfläche störend, weil es dort an seitlicher Zuführung gebricht, während oben in 4 bis 5000 m Höhe die seitliche Ausbreitung vollendet sein mag und dort aus diesem Grunde das Emporsteigen begrenzt ist.

Das Übertreten in höhere Schichten schwächeren Luftdruckes hat Ausdehnung und Erkaltung (vergl. 14) und eine Zunahme der relativen Feuchtigkeit zur Folge. Unter den gemachten Annahmen braucht die Luft in 1000 m Höhe, wo selbst gut 90 Prozent relative Feuchtigkeit angenommen ist, nur 200 m emporzusteigen, um den Sättigungsgrad zu erreichen. Es beginnt daher zuerst in der Höhe von etwa 1500 m oder höher die Wolkenbildung, weil die dort sehr feuchte Luft schon bei geringer Abkühlung, das heißt bei geringer Änderung der Höhenlage den Sättigungspunkt überschreitet. Bei fortgesetztem Emporsteigen der ganzen Luftmasse sinkt die untere Grenze der Wolken. Wenn die Luft 200 m gestiegen ist, zeigt sich der Wolkenfuß schon in 1000 bis 1500 m Höhe, und wenn sogar auch die Luft der unteren Schichten 300 m Wegeslänge aufwärts zurückgelegt hat, dann ist der Wolkenfuß schon in 3 bis 400 m Höhe über den Erdboden zu beobachten. Hierüber läßt sich folgende Rechnung aufstellen. Bei 300 m Erhebung sinkt die Temperatur etwa bei je 100 m 1° C., weil noch keine Kondensation stattthat. Die ganze Temperaturabnahme beträgt mithin 3 Grad, so daß die Luftwärme von der Anfangstemperatur 20 auf 17 Grad herabgegangen ist. Hierbei steigt die relative Feuchtigkeit wie folgt, während die absolute Feuchtigkeit etwas abnimmt, da die Luft sich ausdehnt und in 1 cbm die Luft bei 20 Grad Wärme und 86 Prozent relativer Feuchtigkeit $\frac{86}{100}.17$ gleich 15 gr Wasser in Dampfform enthält. Die Zahl 17 ist der Tabelle 15 c entnommen. In 300 m Höhe ist der Luftdruck schwächer als

unten; die aufgestiegene Luftmasse, welche unten 1 cbm erfüllte, mißt oben $1\frac{3}{100}$ cbm. Es verteilt sich also der 15 gr Wasser entsprechende Dampfgehalt auf $1\frac{3}{100}$ cbm; dies macht etwa $14^6/_{10}$ gr auf einen cbm aus. Mehr Feuchtigkeit vermag nach der Tabelle 15 c Luft von nur 17 Grad Wärme nicht aufzunehmen, also ist dies für jede Temperatur der Höchstbetrag der absoluten Feuchtigkeit, welcher der völligen Sättigung entspricht. Bei der Erhebung um 300 m. sank mithin die Lufttemperatur von 20 auf 17 Grad C. Wärme, zugleich sank die absolute Feuchtigkeit von 15 auf $14^6/_{10}$ gr hinab, während die relative Feuchtigkeit von 86 auf 100 Prozent stieg, mithin der Sättigungspunkt erreicht wurde. Darüber hinaus findet in der Höhe weitere Abkühlung und eine Ausscheidung der Feuchtigkeit zu Wolken und Regen statt. In 3700 m Höhe wird die Temperatur Null Grad erreicht. Darüber herrscht Frost, so daß sich dort Schnee oder Hagel im aufsteigenden Strom bildet.

Die bis zur Höhe von 3700 zu Wolken und Regen ausgeschiedene Feuchtigkeit berechnet sich, wie folgt. In jener Höhe findet sich ein Barometerstand von 450 mm Quecksilbersäule vor. Da sich die Luftdichtigkeit angenähert wie der Barometerstand und das Luftvolumen umgekehrt wie der Luftdruck verhält, hat sich die unten 1 cbm messende Luft oben auf den Raum von $\frac{760}{450}=1{,}7$ cbm ausgedehnt. Bei Berücksichtigung der Temperatur-Differenz beträgt dieser Wert genauer nur 1,6 cbm. Je 1 cbm gesättigter Luft vermag bei der dort herrschenden Temperatur von Null nur 5 gr $1^6/_{10}$ cbm, mithin 8 Gramm Feuchtigkeit als Wasserdampf zu bergen. Dasselbe Luftquantum enthielt, wie vorne gezeigt ist, 15 gr Wasserdampf, so daß 15 weniger 8 gleich 7 gr zu Wolken und Regen ausgeschieden sind.

Es ist nicht bekannt, wieviel Feuchtigkeit sich als Wolkennebel in der Luft schwebend erhalten kann, und wieviel als Regen herabfallen muß. Hier sei angenommen, daß $^5/_7$ des ganzen, hier 5 gr als Regen den Boden erreichen.

Es läßt sich nun berechnen, wieviel cbm Luft so hoch emporsteigen müssen, um einen ziemlich ergiebigen Regen zu veranlassen. Ein Regenwetter mittlerer Stärke liefert an Regenwasser etwa 10 mm. Schichtdicke. Auf einen Flächenmeter fällt dabei eine Wassermenge von 10 km Gewicht. In 1 empor gestiegener Kubikmeter Luft liefert nur 5 gr, mithin sind zur Ausscheidung von 10 Tausend gr $\frac{10000}{5}$ gleich 2000 Kubikmeter Luft erforderlich.

Wenn 2000 Kubikmeter Luft in der Zeit von 5 Stunden, der Dauer jenes Regens, pro Quadratmeter Grundfläche 3700 m gestiegen sind, jenen Regen erzeugend, dann betrug die maximale Geschwindigkeit der aufsteigenden Luft nur etwa 20 cm aufwärts. Die steigenden Luftströme, welche Wolkenbildung und Regen hervorrufen, zeigen, nach dieser Darlegung, meistens geringe vertikale Geschwindigkeit auf.

Es ist wohl möglich, daß ein steigender Luftstrom schon eine volle Stunde oder länger besteht, bevor sich die ersten Wolken bilden, wenn bei Beginn des Steigestromes die Luft sehr trocken war.

Bei sehr starken Gewitterregen, sogenannten Wolkenbrüchen, muß die steigende Bewegung sich mit bedeutender Geschwindigkeit vollziehen. Ein Niederschlag von z. B. 16 mm in 10 Minuten dürfte sogar etwa 10 m Vertikalgeschwindigkeit erheischen.

17. Nebel und Tau.

Nebelbildungen entstehen zwar auch durch Abkühlung feuchter Luft, aber nicht als Folge eines aufsteigenden Luftstromes, sondern z. B. durch die Erkaltung der unteren Luftschicht an einem heiteren Abend. Es kann die dem Erdboden anliegende Luftschicht bei vertikalem Luftaustausch nicht feuchter werden, vielmehr bewirkt aus der Höhe nieder gesunkene Luft, welche sich dabei erwärmt und an relativer Feuchtigkeit Einbuße erlitten hat, eine Auftrocknung der unteren Luftschichten.

Das Vorhandensein von Nebel ist ein Zeichen, daß z. Z. steigende und fallende Luftströme in der Tiefe nicht bestehen; derselbe entsteht daher zumal bei ruhiger Luft. Seewinde bringen im Winter auch Nebel hervor, weil sie feuchte, verhältnismäßig warme Luft landeinwärts tragen, wo über dem winterlich kalten Boden Temperatur-Erniedrigung entsteht und Feuchtigkeit ausgeschieden wird.

Tau und Reif bilden sich nicht durch unmittelbare Erkaltung der Luft, sondern vielmehr ursächlich einer Temperaturerniedrigung der Oberfläche rauher Gegenstände, welche ihre Wärme bei heiterem Himmel an den Wolkenraum ausstrahlen. Die Temperatur sinkt bis 5 Grad unter diejenige der unteren Luftschicht, so daß sich die den Gegenstand unmittelbar berührende Luft an dem Gegenstande abkühlt und ihre Feuchtigkeit als Tauperle oder im Winter als Reif ausscheidet. Dieser Vorgang setzt am Orte der Taubildung wenig bewegte Luft voraus, anderenfalls die Luft auf den Gegenstand soviel Wärme überträgt, daß die Erkaltung des Grases oder des Erdbodens verhindert und die Taubildung beeinträchtigt wird. Der stärkste Tau oder Reif fällt im Wiesengrunde, wo die Luft feucht ist und kein Wind ankommen kann, oder auf Lichtungen im Walde, welche groß genug sind, den Vorgang der Ausstrahlung von Wärme an den freien Himmel zu gestatten, aber doch vom Winde nicht berührt werden. Hier ist die Abkühlung in Frühlingsnächten oft so groß, daß das erste Laub junger Bäumchen erfriert. Eine leichte Wolkendecke ist dagegen im stande, die Ausstrahlung und die Taubildung gänzlich zu hindern. Lebhafter und trockener Ostwind schließt selbst bei ganz sternheller Nacht auch die Taubildung aus. Am Tage verflüchtigt sich der nachts gefallene Tau, sobald mit zunehmender Wärme die relative Luftfeuchtigkeit abnimmt. Bei bedecktem Himmel trocknet der Tau schon bei einer Luftfeuchtigkeit von fast 100 Prozent auf, während bei heiterem Himmel im Schatten die relative Feuchtigkeit auf etwa 80 Prozent gefallen sein muß, bevor die Verdunstung des Taues dort beginnt. Im Herbst und Winter steigt und fällt häufig bei ganz hellem Wetter die relative Feuchtigkeit nur von 100 Prozent in der Nacht auf 90 oder 85 Prozent am Tage; alsdann bleibt der Tau oder Reif im Schatten auch am Tage liegen. Wenn in Schleswig-Holstein, wo

es an sich ziemlich feucht ist, infolge von anhaltendem Regen ein Teil der Ernte am Ausgang des Sommers noch nicht beschafft ist, dann erschwert die Taubildung das Trocknen des Getreides ganz erheblich, so daß letzteres nur noch bei windigem Wetter sich vollzieht.

Ludwig Dessoir und seine Freunde.

(Fortsetzung.)

Wollen wir noch ein wenig bei dem lohnenden Thema der Gegenüberstellung zweier einstiger Zierden der deutschen Bühne verweilen, so dürfen wir dem Leser einen Brief nicht vorenthalten, der zwar keinen berühmten Namen trägt, aber nichtsdestoweniger ein treues Spiegelbild der Zeit und das Produkt eines sehr geistreichen Journalisten ist. Der Verfasser, Albert Peip, hat sein ganzes Leben lang mit aufrichtiger Verehrung an dem Künstler Ludwig Dessoir gehangen.

Dresden, den 18. Dez. 1850.

Mein theurer Freund!

Gestern sah ich den Othello und sah ihn — da haben Sie zusamt dem Berichte gleich das Urteil — mit der Sehnsucht, Sie zu sehen. Nicht als ob ich unseres Dawison mich nicht gefreut, in den allgemeinen Beifall, den seine Leistung fand, nicht eingestimmt hätte: ich habe ihm sogar nach dem dritten Aufzuge insonderheit meine Bewunderung ausgedrückt, da er mehr gegeben, als ich von ihm (versteht sich: von ihm als Othello) erwartet. Auch kann ich den unsäglichen Fleiß bezeugen, den er Monate lang an seine Aufgabe gewandt, von der Färbung der Worte bis zur Färbung des Gesichts herunter. Indeß — ultra posse nemo obligatur, und Dawison hat nun einmal, daß ich so sage, zwar die generelle Katzen-, aber nicht die specifische Löwen-Natur. Die Schranken der Natur lassen sich zwar verkennen, aber nicht durchbrechen. Drum darf er denn hier oberwärts nicht mit Ihnen in Vergleich kommen. Noch weniger freilich, muß ich zu seinem Ruhme beifügen, hier wie überhaupt unterwärts mit einem Emil Devrient. Ein solcher Held konnte (sogar den braven Dresdenern reift nachgerade die Einsicht) nur, so lange das Interregnum des Birschpfeifferthums währte, Rumor machen. Ich werde nicht vergessen, was der selige Tieck 'mal über Emil und Karl[1]) Devrient (aus Anlaß ihrer Malträtirung des Hamlet) bemerkte: Karl spielt wie ein Schulmeister, Emil wie ein Schuljunge. Dergleichen Leute überragt Dawison weit. Er und die Bayer (deren Desdemona zum Sinken schön war) sind ein Künstlerpaar, wie's wenige giebt in deutschen Landen, Dresdens einziger Theaterstolz.

[1]) Bruder von Emil und Eduard Devrient, also gleichfalls Neffe des großen Ludwig, und Gatte der Schroeder-Devrient. (D. Herausg.)

Vor acht Tagen hatten wir Faust. Das Gretchen der Bayer gleichfalls makellos. Dawisons Mephisto deckte mir in den Szenen mit dem Schüler, mit den Studenten, mit Martha das Gebilde des Dichters, wiefern ich es gefaßt, vollkommen; nur Faust gegenüber erinnerte er mich, zumal in Absicht auf die schlechterdings erforderliche Selbstironisirung, dann und wann leider etwas an Doering, der es in der Teufelart denn doch höchstens zum Waldteufel gebracht hat.

Schade, daß wir unseren kleinen satanologischen Streit weder in Wien noch letzt in Berlin zu Ende führen konnten. Hoffentlich schließen wir im Frühjahr, wo ich Sie wiederzusehen denke, Frieden — vielleicht an einem Tage mit den europäischen Großmaechten. Zum Voraus will ich nur bekennen, daß mir die ganze Streitfrage lediglich vom Standorte christlicher Philosophie aus lösbar[1]), der Teufel nur als das Widerspiel Christi (d. h. nicht als bloßer Widergott, sondern als Widergottmensch) begreifbar scheint. Besorgen Sie inzwischen nicht, daß ich, Christus und das Christentum in unsere Diatribe aufnehmend, die Vernunftgesetze zum Fenster hinauswerfen möchte! Im Gegenteil: die sollen damit erst recht bewahrt und bewaehrt werden. Das Christenthum und sein Instrument, der Glaube, sind so unglaublich bescheiden, daß sie keineswegs das Erste und Letzte, Anfang und Ende, sondern nur Mitte, Mittel, Mittlerthum (Christus heißt Mittler) sein wollen. Bedeutet doch im schrift- und bekenntnißmäßigen christlichen Sprachgebrauche der Glaube nichts anderes als dies: daß der Mensch, nachdem er seinen Unfrieden, Unzufriedenheit mit sich selbst, mit seinem besseren Ich, und zugleich die eigene Unfähigkeit, durch sich selbst den verlorenen Frieden wiederzugewinnen, erkannt hat, daß er nun durch treufleißige Anschauung des, im Spiegel der h. Schrift für alle Geschlechter und Zeiten fixirten, erneuerten Urbildes der Menschheit eben diesen anderen Menschen, diesen Engel des Bundes, in welchem Gottheit und Menschheit einander küssen, so in sich und sich so in Ihn einlebe, daß er fortan möglichst in keinem Augenblicke seines Lebens anders und anderes fühlt, will, denkt, handelt, als gleichsam aus dem Sinn und Herzen Christi heraus, als sich fragend: wie und was würde Er an meiner Statt fühlen, wollen, denken, handeln? Das bloße Zugeben, Geschehen-sein-lassen der Geschichten, von denen die Bibel berichtet, das Fürwahrhalten der Historien, wie es unsere Reformatoren treffend bezeichnen — was bequeme Leute auch wohl glauben nennen, ist ganz wert- und nutzlos.

Was sagen Sie zu dieser Adventsepistel? Verstanden? ich hoffe: einverstanden, und das Einverständnis ist allemal das beste Verständnis. Schreiben Sie mir recht, recht bald und lassen mich erfahren, daß gutgemeinte Worte eine gute Statt bei Ihnen gefunden haben.

Adieu! Zum Feste alles Gute! . . . . Im neuen Jahre erhalten Sie mir die alte Liebe, ohne die doch kein Auskommen ist in der Welt! Herz und Hände voller Grüße. Künftig wie sonst vom Grund der Seele der Ihrige

Albert Peip.

[1]) Eine übrigens mehrfach vertretene Auffassung. (D. Herausg.)

Der Brief wird es, denken wir, rechtfertigen, wenn wir aus der reichen Zahl der Schreiben noch eines mitteilen. Peip hatte sich von Dessoir das Manuskript des „Narziß" zum Zweck einer Vorlesung in kleinem Kreise erbeten und erhalten. Darauf beziehen sich folgende Worte:

Dresden, den 9. April 1856.

Theuerster Freund!

Tausend Dank für Narciß! Ich habe von der Erlaubnis, auf ihn etliche seiner Werthe vorzubereiten, gehörigen Gebrauch gemacht: einiges bei Carus gelesen, dem Dresdener Vice-Humboldt, alles bei Graf Redern und bei Prof. Huebner, den Duesseldorfer. Preußen, Oesterreich und Bayern haben — in ihrer hiesigen Vertretung — sich innig geeinigt zum frohen Ausdruck der tiefsten Rührung und Freude über das schöne Werk. Ingleichem Hübner und sein Schwager Bendemann nebst Anhang. Von Carus wissen Sie vielleicht, daß er über jedes gute Neue das nemliche Urteil fällt: ganz gut, aber doch wenig goethisch! Das klingt oft närrisch genug; indeß Goethe ist am Ende Einer, an dem es sich lohnt zum Narren zu werden.

Unser Theater feiert schon halb. Mir Tresdner sein Nadurfreinde. Sonntag vor acht Tagen erlebten wir ein grausiges Stück von J. Hammer, ein Trauerspiel oder doch trauriges Schauspiel in 5 Akten, wogegen Menschenhaß und Reue eine Antigone ist. Mein Nachbar Wolffohn meinte: das sollte man den Berlinern spielen; die würden Thränen lachen. Es heißt „die Brüder", — unter Brüdern keinen Fußtritt wert. Emil hatte wahlverwandtschaftlich die Hauptrolle unternommen. A propos. Gestern war sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum. Zur Abwechslung gab er, statt Rubens in Madrid, Marquis Posa. Es verlautete, er wolle abgehen. Aber seine Getreuen riefen, wie jener Bernburger, als ihr Herzog 1848 sie zu verlassen drohte: hier bleiben, Zulage haben! Und er bleibt, weil er so'n Leben „doch schön" findet. Lassen wir ihn denn leben: Hoch! . . . .

Bald hernach übrigens sollten die Dresdener Kunstkreise den Narziß auch auf der Bühne sehen: Ludwig Dessoir gastierte dort in dieser von ihm geschaffenen und unvergleichlich dargestellten Rolle. Wir können es nachempfinden, wenn Peip darüber an den Künstler schreibt: „Für Ihren unauslernbar-schönen Narziß wiederhole ich aus noch vollem Herzen den wärmsten Dank. Jener Sonntag war mir ein wahres Ostern der Dramatik." Denn selten wohl hat ein Schauspieler einen solchen Schatz von eigenen Erfahrungen in die Figur eines Dichters gelegt als Dessoir in den Narziß, unter seinen Händen wurde die Rolle zu einem Spiegelbilde seines eigenen bewunderungswürdigen Genius. Mit welcher beispiellosen pathologischen Wahrheit wußte Dessoir, um nur eine Einzelheit anzuführen, den Krankheitsanfall darzustellen, dem Narziß bei der Erinnerung an Rousseau erliegt; man hörte ordentlich, wie der plötzliche Herzkrampf den Atem benimmt und Ohnmacht erzeugt. Und was schuf der Künstler aus jener Szene des vierten Aktes, die mit der Zertrümmerung des Pagoden endet! Er kommt singend in das Zimmer und geht, bevor er zu sprechen beginnt, singend einige Male darin auf

und ab, dann streckt er sich so recht behaglich aufs Sopha und baut sich seine Luftschlösser auf, und so groß ist die Gewalt seiner Einbildung, daß er von selber fast thun muß, was er denkt: als er an die Stelle kommt, wo er sein Weibchen überredet, mit ihm in die Schenke einzutreten, fängt er wirklich an zu tanzen — er tanzt über die ganze Bühne weg, bis er vor dem Pagoden still stehen bleibt und dieser ihn aus seinen süßen Träumen weckt. — Wie oft, wenn der Vorhang zum letzten Mal gefallen war, entfernte sich das Publikum langsam und schweigend, weil auf's tiefste bewegt, unfähig jeder lauten Äußerung: so wirkte dieses seltene Künstlertum von Gottes Gnaden.

Niemand hat das ehrlicher anerkannt, als der Dichter selbst des „Narziß", A. E. Brachvogel. Denn nicht nur die Darstellung verdankte dem Schauspieler alles, sondern auch das Stück ist in seiner Entstehung durch die Beihilfe des ausgezeichneten Bühnenkenners wesentlich gefördert worden. Kurz nach der ersten Aufführung des Dramas im Berliner Königlichen Schauspielhaus, nach einem geradezu überwältigenden Erfolge, schrieb Brachvogel an den Hohenpriester seiner Dichtung:

Berlin, d. 8. März 56.

Lieber bester Herr Dessoir!

Noch einmal meinen begeisterten Dank. Mein Herz ist zu voll, um viele Worte zu machen, wenn es aber eine Seeligkeit schon hinieden giebt, so ist sie mir gestern gewährt worden. Alles was ich, und die Meinen mit mir, empfinden mögen, drückt sich in einem innigen Wunsche aus, und ich hoffe, Sie werden nicht über ihn erzürnt sein. Schenken Sie, lieber Dessoir, uns Ihre Photographie, Ihr Brustbild als Narziß. Den will ich mein Lebtag mit Ihren lieben Zügen vor mir sehen, und wenn ich todt bin, so soll mein Kind bei diesem Bilde sich an den Mann erinnern, der dem ersten Drama ihres Vaters den Gottesodem der Gestaltung gab und das Stück für ihn eroberte. Ist mein Wunsch zu kühn, verzeihen Sie mir und bleiben Sie der Freund und Aufmunterer

Ihres dankbaren

A. E. Brachvogel.

Leider hat, wie man weiß, der begabte Dichter mit keinem seiner späteren Werke einen annähernd ähnlichen Erfolg errungen wie mit dem Erstling. Das nächste Schoßkind seiner Sorgen war der „Mondecaus", und ihn wenigstens wollen wir noch mit kurzen Briefauszügen in seinem Schicksal geleiten. Zunächst trat als Hindernis der Umstand auf, daß Ludwig Dessoir gegen Ende der fünfziger Jahre sich ernstlich mit der Absicht trug, Berlin zu verlassen und sogar längere Zeit, durch Widerwärtigkeiten aller Art dazu gezwungen, fern von der Hauptstadt weilte. Da schreibt nun Brachvogel am 19. Dezember 1857:

. . . . Lieber Dessoir, sagen Sie doch offen, wäre es nicht hübsch, wenn Sie mir und dem Mondecaus zu Liebe nach Weihnachten wieder zurückkommen würden und sich, in die alte Bahn Ihrer schönen Kunstthätigkeit würfen? — Was mir das nützen würde, weiß ich allzuwohl, aber sicher würde

Ihnen die Kunst und das Publikum es herzlichen Dank wissen. Können Sie eine so gute Veranlassung, einen für Ihr Herz wie Ihre Kunstliebe so maßgebenden Beweis vorübergehen lassen? . . . . .

Noch dringender in einem späteren Brief, aus dem einige Bruchstücke folgen:

Berlin, d. 25. Januar 58.

Lieber bester Dessoir!

Ich eile, Ihnen zu melden, daß seit etwa zwei Tagen der Mondecaus vom Königl. Theater angenommen worden ist und Düringer[1]) mit mir nunmehr die Streichungen vornehmen wird. Herr von Hülsen hat kein Vertrauen zu dem Stück, der Stoff scheint ihm nicht interessant, nicht tragisch genug, der Worcester und Cinq-Mars sind ihm zu gemein u. s. w. Aus welchen Gründen — weiß ich natürlich nicht. Wie stimmt das mit Ihrer und Roetschers Ansicht? Genug, es wird gegeben und die öffentliche Meinung soll entscheiden! Ich selbst, lieber Dessoir, mache mir gar keine Illusionen. Meine Hoffnung für Mondecaus klammert sich nur noch an den letzten, leisen Gedanken: daß Sie vielleicht doch noch ihn zuerst hier spielen. Nur in diesem Falle weiß ich, daß das Stück wenigstens mit Ehren besteht und der Charakter des Helden zur Geltung kommt. . . . .

An Mondecaus hängt mehr den je meine dichterische Ehre, die Hoffnung einer möglichen größeren Einnahme, kurz meine nächste dramatische Zukunft! An ihm die Frage, ob ich nicht gezwungen bin, mich der Romanschreiberei in die Arme zu werfen, — des sicheren Brodtes willen! — Spielen Sie die Rolle nicht hier, so ist diese letzte Frage so gut wie entschieden. Sie schreiben wohl, daß Mondecaus mit Ihnen auswärts Triumphe feiern kann. Triumphe für Sie, sehr wahrscheinlich! Für mich ist er hin, wenn in Berlin, der Wiege meiner Bestrebungen, das Drama sich verwässert . . . .

Wenn Sie mein Talent werthhalten, glauben Sie denn nicht, daß ich wohl im Stande bin, Ihnen in der Zukunft auf künstlerischen Wege das zu vergelten, was Sie mir vielleicht jetzt opfern müssen! . . . . Ich weiß, daß es Ihnen sicher nicht gleichgültig ist, ob ich erlahme, und zu allen Zeiten ward das Beste in unserer Kunst durch Zusammenwirken des Dichters und Akteurs geschaffen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß und wie wir es von hier aus können, ein ganzes Heer von Plänen sitzt mir im Schädel. Antworten Sie bald und machen Sie meiner verdammten fieberhaften Lage ein Ende!

Ihr alter

Brachvogel.

So geht es in allen Schwankungen einer Poetennatur durch zahlreiche Briefe hindurch. Einmal gesteht der Dichter, ihm wäre „so trübe zu Mute, wie nur je vor der Première des Narziß", ein andermal heißt es hoffnungsfreudiger:

[1]) Der damalige Oberregisseur des Kgl. Schauspielhauses.

„So lange Dessoir nicht erlahmt, hoffe ich zu Gott, daß es Brachvogel nie an tragischen Stoffen fehlen soll." Als Abschluß der Mitteilungen aus dieser Korrespondenz mögen Anfang und Ende eines vom 29. April 1858 datierten längeren Schreibens dienen.

Obwohl Sie, lieber Dessoir, aller Freundschaft zuwider, es nicht einmal über sich vermocht haben, mein letztes Schreiben zu beantworten oder sonst ein Lebenszeichen zu geben, ja es fast scheinen will, als stände Berlin weder auf Ihren Karten noch Brachvogel in Ihrer Erinnerung, so will ich wenigstens nicht Böses mit Bösem vergelten.

Mondecaus, welcher zweifelsohne jetzt statt des Birchschen Opus, dessen Geschick Sie bereits kennen, gegeben worden wäre, ist auf meinen Wunsch, bis zum Beginne nächster Wintersaison verschoben worden. Sie werden also die Titelrolle doch zuerst spielen! . . .

Vielleicht wird, wenn Sie Treuloser wiederkommen, mit Ihnen der Mondecaus einen kleinen Einzug in die Herzen des Publikums halten. Ich hoffe es jetzt etwas mehr als vor acht Wochen, wo ich sehr trübe auf den armen Mechaniker niedersah. Hoffnung, Hoffnung!

Ihr alter

A. E. Brachvogel.

* * *

Als Gegenstück zu dem Briefwechsel Ludwig Dessoir's mit Brachvogel kann die Korrespondenz mit der eben erwähnten Charlotte Birch-Pfeiffer dienen — hier wie dort der Meinungsaustausch zwischen dramatischem Dichter und darstellendem Künstler. Sie kannten sich übrigens schon lange, die Birch und Dessoir. Als jene zu Anfang der vierziger Jahre die Direktion des Züricher Stadttheaters führte, gastierte Dessoir dort, und seitdem blieben sie im ununterbrochenen Verkehr. Weit inniger noch sollte die Verbindung der beiden Künstler werden, als sie gemeinsam an dem Berliner Königlichen Schauspielhause wirkten, obschon gelegentlich kleine Differenzen nicht ausblieben. Eine Zeit lang beherrschte diese Frau nicht nur durch ihre Stellung als Schauspielerin, sondern vornehmlich durch ihre Stücke die Berliner Bühne völlig — man kann sich schlechterdings keine Vorstellung mehr davon machen, welches Entzücken die „Waise von Lowood" oder „die Frau in Weiß" hervorriefen. Von dem letzten Drama und besonders von der männlichen Hauptrolle, dem teuflischen Grafen Tosco, handeln drei, an die Annahme, die Leseprobe und die Erstaufführung anknüpfende Schreiben der Birch-Pfeiffer.

Lieber und verehrter Freund!

Endlich einmal behält das alte Sprichwort: „Was lange währt wird gut" — bei mir Recht, und ich freue mich um so mehr Ihnen die Anzeige machen zu können, daß Frau in Weiß angenommen ist, als ich mir zuvor die Ueberzeugung durch Ihr gewichtiges Urteil verschaffte, daß Sie — wenn Sie auch die Klippen des Stoffes so gut erkennen wie ich selbst — dennoch

Sympathie für den General-Feldmarschall aller Teufel haben, dem ich kühn genug war Fleisch und Bein zu geben, und denselben Ihnen zuzudenken! — Was aber meine allergrößte Freude, ist, daß Herr von Hülsen vollkommen mit mir einverstanden ist, und Sie als den Einzigen anerkennt, der dieser kitzlichen Aufgabe die richtige Seite abgewinnen wird. An solchem Anker gefestigt kann mein Schiff nicht untergehen. . . .

Ihrem grausamen Rat zufolge eröffne ich der Canaille zum Schluß die Aussicht auf Deportation (Galère giebt es leider in England nicht!) thut mir aber leid, denn ich liebe den Satan: und wenn Sie ihn spielen, geht es dem ganzen Publikum so. Ich für meinen Teil hätte ihn am liebsten durchkommen lassen. „Welche Verdorbenheit!" werden Sie denken. Ich gehöre aber von jeher zu jener Sorte von Weibern, denen ein geistreicher Spitzbube interessanter ist als ein lauherziger Tugendheld.

Nun — vorläufig alles unter uns, das Schimpfen hinter den Kulissen über mich wird früh genug beginnen!

Schließlich wünsche ich Ihnen — nein! uns Glck zu dem pyramidalen Erfolg Ihres ersten Auftretens in solcher Kraft und Frische nach solch qualvollen Leiden!![1]) Gott erhalte Sie so uns Allen, besonders aber

Ihrer alten Freundin

5. 4. 1866. Charl. Birch.

Von der anfangs Oktober desselben Jahres abgehaltenen Leseprobe heißt es in einem ferneren Schreiben:

. . . . Obgleich Sie unwohl waren, trat mir dennoch Ihre volle geistige Capacität wieder aus den leisen Pinselstrichen, die Ihre Auffassung des Charakters markirten, klar hervor, und gaben mir die Zuversicht, daß Tosco eine großartige Leistung von Ihnen wird. — Welch eine Wohlthat für die geängstigte Seele eines dramatischen Schriftstellers!

Gott schenke Ihnen nur Ihre volle Gesundheit dazu, dann bleibt mir — bei dem guten Willen, der mir bei der Leseprobe so erfreulich von allen Seiten entgegentrat — nichts mehr zu wünschen, als daß das Publikum mir gleiche Freundlichkeit gewähren möge! . . . .

Endlich der letzte, mit fast unleserlicher Hand geschriebene Brief über die erfolgreiche Première:

Hochverehrter Freund!

Mit dem innigsten Dank für Ihre meisterhafte Leistung von gestern, verbinde ich den doppelten für das große Opfer, welches Sie brachten, gestern zu spielen. Ich war genau in demselben Zustand wie Sie und fühlte so recht tief, was Sie sich auferlegt haben!! und kann Sie nicht genug bewundern, wie Sie es leisteten! Gott sei Dank, daß es den Anschein hat nach Aufnahme der ersten Vorstellung, daß Sie sich nicht umsonst mit der mühevollen Arbeit gequält. —

[1]) Der Vorbote eines im Jahre 1867 eintretenden Schlaganfalls. (D. Herausg.)

Wie geht es Ihnen denn heute? Lassen Sie es mich wissen. Bei mir fordert die Natur ihr Recht! Ich hatte mir auf den Proben einen Katarrh geholt, konnte mich gestern kaum aufrecht halten und bin nun heute ganz gebrochen. Kann Euch Abends nicht sehen, schreibe Ihnen fliegend vor Fieber; vielleicht war es gestern die letzte Freude und Ehre, mit welcher mich meine alten treuen Berliner beglückt! — Mag es! ich könnte in keinem geeigneteren Moment meine Laufbahn beschließen. Wie Gott es will.

Mit wahrer Hochachtung die Ihrigste

1. 11. 66. Ch. Birch.

Daß in den Schmerzenstagen der Jahre 1866 und 1867 der Trostbriefe ungezählte in das stille Künstlerhaus flatterten, braucht nicht ausdrücklich gesagt zu werden. Hans Marbach, der damals viel und freundschaftlich bei Ludwig Dessoir verkehrte, schrieb in seiner etwas ungestümen, nunmehr zu voller Reife abgeklärten Art:

. . . . Also melde auch ich mich in dem Krankenzimmer als teilnehmender Besuch, und fürchte nur, Sie in einem Erholungsschlummer zu stören. Am meisten erschreckte mich, daß geschrieben war, Sie werden nun längere Zeit nicht auftreten. Aber ich hoffe gewiß, das ist blinder Lärm. Sie haben eine so vorzügliche Natur, die sicher bald helfen wird, und Ihrem Genius zu seinem Rechte verhelfen, sich sprechend zu offenbaren.

Denn schaffen müssen Sie. Wenn Sie mir auch manchmal gesagt haben, Sie seien müde und abgekühlt, so ist doch jede Ihrer großartigen Schöpfungen ein Beweis, wie aus innerster Seele Ihnen jeder Laut kommt und daß Sie Ihre Rolle nicht spielen wie die Anderen, sondern sich selbst hingeben.

Und wie bringen Sie dieses Opfer dem Gotte der Kunst dar! Nein, nicht dieser stupiden Menge wollen Sie etwas vorspielen, sondern den ewigen Schmerzensschrei ausstoßen, den die Natur Millionen von Wesen in den Busen festgebannt hat, und den nur das unsterbliche Genie des Künstlers zu lösen vermag. Sie können es in die Winde und den entfesselten Sturm hinausrufen, mit jener unsagbaren Melodie, die noch in der wildesten Verzweiflung, im Wahnwitz erklingt, daß er zu unseren Herzen spricht und daß wir uns selbst begreifen lernen — diese Melodie, die erst der Schauspieler den tonlosen Worten des Dichters giebt und mit der er sie tief eingräbt in das Hirn des staunenden Hörers. Welches Wunder, jene Gestalten, die vor Jahrhunderten Shakespeare träumte, heute belebt zu sehen, vor uns stehend mit aller titanischen Kraft ihrer göttlichen Leidenschaften. Welcher Zeuge für die Unvergänglichkeit des Menschengeistes! Dieser Lear, dieser Othello, Shakespeare hieß er damals, heute heißt es Dessoir. Immer ist der Mensch, wie er sich selbst erfaßt in dem Größten was er sein kann, ein himmelstürmender siegender Dulder. . . . .

Hinter den Herzenserguß des bedeutenden Dichters und Kunsttheoretikers stellen wir ein anspruchsloses Billet der bekannten Schauspielerin Marie Seebach, einst

Gattin und Lehrmeisterin Albert Niemanns, jetzt Nachfolgerin der unvergeßlichen Frieb-Blumauer an der Berliner Hofbühne.

Hochverehrter College!

Eignes schweres Leid auf Stunden vergessen zu machen vermag nur der höchste und allein wahre Ausdruck der göttlichen Kunst, wie Sie ihn gestern wiedergaben mit der vollen Begeisterung und Kraft Ihres hohen Genies. Haben Sie warmen, innigen Dank für die reine Freude die Sie mir geschenkt und an denen mein Leben jetzt so arm! Gott erhalte Sie der Menschheit noch lange, lange!

In unbegrenzter Verehrung Ihre

d. 8. 10. 67. Marie Niemann Seebach.

* * *

In dem Nachlaß Ludwig Dessoir's hat sich auch der Entwurf zu einer Autobiographe gefunden, der freilich nur die dürftigsten Notizen enthält, aber doch als authentisches Dokument den Abdruck innerhalb dieser Veröffentlichungen beanspruchen kann.

. . . . 1810 zu Posen geboren betrat ich daselbst, vierzehn Jahre alt, als Negerknabe Nanki in „Toni" von Körner zum ersten Male die Bühne. Ich übergehe mein Wanderleben bei kleinen herumziehenden Gesellschaften mit all' seinen Leiden und Freuden bis zum Jahre 1833, wo ich in Leipzig (die erste stabile Bühne!) als jugendlicher Liebhaber ein recht vorteilhaftes Engagement fand. Damals redigierte in Leipzig Heinrich Laube die „Zeitung für die elegante Welt." Er war es, der mich eigentlich zuerst in die Bühnenwelt einführte, mir eine Zukunft prognostizirte und überhaupt zuerst auf mich mit Wärme aufmerksam machte,[1]) was ich ihm nie vergessen werde. Hier spielte ich schon Rollen wie Don Carlos, Mortimer, Don Cesar (Braut von Messina) mit großem Erfolge und gefiel besonders als Torquato Tasso. Nach zwei Jahren verließ ich Leipzig, um weitere zwei Jahre in Breslau (wo ich zuerst den Hamlet spielte), dieselbe Zeit in Pest und volle zehn Jahre — von 1839 bis 1849 — in Karlsruhe zu wirken. In Folge des Karlsruher Theaterbrandes ging endlich mein sehnlichster Wunsch, auch in Berlin aufzutreten in Erfüllung. Ich kann wohl sagen, daß mein Gastspiel im Frühjahre 1840 in Berlin von großem Erfolg begleitet war. Ich trat als Hamlet, Bolingbroke („Glas Wasser") Uriel Acosta und als Othello auf. Nach dieser letzten Darstellung rief das Publikum stürmisch „Hierbleiben!" „Hierbleiben!" und verließ nicht eher das Haus, bis ich von der Bühne herab das Versprechen gab „sobald wie möglich zurückzukehren." Zwei Jahre darauf (1849) wurde ich an Stelle des in demselben Jahre verstorbenen Hoppé hierher berufen.

[1]) Es ist die Nr. vom 4. März 1834. Da sagt „H. L.": Der Zufall hat uns aber einen Schauspieler, zugeworfen, der eine schöne Zukunft verspricht, nämlich Herrn Dessoir. In seinem Accente und Wesen ist Poesie und Maß, er deklamiert nicht und ist doch nicht platt, er ist einer von den Schauspielern, welche ich romantisch nennen möchte." u. s. f.

Seit Anfang der vierziger Jahre hatte ich auf fast allen bedeutenden Bühnen Deutschlands alljährlich und 1853 auch in London unter Anerkennung des Publikums wie der Kritik gastiert.[1] . . . . Seit 1849 gehöre ich der hiesigen Hofbühne an. Obwohl von Herrn Küstner engagiert und mehrere Jahre unter seiner Leitung, kamen doch erst unter der Verwaltung des Herrn von Hülsen meine Anlagen zur vollen Entfaltung. Er erweiterte mein Shakespeare-Repertoire und übertrug mir, in richtiger Würdigung meines Talentes, Rollen wie Lear, Brutus und Richard III. Welche Förderung ich dabei am seeligen Roetscher fand, ist bekannt. So sehr ich nun dieser Beschäftigung meine künstlerischen Erfolge und meine Beliebtheit[2] zu danken habe, so haben doch die (in 22 Jahren!) unzähligen Wiederholungen solcher Geist und Körper aufreibenden Rollen meine Nerven total zerstört, und ein schlagähnlicher Anfall im Jahre 1867 hat mich vollends niedergeworfen . . . .

Verfolgen wir nun einige der Hauptstadien des so skizzierten Lebenslaufes an der Hand weiterer Original-Dokumente. Da fällt uns zunächst das Konzept einer Eingabe an die Karlsruher Hoftheaterintendanz in die Augen, das recht deutlich zeigt, wie unglücklich sich Dessoir damals in seiner Stellung fühlte. Zum Teil mögen die von ihm angeführten pekuniären Verhältnisse, zum Teil aber auch Zwistigkeiten mit maßgebenden Persönlichkeiten die Schuld getragen haben. Man lese selbst.

. . . . Mit meinem jetzigen Einkommen bin ich nicht im Stande — selbst bei der eingezogensten Lebensweise — mir auch nur das Geringste zu ersparen, und der Gedanke an die Möglichkeit einer unsicheren Zukunft lähmt meine Thätigkeit, hemmt mich in meinen Studien. Mich aus diesem, meiner Gesundheit und Kunst so sehr nachteiligen, peinlichen Zustande befreit zu sehen, ist der Zweck meiner Eingabe. Wenn ich einen Blick auf andere, selbst nicht so hochstehende Bühnen wie die hiesige werfe, auf alle die Künstler, welche meine Stellung einnehmen, und zugleich ihre Leistungen und Gehalte mit den meinen paralleliśire, so darf ich, ohne unbescheiden zu sein, sagen: es ist sehr wenig, was ich fordere. —

(Es folgen nun die Forderungen, vier an der Zahl. Wir übergehen die drei ersten Punkte und kommen zu)

4) Falls ich die Regie niederzulegen durch äußere und innere Ursachen veranlaßt werde, mir eine Gehaltszulage von mindestens 200 fl. kontraktlich zuzusichern.

Dies Begehren mag für den ersten Augenblick befremdlich erscheinen, doch dürften meine Gründe Billigung finden und die Gewähung meiner Bitte zur

[1] Es folgen Einzelheiten, die für den heutigen Leser kein Interesse besitzen. (D. Herausg.)

[2] Ein treffliches Zeugnis für dieselbe bilden die betreffenden Stellen in Philarète Chasles' Etudes sur l'Allemagne au XIX. siecle. So heißt es beispielsweise S. 57: J'allai, d'après le conseil du baron, voir et admirer Dessoir dans son rôle de Richard III, véritable chef d'oeuvre." Der Baron hatte gesagt: Dessoir jouera. C'est le Talma de Berlin. Il cherche moins l'effet que l'étude. Il caractérise ses rôles avec un soin et un travail d'analyse qui plaîront à votre esprit philosophique."

Folge haben. Es ist sehr leicht denkbar, daß durch Uebelwollende, äußere Umstände, durch Veränderung in der Führung der Intendanz und eine Menge ähnlicher Motive die Regie mir dermaßen verleidet werde, daß ich nicht umhin könnte sie niederzulegen. In diesem Fall bin ich ganz und gar der Willkür meiner Feinde Preis gegeben, der Laune des blinden Schicksals. Will ich mich hiervon befreien, so wird mir nicht nur ein Schaden an meiner Ehre, meiner Künstlerehre, denn der Posten eines Regisseurs ist ein Ehrenposten, nein auch ein materieller Schaden zugefügt, ich werde in meinem Einkommen benachteiligt . . . . . Nicht genug, daß diese Thätigkeit meine ganze Zeit in Anspruch nahm, mir unzählige Kränkungen, Anfeindungen und Rancunen zuzog, die auch die Ruhe des Weisen vergiftet haben würden — nein! diese unselige Thätigkeit soll mich auch in mein Privatleben verfolgen.

Der Staatsdiener bezieht seinen Gehalt bis zur gänzlichen Unfähigkeit fort. Er kann versetzt werden, er kann lange warten, bis er diesen oder jenen Gehalt bekommt, hat er ihn aber, so bleibt er ihm zugesichert und der Staat kann ihm eine andere Stelle, aber keinen schlechteren Gehalt geben. Das gilt von *jedem* Staatsdiener, und bei einem *Künstler* sollte dieser Fall nicht angewendet werden können? bei einem Künstler, der der Anstalt seine schönsten Jahre gewidmet, der unablässig für ihr Emporblühen, für ihr Wohl bemüht ist? Eine verehrte Intendanz möge ja nicht glauben, ich würde, wenn mir die verlangte Klausel gnädig bewilligt ist, bei den geringsten oder wenigstens bei wichtigen Fällen, die Bürde der Regie, pochend auf meinen Kontrakt, leicht von der Achsel werfen. Ein solches Verfahren wäre *gemein* und mir somit völlig fremd. Aber wenn die verehrte Intendanz selbst, wenn jeder gut- und vernünftig-denkende zugestehen wird, daß diese Tantalus- und Sisyphus-Arbeit unerträglich wird, dann werde ich wohl dem Neide, Hasse, der Bosheit und Schmähsucht meiner Feinde doch nicht auch *den* Triumph gönnen sollen, mich um mein täglich Brod gebracht zu haben? Ich bitte also eine hochgeehrte Intendanz, für den Fall, daß ich die Regie niederzulegen *gezwungen* sein werde, mir eine Entschädigungssumme (man könnte sie wohl richtiger *Schmerzensgeld* nennen) von jährlich 200 Fl. kontraktlich zuzusichern . . .

Das Schreiben genügt wohl zum Beweise dafür, bis zu welcher Höhe sich die lange verhaltenen Gegensätze entwickelt hatten. Es kam bald darauf zum Bruch und zur Übersiedelung nach Berlin. Aber sechzehn Jahre später waren die Zwistigkeiten völlig vergessen, so daß Ludwig Dessoir von der Karlsruher Hoftheater-Direktion, Eduard Devrient, zu einem mit Ruhm gekrönten Gastspiel aufgefordert wurde. Einer der hierbei gewechselten Briefe ist insofern nicht ohne Interesse, als er die in Theaterkreisen so viel debattierte Frage der Bühneneinrichtung des Shakespeare'schen „Richard III." berührt.

Karlsruhe, 14. 2. 1865.

Hochgeehrter Herr!

Bei den Vorbereitungen Ihres Gastspieles, dem man hier mit allgemeiner Theilnahme entgegensieht, finde ich in Ihrem gefälligen Schreiben vom 9. Sept.

eine Stelle, die mich besorgen läßt, daß ich sie noch nicht beantwortet habe; sie betrifft das Honorar . . . .

Ich hoffe, Sie gehen auf unsere Vorschläge in betreff der Nachtszenen im Richard III. ein. Unter den drei Möglichkeiten der Darstellung deckt keine die Intentionen des Dichters vollständig; unsere Kunst ist wie alle anderen im Verlaufe der Entwickelung zu realistisch geworden, als daß sie die Dimensionen unseres Bühnenraumes auf Halbemeilenentfernung ausdehnen dürfte. Wir besprechen das mündlich besser. Aber die Dawison'sche Einrichtung, wie gerechte Bedenken sie auch erregen muß, giebt der Rolle des Richard doch den ungeteilten Raum und die ungeteilte Teilnahme, ohne die zum Abschluß des Stückes wichtige Gestalt des Richmond zur bloßen Hintergrundsstaffage zu machen. Ich hoffe, Sie einverstehen sich mit uns.

Auf das Vergnügen, Sie nun in nicht langer Zeit unter uns zu sehen, meine hochachtungsvollen und freundlichen Grüße.

Ergebenst

Eduard Devrient.

(Schluß folgt.)

Das Auge und die Unendlichkeit.

Von

Camille Flammarion.

Das menschliche Auge ist ein wunderbares Organ, dessen Studium uns immer wieder anzieht, so oft wir uns damit beschäftigen; nicht, daß es vollkommen wäre, denn es hat verschiedene Fehler, welche Optiker an Linsen sehr übel vermerken würden, aber wir erstaunen über die vollkommene Durchsichtigkeit des lebenden Krystalls der Linse, die beständige Zusammenziehbarkeit der Iris, die große Empfindlichkeit der Netzhaut und das erstaunliche Anpassungsvermögen des Auges, welches uns befähigt, die mit den Händen greifbaren Dinge ebenso scharf zu erkennen wie die unendlich weit von uns entfernten Himmelskörper. Wie verschieden sind endlich die Blicke der Menschen, von dem fahlen Glanz des schwarzen bis zur träumerischen Melancholie des blauen Auges, von dem Blitzstrahl des Zornes und der Wut bis zum Schmachten der Liebe oder der klaren Tiefe der reinen Beschaulichkeit!

Die Macht des Blickes! ja, das ist die Macht, von der die Welt geführt und gelenkt wird. Von einem Blick aus den Augen Kleopatra's war einst das Geschick der Stadt Rom, ja eines Teiles der bewohnten Welt abhängig. Um einen freundlichen Blick aus den Augen eines angebeteten Wesens zu erhaschen, lebt und arbeitet, handelt und kämpft der Mensch. Die Augen derer, welche wir lieben, haben uns zu allen unsereren Fortschritten den ersten Anstoß gegeben; und wenn

wir sehen, daß eine Thräne sie trübt, so fällt sie in unser Herz. Das menschliche Auge ist das wahre Licht der Welt; ohne unsere Augen, ohne unser Empfindungsvermögen gäbe es kein Licht, sondern statt dessen nur ungesehene Schwingungen des Äthers im Weltenraume; die Seele selbst zeigt sich in dem Blicke, und wenn aller Menschen Augen erloschen wären, so würde unsere arme Erde wie eine finstere und leere Wüste durch den Raum dahin kreisen, wie eine Wüste, von der alle Freude an der Gegenwart, alle Hoffnung auf die Zukunft auf Nimmerwiederkehr entschwunden wären.

Und dennoch hat menschliche Wissenschaft in unserem erfindungsreichen Jahrhundert ein anderes Auge erfunden, eine Ergänzung unserers Körper-Auges und vielleicht in manchen Beziehungen noch wunderbarer als dies; das neue Auge sieht auf weitere Entfernungen, es nimmt die Eindrücke schneller wahr und endlich hält es seine Bilder dauernd fest: dies Auge ist die Kamera des Photographen.

Schon im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts hat die Menschheit einen unerwarteten Schatz entdeckt, die Glaslinse, welche uns zwei unbekannte Welten erschlossen hat, die des unendlich großen und die des unendlich kleinen. Durch das Teleskop und des Mikroskop ist die ganze Wissenschaft von Grund aus umgestaltet, oder richtiger gesprochen, sind die modernen Wissenschaften erst geschaffen und vor unserem Geiste unendlich viele neue Felder der Beobachtung ausgebreitet worden. Erst jetzt wissen wir, daß wir in einem unendlichen Raume leben.

Das Auge des Menschen sieht in der klaren Nacht nichts als helle, kaum wahrnehmbare Punkte, welche ebenso zahlreich zu sein scheinen wie der Sand am Ufer des Meeres. Indessen übersteigt die Zahl der Sterne, welche das schärfste Auge am ganzen Himmel beider Hemisphären zu erkennen vermag, nicht die Summe von siebentausend, während gewöhnliche Augen nur fünftausend und schwache Augen nicht mehr als dreitausend Sterne sehen.

Die dem unbewaffneten Auge zugänglichen siebentausend Sterne werden von den Gelehrten gemäß ihrer verschiedenen Helligkeit und scheinbaren Größe in sechs Klassen eingeteilt, indem man zwanzig besonders glänzende Punkte als Sterne erster Größe heraushebt, daneben 59 Sterne zweiter, 182 Sterne dritter, 530 Sterne vierter, 1600 Sterne fünfter Größe annimmt und die letzten 4600 Sterne, welche wegen ihrer geringen Helligkeit kaum noch zu erkennen sind, der sechsten Klasse zuweist. Diese Zahl ist aber seit Galilei's Zeit und seit der Erfindung des Fernrohrs beständig vermehrt worden. Schon mit den ersten unvollkommenen Gläsern beobachtete man eine große Anzahl von neuen Sternen, im ganzen 13000 helle Punkte, welche noch kleiner oder noch weiter entfernt als die der sechsten Klasse, und daher mit bloßem Auge nicht zu erkennen waren. Aus diesen dreizehntausend Sternen bildete man daher eine siebente Klasse. Später gelang es infolge der Verbesserung der Instrumente und der Vervollkommnung der Beobachtungsmethode, noch eine achte Klasse mit vierzigtausend und darauf eine neunte Klasse mit hunderttausend Sternen in die Wissenschaft einzuführen.

Aber dabei blieb es nicht stehen. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts bildeten Herschel, Lalande, Piazzi und ihre Zeitgenossen eine zehnte Größe aus vierhunderttausend und eine elfte Größe aus einer Million neuer Sterne. Um die Wende des Jahrhunderts wurde die zwölfte Größe mit ungefähr drei Millionen,

um 1820 die dreizehnte mit 10 Millionen,
um 1840 die vierzehnte mit 30 Millionen,
um 1870 die fünfzehnte mit 90 Millionen

neuer Sterne von den Astronomen anerkannt.

Die Sterne vierzehnter Größe sind nur mittelst eines guten Fernrohres von 30 cm Weite des Objektivglases, die fünfzehnter Größe nur mit einem Objektiv von 50 cm Durchmesser zu sehen.

Die drei größten Äquatorial-Teleskope, welche wir heut zu Tage haben, sind das in der Sternwarte auf dem Hamiltonberge (Kalifornien) mit 91 cm, das in Nizza mit 74 cm und das in Pulkowa mit 70 cm lichter Weite des Objektivs. Die Länge des Rohres beträgt bei dem ersten 15 m, bei dem zweiten 18 m und bei dem dritten 13 m. Diese schönen Instrumente reichen dafür aber auch aus, um selbst Sterne sechzehnter Größe zu beobachten, deren Menge die stattliche Zahl von 272 Millionen zu erreichen scheint. Wenn wir nun bedenken, daß jeder einzelne Stern eine Sonne ist, und daß von jeder Sonne zur andern ein Weg von Millionen von Milliarden von Kilometern reicht, so ermessen wir, daß die Größe der Welt alle unsere Vorstellungen übersteigt.

Die wunderbare Glaslinse, die großartige Erfindung, durch welche die natürliche Kraft des menschlichen Auges um das zehnfache, ja das hundertfache verstärkt worden ist, hat auch ihrerseits eine unerwartete und ebenso wunderbare Ergänzung erhalten; denn wenn wir in den Brennpunkt der astronomischen Linse nicht die Netzhaut des menschlichen Auges, sondern eine künstliche Netzhaut bringen, eine lichtempfindliche Gelatineplatte, so haben wir ein neues, von der Wissenschaft geschaffenes Hilfsmittel zur Erforschung der Himmels-Geheimnisse, welches dem menschlichen Auge unvergleichlich überlegen ist, und auf dieses möchte ich heut die Aufmerksamkeit der denkenden Leser lenken. „Der denkenden", sage ich, und ich weiß, wie gering ihre Zahl ist; aber mir liegt mehr daran, welche Art Leser ich unterhalte, als wie viele.

Das Auge des photographischen Kastens hat drei besondere Eigenschaften, durch welche es sich vor dem menschlichen auszeichnet. Zunächst sieht es schneller: in einer Zeit, in welcher das menschliche Auge noch nicht einmal anfängt, etwas wahrzunehmen, entwirft die Kamera schon ein vollständiges Bild des Objekts unter genauer Wiedergabe aller Einzelheiten.

Sodann wird das photographische Bild, wenn man die Aussetzung auf einige Minuten oder einige Stunden ausdehnt, immer vollständiger und schärfer, während das menschliche Auge durch eine stundenlange Beobachtung die Dinge nicht mehr und schärfer sieht als in den ersten Sekunden.

Endlich hält das Auge der photographischen Kamera seine Eindrücke fest wie eine Urkunde, so daß man sie auch in späterer Zeit immer wieder zu Rate ziehen kann, während das Bild, das unsere Menschenaugen aufnehmen, schon im nächsten Augenblicke durch ein anderes verdrängt wird, so daß wir nichts dauernd davon behalten als die Erinnerung, die wir nicht anders als durch Beschreibungen wiedergeben können. Beschreibungen sind aber nie ganz zuverlässig, weil wir dabei von vorgefaßten Ideen, von Theorien und Hypothesen abhängig sind, die wir einmal angenommen haben, und von denen wir uns nie befreien können.

Zu diesen drei Vorzügen, welche die Kamera vor dem Menschenauge hat, kommt noch ein vierter von gewiß nicht geringerer Wichtigkeit. Wir sind nicht unfehlbar in unseren Wahrnehmungen; schon wenn wir die Beobachtung einer beliebigen Erscheinung der Himmels- oder Erdenwelt machen, sind wir der Täuschung ausgesetzt; wir können Dinge zu groß oder zu klein, zu hoch oder zu niedrig annehmen oder uns, selbst bei dem besten Willen, in anderer Weise täuschen. Ja auch dann, wenn die Beobachtung selber richtig ist, so sind wir nicht vor Irrtümern bei ihrer Wiedergabe sicher. Es kann geschehen, daß unsere Erinnerung einen Stern fortläßt, den wir gesehen haben, oder einen anderen hinzufügt, den wir nicht gesehen haben. Auf der anderen Seite aber arbeiten in dem photographischen Apparate nur chemische Kräfte, welche die Dinge ganz genau und mit unbedingter Zuverlässigkeit ebenso wiederspiegeln, wie sie als Objekte vor der Kamera gestanden haben, und diese Bilder auch treu bewahren.

Somit ist der photographische Kasten ein Auge wie das unsere, welches aber dem unserem bei weitem überlegen ist und daher aufs trefflichste dazu dienen kann, unsere eigenen Beobachtungen zu ergänzen. Die Eigenschaften beider Augen sind dieselben, nur sind sie bei dem lebenden Auge alle viel unvollkommener. Zum Beispiel kann auch unser Auge das Bild der Dinge festhalten, aber sehr viel kürzere Zeit. Wir sehen dies z. B., wenn wir ein höheres Tier, etwa ein Säugetier vor ein hellleuchtendes Fenster halten und es dann sofort töten. Wenn wir der Leiche die Augen ausnehmen und sie in eine Alaunlösung tauchen, so haben wir in den beiden Augen zwei wirkliche Photographien; wir können das Fensterkreuz und die Fenstersprossen und zwischen ihnen die hellen rechteckigen Scheiben ganz deutlich erkennen. Aber so lange das sehende Wesen lebt, wird, wie gesagt, jedes Bild schon im nächsten Augenblick durch ein neues Bild wieder verdrängt.

Die photographische Kunst ist dazu bestimmt, die astronomische Erkenntnis um einen viel größeren Schritt weiter vorwärts zu bringen, als jedes andere Verfahren, welches seit der Erfindung der Fernröhre auf diese Wissenschaft angewandt worden ist. Wenn wir eines unserer neuen, erst kürzlich hergestellten großen Fernröhre nehmen und in dem Brennpunkt seines Objektivglases eine lichtempfindliche Platte anbringen, so machen wir aus dem Tubus ein Auge von fast einem Meter Höhe und Breite und von fünfzehn Meter Tiefe; dieses Auge sieht Dinge am Himmel, welche wir mit unserem Auge weder mit noch ohne Zuhilfenahme des Fernrohres sehen können. In den letzten Tagen habe ich von dem Direktor der Lickfternwarte auf dem Hamiltonberge in Kalifornien

einige Photographien bekommen, welche auf die eben beschriebene Weise hergestellt sind. Um den Unterschied zwischen unseren Augen und diesem photographischen Apparate zu erklären, will ich nur beispielsweise bemerken, daß das Bild des Vollmondes auf unserer Netzhaut einen kleinen Kreis von der ungefähren Größe einer Nadelspitze bildet, während es auf den Photographien 15 cm im Durchmesser hat und alle kleinen Einzelheiten der Bodengestaltung, soweit sie überhaupt bei Vollmond erkennbar sind, auf das deutlichste zeigt. Wenn wir dieses Bild nur zehnmal vergrößern, so haben wir eine Mondscheibe von 1,50 m Durchmesser, auf welcher man die schönsten geologischen Wanderungen anstellen kann.

Ein wunderbares Auge. Aus den unseren verschwinden die Bilder, sobald die Gegenstände vor ihnen fortgenommen werden, und solche Gegenstände, welche zu schnell bei ihnen vorbeiziehen, werden überhaupt nicht wahrgenommen. Aber das Auge der photographischen Kamera sieht alles und hält alles fest, selbst wenn die Exposition nur den zweitausendsten Teil einer Sekunde gedauert hat. Dies zeigt sich aus folgendem. Schon seit mehreren Jahren wird jeden Tag ein Bild der Sonne aufgenommen und zwar auf folgende Weise. Das Fernrohr ist durch Anbringung einer empfindlichen Platte in eine photographische Kamera verwandelt. Die Platte ist durch einen undurchsichtigen Schieber verdeckt, welcher an seinem oberen Rande einen schmalen Querspalt hat; der Spalt ist so schmal abgemessen, daß seine Breite gleich dem zweihundertsten Teile von dem Durchmesser des Apparates ist. Wenn nun das Bild der Sonne aufgenommen werden soll, so wird der Schieber losgelöst. Er fällt herunter, und während des Falles kann das Sonnenlicht durch den schmalen Querspalt hindurch einen Augenblick auf die Platte einwirken, wird aber sofort wieder abgeschlossen. Der Schieber mit der Spalte braucht zu seinem Wege vom oberen zum unteren Rande des Apparats eine Zehntelsekunde; die Beleuchtung hat, da sie nur durch den Spalt geschah, den zweihundertsten Teil dieses Zeitraumes gedauert, also $^1/_{10} \cdot {}^1/_{200} = {}^1/_{2000}$ Sekunde.

Diese kurze Zeit genügt zur Herstellung eines Sonnenbildes, auf welchem alle Einzelheiten mit bewunderungswürdiger Schärfe und Genauigkeit wiedergegeben sind, die wellige Oberfläche, welche einem lebhaft bewegten Feuermeere gleicht, die Berge und Spitzen, welche aus kreisenden Flammen bestehen, und die Sonnenflecken, in deren klaffenden Schlund unsere Erde mit Leichtigkeit hinein fallen könnte, endlich die Sonnenfackeln, jene roten Stellen, welche noch heller sind als die Sonne selbst und welche wir sonst mit den besten Fernröhren nur mit Mühe unterscheiden können, alles zeigt sich hier deutlich.

Das Auge der photographischen Kamera, welches so schnell seine Eindrücke aufnimmt, zeichnet sich auch dadurch aus, daß es nicht ermüdet. Man photographiert jetzt auch die Blitze, und wir können daher an dem Holzschnitte mit Muße beobachten, wie der elektrische Funke auf seinem Wege durchs Luftmeer mit tausenden und tausenderlei Hindernissen zu kämpfen hat, wie er immer und immer wieder einen anderen Weg einschlagen, sich hierhin und dorthin wenden muß, bis er endlich sein Ziel erreicht. Die Kamera hält das Pferd im Ga-

loppieren, den Schnellzug in der Fahrt, die Granate im eiligen Fluge auf und bannt sie auf das Papier.

Endlich nimmt die Kamera auch Dinge wahr, welche wir überhaupt nicht sehen; und dies ist das Wunderbarste von allem. Beobachten wir z. B. den Sternenhimmel durch ein gutes Fernrohr, dessen Objektivglas 30 cm Weite hat. Die Teleskope dieser Größe sind die besten für den praktischen Gebrauch der großen Sternwarten, da die Riesenfernröhre zu schwer zu bewegen sind und durch die ununterbrochene Bewegung der Luft infolge der beständigen Temperaturveränderungen zu stark beeinflußt werden. — Wir sehen in unserem Fernrohr von 30 cm Weite des Objektives und 3,50 m Länge die Sterne bis zur vierzehnten Größe einschließlich. Wenn wir nun unser Auge durch eine photographische Platte ersetzen, so sehen wir fast unmittelbar darauf das Bild der hellsten Sterne des Himmels auf derselben eingeprägt. Es genügen nämlich

für einen Stern erster Größe . .	0,005	Sekunden
für die zweite	0,01	=
für die dritte	0,03	=
für die vierte	0,1	=
für die fünfte	0,2	=
für die sechste	0,5	=

in weniger als einer Sekunde haben wir also alle Sterne abgebildet, welche wir mit bloßem Auge gesehen haben würden; wenn wir die Belichtung nur noch kurze Zeit fortdauern lassen, so bekommen wir auch die teleskopischen Sterne auf die Platte. Es gebrauchen die Sterne

der siebenten Größe	1,33	Sekunden
die der achten	3	=
die der neunten	8	=
die der zehnten	20	=
die der elften	50	=
die der zwölften .	2	Minuten
die der dreizehnten	5	=
endlich die der vierzehnten	13	=

In einer Viertelstunde haben wir somit ein Bild aller der Sterne, welche wir an derselben Stelle des Himmels mit demselben Fernrohre auch selbst hätten sehen können. Aber auf dem Wege der eigenen Beobachtung hätten wir vermittelst einer langen Reihe von anstrengenden Einzelbeobachtungen die Sterne einzeln feststellen, ihre Entfernungen von einander messen und ihre Lage zu einander aufschreiben müssen. Das photographische Auge leistet daher für uns in einer Viertelstunde dasselbe, wozu wir selbst eine ganze Woche gebraucht hätten, und außerdem haben wir noch den Vorteil, daß Irrtümer und Versehen auf dem neuen Wege ausgeschlossen sind. Natürlich muß das Fernrohr zu diesem Zwecke mit einem Uhrwerke versehen sein, durch welches es unabhängig von der Achsendrehung der Erde immer auf dieselbe Stelle des Himmels gerichtet bleibt. Denn wenn dies nicht der Fall ist, so würden die Sterne an dem einen Ende des

Gesichtsfeldes erscheinen, eine Linie über die Platte ziehen und am anderen Ende wieder verschwinden.

Mit dem Vorstehenden ist aber die Leistungsfähigkeit der Kamera noch nicht erschöpft. Es ist schon oben ausgeführt, daß unser Auge zwar kurze Zeit gebraucht, um einen vor ihm erscheinenden Eindruck überhaupt wahrzunehmen; daß aber dann auch alles überhaupt Mögliche erreicht ist. Dinge, die wir in ein paar Sekunden nicht wahrgenommen, erkennen wir überhaupt nicht, und wenn wir ganze Stunden und ganze Nächte hindurch unsere Augen an das Teleskop halten würden. Da das von mir gebrauchte Fernrohr ausreicht, um Sterne vierzehnter Größe wahrzunehmen, so erkennen wir diese auch sofort, aber die fünfzehnte Größe sehen wir mit Hilfe dieses Instrumentes nicht und können sie nicht sehen, wir mögen anstellen, was wir wollen. Dasselbe gilt natürlich auch von der sechszehnten und von allen folgenden Größen-Klassen.

Mit der photographischen Kamera ist es aber anders, und hier beginnt das Wunder. Wenn wir an unserer Stelle die empfindliche Platte beobachten lassen, so würde sie das, was sie in einer viertel Stunde nicht erreicht hat, in einer halben Stunde oder in noch längerer Zeit fertig bringen, aber sie bringt es fertig, denn sie sieht die Sterne, die wir nicht sehen. Nach einer Beleuchtungsdauer von 33 Minuten haben wir ein Bild aller Sterne fünfzehnter Größe; wenn wir nur genug Apparate hätten, um die ganze Himmelskugel gleichzeitig zu beobachten, so könnten wir die neunzig Millionen Sterne fünfzehnter Größe, von deren Dasein wir bis zur Herstellung der großen Fernrohre noch keine Ahnung hatten, in 33 Minuten sämtlich abgebildet haben. Dieser wunderbare Vorzug des photographischen Auges über das organische, daß es so leicht Dinge sieht, die wir auf anderem Wege niemals sehen würden, zeigt sich unter allen Verhältnissen und an Instrumenten aller Größen. Welches Fernrohr man auch anwendet, man wird stets beobachten, daß die photographische Kamera mehr wahrnimmt als wir. Während unser Fernrohr uns die vierzehn ersten Größen der Sterne, und die photographischen Kamera auch die fünfzehnte und die sechszehnte Größe zeigt, so bieten größere Instrumente, wie z. B. die mehrgenannten Riesenfernröhre dem Menschenauge vielleicht die sechszehn ersten Größen und die Kamera auch die siebzehnte und achtzehnte, ja, wenn die Platte empfindlich und das Objektiv groß genug ist und die Beleuchtung lange genug andauert, vielleicht auch noch kleinere und entferntere Himmelskörper.

Wenn wir mit einem einzigen Blicke den ganzen Himmel überschauen könnten, so würden wir mit bloßem Auge siebentausend Sterne der ersten sechs Klassen, mit dem astronomischen Fernrohre vierundvierzig Millionen der ersten vierzehn Größen sehen, der photographische Apparat würde noch neunzig Millionen Sterne fünfzehnter Größe hinzufügen, im ganzen also könnten wir 134 Millionen beobachten; wenn man aber die Beleuchtung während einer Stunde und zwanzig Minuten andauern ließe, so würde sich die Platte mit einem feinen Lichtstaube von 400 Millionen Sternen bedecken!

Niemals, im ganzen Verlaufe unserer Geschichte, sind wir tiefer in die Geheimnisse der Unendlichkeit eingedrungen!

Alle diese Sterne, die größten und die kleinsten, sind Sonnen, wie unsere Tages-Sonne; und die Sterne der letzten Größen erscheinen uns nur deshalb so klein, weil sie eine ungeheure Entfernung von uns haben. Denn obgleich das Licht in der Sekunde einen Weg von 300 000 km zurücklegt, so braucht das Licht der entferntesten Sterne vielleicht Tausende oder Millionen von Jahren, ehe es zu uns dringt, und es giebt gewiß auch Sonnen, deren Strahlen uns überhaupt noch nicht erreicht haben. Das Licht eines solchen weit entfernten Sternes würde der Mensch mit seinen natürlichen Augen niemals sehen, er würde von seinem Dasein niemals etwas erfahren, wenn wir nicht über die Hilfsmittel der modernen Optik verfügten. Trotzdem genügt solch ein kleiner, aus ungeheurer Entfernung gekommener Lichtstrahl, um einen Eindruck auf eine chemisch präparierte Platte zu machen, so daß diese sein Bild unveränderlich festhält. Und wenn ein solcher Stern selbst der achtzehnten, der neunzehnten oder einer noch geringeren Größe angehörte, so daß die menschlichen Augen ihn auch mit den allerschärfsten Instrumenten niemals sehen würden (denn es wird immer noch Sterne geben, die sich von der Erde aus nicht erblicken lassen,) so trifft er dennoch mit seinem dünnen Lichtchen die zu seiner Aufnahme und zu seiner Kontrolle bestimmte Platte. Der Lichtstrahl hat eine Reise von vielen Millionen Jahren gemacht. Als er die Reise antrat, bestand unsere Erde noch nicht, oder war doch noch nicht, wie jetzt, ein von Menschen aller Art belebter Planet. Keine lebende Seele, kein denkendes Wesen war damals auf unserem Planeten. Vielleicht ballte er sich damals aus einem Stückchen Urweltnebel zu einem festeren Körper zusammen, vielleicht haben sich damals im Schoße des Wassers, in jenen Urmeeren, welche die Erde vor der Entstehung der Kontinente umgaben, die ersten Organismen gebildet, um sich dann in den folgenden Jahrtausenden mit der Erde selbst zu dem zu entwickeln, was sie jetzt geworden sind. Wir sehen, die photographische Platte versetzt uns auch in die älteste Geschichte des Weltalls zurück.

Während also dieser Lichtstrahl, dessen Bild wir vor uns auf der Platte sehen, seine Fahrt durch den Weltenraum zurückgelegt hat, hat sich die ganze Geschichte unseres Erdballes abgespielt, in der die Geschichte der Menschheit nur eine Episode bildet; und in derselben Zeit hat auch der Fixstern, von dem der Lichtstrahl ausging, eine lange geschichtliche Entwickelung durchgemacht; vielleicht besteht er noch, vielleicht ist er schon längst erloschen.

So dringt das künstliche Auge der Kamera in die Unendlichkeit des Raums und die Ewigkeit der Zeit, die beide unserem organischen Auge verschlossen bleiben.

Aber mehr Wunder zeigen sich uns, denn die photographische Platte nimmt nicht nur die Lichtstrahlen auf, welche zu klein sind, um unser Auge zu treffen, sondern auch die chemischen Strahlen; sie sieht im Himmel Dinge, welche wir niemals sehen werden; so bringt sie z. B. in dem ultravioletten Raum des Spektrums eines Sternes Strahlen hervor, welche wir auf anderem Wege niemals

ehen würden. Die Photographie vertritt die Stelle eines sechsten Sinnes; wir nehmen mit ihr eine Reihe von Dingen wahr, die uns mit unseren unvollkommenen fünf Sinnen immer verschlossen bleiben würden.

Dieser neue Sinn beschwört aus dem Reiche der unendlichen Vergangenheit eine Reihe von Sternen vor unserem Auge herauf, von denen ein großer Teil ohne Zweifel nicht mehr vorhanden ist. Die Sonnen sind erloschen, aber das Licht, welches sie einmal ausgesandt haben, setzt seine Wanderung unbehindert fort. Aus der unendlichen Weite bringt die Kamera die Sterne vor unser Auge, die Milliarden von Milliarden Meilen von uns fort sind, Sterne, auf denen Menschen leben und gelebt haben, andre, als die, welche unsere kleine Himmelskugel bewohnen. Die Kamera greift hinein in das Unsichtbare und erfaßt Strahlen und zeigt uns chemische Spektren, die wir auf andere Weise niemals beobachten könnten.

Die Unendlichkeit im Raume, die Ewigkeit in der Zeit; für den Laien sind sie etwas Unfaßbares, der beobachtende Astronom muß sich mit ihnen beschäftigen und sich darin vertiefen; aber wie soll er sie messen? Wenn wir mit der Schnelle des Blitzstrahls dahineilten, so brauchten wir noch Millionen von Jahren, um an jene Orte zu kommen, wo die hellen, glänzenden Sterne sich befinden; aber wenn wir dort wären, so wären wir den Grenzen des Raumes noch nicht um einen Schritt näher gekommen, denn der Raum hat keine Grenzen, die Unendlichkeit hat kein Maß, und überall, mögen wir uns nach rechts oder nach links, vor uns oder hinter uns wenden, überall haben wir so viele Weltsysteme, so viele Sonnen vor uns, daß die photographische Platte zuletzt nicht eine große Anzahl von hellen Punkten, sondern eine einzige weiße Fläche darbieten würde, wenn wir ihr nur genug Zeit lassen, alle einzelnen Lichtbilder in sich aufzunehmen. Und nicht nur neben einander sind die Sterne in unendlicher Zahl: wir können nach jeder Richtung grade Linien durch den Weltenraum ziehen und jede muß hintereinander eine unendliche Zahl von Sonnen durchschneiden.

Und wir leben auf einem dieser Weltkörper, auf einem mäßig kleinen, der an einem beliebigen Punkte des unermeßlichen Raumes schwebt; der Körper, von dem wir unser Licht bekommen, ist eine von jenen unzählbar vielen Sonnen; unser Ausblick ist so eng und beschränkt, als wenn wir in der Hülle einer Seidenraupe stäken, wir ahnen nichts von den Ursachen der Dinge, wir leben einen kurzen Augenblick wie die Eintagsfliegen, wir sehen und wissen nichts von der Welt, und doch sind wir stolz genug, um zu glauben, daß wir sie kennen; um zu glauben, daß wir die Natur beherrschen; um zu glauben, daß unsere Vorstellungen ein Bild der Wirklichkeit seien. Wir durchhauen die Rätsel, die wir nicht lösen können. Wir nennen uns Materialisten, ohne das Geringste von dem Wesen der Materie zu wissen, Spiritualisten, ohne eine Ahnung von der Natur des Geistes zu haben, und im Grunde sind wir doch alle mehr oder weniger Skeptiker, weil wir uns mit Recht sagen müssen, daß wir doch nichts in Wahrheit beurteilen können. Selbst unser kleiner, im Weltenraume wie verloren umherwandernder Planet ist noch zu groß für unser Begriffsvermögen;

wir mußten den Kirchturmspatriotismus erfinden und alle die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen, Klassen und Ordnungen begründen, wir streiten uns um die kleinsten Teile der Erdoberfläche mit Waffengewalt.

Könnten doch die Leiter der Völker, die Gesetzgeber und Politiker einmal eine Himmelskarte mit dem Auge des Astronomen betrachten und verstehen lernen. Wie würden sie sich klein vorkommen! Friede würde in der Welt herrschen, Reichtum wäre in allen Bevölkerungsschichten statt des jetzigen bitteren Elends; die politischen Parteiungen würden verschwinden, und die Menschen könnten frei mit freiem Auge das Weltall betrachten und in der Pflege ihres geistigen Lebens glücklich sein. Aber wir sind noch lange nicht so weit. Das photographische Auge wird noch viele Himmelswunder entdecken und offenbaren, ehe das menschliche Auge Vernunft und Wissenschaft, der Menschen allerhöchste Kraft, als Herrscherinnen auf unserer kreisenden Kugel erblicken wird.

Die ersten Freidenker der modernen Welt.

Von

J. J. Honegger.

Wenn irgend eine Zeit der Weltgeschichte denkträg und auch denkunfähig genannt zu werden verdient, so ist es das immer noch von phantastischen Fanatikern, beschränkten oder selbstsüchtigen Standesherren und Staatskünstlern gepriesene Mittelalter. Groß war die Scheu vor selbständigem Denken, groß das knechtische Anlehnen an die Gebote des Kirchendogma einer-, an die unklar erfaßten und schief gedeuteten Aussprüche der Alten (Aristoteles) anderseits; mit den Jahrhunderten immer fesselnder die Gebundenheit durch den hierarchischen Autoritätsglauben. Daher der schwächliche Geist des Kommentierens und Excerpierens, das Abmühen mit massenhaften Auszügen, Epitomen, Lehrbüchern; aber keine neuen Gedanken oder lebendigen Beobachtungen. Was dem Wissen der Zeit absolut fehlt, ist das Verständnis für die feststehende Thatsache und die Fähigkeit des Beobachtens, das Prüfen an Erfahrung und Experiment; daher kommen Erd- und Himmels- und Naturkenntnis am ärgsten zu kurz. Die Zeit traute sich allgemein kein eigenes Urteil zu, und so beschränkte sich die wissenschaftliche Thätigkeit nur auf die Handlangerarbeit des Sammelns und Ordnens und Zusammenstellens oder aber auf das Auftürmen einer unübersehbaren Masse gekünstelt zugespitzter Schlußfolgerungen, die sich eine auf die andern in die Luft hinausbauten, spinnwebenartig. Noch keine Spur zu finden von den mächtigen Agentien der Neuzeit, weder Kritik noch öffentliche Meinung; weil jene nicht, so auch keine Philosophie, denn eine „christliche Philosphie“ giebt es nicht.

Mit der absolut bindenden religiös-kirchlichen Einheit klaffte es allerdings frühe, schon unter den Kirchenvätern, wie denn bekanntlich einer der geistreichsten unter ihnen, der großartig angelegte Origenes riskierte unter die Ketzer geworfen zu werden. Und dann folgten die vom dritten zum sechsten Jahrhundert am heftigsten die Kirche erschütternden Sektenbewegungen. Das alles hat aber keine freiheitliche Bedeutung noch Wirkung. Alle Sekten-Spaltungen blieben vollständig innerhalb des gebundenen Gesichtskreises der Kirche stehen, sie vollzogen sich in der Kirche, und jede wollte selber Kirche sein nach Dogma und Kult. Befreiend konnten alle diese Streitigkeiten nicht wirken; im Gegenteil, mit den kommenden Jahrhunderten wurde der Geist nur noch eingeengter und gebundener. Das ist der unermeßliche Unterschied gegenüber jenen Spaltungen und Reibungen, welche im letzten Drittel des Mittelalters aufstanden. Erst diese schritten vollständig aus dem Kreise der Kirche heraus, wandten sich gegen diese, die aus ihrem Herrschaftsstandpunkt alle Ursache hatte, die neuen gefährlichen Bewegungen als Ketzerei zu verabscheuen und zu verfolgen.

Was etwa, nachdem jene Sekten der christlichen Frühperiode sich ausgelebt, gewaltsam oder friedlich verloren hatten, von ketzerischen Anschauungen bis übers Jahr 1000 und noch länger hinaus auftritt, das sind bloß einzelne Gedankenblitze, so gewisser Gelehrten; dabei verblieb es damals. Unter Karl dem Großen und seinen nächsten Nachfolgern traten Agobard von Lyon schwächer und Claudius von Turin sehr energisch in evangelischem Sinn auf, beide zumal im Ankämpfen gegen den Bilderdienst; noch im 8. Jahrh. der irische Bischof Clemens sehr frei über Christi Himmelfahrt; so der Spanier Bonosus und nach ihm viele Bischöfe im Adoptianismus; im 9. Jahrh. der Mönch Gottschall mit seinem Brüten über dem Prädestinationsrätsel, nicht etwa frei, aber ketzerisch. Die bedeutendste Erscheinung aber im gleichen Jahrhundert ist der hervorragende theologische Denker Johann Scotus Erigena, den die Kirche wegen seiner mystisch-spekulativen Lehren als ketzerisch verwarf: nach orientalischen Quellen ausgeprägter Partheismus, mit welchem er vergeblich sich mühte die Kirchensatzung zu vereinen; Lehre von der Emanation und der Auflösung der Dinge (die Seele inbegriffen); Leugnen der Transsubstantiation, alle die Ansichten niedergelegt in seinem Werk „Über die Natur der Dinge", welches Priester verbrannten.

Von Bildung in tieferem Sinne, von einer Erziehung durch die Wissenschaft und für sie, von Fortschritt wenigstens in einzelnen Zweigen derselben darf allgemein nicht gesprochen werden vor der Zeit Karls des Großen und seiner werkthätigen Paladine. Und später wurde der mächtigste lichtbringende Faktor der maurische Geist. Dieser, duldsam immer und überall, wo nicht gerade die Herrschaftsfrage ins Spiel kam, hat auch die ersten Freidenker gezogen, welche die neue Geschichte kennt. Von der Freiheit der Denkbewegung zeugen jene Disputationen zu Bagdad, an denen nicht bloß Mohammedaner aller Sekten, orthodoxe wie heterodoxe Teil nahmen, sondern Feueranbeter (Parsen), Juden und Christen, kurz Gläubige und Ungläubige. Und hochbezeichnend ist, wenn berichtet wird: am Anfang eines solchen habe ein Ungläubiger mit Applaus die Gesellschaft also anreden dürfen: „Wir

haben uns versammelt, um zu disputieren; ihr alle kennt die Vorbedingungen. Ihr Mohammedaner dürft uns nicht mit Beweismitteln bekämpfen, die aus eurer Schrift geschöpft oder auf die Reden eurer Propheten gestützt sind, denn wir glauben weder an dieses Buch noch an euren Propheten." Der Mann wäre jedenfalls in die siebenundzwanzigste Hölle gefahren, wenn er heutigen Tages vor einem Ober-Bonzen in gleichem Tone von den biblischen Beweisschriften zu sprechen sich unterfangen. — Ein gefeierter Dichter wagte zu singen: Die Hauptmoschee ist, wie ich sehe, des Satans Rattenfalle. Noch ärger der große Gelehrte Averrhoës, der sich nicht scheute, anspielend auf das vom Propheten erlassene Verbot des Essens von Schweinefleisch, von seiner Religion zu sagen: sie habe nichts, was sie dem Beifall des Verstandes empfehlen könnte, es müßte denn der eines Schweines sein (bei Draper). Aus des berühmten Dichters Maary Sprüchen und Liedern kann man Sätze herausziehen, die direkt gegen den Propheten und seine Offenbarung vorgehen: Eitler Wahn sei's, auf einen Gottesmann als den Retter abzustellen, die Vernunft allein der göttliche Leiter. Über die Auferstehung sagt er:

Wie sollte das wieder zum Leben erstehen,
Was einmal sein Ende fand;
Nachdem der dürre Schilf entfachte
Den letzten Vernichtungsbrand?

In diesen Kreisen wird gegen den leeren Formendienst und auch am kräftigsten für reine Moral gekämpft. So sagt derselbe Dichter: „Übe das Gute und thu' es wegen seiner Schönheit und meine nicht etwa, daß Gott es dir lohnen werde. Dies steht ihm zu, wenn es ihm gefällt; wo nicht, so ist der Tod für uns der Lohn." Und so weiter. Averrhoës erklärt die Anschauung, welche die Tugend als Mittel zur Glückseligkeit betrachtet, kurzweg als eine der gefährlichsten Erfindungen, den Geist des Volkes fälschend und der Tugend jeden Wert benehmend. Die Ritualisten des Islam schritten bis zum äußersten Freisinn vor, und ähnlich — das ergänzt sich — einzelne Staatstheorien bis zum Republikanismus.

Die großartigste Thatsache, welche gleichzeitig mit dem Islam zu etwelcher Befreiung der Geister von den altgewohnten Fesseln auch auf europäischem Boden führte, war die Grundbildung der nationalen Sprachen und ihrer Litteratur. Schwerlich ist dieser Faktor in seiner vollen Kraft gewürdigt worden, und es wird eine der Aufgaben für den kommenden Kulturgeschichtschreiber des Mittelalters sein, nachzuweisen, wie mit der Freimachung von dem verderbten Latein und seiner verknorpelten Bildung, wie mit sprachlicher Festigung der Einzelnationen auch die Geister anfingen freier zu werden, wie eine schwungvolle Denkweise in die Welt kam. Das beweisen die Dichter aller neuaufsteigenden Litteraturen. Die zwei Prozesse gehen genau parallel: Aufbauen der Nationalsprachen und Sinken der kirchlichen Autorität. Die Kirche hatte feinen Spürsinn, als sie sich jenen wie auch dem Eindringen des Griechischen und Hebräischen widersetzte; konnte sie doch so lange die Wucht eines spracheinheitlichen Bandes für sich geltend machen. Nationalsprachen traten schon mit ihren Ansprüchen als feindliche Mächte dem

Papsttum gegenüber, da der mit ihnen aufsteigende nationale Geist jeweilen im Sinne der Unabhängigkeit wirkte und auch die niedere Geistlichkeit unmittelbar zum Volke herüberzog. Ganz richtig meint ein katholischer Priester unserer Tage: „Wie die Poesie deutsch wurde, wurde sie unkirchlich, weltlich wie der Staat, und ist nimmer anders geworden bis auf den heutigen Tag." Sehr wohl! Das trifft alle nationale Poesie der Neuzeit, am kräftigsten und frühesten die kecke provençalische, gewiß mit unter maurischem Einflusse, den ja sprechend auch ihre Formen darthun. Die Poesie der Troubadours im 12. Jahrh. und dem folgenden ist zum Teil von geradezu republikanischer Freiheit und Keckheit, in beißendsten Sirventes anstürmend gegen die Herrschaft der römischen Kirche. Mehr als einer ragt hervor durch den überaus kühnen Freimut, den kurzweg ketzerischen Ton gegen Kirche und Geistlichkeit. So zu Anfang des 13. Jahrhunderts ein Guillem Figueiras und Peire Kardinal. Dieser beginnt einmal: „Du hirtlich Pfaffenchor, der stets die Schafe schor." Oder es ist auf sie das biblische Gleichnis vom Wolf im Schafspelz angewendet: „Mit der Höhe des Standes steigt ihre Schändlichkeit, und seit alter Zeit und immerfort hat es mit Gott und den Menschen niemand so schlecht gemeint als die Pfaffen." Dieser Zug ungebundenst antiklerikalen Spottes, vom Süden ins Nordfranzösische hereingetreten, ist der Litteratur dieses Volkes zu aller Zeit eigen, und es bleibt eine der hoch charakteristischen Erscheinungen, wie grade am Schlusse des Mittelalters der großartig satirische Zeit- und Sittenzeichner François Rabelais steht mit seinem beispiellosen Hohn auf Hierarchie und Papsttum, er der Mönch und Pfarrer und Schützling hochgestellter Geistlichen.

Aber freimütig kecke Züge finden wir auch in unserer deutschen Litteratur genug, von dem großen Hauptführer, Gottfried von Straßburg, dem klarsten und lichtesten Kopf, und Walter von der Vogelweide, dem genialcharaktervollen, eine ansehnliche Reihe der geringeren Namen hindurch, bis zu dem herrlichen Volksepos Reineke Vos, der bittersten Satire gegen die Geistlichkeit, ihre scheinheiligen Worte und Werke und den Mißbrauch der kirchlichen Satzungen wie gegen die Fürsten und die Sittenlosigkeit der Höfe (so in neuer Bearbeitung gegen Ende des 15. Jahrh.) — Und im Englischen: Schon die Robin-Hood-Balladen atmen das gleiche Wesen. Dann tritt anfangs der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die ungemein volkstümliche und weit verbreitete allegorisch-didaktische Satire Vision of Piers Plowman auf, in ihrem gewichtigsten Teile gegen die trägen, genußsüchtigen und lasterhaften Mönche, die Prälaten und ihre Steuereintreibung. Ganz ebenso das niederländische Buch des Jan von Bloendale (de Clerk) „Jans Teestije" i. e. Meinungen oder Überzeugung, erste Hälfte des 14., mit gleichfalls ausgeprägt reformatorischem Zug und scharfen Ausfällen gegen die Laster der Geistlichen sowie auffallender Skepsis gegen die Lehre von den Heiligen.

Wir werden die ersten großen Wetterzeichen eines in die Völker eindringenden neuen Geistes im 11. Jahrhundert aufsteigen sehen. Damals trat an den verschiedensten Orten die alte Lehre der Manichäer wieder auf, deren Anhänger man

verbrannte. Die Steinmetzgesellschaften oder Bauhütten wurden antihierarchisch, noch ausgesprochener die französischen Mysterien, welche überwiegend dem Gewerbe der Weberei zugethan waren und deshalb tisserands hießen. In Italien, den Ghibellinenstädten zumal, breitete sich ferner selbst ketzerische Denkart so weit aus, daß Heinrich Leo zur Zeit Friedrichs II., des großen Ketzers, ein Drittel des Landes als vom Verbande der römischen Kirche losgelöst bezeichnet. Der Papst nannte alle diese Freidenker und die sie beschützenden Fürsten — Feinde Gottes und der heiligen Kirche, und die Frivolen unter ihnen scheuten sich nicht die Bezeichnung als Ehrentitel anzunehmen. Damals auch lebte der antipapistische Mönch Robert von Clugny. Hauptsitze der Bewegung waren: Spanien, Südfrankreich nebst Oberitalien (1167 erstes freies Konzil in Toulouse), Böhmen, Südpolen und die Bulgarei; im letzteren Lande setzten die Abtrünnigen ihren eigenen Papst ein. Die ersten aufgedeckten Regungen auf südfranzösischem Boden in den Anfängen des 11. Jahrhunderts zeigen gar den hohen Klerus zu Rheims angesteckt, damals sind 10 oder 13 Glieder des geistlichen Standes verbrannt worden.

Das früheste schüchterne Heraustreten aus dem Glaubenszwang in das Reich der Zweifel liegt angedeutet in der Aufstellung einer doppelten Wahrheit, der theologischen und der philosophischen, welche sich geradezu widersprechen können. Damit sollen ketzerische Lehren, wie sie im 13. Jahrhundert von Paris ausgingen — man nehme die Angriffe auf die Sätze von der Auferstehung und der zeitlichen Schöpfung der Welt — abgeschwächt oder verschleiert werden. Natürlich ist der Widerstand der Kirche, wenn eben unter den neu aufgestellten Sätzen solche sind gegen eine Anzahl der stärkst festgehaltenen Dogmen oder Behauptungen wie folgende: man solle sich nicht kümmern, wenn etwas als ketzerisch erklärt werde; der Mensch dürfe sich nicht mit der Autorität begnügen oder gar: die Reden der Theologen seien auf Fabeln gegründet.

Deutschland, obgleich nicht gerade ketzerischer Natur, blieb doch auch nicht frei. Man fand da schon seit der Mitte des 11. Jahrhunderts Ketzer, deren Heinrich III. einige aufgeknöpft hat. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts sind solche aus Flandern an den Rhein gekommen und etliche in Köln verbrannt worden, ein Schicksal, das im Jahre 1222 auch den Probst Heinrich von Goslar traf. Und auffallend ist, was damals schon mehrere Zeitgenossen von dem Vorhandensein deutscher Übersetzungen der heiligen Schriften (nirgends wohl ist die ganze Bibel gemeint) berichten.

Der einmal entfesselte Strom wurde reißend. So sind schon in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunders hunderte von Ketzern verbrannt worden, wobei bekanntlich die Dominikaner fanatische Richter waren; die Abtrünnigen aller Namen und Färbungen aber wurden ungemein volkstümlich. Sie gingen bis zur Leugnung der Gottheit Christi, erklärten die Kirche für überflüssig, verwarfen die Sakramente und kirchlichen Zeremonien, nannten den Papst das Haupt alles Übels u. dergl. mehr. Alle aber steuerten auf die evangelische Einfachheit zurück.

Hauptsekten sind zuerst die an altgnostisch-manichäische Denkrichtungen anknüpfenden Paulizianer, denen die verweltlichte Kirche das Werk des Teufels, die allgemeine Hure war, der Papst Erzketzer und verfluchter Feigenbaum; einzige Glaubensquelle das neue Testament und die Vernunft. Ihre läuternden Ideen erhoben sich gegen Bilder- und Reliquien-Verehrung, die Anrufung der Engel und Heiligen bis hinauf zur Jungfrau Maria, die Transsubstantion, überhaupt die Lehre von den Sakramenten, verfuhren mit großer Keckheit in Auswahl und Auslegung der heiligen Schriften — in allem Vorbild und Übergang zu den nachfolgenden Katharern.

Hauptgestalt in der Mitte des Jahrhunderts ist jener Berengar von Tours, der den Papst Pompifex, die katholische Kirche satanisch nannte, ganz besonders die Verwandlungslehre angriff, aber schließlich bußfertig starb, nachdem man ihn genug verfolgt und gedrängt hatte. — Die interessantesten Erscheinungen des 12. Jahrh. sind außer allerlei Schwärmgeistern und Bußpredigern jener Peter de Bruys aus dem Languedoc, den 1124 der Pöbel von St. Gilles verbrannt hat, während sein Schüler, der deutsche Mönch Heinrich v. Clugny, auf Antrieb des heiligen Bernhard in ewiger Gefangenschaft schmachtete. Jener verwarf Kindertaufe, Seelenmesse, Reliquiendienst und Fegefeuer, Anbetung des Kreuzes und Transsubstantiation. Desselben Geistes war der Clugnyacenser Guyot von Provins und Tanchelm in Flandern (ermordet). — Gegen Ende des Jahrhunderts erschien unter wahrscheinlicher Ägide der Franziskaner das ketzerische Buch „Das rote Evangelium", von der Behauptung ausgehend: das römische Christentum habe seine Aufgabe erfüllt und sei jetzt an dem Ende angekommen. Die niedrigeren Bettelmönche griffen eifrigst danach und erklärten den Papst kurzweg als den Mann der Sünde, die bestia apocalyptica, und umsonst bemühte sich die Kirche das anstößige Buch zu vernichten. Ja die strengsten Spiritualen, apokalyptische Schwärmer, gingen viel weiter: Nach der Auffassung ihres Mitgliedes Gerhard sollte das Evangelium Christi als unvollkommener Zustand nur noch bis 1260 halten, dann der vollkommene des heiligen Franz anbrechen und die Spiritualen seine Apostel sein.

Redeten diese vom geistlichen Standpunkt aus, so der geniale Italiener Dante vom politischen; energisch gegen die Ansprüche Roms gerichtet und für das Prinzip eines römisch-deutschen Weltreiches, wirkte seine Schrift von der Monarchie, obwohl von politisch undurchführbaren Herrschaftsgedanken ausgehend, doch energisch ein auf seine und die Folgezeit. Der von ihm hochgeschätzte Dichter Cavalcanti war ausgesprochener Freigeist, und von dem Vater desselben wird gesagt, er sei Atheist gewesen.

Damals schon wurde bestritten die Auferstehung des Fleisches, Himmel und Hölle geleugnet (jeder trage sie in der eigenen Brust), das Errichten von Altären für die Geistlichen als Unsinn erklärt, der Papst als Antichrist.

Kein Wunder, wenn die Skepsis selbst in die theologisch-philosophierende Hochburg, das chaotische Wahngebäude der Scholastik einbrach, zumal bei den Nominalisten, die entschieden den freieren Standpunkt vertraten. Der ebenso

berühmte wie liebenswürdiger Weisheitslehrer Europas, der großartige Pariser Dialektiker Abälard, einer von den seltenen Männern, welche zu jener Zeit die heidnische Philosophie und die Tugenden ihrer Vertreter anerkannten, darf in gewissem Sinn ein Vorgänger Spinoza's genannt werden. Durch und durch naturalistisch ist seine religiöse Haltung: Als auf einer unerschütterlichen Grundlage ruhe der Glaube nur auf der durch freies Nachdenken gewonnenen Überzeugung, während ein ohne geistige Kraft und selbständiges Prüfen angenommener Glaube des Menschen unwürdig sei. Dieses Abstellen auf die Oberherrschaft der Vernunft lief direkt gegen die ganze Feste der mittelalterlichen Theologie an. Ja selbst sein prinzipiellster und bedeutendster Gegner, der größte scholastische Mystiker Bernhard von Clairvaux, konnte sich der neuen Strömung nicht entziehen; er verwarf die Lehren von der unbefleckten Empfängnis und in seinem Buche „Von der Betrachtung" entschieden die ganze politische Stellung und Haltung der Geistlichkeit. Abälards hochsinniger Schüler aber, Arnold von Brescia, der erste eigentliche Reformator und das edle Opfer der neuen Denkwelt, hat ebenso unermeßlich über ganz Europa hin gewirkt wie sein gefeierter Lehrer; die verweltlichten Kirchenhäupter, ihre Güter (Grundbesitz) und Strebungen Hauptzielpunkte seines Angriffs. Mit Grund wird Gewicht darauf gelegt, daß schon er durch seinen Freund Stephan von Evisa die Evangelien nebst Bruchstücken des Testamentes und die Kirchenväter in die Landessprache übertragen ließ. Kräftig wirkte in diesem Geiste sein Schüler Wetzel, und zur selben Zeit stand in Kalabrien der originell prophetische Abt Joachim auf.

Das 13. Jahrh. förderte aber auch Erscheinungen, die ganz auffallend an moderne sozialpolitische Bestrebungen gemahnen. Da sind Amalrich von Bena aus Chartres und sein Schüler David von Dinant mit mystisch-pantheistischen Ansichten, an welche sich die Brüder und Schwestern des freien Geistes anschlossen, wunderliche Mucker. Ihnen etwas verwandt die nach altkirchlicher Sekte benannten Apostelbrüder des Gerardo Segarelli aus Parma und seines thatkräftigeren. Schülers Dolcino, die beide verbrannt wurden: eigentümliche Lehre vom Reiche Gottes, ausgehend auf eine Art von kommunistisch gefärbter christlicher Republik

Gegen das Ende stellte das 13. Jahrh. noch ein Buch der oben schon erwähnten Art auf, das war ein Kommentar (Postille) über die Offenbarung (1297), verfaßt von dem Spiritualen Johann Peter Oliva aus Sizilien, zu Narbonne wirkend. Auch er ging auf die Abschaffung der römischen Kirche aus: sie sei die Hure im Purpur, der Papst mit seiner ganzen Hierarchie überflüssig und gerichtet: „ihre Arbeit ist gethan, ihr Urteil besiegelt." Dazu des Arztes Marsilio von Padua Buch „Der Verteidiger des Friedens" (in den Anfängen des 11. Jahrh.), welches sagt: Nicht beim Papste noch sonst bei einem Priester, nur beim allgemeinem Konzil stehe die Auslegung des christlichen Gesetzes; jener dürfe nicht bannen noch das Denken zwingen; die bürgerlichen Vorrechte der Geistlichen, Luxus, Anmaßung und Ausschweifung müßten aufhören, die Zehnten zumal beseitigt werden, Armut und Niedrigkeit bei mäßigem Unterhalte des Standes Merkmal sein. Die ganze Erzählung von der Oberherrlichkeit des Papstes und seiner

Nachfolger sei jedes geschichtlichen Beweises bar, nicht einmal sicher, daß Petrus einmal in Rom gewesen; eine größere Gewalt als die andern habe dieser Apostel von dem Meister überhaupt nicht erhalten, darum sei auch die davon abgeleitete päpstliche Autorität unhaltbar. Alle weltliche Jurisdiction und die weltlichen Güter sind des Kaisers. Man sieht: das berühmte Buch griff die elementaren Grundlagen des Papsttums an. Im gleichen Jahrhundert steht unter den ersten Vorkämpfern der Freiheit der berühmte Erneuerer des Nominalismus, der Franziskaner Occam. Nur an die praktisch wirksame Seite der Religion sich haltend, sprach er sehr unumwunden gegen die päpstlichen Ansprüche, erklärte die Glaubenssätze für unbeweisbar und verlangte Denkfreiheit. Damit griff er das Fundament der damaligen Theologie an und stellte den hochwichtigen Satz auf: die Wissenschaft habe in letzter Linie nur die sichtbaren Einzeldinge zum Gegenstand. Die Behauptung: der Papst könne irren wie jeder andere Mensch und stehe nicht über der weltlichen Obrigkeit, zog ihm den Bann zu, der ihn aber wenig anfocht; auch in der praktischen Politik wirkte er gegen das Papsttum. Und Nikolaus von Clémange, Doktor der Pariser Universität, kam in seiner Schrift „Vom Ruin der Kirche", deren ganze Verderbnis er wie alle anderen von den weltlichen Gelüsten der Klerisei herleitete, zum Schluß: zunächst müsse die Kirche erniedrigt, dann erst könne sie wieder aufgerichtet werden.

Der zweite Höhepunkt geistlicher Macht im 13. Jahrh., von Innocenz III. bis Bonifacius VIII., zeigt doch zugleich den feindlichen Zusammenstoß mit den städtischen Gemeinde- und den fürstlichen Landesrechten; noch mehr: er bedeutet das Tagen der Geister. Schon Bonifacius, den die Zeitgenossen so drastisch beurteilten, während Dante ihn neben Nikolaus III. und Clemens V. ungescheut in die Hölle schickt, entbehrte, um groß zu sein, vollständig des unbefangenen Blicks in die veränderte Zeitlage und Geistesrichtung. Was damals in einem Jahrhundert geschah, ist die denkbar stärkste Geisteswendung in irgend einem Zeitraum der Geschichte.

Und zu allererst war die Mystik, der große Gegner der dürren Scholastik, welche denn auch dieses „Rittertum der Theologie" stürzte, durch und durch von reformatorischen Anstrebungen durchzogen; daher die ausgeprägtesten Kreise und Schulen derselben der Kirche als häretisch arg verhaßt. Diese Pietisten der ausgehenden Jahrhunderte des Mittelalters konnten sich allgemein eines entschiedenen Hanges zu den ketzerischen Meinungen nicht erwehren. So schon der Vater der mystischen Spekulation in Deutschland, der Dominikaner Eckhart in Köln (im ersten Viertel), ein Geist mit den tiefsten und kühnsten Ideen, ankämpfend gegen den Wert der sogenannten guten Werke, die Autorität der Kirchenväter und die kirchliche Vorstellung von Fegfeuer und Hölle, wofür er schon der Ketzerei geziehen und verurteilt wurde. Im Jahre 1329 verdammte Papst Johann XXII. seine Schriften überhaupt und 26 Sätze derselben noch ganz besonders. Sein Schüler Tauler, der große Prediger, ward von ähnlicher Verfolgung betroffen, und der mystische Gottesfreund Nikolaus von Basel ist wahrscheinlich als Ketzer verbrannt worden.

Aus der gänzlich umgewandelten Denkweise erwuchsen jene weltgeschichtlichen Erscheinungen, die zumal unter den drei Ketzernamen der Katharer, Waldenser und Albigenser der allgemeinen Kirchenreform zusteuerten, ihre Wurzeln aber bis ins 11. Jahrh. zurückstrecken. Verwandt sind im Norden die Stedinger.

Ihre grundlegenden Sätze und Strebungen nach freisinniger Richtung, je bei den einzelnen Schulen oder Sekten mehr oder weniger scharf betont, sind folgende: Verwerfung der „Kirche der falschen Apostel" (Rom), bei ausschweifenden Phantasien gar Abschaffung jedes Priesterstandes; Beseitigung der Messe und Wassertaufe, der Ehe und tierischen Nahrung; im weiteren Sinn aller Sakramente, insbesondere der Beichte, der Fest- und Fasttage, dagegen Erhebung der Predigt zum Mittelpunkt des Gottesdienstes; das Fegefeuer, die Anrufung der Heiligen und — mit äußerster Schärfe — der Ablaßkram angegriffen. Die Bibel als Offenbarung ist zu beseitigen, wenigstens das alte Testament, und das neue allegorisch auszulegen. Die Zehnten sind abzuschaffen, die weltlichen Vorteile der Kirche und das weltliche Leben ihrer Bischöfe sind gleich verwerflich. Nicht im Amte, sondern im Lebenswandel liegt die Heiligkeit des Priesters. — Wohl mochten die Waldenser, der neuen Lehren reinste und edelste Abzweigung, eine in dichter Finsternis stehende, von sieben Sternen umgebene Fackel als sinnreiches Symbol führen.

Die Bewegung der Katharer griff um sich und erstreckte sich bis nach England. In der Provence aber, wo selbst die Vornehmen und Fürsten des Landes zu ihnen hielten, sind schon im 13. die Abtrünnigen stärker gewesen als die wahre Kirche. Wohl mochte Papst Innocenz über diese Kirchenfeinde klagen, „welche Schlangengift in goldenen Bechern darreichten, gleich Skorpionen mit dem Stachel der Verdammnis verwundeten und schlimmer seien als die Sarazenen."

Die Klage fruchtete nicht, weiter und weiter schritt der freie Geist vor. Eine im Jahre 1595 ans englische Parlament gerichtete Petition wendet sich in schneidend reformatorischer Wucht und unter steter Berufung auf Bibelstellen gegen Papst, Wallfahrten, Bilderkult und Zeremonien, die Güter der Geistlichen, Transsubstantiation und Ablaß. Die das thaten, waren eben auch Ketzer, deren erster im Jahre 1401 auf dem Scheiterhaufen starb, während man andere in Fässern verbrennen oder an eisernen Ketten aufhängen ließ. Ganz interessant ist der gegen die Habsucht der Kirche von den Gemeinden ausgehende Vorschlag; da die reichen Güter des Klerus nur jeder Förderung des Müßigganges und Luxus dienen, sollen sie zu Gunsten des Staatsschatzes eingezogen werden: „aus diesem Einkommen könnte der König 15 Grafen mit je 300 Mark jährlich, 1500 Ritter mit je 100 Mark und 40 Hektaren Landes, 6200 Schildknappen mit 40 Mark und 20 Hektaren, endlich 100 Hospitäler erhalten."

Natürlich wuchs die Bewegung im Laufe des 15. Jahrh. Vielleicht die hervorragendste Gestalt ist jener Humanist Laurentius Valla, der die Unwahrheit der Priesterfabel von der sogenannten konstantinischen Schenkung mit vernichtender Kritik und Beredsamkeit nachwies, auch den Epikuräismus zu Ehren

brachte. Seine berühmte Streitschrift nennt das päpstliche Regiment ein solches von Henkern und Feinden, die Quelle alles Schlechten. Und doch erwies sich der Mann hernach kleinlich, fast abbittend, wofür er zum päpstlichen Sekretär und Professor gemacht wurde. Übrigens fochten noch andere hervorragende Männer, unter ihnen gar ein Papst (Piccolomini) jene erdichtete Schenkung an. Eine interessante Erscheinung aus dem Reiche der scholastischen Freigeister bespricht Ludwig Lange; das ist jener Petrus Pomponatius, der den Unsterblichkeitsglauben widerlegte, über die Willensfreiheit schrieb, den christlichen Gottesbegriff kritisierte und von den Reliquien rund und nett behauptete: ihre Wirkung beruhe nur auf Einbildung der Gläubigen und würde ebensogut erfolgen, wenn es Hundeknochen wären.

Damit sind wir bereits auf das Wirkens- und Denkfeld der Humanisten, jener Pioniere einer neuen Zeit, übergetreten. Und sie rückte unwiderstehlich an, als zweites reformatorisches Haupt nach dem Brescianer den Engländer Wicliffe vorschiebend, dessen Satz: Gott verbindet die Menschen nicht etwas zu glauben, das sie nicht verstehen können, noch über Luther hinausgeht. Damals hielt man jeden zweiten Menschen in England für einen Lollharden (Wicliffide, Abtrünnigen), und in den Anfängen des 15. Jahrh. meinte diese Partei: sie könnte wohl 100000 Menschen für ihre Lehre ins Feld stellen. Als erste Opfer der gegen sie erhobenen Verfolgungen werden in merkwürdiger Zusammenstellung genannt — ein Priester, ein Schneider und ein Lord. — In Rom selbst liefen damals Prophezeiungen um, welche den Fall der Priestermacht für das Jahr 1493 verkündeten, und in Florenz predigte der begeisterte Idealist Savonarola.

Aber für die unwiderstehliche Wucht des sich vollziehenden Geistesumschwunges ist schwerlich eine Thatsache von zwingenderer Beweiskraft als die Haltung der Päpste selbst, die alles eher waren als Väter der Christenheit im alten Sinn des Wortes — Kunstpäpste, Mäcene der neuen Wissenschaft, Politiker und selbst Feldherren, auch lockere Gesellen. Man braucht nicht bloß auf den durch und durch heidnisch gebildeten geistreichen Medicäer Leo X. abzustellen, mit welchem sich die klassische Kultur auf den Stuhl setzte. Heidnische Fabel verdrängte die christliche Legende, moderne Diplomatie schlug das alte Kirchentum aus dem Felde.

Natürlicher Haupthebel des freien Denkens wurde die gewaltigste aller geisttragenden Erfindungen, die Buchdruckerkunst. Von da an ward gegenüber der mittelalterlichen Denkunfähigkeit, die sich auf allen Gebieten knechtisch an ganz wenige Autoritäten geklammert hatte, Devise der schon von den frühesten italienischen Humanisten vertretene stolze Satz des tiefsinnigen Denkers Pico von Mirandola:

„Dein eigner freier Bildner sollst du sein!"

Es wurde Tag.

Die Obskurantisten und Rückschrittler aber der ausgehenden 1880er Jahre, die sich aller Aufklärung zum Trotz in dem schäbigen frommen Mäntelchen und mit dem ausgesungenen Motto — Und der König absolut, wenn er unsern

Willen thut! in der besten aller Welten wieder einmal recht ungemütlich breit machen, sollten bei den erleuchteten Köpfen des 14. und 15. Jahrhunderts in die Schule gehen; in dem Gesundbrunnen jener Denkerwelt könnten sie ihre fleckigen Staats- und Kirchenröcke sauber waschen.

Feldmarschall Lord Napier von Magdala.[1]

Wenn man es versuchen will, die Bedeutung Napier's denen vor Augen zu stellen, die ihn nicht kannten, so findet man eine Hauptschwierigkeit in dem Umstande, daß sein Charakter so schlicht und doch zugleich so vielseitig war.

Es ist leicht, einen Umriß von dem zu zeichnen, was er vollbracht hat, aber es ist nicht leicht, einen Begriff von seinen vielen unausgebeutet gebliebenen Geisteskräften, von seiner unerschöpflichen Energie zu geben.

Der Mann war immer viel größer als die Gelegenheit, seine Größe zu offenbaren. Wo sich ihm eine solche bot, war es, mit Dürer zu reden, nur eine Gelegenheit „seine Hand zu zeigen." Sachverständige allein können völlig würdigen, was diese „Hand" gezeigt hat. Es ist deshalb natürlich, daß seine hohe Bedeutung in Deutschland am richtigsten erkannt wurde. Ein Beweis hierfür ist das wahrhaft königliche Telegramm Kaiser Wilhelms.

Das beste Denkmal für einen solchen Mann ist vielleicht ein solches, welches — wie die rohen Cairns der uralten Zeit — Stein um Stein von treuen Dienern aufgeworfen wird. Wenn die folgenden Blätter als ein kleiner Stein zu Napier's Cairn[2] betrachtet werden, so hat der Verfasser das Ziel erreicht, welches er sich in diesem Aufsatze gesetzt hat.

I.

Robert Cornelis Napier stammte aus einem alten Kriegergeschlecht und verdankte seinen zweiten Vornamen einem Siege, an welchem sein Vater einen bedeutenden Anteil hatte — der Erstürmung des Forts Cornelis in Java am 26. August 1811.[3] Sein Vater, Charles Frederick Napier, Major in der Artillerie, war nicht nur ein höchst tapferer und hochsinniger Mann, sondern auch, was sich damals selten fand, ein wissenschaftlich hochgebildeter Offizier, seine Batterie war durch hervorragende Tüchtigkeit und Disziplin berühmt.

Napier's Mutter war ebenfalls eine bedeutende Persönlichkeit. Sie war eine anziehende Erscheinung, von hohem Geistesadel und hervorragendem litterarischen

[1] Lady Napier of Magdala hatte die Güte, uns vorstehenden Artikel, welcher von einem Freunde ihres Gemahls verfaßt ist, zu übersenden. Die Red. der „Deutschen Revue".

[2] Noch heute gebrauchen die Hochländer in Napier's Heimat, um jemand ihrer treuen Freundschaft zu versichern, den Ausdruck: „Ich werde einen Stein auf dein Cairn legen."

[3] Das Resultat dieses Sieges war die Unterwerfung Java's unter die britische Regierung. Fort Cornelis war eine ungemein starke Festung, von französischen Ingenieuren kunstgerecht angelegt, und wurde tapfer verteidigt.

Talent. Sie stammte aus einer alten englischen Familie und zählte unter ihren nächsten Vorfahren den philosophischen Theologen Edmund Morris[1]) und den Historiker James Fraser.[2]) Zur Zeit ihrer Verheiratung lebte sie bei ihrem älteren Bruder, Sir Edmud Carrington, Oberrichter in Ceylon und Verfasser des Strafgesetzbuches, welches noch heute auf dieser Insel im Gebrauche ist. Hier heiratete sie C. F. Napier, damals Hauptmann, und hier, in Colombo, wurde am 6. Dezember 1811 ihr jüngstes Kind geboren, von dem in diesen Blättern die Rede ist.

Major Napier hatte in dem Feldzuge auf Java eine gefährliche Verletzung davon getragen und starb daran wenige Monate später, im März 1812, auf seinem Wege nach England.

Sieben Jahre alt, wurde Robert Napier in seine erste Schule geschickt und als dreizehnjähriger Knabe trat er in die Kriegsschule der ostindischen Kompanie in Addiscombe ein. Seine Kameraden aus dieser Zeit schildern ihn als einen aufgeweckten, prächtigen Jungen, voll Ehrgefühl, der aller Herzen gewann, der aber seinen Lehrern nicht eben besonders viel Ehre zu machen versprach. Ein kleiner, aber für ihn sehr bezeichnender Zug ist der, daß er schon in seiner ersten Schulzeit eine große Vorliebe für Cäsar's Commentarien an den Tag legte, welche Vorliebe er sein ganzes Leben hindurch beibehalten hat.

Kaum fünfzehn Jahre war Napier alt, als er am 15. Dezember 1826 die Prüfung für die Aufnahme in das Genie-Korps[3]) bestand und nach Chatham ging, wo damals, wie noch jetzt, das Hauptquartier und die Hauptschule der königlichen Militär-Ingenieure war. Seiner persönlichen Neigung folgend, hätte sich Napier damals am liebsten derselben Waffengattung wie sein Vater, der Artillerie, zugewandt; und nur ungern und nur aus Gehorsam gegen den Rat seines Vormundes trat er in das Genie-Korps ein. Nachdem aber die Entscheidung getroffen war, warf er sich mit ganzer Seele auf diesen Dienstzweig und sprach später oft von diesem Jahr, welches er in Chatham unter Pasley's[4]) Leitung und angespornt durch die Gegenwart einiger berühmter Veteranen des „Peninsula War" verbrachte, als einem der glücklichsten seines Lebens.

Während seiner Ferien besuchte er von Addiscombe und Chatham aus Frankreich und Belgien und erwarb sich eine tüchtige Kenntnis der französischen Sprache, die er später durch vieles Lesen erweiterte.

Als er Chatham verließ, segelte er nach Calcutta, wo er im November 1828 ankam. Nach etwa viermonatlicher Arbeit im Hauptquartier der Sappeure in Alighur wurde ihm das Kommando der in Delhi stationierten Kompanie Sappeure übertragen[5]).

---

[1]) Sein Briefwechsel mit Lady Hervey gehört zu den bedeutenderen Erscheinungen der philosophischen Litteratur des 18. Jahrhunderts.

[2]) Verfasser der ausgezeichneten History of Nadir Shah, London 1742. Fraser war der erste, welcher Sanskrit-Handschriften nach England brachte.

[3]) Es mag nicht ohne Interesse sein, daß der große Herzog v. Wellington dieser Prüfung beiwohnte.

[4]) Später Sir Charles Pasley, berühmter englischer Ingenieur und Schriftsteller.

[5]) Vielleicht weil er der einzige von den neun jungen Ingenieur-Offizieren in Alighur war, der etwas Hindustani gelernt hatte.

Keine leichte Aufgabe war dem siebzehnjährigen Kompaniechef gestellt. Die Kompanie war in einem Zustande völliger Zuchtlosigkeit und Auflösung, und die ihr zugewiesene Arbeit, die Verstärkung der Verteidigungswerke der Stadt, war aus Mangel an Aufsicht ins Stocken geraten. Napier machte sich mit aller Entschiedenheit daran, in beiden Richtungen zu reformieren, und beides gelang ihm vollständig. Trotz seines jugendlichen Alters fanden die Leute bald heraus, daß sie einen Mann vor sich hatten, mit dessen Befehlen man nicht scherzen durfte.

In Delhi legte er den Grund zu vielen Freundschaften. „Von seiner Knabenzeit an machte er es zu seiner Lebensregel, ebenso aus Pflichtbewußtsein wie aus persönlicher Neigung, dahin zu streben, daß er bei jedem indischen Eingeborenen, mit dem er in Berührung kam, welcher Klasse er auch angehören mochte, einen freundlichen Eindruck zurückließ . . . er versetzte sich ganz in die Anschauungen der Eingeborenen um ihn und suchte und genoß alles, was ihm in ihrer Gesellschaft von Wert und Interesse war. Der Kenntnis der Geschichte des Landes und des Lebens des indischen Volkes und dem Verständnis des Volkscharakters, — Vorteilen, die der Subaltern-Offizier so gewann, verdankte der nachmalige Feldherr und Staatsmann viel von seinen Erfolgen.“ [1])

Damals, wie überhaupt immer, hielt er an dem weisen und hochherzigen Grundsatze fest, „daß“, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „alle Mißhelligkeiten im wahren Sinne des Wortes nur Mißverständnisse seien.“

Im Jahre 1830 nötigte ihn eine gefährliche Krankheit, Urlaub zu nehmen und nach Massuri zu gehen, einem herrlichen und damals ruhigen Orte. Hier benutzte er seine Muße zur Anlegung einer ausgedehnten Pflanzensammlung, die er sodann dem Regierungsbotaniker in Saharunpur schenkte.

Im März 1831 wurde Napier in das Departement der öffentlichen Arbeiten versetzt und bei dem östlichen Dschamna Kanal angestellt.

Dieses große Unternehmen war damals in einer höchst kritischen Lage, und die Arbeit der Ingenieure Cautley [2]) und Napier war längere Zeit ein tägliches heißes Ringen mit der Zeit und mit der Natur, um den Kanal zu retten. Die schwierige Aufgabe erforderte unermüdliche Arbeit, erfinderischen Scharfsinn und jene Gewandtheit, die sich überall zu helfen weiß. Viele Jahre später schrieb Napier, bei Erwähnung von Cautley's Verdiensten, über diese Periode: „Kein Land bot uns irgend einen Vorgang, dem wir hätten folgen können; das Werk war die Frucht von Cautley's unablässigem, tiefeingehendem Nachdenken über die Sache. Arbeit war unser Gott, — mit Ausnahme von vier bis sechs Wochen im Herbst hatten wir keinen Feiertag, nicht einmal am Sonntage.“

Dabei verlor aber Napier sein Interesse für andere Dinge nicht. In Delhi hatte er die Bekanntschaft des Naturforschers Viktor Jacquemont gemacht, von dem er nachher immer mit der wärmsten Anerkennung sprach. Und nun bei den

---

[1]) Times of India, vom 10. April 1876.

[2]) Damals Leutnant, später bekannt als Sir Proby Cautley.

Kanälen befreundete er sich mit dem Paläontologen Falconer und ging mit dem lebhaftesten Interesse auf seine Entdeckungen in den Miocänlagern der Sewalik-hügel ein. Und wirklich war die erste Abbildung eines Sewalik-Fossils von Napier's Hand. Er machte Skizzen von der Flußszenerie, wenn die Zeit es ihm erlaubte, auch zeigte er in dieser Periode viel Geschick im Porträtieren mit der Bleifeder[1]). Leutnant Napier's Arbeit fand 1835 ein Ende infolge einer schweren Krankheit, die er sich durch Überarbeitung in der Sommerhitze zugezogen hatte.

II.

Im April 1836 nahm Napier Urlaub auf drei Jahre und verließ Indien im nächsten Jahr. Das Schiff blieb vierzehn Tage am Kap der Guten Hoffnung, und die genaue Lokalkenntnis, die sich Napier damals erwarb, kam ihm fast fünfzig Jahre später bei den Verhandlungen über die Verteidigung der Kolonien sehr zu statten.

In Europa ergriff er jede Gelegenheit, seine Fachkenntnisse im Militär- und Zivilwesen zu erweitern. Er besuchte Hafenarbeiten, Bergwerke, Gießereien und alle ihm zugänglichen Werkstätten und Fabriken, in denen er seine praktischen Kenntnisse erweitern konnte. Er machte die Bekanntschaft der berühmten Ingenieure Stephenson und Brunel und besuchte unter ihrer Führung die damals im Bau begriffenen Eisenbahnen. Zu demselben Zwecke hielt er sich auch einige Zeit in Belgien und Deutschland auf. Er besichtigte genau den Schauplatz des jüngsten Kampfes um Antwerpen, trat mit Offizieren in Verkehr und sah auf diese Weise viel von der neugebildeten belgischen Armee. Seine Gewandtheit in der französischen Sprache, sein vertrauenerweckendes Wesen, seine Freiheit von insularen Vorurteilen machten ihn überall zum willkommenen Gast und Freund. Manche hübsche Züge seiner Wohlthätigkeit gegen die Armen und die alten Leute in Belgien, wie anderswo, sind noch hier und da in frischer Erinnerung.

Leutnant Napier unterwarf das belgische Kanalsystem einer sorgfältigen Prüfung, und vermutlich in der Absicht, sich auch mit dem italienischen Irrigationswesen bekannt zu machen, lernte er um diese Zeit italienisch.

Sein Aufenthalt in Deutschland währte nur kurze Zeit, aber was er gelegentlich von der preußischen und österreichischen Armee sah, gab ihm vielen Stoff zum Nachdenken, und befähigte ihn, interessante Vergleichungen anzustellen, als er vierzig Jahre später den deutschen Manövern beiwohnte. Einige vortreffliche Skizzen von alten Kirchen, flämischem Hausleben und anderen Dingen zeigen seine Rührigkeit in einer anderen Richtung.

Anfangs 1838 kehrte er nach Bengalen zurück, und nach einer kurzen Verwendung in der wilden Gegend an der Gangesmündung wurde er als Ingenieur der Niederlassung von Dardschiling im Himalayagebirge angestellt. Dieses jetzt

[1]) In Addiscombe war er Schüler des Aquarellmalers Theodor Fielding gewesen, dessen Stil an seinen berühmteren Bruder Copley Fielding erinnert. Später gab Napier das Porträtieren auf, betrieb aber, soweit sein Beruf es ihm erlaubte, die Landschaftsmalerei mit Lust und Eifer bis in den letzten Monat seines Lebens hinein.

so berühmte Sanatorium[1]) war damals in seinen ersten Anfängen, ein Haufen von Lehmhütten und Holzhäuschen, abgeschnitten von der Welt durch einen dichten Wald, ohne Wege, ohne regelmäßige Zufuhr von Lebensmitteln.

Nach einer mehrwöchentlichen, beschwerlichen Reise, deren letzte 30 englische Meilen bergan und zu Fuß durch dichtes Gehölz zu machen waren, kam Leutnant Napier mitten in der Regenzeit in Dardschiling an. Seine Aufgabe war, die neue Kolonie anzulegen und leichte Verbindungen mit der gegen 7000 Fuß tiefer liegenden Ebene herzustellen.

Es ist jetzt kaum möglich, sich die Schwierigkeiten dieses Unternehmens vorzustellen. Man hatte Wege zu vermessen und zu machen, ohne die Hilfe eingeübter Arbeiter, Rasthäuser zu bauen inmitten der sonnenlosen Urwälder, wo der Wuchs der Rohrdschungeln so dicht war, daß für jeden Schritt mit dem Kompaß die Richtung gesucht und mit der Axt ein Weg geschafft werden mußte. In Ermangelung tüchtiger Arbeiter stellte Napier auf eigene Kosten einen kleinen Trupp Leute von den Bergen an, die er soweit einschulte, daß sie die ersteren bis auf einen gewissen Grad ersetzen konnten. Nur einer von ihnen verstand ein wenig Hindustani, den anderen machte er sich zunächst durch Zeichen verständlich. Den größten Teil dieser Zeit lebte Napier von Thee, Reis und Sardinen; nur dann und wann brachte ein im Dschungel geschossener Fasan eine Abwechselung in die Küche. Er schlief in einer rohen, von seinen Leuten gebauten Hütte, er war stets im Kampfe mit der Natur in ihrer schlimmsten Laune und mit Recht konnte er lange nachher sagen, daß ein solches Leben ihn gestählt habe für jede auch noch so harte Arbeit, die seiner warten möchte. Die freie Zeit, die ihm die strengere Arbeit ließ, benützte er, um das neu errichtete kleine Pionierkorps, die Sebandy-Sappeure, vollzählig zu machen, zu organisieren und einzuüben. Lange Zeit, wie er selbst sagte, war er „ihr einziger Feldwebel." Aus seinen eigenen beschränkten Mitteln versah er die eingeborenen Offiziere und Unteroffiziere mit warmen Röcken. Lord Napier sprach immer mit großer Befriedigung von den glücklichen, in Dardschiling verlebten vier Jahren. In einem Brief vom Jahre 1885 sagt er: „Meine ganze Verbindung mit Dardschiling mit seinen herrlichen alten Wäldern, seinen gemütlichen wilden Leptschas[2]), und all den Schwierigkeiten, gestaltete sich mir zu einer Romanze."

Am Schluß des Jahres 1840 erhielt Leutnant Napier eine Anstellung in Sirhind, aber seine Anwesenheit in Dardschiling wurde für so notwendig gehalten, daß ein dringendes Gesuch gegen seine Versetzung an die Regierung gerichtet wurde, welches zur Folge hatte, daß er bis zur Vollendung der wichtigsten Straßen in Dardschiling bleiben durfte.

---

[1]) Sanatorium nennt man in Indien gewisse ausgewählte Bergorte, in welche die europäischen Beamten und hauptsächlich die Truppen geschickt werden, um sich in frischer Luft von Krankheiten oder auch nur von den üblen Folgen eines langen Aufenthaltes auf dem brennenden Boden der indischen Ebene zu erholen.

[2]) Ein den Tibetanern nahe verwandtes Volk um Dardschiling. Ihre Sprache gehört zu den sogenannten einsilbigen.

III.

Im September 1842 reiste Napier von Dardschiling[1]) nach Sirhind ab und kam unterwegs in einem heftigen Sturme auf dem Ganges beinahe ums Leben.

Die Aufgabe, die in Sirhind seiner wartete, war, einen passenden Platz für ein Kantonnement[2]) statt des bisherigen in Karnal zu finden und für die sofortige Unterbringung der aus Afghanistan zurückkehrenden Truppen in großem Maßstabe zu sorgen. Diese Aufgabe, an sich schon höchst schwierig, war eine solche, in der Napier noch keine persönliche Erfahrung hatte. Die damaligen Kasernen und Lager zeigten ihm nur, wie er es nicht machen sollte.

Nach sorgfältiger Untersuchung entschied er sich für einen Landstrich zwischen den Flüssen Ghagar und Sarsuti, etwa 4 englische Meilen südlich von Ambala, als die einzig passende Gegend. Überzeugt, daß Krankheiten hauptsächlich von schlechter Ventilation herrühren, faßte er den kühnen Gedanken, die einzelnen Gebäude des Lagers von Ambala in schiefen Staffeln zu ordnen, um so allen Baulichkeiten möglichst viel Luft zuzuführen. Das Ergebnis dieses Planes war so ungemein befriedigend, daß die Regierung Napier's schiefe Staffeln später bei der Anlegung vieler Kantonnements zur Anwendung brachte. Es war ein kühner und ganz neuer Gedanke; er wurde in großartigem Maßstab auf einer Grundfläche von 25 englischen Quadratmeilen ausgeführt. „Die breiten Straßen, großen Gärten und hohen Kasernen vom Ambala bildeten eine neue Epoche im indischen Kasernenbau . . . die schattigen Alleen der Station[3]) waren alle von Napier gepflanzt . . . während die hohen und luftigen „Napier Barracks", wie man sie nannte, der neuen verbesserten Bauart der Quartiere für die britischen Soldaten den Namen gaben[4])." Wir wollen diese Notiz über Ambala mit einer kleinen Anekdote schließen. Kurz nach Napier's Ankunft daselbst und ehe er seinen Kantonnierungsplan ausgedacht hatte, hielt eines Abends ein plumper Landkarren vor seinem Zelt. Drei sehr arme und hungrige Deutsche stiegen aus und baten ihn um etwas zu essen; ihr Vorrat sei erschöpft. Kapitän Napier gab ihnen alles, was er in der Eile zusammenbringen konnte, da sie nicht bleiben und ausruhen wollten. Die armen Reisenden waren sehr dankbar, und wie sie davoneilten, um den fast außer Sicht gekommenen Karren einzuholen, schrieen sie

---

[1]) Noch einmal besuchte er Dardschiling als Oberbefehlshaber im Jahre 1871; die noch Lebenden von seiner alten Garde versammelten sich, um ihm einen herzlichen Willkomm zu bereiten.

[2]) Cantonnement bedeutet etwa ein dauerndes Lager, es giebt kein deutsches Wort, welches den Sinn des Wortes genau wiedergäbe.

[3]) Station, ein Ort mit permanenter Garnison.

[4]) The Pioneer in Allahabad vom 21. Jan. 1890. Vergl. auch „Seckendorff's Erlebnisse" (Potsdam 1869). Letzterer schreibt (S. 48) Napier und Ambala betreffend: „Ihm war ganz freie Hand gelassen, und so entstanden unter seiner Leitung helle, luftige und geräumige Kasernen, die gewaltig von der bis dahin herkömmlichen Einrichtung solcher Bauten abstachen und bald unter dem Namen Napier Barracks allgemein bekannt und für die Herstellung ähnlicher Gebäude maßgebend wurden."

wiederholt ihrem freundlichen Helfer in gebrochenem Englisch zu: Gott giff you gut Plan (Gott gebe Ihnen einen guten Plan ein). Wer sie waren, oder was sie mit diesen Worten wollten, konnte Napier nie herausbringen, aber er fühlte, daß kein Segensspruch hätte passender sein können, denn „ein guter Plan" war es gerade, was er am meisten brauchte.

IV.

Napier setzte seine friedliche Arbeit (der ungestörte Frieden war ihm ein großer Schmerz) bis zum Dezember 1845 fort, da aber wurde es offenbar, daß der längst erwartete Sturm von seiten der Sikhs jeden Augenblick losbrechen konnte.

Napier erhielt von Oberst im General-Stabe Grant [1]) das Versprechen, daß er bei erster Gelegenheit im Felde verwendet werden solle. Mehrere Tage vergingen, und seine Hoffnung wollte schon schwinden, als er spät abends am 15. Dezember, (dem 19. Jahrestag seines Eintritts in den Dienst) zu seiner großen Freude zur Front kommandiert wurde. Früh morgens am 16. machte er sich auf den Weg, ritt auf demselben Pferde von Ambala nach Mudki, eine Entfernung von 150 englischen Meilen in weniger als drei Tagen, und kam am 18., etwa 10 Minuten vor Beginn der Schlacht, bei seinem Truppenteile an.

Der Raum gestattet uns nicht, die Schlacht von Mudki [2]) zu beschreiben, in welcher Napier als Chef des Ingenieur-Korps thätig war, und wo sein Pferd [3]) ihm unter dem Leibe getötet wurde. Nach zweitägiger Ruhe begann am 21. Dezember die Schlacht von Ferozishah, in welcher Napier wieder an der Spitze der Ingenieure stand, wieder ein Pferd verlor, als er durch das Lager der Sikhs drang und selbst schwer verwundet wurde,[4]) aber dennoch nicht aufhörte seinen Dienst zu versehen. Die Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende, der aber unentschieden blieb. Am folgenden Tage wurde die Schlacht erneuert, und Napier, der kein Pferd mehr hatte, schloß sich als Freiwilliger dem 31. Regimente an und stürmte mit demselben wieder das verschanzte Lager der Sikhs. In dieser Nacht schlief der Oberbefehlshaber Sir Hugh Gough [5]) und der Generalstab in einem großen Zelte der Sikhs. Alle Offiziere, somit auch Napier benutzten Säcke, die dalagen, als Kopfkissen. Am anderen Morgen fand sich, daß es Pulversäcke waren. Sir Hugh Gough war ein Feind des Tabakgeruchs, und diesem Umstand war es

---

[1]) Jetzt Feldmarschall Sir Patrik Grant.

[2]) Eine vortreffliche Beschreibung der Schlachten von Mudki und Ferozishah findet sich in den Reisen S. K. H. des Prinzen Waldemar, der mit seinem Gefolge in beiden Schlachten tapfer mitfocht. Napier's eigene Aufzeichnungen über diesen Feldzug sind höchst wertvoll, aber nie veröffentlicht worden.

[3]) Sein arabisches Pferd Moti (Perle), das ihn 150 Meilen getragen hatte und dann noch ganz frisch ins Treffen ging.

[4]) Außer von seiner Wunde hatte Napier mit vielen anderen auch von Hunger und Durst schwer zu leiden. Von 4 Uhr früh bis spät in der Nacht hatte er nichts zu essen und zu trinken — nicht einmal ein Tropfen Wasser war zu haben.

[5]) Später Lord Gough.

wohl allein zu verdanken, daß er und sein Stab nicht in die Luft gesprengt worden sind.

Napier leistete ferner wichtige Dienste in der Schlacht von Sobraon (10. Februar 1846). In Anerkennung seiner Verdienste in diesem Feldzuge wurde er in den Depeschen namentlich erwähnt und erhielt den Charakter als Major.

Er nahm die Arbeit in Ambala wieder auf, wurde aber nach wenigen Wochen (1. Mai 1846) als Chef-Ingenieur zu der Truppenabteilung kommandiert, welche zur Belagerung der fast unzugänglichen und gemeinhin für unbezwinglich gehaltenen Bergfestung Kangra abgesandt war. Napier hielt die vorhandene Artillerie für ungenügend und drang auf Zusendung von drei 18-Pfündern. Dem Gesuche wurde entsprochen, und die unerwartete Erscheinung dieser letzten Kanonen hatte zur Wirkung, daß die Garnison sofort den Entschluß faßte, zu kapitulieren. Kangra war eine isolierte Festung, hoch oben auf einem steilen Felsen zwischen zwei Flüssen, und ihr Zugang bestand in einem einzigen Pfade, der die Behendigkeit der Ziegen auf die Probe setzen würde.

Die Operationen währten nur neun Tage einschließlich der Herstellung eines Weges nach Kangra, um einen Artillerietrain von 33 Kanonen und Mörsern herbeizuschaffen. Napier hatte versprochen, den Weg binnen einer Woche fertig zu bringen; er hielt sein Wort auf den Tag. An einen Freund schrieb er kurz nachher: „Wenn ich bedenke, wie die Dinge standen, wundere ich mich fast über meine Tollkühnheit, aber ich weiß aus Erfahrung, daß wenige Dinge unmöglich sind, wenn man sie mit dem festen Entschluß, den Zweck zu erreichen, angreift."

In diesen Worten offenbart sich der Geist, welcher Napier in seiner ganzen Laufbahn leitete. Wie Schiller's Wallenstein glaubte er:

Mit Geduld, Vernunft und Zeit,
Wird möglich die Unmöglichkeit.

Der Feldzug in Abyssinien und die Einnahme von Kangra waren im großen und im kleinen Beweise von derselben vorsichtigen Thätigkeit und Tüchtigkeit; der Mann, der das eine durchführte, war wahrscheinlich gewiß schon damals auch dem anderen gewachsen: nur auf die Gelegenheit mußte er noch 22 Jahre warten. Niemand kann Napier's Schriften aus dieser frühen Periode lesen, ohne von Bewunderung von seiner geistigen Reife und seiner moralischen Kraft ergriffen zu werden. Er war noch jung an Jahren, noch jünger an Erfahrung, und doch war er jeder Aufgabe, die im Kriege oder im Frieden an ihn herantrat, völlig gewachsen, ohne daß sie ihm Anstrengung zu machen schien. Um einen gewöhnlichen englischen Ausdruck zu gebrauchen, „He took it all in his stride" (d. h. Er überschritt jedes Hindernis auf dem Wege, ohne seinen gewöhnlichen Schritt zu verändern).

Er war stets kühn, aber nie tollkühn, und keine Last der Verantwortlichkeit drückte ihn im geringsten.

V.

Nach der siegreichen Beendigung des ersten Krieges gegen die Sikhs wurde in Lahore eine Regentschaft aus Eingeborenen mit englischen Ratgebern eingesetzt.

Napier wurde als Regentschafts-Ingenieur angestellt und nun entwarf er den großartigen Plan für die im Pendschab vorzunehmenden öffentlichen Arbeiten, welchen er dann in den nächsten zehn Jahren stufenweise entwickelte und welcher auch heute noch nicht zu völliger Ausführung gediehen ist.

Inzwischen sammelten sich die Gährungsstoffe zu einer neuen Explosion unter den Sikhs, und im April 1848 kam sie zum Ausbruch in Multan, einem höchst wichtigen Platze, den Napier treffend als „das Wasserthor des Pendschabs" bezeichnet hat. Nach langem Zögern, gegen welches Napier vergeblich protestierte, wurde eine kleine Truppenzahl abgesandt, um Multan wieder zu gewinnen und die Rebellen zu bestrafen; Napier nahm an dem Zuge als Chef des Ingenieur-Korps teil. Die Geschichte der Belagerung von Multan ist höchst interessant und belehrend, aber hier ist nicht der Ort, um darauf näher einzugehen. Es möge genügen zu sagen, daß Napier's Rat, unverzüglich einen kräftigen und konzentrierten Angriff zu machen, verworfen wurde, und zwar zu gunsten eines mehr ausgearbeiteten und zeitraubenden Planes, zu dessen Ausführung die vorhandenen Truppen aber ungenügend waren, und der den Rebellen genügende Zeit ließ, um ihre Verteidigungswerke durch starke Erdwerke in guten Stand zu setzen. Nach einigen vereinzelten aber heißen Gefechten[1]) und nach dem verräterischen Abfall von 10000 Mann unter Schir Sing beschloß der kommandierende General (Whish), sich zurückzuziehen und auf Verstärkungen zu warten. Ehe dies geschah, war Major Napier (war 13. September 1848) durch eine Kanonenkugel, die ihn streifte, schwer verwundet und auf einige Wochen dienstunfähig gemacht worden; doch erholte er sich genügend, um an Markham's siegreicher Schlacht von Surudschkund (am 7. November 1848) einen hervorragenden Anteil zu nehmen. Über seine Leistungen an diesem Tage berichtete Markham: „Dem Major Napier, Chef des Ingenieur-Korps, der mir den ganzen Tag zur Seite war, habe ich mehr zu danken, als ich sagen kann."

Am 21. Dezember 1848 wurden die Belagerungsarbeiten wieder aufgenommen. Mit den Verstärkungen kam selbstverständlich ein Ingenieur höheren Ranges, Oberst Cheape, Chef-Ingenieur der Pendschab-Armee. Der Angriffsplan, den dieser zu Grunde legte, war gerade derselbe, den Napier fast vier Monate früher am 6. September dem General Whish dringend, aber vergeblich angeraten hatte, und der Erfolg rechtfertigte nun ganz und gar Napier's Rat, aber mit dem Unterschied, daß das, was Anfangs September in wenigen Stunden hätte zu Stande gebracht werden können, jetzt infolge der Verstärkung des Platzes mehrere Tage erforderte.

Am 23. Januar 1849 war alles zum Sturm auf die Feste bereit, so ganz bereit, daß Napier sich schon die Schuhe ausgezogen hatte, um die Bresche zu erklettern — da kapitulierte Multan zu allgemeinem Bedauern. Nach Beendigung der Belagerung marschierten die Truppen ab, um sich mit Lord Gough

[1]) Bei diesen Gefechten kämpfte Napier tüchtig mit, und Van Cortlandt's Batterie behielt lange in dankbarer Erinnerung, wie er selbst einmal zwei ihrer Kanonen bedienen half, als die Kanoniere durch einen nächtlichen Überfall ganz aus der Fassung gebracht worden waren.

zu vereinigen, und kamen zeitig genug an, um bei der Schlacht von Gudscherat mitzukämpfen (21 Februar 1849).

In diesem entscheidenden Siege war Major Napier Chef des Ingenieur-Korps des rechten Flügels und beteiligte sich nachher an der letzten Verfolgung des Feindes durch Sir Walter Gilbert bis an die afghanische Grenze hin.

Für seine Verdienste im zweiten Sikh-Kriege erhielt Napier den Oberst-Leutnants-Charakter.

VI.

Nach der Einverleibung des Pendschabs wurde Oberst Napier der Lokalregierung zugewiesen und schickte sich an, seinen großartigen Plan der Umgestaltung dieser ungeheuren Provinz durchzuführen. So mag sie wohl genannt werden, da ihr Flächengehalt über neunmal so groß ist als das Königreich Sachsen, ihre Bevölkerung mehr als sechsmal so groß.[1])

Bei diesem Plane genoß Napier das volle Vertrauen des General-Gouverneurs Lord Dalhousie, dessen Scharfblick mit einemmal den ganzen Wert des Chefs der Ingenieure erfaßte. Seit ihrer ersten Begegnung (im Jahre 1849) blieb Lord Dalhousie unveränderlich sein treuer Freund, und Napier seinerseits widmete von Anfang bis zu Ende dem großen Prokonsul die tiefste Verehrung. Er sagte oft: „England wird nie ganz verstehen, wie viel es Dalhousie zu verdanken hat." Zehn Jahre hindurch (1846—56) war Napier unter verschiedenen Titeln als Chef des Ingenieur-Korps im Pendschab thätig, und unter seiner unmittelbaren Oberaufsicht wurde die große Hauptstraße von Lahore nach Pishawer ausgeführt und außerdem viele tausend Meilen guter Nebenstraßen mit Rasthäusern. Der große Bari-Doab Kanal (etwa 250 Meilen lang[2]), durch welchen eine öde Gegend auf Meilen Weite wieder in ein blühendes Land verwandelt worden ist, wurde begonnen und zum großen Teil ausgeführt, der alte Hasli-Kanal völlig wiederhergestellt und zahlreiche kleinere Kanäle gegraben oder erneuert. Die wichtigsten Städte wurden mit öffentlichen Gebäuden geschmückt, die großen Salzbergwerke von Pind Dadur Khan mit guten Gallerien versehen und viel ergiebiger gemacht. Neue Kantonnements wurden angelegt, die Verteidigungswerke an der Grenze verstärkt und durch Zwischenposten verbunden, die großen Flüsse und Kanäle mit festen Brücken versehen[3]) — und, dies alles in einem Lande, in welchem der Transport auf der Achse damals noch fast unbekannt und eingeschulte Arbeiter gar nicht zu finden waren. „Von dem einfachsten Werkzeug bis zu der kompliziertesten Vorrichtung hatte Napier buchstäblich alles aus dem Wald, dem Steinbruch und dem Bergwerk zu beschaffen."

Endlich stellte Napier der Zentral-Regierung auch die Notwendigkeit einer permanenten Brücke über den Indus vor.

[1]) Der Flächeninhalt des Pendschab unter britischer Regiernng beträgt 107 000 engl. □ Meilen, die Bevölkerung 9 Millionen.

[2]) Oder mit seinen Verästungen 388 Meilen; außerdem 862 Meilen kleiner Verzweigungen.

[3]) Nach den Berichten im India Office beträgt die Zahl der von Napier in Pendschab gebauten Brücken 1 500.

VII

Im Herbst 1856 ging Napier auf Urlaub nachhause, er war aber schon wieder auf seiner Rückreise nach Indien, als er die Nachricht von dem mörderischen Aufstand in Indien bekam.

Nach seiner Ankunft in Calcutta ging er gleich zu Sir Patrick Grant (der damals die Stelle eines Oberbefehlshabers in Bengalen inne hatte) und sagte zu ihm: „Nun, so hat sich die indische Armee empört! Je eher wir sie los werden, um so besser; wir wollen dann eine neue indische Armee haben, vortrefflicher, als wir je zuvor eine hatten." Diese hoffnungsvolle Anschauung wurde damals durchaus nicht allgemein geteilt, im Gegenteil, aber sie war doch die richtige, und nachher traten Umstände ein, welche Napier in den Stand setzten, die Rechtfertigung seiner Prophezeiung wichtig zu fördern.

Inzwischen wurde er zum Chef-Ingenieur von Bengalen ernannte, und bald darauf erfolgte seine Ernennung zum Militär-Sekretär und Chef des Stabes in der Armee Sir James Outram's, welchen Dienst er unverzüglich antrat. Ehe wir jedoch weiter gehen, wird es zweckmäßig sein, uns die damalige Lage der Dinge zu vergegenwärtigen.

Die alte Hauptstadt Delhi mit ihrem Titularkönig war in den Händen der Rebellen; die Belagerung von Delhi schritt stetig, aber unter schweren Verlusten und mit wenig offenbarem Erfolge fort. Havelock war vor kurzem mit geringen Streitkräften in Kanpur eingetroffen, dem frischen Schauplatz eines fürchterlichen Gemetzels. Die anstoßende Provinz Audh war in den Händen der Rebellen; aber in einem Winkel der Hauptstadt Laknau hielt sich immer noch eine kleine Garnison, welche durch Sir Henri Laurence's kluge Vorsicht mit dem Notwendigen versehen war und auch noch nach seinem Tode durch sein edles Vorbild begeistert wurde. Diese kleine Garnison zu entsetzen, war Havelock's Hauptzweck, aber nach einigen erfolgreichen Kämpfen war er gegen seinen Willen genötigt worden, sich zurückzuziehen und in Kanpur Verstärkungen abzuwarten.

Nach Outram's Ankunft in Kanpur wurde der Vormasch wieder begonnen. Drei erfolgreiche Gefechte, bei denen allen Napier sich beteiligte, fanden unterwegs statt, und am 25. September drangen die britischen Truppen durch die dicht bevölkerte, feindselige Stadt Laknau zu der belagerten Garnison. Während die Truppen langsam durch den engen Eingang in das Gehöfte zogen, blieb Napier außerhalb desselben ruhig auf seinem Pferde sitzen, und erst als alle sicher drinnen waren, setzte er sein Pferd mit einem Sprung über die Verschanzung hinein.

Alle, die zur Hand waren, sollten wir eigentlich sagen, denn der Nachtrab mit dem Belagerungstrain und den Verwundeten hatte sich von den übrigen Truppen getrennt und blieb durch den Feind abgeschnitten. Früh am nächsten Morgen wurden ihnen 250 Mann zu Hilfe geschickt, aber diese konnten weder den Abgeschnittenen helfen, noch selbst zurückkehren. Oberst Napier, der sich des Tags zuvor einige persönliche Kenntnisse über die Örtlichkeit verschafft hatte, bat um Erlaubnis, einen Versuch zur Rettung beider Abteilungen machen zu dürfen.

Outram gab seine Zustimmung, hielt aber das Unternehmen für so gewagt, daß er ihm sagte, er möge die Kanonen zurücklassen, wenn er nur die Verwundeten fortschaffen könne. Napier war entschlossen, beides zu thun. Am Nachmittag des 26. September brach er mit Kapitän Olpherts, 100 Hochländern und einigen Sikhs auf und nahm Zugochsen für die Kanonen und Zugseile mit. Sie zogen auf einem schwierigen Wege unter scharfem, aber wirkungslosem Feuer nach der Position, welche der Nachtrab eingenommen hatte. Während der Nacht wurden die Verwundeten in aller Stille weggebracht, nach ihnen die Kamele mit dem Vorrat an Enfield-Kartätschen. Gegen 3 Uhr morgens setzte sich der Belagerungstrain in Bewegung. Der Weg führte durch enge Gassen zwischen Häusern hindurch, die vom Feinde besetzt waren. Glücklicherweise erwachte der Feind zu spät, um die Fortschaffung zu verhindern; die Kanonen wurden für den Augenblick an einem sicheren Orte untergebracht, und am 1. Oktober war der ganze Belagerungstrain sicher innerhalb der Verschanzung.

Wir dürfen uns nicht bei einer eingehenden Beschreibung der heldenmütigen Verteidigung von der „Residency“ [1]) von Laknau aufhalten. Wir bemerken nur, daß Napier an jeder wichtigen Operation in den nächsten sieben Wochen einen hervorragenden Anteil nahm. Die so lange verteidigte Position war in militärischer Hinsicht von vorn herein höchst ungünstig angelegt, sie bestand nur aus einer Gruppe von Häusern, die man durch eilig aufgeworfene Erdwälle und Barrikaden einfach verschanzt hatte.

Die Nahrungsmittel wurden knapp, der Kriegsvorrat ging zu Ende, und an vielen Punkten des eingeschlossenen Raumes war die Luft durch die große Zahl toter Körper von Menschen und Vieh vollständig vergiftet. So viel als möglich wurden diese begraben, verbrannt oder in den Fluß geworfen (zu dem man aber nur unter feindlichem Feuer gelangen konnte), aber diese Vorsichtsmaßregeln waren oft unausführbar. Der merkwürdigste Zug in der Verteidigung war das ausgedehnte System von Minen und unterirdischen Gallerien, das man zum Teil in der Absicht, Munition zu sparen, anwandte. General Outram berichtete darüber später (am 25. November 1857): „Ich kenne in der modernen Kriegsführung nichts, was unserem Minen-System gleich käme, 21 Minen, im ganzen 200 Fuß Tiefe betragend, und 3291 Fuß Gallerien wurden gegraben. Der Feind brachte 20 Gegenminen, . . wovon 3 explodierten und uns Verluste brachten und 2 uns nicht beschädigten; sieben wurden von uns zerstört, und aus sieben anderen wurde der Feind vertrieben, worauf unsere Mineure von ihren Gallerien Besitz nahmen. . Unsere Ingenieure zeichneten sich aus durch Geschicklichkeit und Mut, die Haltung unserer Truppen war ruhmwürdig, aber ihre Erfolge verdanken sie in nicht geringem Grade der unermüdlichen und selbstverleugnenden Hingabe des Obersten Napier, der Tag und Nacht mit Ausnahme weniger Stunden an allen Operationspunkten zugegen war, dessen wertvoller Rat immer bereitwillig gegeben und von

[1]) Eine der wichtigsten Stellen der Befestigung bildete das ehemalige Wohnhaus des Britischen Gesandten, welches hier wie überall Residency hieß.

den ausführenden Offizieren dankbar angenommen wurde, und dessen Pflichteifer und Leutseligkeit alle, welchem Rang oder Grad sie angehören mochten, inmitten der endlosen Schwierigkeiten und gefährlichen Arbeiten anspornte und ermutigte."

Endlich, am 17. November, zogen die Entsatztruppen unter Sir Colin Campbell (dem nachmaligen Feldmarschall Lord Clyde) in der Residency ein, und bei dieser Gelegenheit wurde Oberst Napier, der die Belagerung unversehrt durchgemacht hatte, gefährlich verwundet. Am 24. November zog sich Sir Colin mit seinen Truppen nach Alum Bagh, (wo Outram im Kommando zurückblieb), und brach am 27. nach Kanpur auf, indem er alle Verwundeten mitnahm, darunter auch den Obersten Napier, welcher mehrere Wochen im Hospital blieb und nachher als Rekonvaleszent Sir Colin's Gast in Kanpur war. Während dieses Besuches arbeitete Napier mit dem Oberbefehlshaber den Operationsplan für die völlige Unterwerfung von Laknau aus. Der Zeitpunkt für die Ausführung desselben wurde noch nicht festgesetzt, die Sache wurde aber nach allen Seiten hin reiflich erwogen, und beide waren über den allgemeinen Angriffsplan ganz einverstanden. Sobald Napier wieder zu Pferde steigen konnte, übernahm er wieder seinen Posten als Chef von Outram's Stab. Von dem Augenblicke an, da Napier nach Alum Bagh zurückkehrte (2. Januar 1858), wurde alles aufgeboten, um die zur Belagerung notwendigen Vorkehrungen zu treffen. Das Terrain wurde rekognosziert, die Positionen für die Artillerie angemerkt, der breite Fluß Gumti vermessen und passende Punkte für die Brücken ausgesucht. Schon am 3. Januar schrieb Napier an Sir Colin Campbell „man könne kaum zu früh die Vorräte nach Kanpur hinauf schaffen."

Von Anfang an hatte Napier darauf hingewiesen, daß der Angriff von Osten her gemacht werden müsse. Andere Ansichten herrschten in einflußreichen Kreisen, aber Sir Colin blieb fest bei Napier's Meinung.

Am 4. Februar sandte ihm Napier eine ausführliche Darlegung seiner Vorschläge, die alle angenommen und ausgeführt wurden. Am 10. Februar wurde Napier das Kommando der Ingenieur-Brigade in Campbell's Armee übertragen.

Es ist unnötig, die Belagerung, welche am 9. März 1858 begann, hier im einzelnen zu verfolgen. Napier's Plan wurde vollständig und unverändert ausgeführt und mit vollkommenem Erfolg gekrönt.

Wir wollen diese Episode mit einer für Napier sehr bezeichnenden Anekdote schließen. Ein hervorragender Offizier kam in dem letzten Augenblicke vor dem Hauptangriffe in Napier's Zelt und fand diesen, nachdem er alle Vorbereitungen vollendet hatte, in einen Roman vertieft. Jener war darüber entrüstet und rief aus: „Wie können Sie das in einem solchen Augenblick thun!" Worauf Napier ganz ruhig antwortete: „Das ist gerade das Allerbeste, was ich thun kann; was nützt es, daran zu denken, wie viele Köpfe binnen einer Stunde auf dem Gras liegen werden!"

Kaum eine Woche nach der Einnahme der Stadt legte Brigadier Napier dem Oberbefehlshaber Sir Colin Campbell eine Denkschrift über gewisse Verteidigungsmaßregeln vor, mittelst welcher die ungeheure Stadt Laknau mit einer

verhältnismäßig kleinen Garnison sicher beherrscht werden könne. Sir Colin Campbell hatte dem Vizekönig vorgestellt, daß die Sicherheit von Laknau eine Garnison von „wenigstens 10000 Mann" erfordern würde; als er nun Napier's Vorschlag erhielt, schrieb er dem letzteren: „Sie haben mir 7000 Mann geschenkt."

Um die Mitte Mai 1858 hatte Napier seinen Teil an der Arbeit vollendet und verließ Laknau. Etwa vierzehn Tage später wurde er zu Sir Hugh Rose's Nachfolger im Kommando über die zentralindischen Feldtruppen ernannt. Indessen wurde General Rose bald nachher durch die erneute Rührigkeit des Feindes dazu bestimmt, in den Dienst, den er freiwillig aufgegeben hatte, wieder einzutreten, und Napier erklärte sich ganz bereit dazu, als zweiter im Kommando zu dienen.

Die Aufgabe, welche den beiden Feldherrn gestellt war, war nicht leicht. Tantio Topi, ein kühner und schlauer Maharatten-Abenteurer, hatte sich im Bunde mit der Rani von Dschansi unerwartet mit großer Heeresmacht auf Gwalior, fast die stärkste Festung in Indien, gestürzt. Tantio Topi verjagte hier den regierenden Fürsten Sindia, (der auf britisches Gebiet floh), und nahm ohne Widerstand Besitz von der Festung, dem wohlversehenen Arsenal und dem reichen Schatz. Zugleich hatte sich ihm Sindia's Armee angeschlossen, die best geschulte und bestorganisierte in allen indischen Staaten. Solche Vorteile hatte er auf seiner Seite. Die Briten waren dagegen durch einen anstrengenden Feldzug und viele Krankheiten und überdies durch Mangel an Straßen, Mangel an Karten und die fürchterliche Hitze gehemmt. An einem Tage stieg das Thermometer auf 130 Grad F. (= 45 Grad R.) im Schatten und zersprang. Sonnenstiche kamen täglich vor; nicht ein Mann in der britischen Armee hatte seine volle Gesundheit.

So düster war die Lage der Dinge, als Napier früh am 16. Juni Rose bei Gwalior einholte. Wenige Stunden später griffen beide Generale den Feind an und schlugen ihn völlig (Schlacht von Morar), so daß er nach Gwalior zurückfloh. Am 19. Juni wurde Gwalior eingenommen, und Tantio Topi floh. Früh am 20. Juni erhielt Napier von Rose den Befehl, den Feind so weit und so hart auf den Fersen als möglich zu verfolgen. Zu diesem Zweck raffte er in aller Hast zusammen, was von Truppen zu haben war, nämlich 600 bis 700 Mann, worunter wohl nur 100 Europäer waren. Mit diesen brach er wenige Zeit später, nämlich um 5 Uhr 30 Minuten Vormittags auf, und schrieb bald nachher an Sir A. Rose, er habe gehört, daß Tantio Topi eine Streitmacht von 12,000 Mann und 26 Kanonen habe, daß er ihn aber angreifen werde, „wenn- und woirgend" er ihn treffe. Bald nach Anbruch der Nacht erreichte Napier nach einem Marsche von 24 Meilen Samauli. Der Feind hatte eben den Ort verlassen. Da in der Dunkelheit nichts gethan werden konnte, so war es von Wichtigkeit, zu verhindern, daß Alarm geschlagen wurde. Napier machte deswegen Halt, gab seinen Leuten einige Stunden Rast und nahm die Verfolgung am nächsten Morgen in aller Frühe wieder auf. Mit Tagesanbruch erreichte er mit seinem Vortrabe niedere Sandhügel, die sich eine Strecke hinzogen und die Ebene von Dschaura Alipur begrenzten, in welcher sich die Feinde nach ihrem nächtlichen Marsch aufgestellt hatten. Sie bemerkten bald Napier's An-

kunft und machten sich zur Verteidigung fertig; glücklicherweise erkannten sie nicht zeitig genug, wie schwach das Detachement war, das er führte. Als seine ganze Mannschaft herangekommen war, (und das langsam, weil der Weg sehr schmal war), stellte er sie hinter der Sandhügelreihe zur Rechten in der Ordnung auf, in welcher sie gehen und angreifen sollten. Dann gab er Befehl zum Vorrücken. Mit seiner einzigen Batterie schickte er seine ganze Cavallerie ab, mit Ausnahme von 50 Reitern, die er zur Deckung der vorrückenden Truppen auf dem linken Flügel zurück behielt, um einen etwaigen Flankenangriff des Feindes bei Aufstellung der Kolonne abzuschlagen. Die Artillerie schwenkte sogleich in vollem Galopp zum Angriff herum, fiel dem Feind in die Flanke und schüttete ein rasantes Feuer in seine Mitte. Der Feind feuerte einige Schüsse ab und kam ins Wanken; ein allgemeiner Angriff erfolgte. Der Feind konnte nicht Stand halten und ergriff die Flucht. Die auseinander gesprengten Haufen zerstreuten sich über das Land und gaben alles preis: Zelte, Bagage, Zugochsen und Train mit einer Menge Munition. Ihre 26 Kanonen ließen sie, Stück für Stück, auf ihren Fluchtlinien zurück, und um Mittag war die ganze Zahl in Napier's Lager. Die Verfolgung wurde so weit als möglich fortgesetzt; darauf kehrten die Truppen in's Hauptquartier zurück. Am 26. zog Napier in Morar ein, mit den 26 erbeuteten Kanonen und dem ganzen Train. Am 29. Juni wurde er Sir Hugh Rose's Nachfolger in Kommando der Gwalior-Division.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Weltsprache?

Von

J. Mähly.

Wenn nicht alles trügt, so sind die Wogen, oder besser gesagt, so ist die Hochflut des Volapük, das sich als Weltsprache aufzuspielen die Bescheidenheit hatte, wenn auch noch nicht verrauscht, so doch im Rückgang begriffen — ein Prozeß, den jeder Denkende voraussah. Denn wenn auch die Idee einer solchen Weltsprache, welche die Garantie größerer Einfachheit und somit leichterer Lernbarkeit zu bieten schien, an und für sich etwas Bestechendes hat, so mußte sich doch bald zeigen, daß es mit der Einfachheit doch nicht gar so glänzend bestellt war, als die Anhänger jener Idee glaubten und andere glauben machen wollten. Es war, kurz gesagt, ein Kampf mit der Natur, den man aufzunehmen sich anschickte, und ein solcher muß mißlingen, heute und in Zukunft, wie er gestern und bisher immer mißlungen ist. Alle Triumphe, welche der Menschengeist, wie man dies pompös auszudrücken beliebt, über die Natur davontrug, sind mit Naturmitteln errungen worden, also, richtig gesagt, im Verein mit der Natur,

nicht gegen dieselbe. Jede Errungenschaft ist ein Produkt der zwei Faktoren, Geist und Natur; auch die Sprache ist eine solche. Die Wunder, welche der Menschengeist durch den Dampf und die Elektrizität wirkt, sind nur dadurch möglich, daß die Natur ihm Dampf und Elektrizität liefert. Wer sich, als einzelner, anmaßt, eine Sprache zu erschaffen, begeht ein Unikum von Unding und baut in die Luft. Wenn man ein primitives Verständigungsmittel für den Verkehr herzustellen unternimmt und wirklich herstellt, so mag man es immerhin Sprache nennen, aber die Mittel werden eben keine anderen sein können als die, womit die Natur bereits schon gearbeitet hat, und da sie pflegt mit den einfachsten Mitteln zu arbeiten, so wird ein Individuum sich nicht vermessen wollen, es ihr in dieser Hinsicht zuvorzuthun. Auch der Arzt, der die Natur hier und da „korrigiert", kann dies nur mit Hilfe der Natur; sie liefert ihm die vegetabilischen, mineralischen u. a. Mittel; Krankheit wie Gesundheit sind Naturprozesse; auch wenn durch die geschickte Hand des Chirurgen ein Menschenleben der Naturgewalt, zu deren gehorsamen Dienern auch der Tod gehört, entrissen und abgetrotzt wird, so ist dies nur scheinbar ein Triumph über dieselbe, denn auch der geschickteste Schnitt entfernt bloß die Hindernisse, welche dem Naturprozeß der Gesundheit im Wege stehen, er hilft also der Natur nur nach, überwindet sie aber nicht; er kuriert die schadhafte Seite derselben durch ihre gesunde, normale; die Natur hat nicht bloß erhaltende, sondern auch zerstörende, also konträre Mächte in ihrem Dienst; man denke an Wasser und Feuer.

Nun arbeitet bei der Sprache der Menschengeist, immerhin als Kollektivbegriff gefaßt, allerdings auch mit, aber auch er ist ja eigentlich ein Stück Natur, und es ist ein Geheimnis und wird es bleiben, wie diese beiden sich in die Arbeit teilen, ein Geheimnis auch, warum sie bei den verschiedenen Volksstämmen so verschiedene Arbeit liefern, warum der gleiche Begriff bei den Ariern diese, bei den Semiten jene und bei den Hamiten wieder eine andere Wortform angenommen hat, warum in der einen Sprache das Geschlecht der Wörter (männlich, weiblich) bezeichnet wird, und zu dieser Bezeichnung das Geschlechtswort (Artikel) oder die bloße Endung dienen muß, in der anderen dagegen nicht, warum die eine „isolierender", die andere „agglutinierender" und wieder andere „flektierender" Natur sind. —

Das Volapük erhebt nun den Anspruch, eine flektirende Sprache zu sein, und das muß es wohl, weil es ein Surrogat für die Kultursprachen sein will und diese sämtlich der obersten Gattung (d. h. der flektierenden) angehören. Nun läßt sich allerdings in einer Kunstsprache (als welche Volapük sich giebt), wo man nicht von vorn anzufangen und alle Spuren tausendjähriger Entwickelung am Sprachkörper zu dulden braucht, in der Bildung wie in der Abwandlung der Wörter manches vereinfachen: man kann die Deklinationen und die Konjugationen auf je eine zurückführen — warum nicht? — man kann den ganzen Ballast der unregelmäßigen Zeitwörter, diese Folterbank für die sprachbeflissene Schuljugend, über Bord werfen — warum nicht? — man kann noch manches Andere über einen Leisten schlagen, was jetzt verschieden geformt ist, man will ja keine nach

dem Schönheitsprinzip gemodelte, reich gegliederte, durch Mannigfaltigkeit der Formen belebte und durchgeistete Sprache, sondern eine vom Nutzen erzeugte, von der Praxis geborene und dem bloßen Verständnis dienende.

Man kann diesem Nützlichkeitsbestreben in einer Zeit, wo jede Minute Ersparnis ein Gewinn ist, die Berechtigung nicht absprechen, aber daß heißt noch lange nicht einen Versuch, wie das Volapük einer ist, billigen; und zwar darum: Der Verstand allein kann den erwünschten Ersatz für die vorhandenen Sprachen gar nicht schaffen, weil bei aller Vereinfachung die Hauptsache nicht vereinfacht werden kann, und er braucht ihn auch nicht zu schaffen, weil eine solche Sprache, welche die Hauptforderungen erfüllt, bereits vorhanden ist und außerdem durch ihre Litteratur einen ganz unberechenbaren Vorteil vor dem Volapük, bei dem natürlich davon gar keine Rede sein kann, voraus hat. Was ist nun die Hauptsache? Nichts Geringeres als der Rohstoff, aus dem das ganze Sprachgewebe hergestellt wird, die Wörter. Durch sie kann man sich zur Not verständlich machen (wie man dies an den Kindern wahrnehmen kann), durch das bloße Formenwerk der Sprache dagegen, das heißt mit einem Wort durch die Flexion, nimmermehr. Nun müssen aber im Volapük die Wörter gerade so gut und es müssen ihrer gerade so viel gelernt werden als in jeder anderen Sprache; das Volapük darf natürlich die Zahl der Begriffe, welche unserer Kultur eigen, nicht beschränken, jeder Begriff aber hat seine sichtbare und hörbare Darstellung in Laut und Bild, d. h. im Wort. Hier hilft keine Künstelei, durch diesen Urwald gelangt man auf keiner Schnellbahn, und so lange er besteht, und zu Recht besteht, wollen die übrigen Abkürzungs- und Vereinfachungsmittelchen nicht viel besagen.

Diejenige Sprache aber, welche bereits vorhanden ist, nicht mehr erfunden zu werden braucht und durch ihre Formeneinfachheit (um nicht zu sagen Formenarmut) mit dem Volapük auf das glücklichste konkurriert, ist das Englische: So einfach freilich wie Volapük ist es nicht, denn dieses hat den großen und bevölkerten Weltteil „Ausnahmen" nicht in seinem Atlas, aber eins ist nicht außer acht zu lassen: Bis man diese vielen Vereinfachungsregeln des Volapük alle so in Fleisch und Blut verwandelt hat, daß sie, wie die Nerven unserem Willen, so unserem Gedächtnis unbewußt gehorchen, vergeht eine schöne Zeit, und ich weiß nicht, ob man sich binnen derselben nicht ebensogut das gewöhnliche Formenwerk des Englischen, wie es zum Hausgebrauch ausreicht, aneignen kann. Von besonderem Wohllaut ist das Englische so wenig wie das Volapük, braucht es auch nicht zu sein; wie sich seine Syntax zu der des Volapük verhält, weiß ich leider nicht, da ich weder Zeit noch Lust hatte, auch durchaus keine Notwendigkeit sah, des letzteren Tiefen zu ergründen; so viel ist sicher, daß auch in der Syntax das Englische weniger Schwierigkeiten bietet als irgend eine der vorhandenen Kultursprachen, mithin den Forderungen einer Weltsprache am besten entspricht; denn eine solche muß möglichst einfach in ihrem Bau und braucht nicht schön zu sein weder nach der äußeren Seite hin (für das Ohr) noch nach der inneren (für den Geist); es hält in beiden Stücken keine Vergleichung aus

weder mit dem reichen, kraftvollen Deutsch noch mit dem prächtigen, vornehmen Französisch noch mit einer anderen romanischen Sprache.

Wie sich eine solche Weltsprache — ihre Notwendigkeit einmal angenommen — in ihrer Entwickelung gestalten würde (denn sie könnte unmöglich auf der vorhandenen Stufe stehen bleiben) ist zwar nicht mit Bestimmtheit vorauszusagen, höchst wahrscheinlich aber ist, daß ihre Jungfräulichkeit nicht unangetastet bleiben würde; es würden von allen Seiten her, wenn auch langsam, fremde Einflüsse sich geltend machen; jedes Volk würde fort und fort seine minimen Beiträge liefern, und mit der Zeit würde sie mehr und mehr den Charakter einer Mischsprache annehmen, worin jede Nationalität einen ihrer Züge erkennen müßte; es würde ihr also ein Los beschieden sein, um welches keine der übrigen Sprachen sie, wenn sie auf Ursprünglichkeit und Eigenart etwas halten, zu beneiden brauchte. Für unser Deutsch, für Französisch und Italienisch wäre es geradezu Schade, wenn sie auf den Weltmarkt gebracht würden. Es wird — allerdings in unabsehbarer Zeit — ein Zustand kommen, wo alle Sprachen Leib und Seele an eine einzige abgeben und als Individuen zu leben aufgehört haben. Darüber brauchen wir und unsere Nachkommen uns einstweilen weder zu freuen noch zu grämen. Für uns kann es sich nur um die Frage handeln: Ist es wünschenswert, daß jetzt schon in der Schule eine Weltsprache in's Auge gefaßt werde und daß man sich in der Aufstellung einer solchen und ihrer Einführung als Unterrichtsfach einige? Die Rücksicht auf die Praxis verlangt hierauf als Antwort ein lautes „Ja!" Und es kann, nach den oben angeführten Gründen, nur das Englische in Betracht kommen, von dem man auch sagen darf, daß es jetzt schon, vor allen anderen Sprachen, auf die Praxis des Lebens zugeschnitten sei: Schon jetzt wird, ferner, in deutschen und teilweise auch in wälschen Landen das Englische auf den Schulen gelehrt, teils neben, teils statt des Französischen; und zwar auch hier mehr aus praktischen Gründen als zu Bildungszwecken. Es brauchte also bloß noch mehr in den Vordergrund gerückt zu werden, ohne deswegen das Französische zu verdrängen. Man kann zwar den Bildungsstoff, der im sprachlichen Gebiet und Unterricht, wie in keinem anderen so reichlich, vorhanden ist, auch im Englischen finden, aber nur indem man es mit einer formreicheren Sprache vergleicht, und uns liegt zu diesem Zweck (da von den Gelehrtenschulen abgesehen werden muß) das Deutsche am nächsten — aber es wäre ewig schade, weniger um der Praxis als um höherer Rücksichten willen, wenn das Französische deswegen zurücktreten oder gar aus den Schulpensen weichen müßte. Nur Unkenntnis oder Vorurteil kann leugnen, daß das Französische eine schöne, ja, eine herrliche, in mehr als einer Beziehung unübertroffene Sprache sei; in der Phraseologie (im ursprünglichen, guten Sinne des Wortes, das heißt in der Fülle der Ausdrucksmittel für den Gedanken und dessen feinste Nüancierungen und Schattierungen) ist sie sogar dem Deutschen überlegen, nicht minder im Wohllaut, ja sogar, was zwar paradox klingen mag, aber statistisch bewiesen ist, im Reichtum ihres unerschöpflichen Wortschatzes, wenn, wie billig, von den Komposita, der

Hauptstärke der deutschen Sprache, abgesehen wird. Alle diese Eigenschaften aber machen sie für eine Weltsprache weniger geeignet.

Wir haben also gesehen: Eine Weltsprache für sämtliche Nationen zu schaffen, ist unmöglich und unnötig. Und es fragt sich nur noch: Ist es auch unmöglich und unnötig, eine solche, die schon vorhanden, zur Weltsprache zu erheben? Daß es unnötig, wir sagen vielleicht besser: unpraktisch sei, wird niemand behaupten, der die Bedürfnisse der Zeit kennt. Und wie steht es mit dem „unmöglich"? Wir bestreiten die Unmöglichkeit. Was in der Menschen Macht liegt, ist auch möglich. Allerdings darf man sich keiner Illusion hingeben. Auf einen Schlag, etwa durch den Machtspruch eines von sämtlichen Kulturstaaten angeordneten und beschickten Kongresses, wird es nicht geschehen. Wenn ein solcher, und erst noch in kleinerem Maßstabe angeordneter Kongreß, es nicht einmal in der Bestimmung einer internationalen Arbeitszeit zu einer Einigung bringt — wie viel weniger in einer in Herz und Nieren des ganzen Volkslebens eindringenden Frage! Aber das ist auch gar nicht nötig. Es braucht nur einmal ein rechter Anfang gemacht zu werden, das Übrige kommt dann von selber. Wenn eine Konferenz, zusammengesetzt aus Fachmännern der europäischen Kulturstaaten, sich zu dem Beschluß einigen könnte, daß in allen mittleren und oberen Schulen Europas neben der Landessprache, aus praktischen Gründen, das Englische vorzugsweise gepflegt werden solle, so wäre sozusagen alles gewonnen, und es ist nicht abzusehen, warum eine solche Beschlußnahme von vornherein an der nationalen Empfindlichkeit scheitern sollte, da ja dieser durch die Ehrenstellung der jeweiligen Landessprache in vollem Maße Genüge geschieht. Wird der zweite Platz überall dem Englischen eingeräumt, so ist, unseres Erachtens, die Frage nach einer Weltsprache faktisch entschieden. Daß es, wenn die räumliche Ausdehnung in Betracht gezogen wird, jetzt schon diesen Namen verdient, kann sein Anrecht darauf nur verstärken.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Völkerkunde.

Die Thibetaner.

Der bis zur Stunde noch nicht ausgetragene Konflikt zwischen der englisch-indischen Regierung und Thibet sowie die in Ausführung begriffene Expedition des Obersten Michael Pjewtzow, des Nachfolgers Przewalsky's, lenken die Aufmerksamkeit auf dieses schwer zugängliche Bergland. Jedem ruhig Denkenden muß sich die Überzeugung aufdrängen, daß es mehr als Zufall ist, wenn die von Pjewtzow in Begleitung mehrerer Offiziere und einer größeren Anzahl Kosaken unternommene Forschungsreise nach Thibet im Augenblicke eines englisch-thibe-

tanischen Konfliktes unternommen wird. Die englische und russische Rivalität ist ganz Zentralasien bekannt, und besonders in Thibet nützt man in diesem Momente diese Rivalität zum eigenen Nutzen aus. Man wird nicht fehl gehen, wenn man dieser Expedition eine Sympathiebezeugung, wenn nicht gerade eine Ermunterung des Widerstandes der Sikkims imputiert. Es mag daher auch für weitere Kreise nicht uninteressant erscheinen, wenn an dieser Stelle einige allgemein wenig bekannte Details über dieses Volk wiedergegeben werden.

Die Bewohner Thibets bestehen aus eigentlichen Thibetanern, die auch Tanguten genannt werden und am meisten bekannt sind, aus Ladakern, Kobi, Kafern, Uniyas und mehreren kleinen Nomadenvölkern, z. B. Dupkas, Sifanen ꝛc. Die eigentlichen Thibetaner sind zweifellos mongolischer Abstammung, aber von stärkerem und kräftigerem Körperbau als die Mongolen. Die Haare sind schwarz, die Augen von derselben Farbe, laufen in spitzige, langgedehnte Winkel aus. Die Augenwimpern sind kaum bemerkbar und auch die Augenbrauen äußerst schwach. Die Haut ist sehr glatt. Viele Thibetaner erreichen ein hohes Alter, ehe sie nur einen Anflug von Bart bekommen. Sie tragen zwei Knebelbärte, aber von sehr sparsamem Wuchse. Das Gesicht ist unter den Augen breit, aber flach und läuft nach dem Kinne spitzig zu. Die Hautfarbe ist bräunlich, bei der vornehmen Klasse aber äußerst licht.

Nach Lu-hua-tshu, einem chinesischen Schriftsteller, wären die Thibetaner ursprünglich einerlei Volk mit den Chinesen gewesen. Sie sollen nämlich von den Nachkommen des Sian-mo, eines Enkels vom Kaiser Huang-ti, und Sohnes von Huang-heu, abstammen. Gegen das Ende des 4. Jahrhunders v. Chr. G. wanderten hindusche Ansiedler in Thibet ein, und um das Jahr 407 n. Chr. G. wurde der Buddhaismus daselbst eingeführt. Durch die Vermählung des Königs Lungdshan mit einer chinesischen Prinzessin wurden um die Mitte des 7. Jahrhunderts auch chinesische Einwanderer ins Land gezogen, welche den Seiden- und Weinbau einführten, Mühlen anlegten ꝛc.; zugleich wurde aber auch Thibet von China allmählich immer mehr abhängig. Es entstanden von Zeit zu Zeit Empörungen, die erst im 9. Jahrhunderte ganz gestillt wurden. Auf diese folgten immer Streitigkeiten, welche 1209 Dshingis Khan benutzte, um sich ganz Thibet, nebst einigen chinesischen Landschaften, zu unterwerfen. Nachdem aber das große Reich dieses Weltstürmers wieder zerfallen war, trat Thibet wieder in sein früheres Verhältnis zu China zurück. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstand die geistliche Herrschaft des Dalai-Lama, welchen der chinesische Hof mit großer Verehrung behandelte, indem er ihm, da er in der Priesterschaft das leichteste Mittel zur Beherrschung des Volkes erkannte, alle vornehmen Beamten unterordnete, denen die wichtigsten Staatsämter anvertraut waren. Von dieser Zeit an findet sich eine Lücke bei dem genannten Schriftsteller, bis zum Jahre 1720, wo ein eigener Vizekönig oder Statthalter des chinesischen Kaisers für Thibet erkannt wurde. Sein Sohn, der Erbe seiner Würde, empörte sich 1730, wurde enthauptet, und das Land geriet nun abermals unter die Herrschaft des Dalai-Lama, dem jedoch Minister und andere hohe Beamte zur Seite gestellt wurden,

die ihre Befehle unmittelbar von Peking aus empfingen. Gegenwärtig steht das Land unter der Oberleitung zweier chinesischer Generale, welche in Lhassa, der Hauptstadt des Dalai-Lama, residieren, und unter der Herrschaft des Dalai-Lama. Das, was der chinesische Verfasser über Thibet hier im allgemeinen sagt, bezieht sich nur auf den mittleren und nördlichen Teil des Landes, nördlich vom Flusse Dzangbo, wo Lhassa liegt. Von dem in Osten und Süden des Dzangbo liegenden Staate des Tishu-Lama geschieht in jenem chinesischen Werke keine Erwähnung. Dieser Staat umfaßt den südlich und östlich von Tsampu liegenden Teil Thibets und hat im Nordosten Kokonor, im Osten Sifan, im Südosten China, Birma und Assam, im Süden und Westen Butan, Sikkim und Nipal und im Nordwesten Urnadesa zur Grenze. Die Hauptstadt und Residenz des Lama ist Tishu-Lumbu, nicht weit vom rechten Ufer des Tsampu, in einem Felsenthale; sie besteht eigentlich aus einem großen Kloster von nahezu 400 Gebäuden, worunter der Palast des Lama, mehrere Tempel und Grabmale sich auszeichnen. Unter den Festungen des Landes, welche die Gebirgspässe verteidigen, sind zu bemerken: Fari an der Grenze von Butan, so hoch liegend, daß hier fast das ganze Jahr Winter ist. Nicht weit davon liegt der 26,000 englische Fuß hohe Spitzberg Shamalari und Tingri, an der Grenze von Nipal. Von dem Lande Ladak oder Klein-Thibet, dessen Radscha einem der beiden Großlamas unterwürfig ist, jedoch die kleinen Länder Kashgar und Pamer unter seiner Botmäßigkeit hat, ist nichts besonders Erwähnenswertes anzuführen. Mehr Interesse beansprucht die Landschaft Urnadesa. Dieselbe ist das Land der Undes, liegt zwischen dem Himalaya- und Kailasgebirge um die Quellen und den oberen Lauf des Setlegde (Sitlidsch), der durch das Himalayagebirge dem Sind (oder Indus) zuströmt. Nordwestlich wird die Landschaft durch einen anderen Bergrücken von Ladak getrennt. Der Paß Nitri führt durch den Himalaya nach Gurwal. Hier lebt unter andern das Baral, ein Tier, welches mit dem sonst fabelhaft oder als ausgestorben gehaltenen Einhorn übereinstimmen soll. Die Einwohner sind im Sommer Nomaden und bringen bloß den Winter in den Städten des Landes zu. Ihrer Abstammung nach scheinen sie mit den Thibetanern verwandt zu sein. Sie nennen sich Unigas und bekennen sich zum Lamaismus. Der Dalai-Lama besitzt diese schwach bevölkerte Landschaft als Lehen. Die Hauptstadt des Lamastellvertreters ist Deba, 14924 englische Fuß über dem Meere, am Tiltit, einem Nebenflusse des Sitlidsh, mit mehreren Tempeln, Klöstern, großen Kornmagazinen und lebhaften Handel treibenden Einwohnern. An dem Darbung, einem Nebenflusse des Setledge, liegt der Ort Sungnam, 9350 englische Fuß über dem Meere. Die Umgebung im Thale ist fruchtbar und erzeugt Gerste, Phapur (eine Art Buchweizen), Erbsen, Bohnen, Weintrauben, Äpfel, Aprikosen und Walnüsse. Im Sommer ist die Temperatur $+12^{\circ}44$ bis $22^{\circ}22$ Reaumur. Der Schnee fällt im November, aber selten bis zwei Fuß hoch, und bleibt bis zum März liegen. Sungnam ist verhältnismäßig blühend und bevölkert; auch ein Nonnenkloster befindet sich hier. Die Häuser der vornehmsten Einwohner führen hier einen eigenen Namen, welchen auch der Eigentümer annimmt, und bei dem man ihn oft nennt; fast auf dieselbe Art,

wie in Europa ursprünglich die Edelleute sich nach den von ihnen besessenen Burgen nannten. In dem Tempel, in dem einige Lamas wohnen, ist eine große Büchersammlung aufgestellt, die von Lhassa hergebracht worden ist. Die Bücher bestehen in auf einander gelegten Papierblättern von 2 Fuß Länge und 1 Fuß Breite, welche mit hölzernen Platten bedeckt und mit seidnen Bändern umwunden sind. Etwa eine halbe englische Meile nordwestlich von Sungnam liegt ein Tempel, wohin alle Jahre zu Ende des Augustmonats fremde Lamas und Nonnen, selbst bis von Lhassa her, wallfahren. In jedem Dorfe, durch welches sie der Weg führt, verweilen sie einige Tage und werden von den Einwohnern freigehalten. Nach Ladak, mit welchem Lande von hier aus Handelsverbindungen unterhalten werden, führt zwar der Weg über hohe Gebirge, ist aber das ganze Jahr, selbst im Winter, gangbar.

Die meisten Nachrichten besitzen wir über Lhassa, die Hauptstadt und Residenz des Dalai-Lama. Diese Stadt, welche als Hauptstadt für ganz Thibet betrachtet wird, liegt in der Provinz Wui, in einem angenehmen und fruchtbaren Thale, welches von dem Flusse Zwang-tsiu — im mongolischen: Galdshar-muren, d. h. der wütende Fluß — durchströmt wird, der durch den südlichen Teil der Stadt geht, sich dann südwestlich wendet und in den von Westen kommenden Dzangbo fällt. Lhassa besteht eigentlich aus dem Flecken dieses Namens, dem Berge Botala, und einer großen Anzahl von Tempeln und Klöstern, welche letztere gruppenweise um die einzelnen Tempel herumgebaut sind und so wieder kleine Flecken für sich bilden. Schon seit uralter Zeit befand sich hier die Residenz der thibetanischen Könige, und seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ist Lhassa der Sitz des Dalai-Lama geworden. Der eigentliche Palast liegt auf dem Berge Botala, und zwar auf demjenigen seiner drei Gipfel, welcher Marbo-ri oder der rote Berg heißt. Der Palast selbst führt den Namen Pobrang-marbo oder die rote Stadt, weil alle Gebäude weiß und rot bemalt sind. Er besteht aus einer Menge Bestandteilen von mehreren Stockwerken. Das Hauptgebäude hat 367 Fuß Höhe. Das Ganze enthält 10,000 Gemächer, und man sieht überall Götzenbilder und Obelisken von Gold und Silber, das Dach ist vergoldet. Man sagt, daß dieser Palast unter der Regierung des Königs Srong-dzan-gambo um das Jahr 630 n. Chr. G. erbaut worden sei. An der Westseite erhebt sich der zweite Gipfel des Berges Botala, der Dziagh-ri-bidung, oder der eiserne Berg, mit einem großen Gebäude, welches die Form eines Mühlsteines hat, daher die Chinesen den Berg auch Mophang-shang, d. h. Mühlsteinberg, nennen. Das Gebäude besteht aus zwei großen Klöstern, worin fremde Lamas wohnen, um hier Theologie zu studieren. Zwischen dem Botala und dem Dziagh-ri erhebt sich eine Pyramide. Beide Berggipfel stehen, als die Wohnsitze der „lebenden Gottheit", beim Volke und überhaupt bei allen Buddhaisten im höchsten Ansehen.

In einiger Entfernung östlich vom Botala steht der vornehmste Tempel, Hlasseï-tsio-khang (= das Haus des Tsio von Lhassa), von dem Bilde des zwölfjährigen Buddha Shakiamuni so genannt, welches darin aufgestellt ist. Dieses Bild wurde durch die chinesische Prinzessin Wen-tshing-kung-tshu nach Thibet ge-

bracht, als dieselbe im Jahre 641 n. Chr. G. den vorher erwähnten König heiratete. Die Thibetaner nennen diesen Tempel gewöhnlich Labh-rang, eine Abkürzung des Namens Lhasa-prul-nang (= der Ort des wunderbaren und erhabenen Gottes). Um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde er erneuert und vergrößert. Die Vorderseite ist nach Osten gewendet. Vor dem Tempel ist ein viereckiger Platz mit einem Obelisken, welcher eine Inschrift enthält, die sich auf den im Jahre 821 zwischen dem thibetanischen Könige Thi-srong-te-dzan und dem chinesischen Kaiser Moltsung, aus der Dynastie Thang, geschlossenen Bundesvertrag bezieht. Zu beiden Seiten dieses Denkmals erheben sich zwei uralte Weidenbäume. Der Tempel selbst hat drei Stockwerke. Der Haupteingang ist ein auf sechs hölzernen, reich mit Bildhauerarbeiten, Malereien und Vergoldungen geschmückten Säulen ruhender Portikus. Die Mauern sind mit rohen Gemälden bedeckt, welche die Hauptbegebenheiten aus dem Leben des Shakiamuni darstellen. Das Thor hat zwei Flügel, die von außen mit bronzenen Arabesken verziert, inwendig aber mit Eisen beschlagen sind. Es führt in eine Vorhalle, auf welcher man in das Innere des Tempels gelangt. An jeder der beiden Seitenwände dieses Vorhofes stehen zwei riesenhafte Bildsäulen, welche die vier Bezirke der Welt beschützen. Der eine hat ein weißes, der zweite ein rotes, der dritte ein gelbes, der vierte ein blaues Gesicht. Aus diesem Vorhofe kommt man zunächst in einen großen und schönen Säulengang, der, wie der ganze Tempel überhaupt, das Licht von oben empfängt. Der Hintergrund dieser Säulenhalle ist durch ein silbernes Gitterwerk verschlossen, an welchem, mittelst Ringen von demselben Metalle, Vorhänge von kostbaren Stoffen befestigt sind, die nach Gefallen zurück- und wieder vorgezogen werden können. In der Mitte der westlichen Mauer des Säulenganges befindet sich eine Glocke, auf welche alle Vorübergehenden mit einem hölzernen Hammer einen leichten Schlag thun. Nördlich und südlich sieht man ganze Reihen kleiner Pavillons und hinter der Glocke die Treppe, welche in das Heiligtum führt. Fünfzehn viereckige Felder an der Treppe enthalten Darstellungen aus dem Leben des Shakiamuni, das Weltsystem nach den Lehren des Buddhaismus, die verschiedenen Seelenwanderungen u. dgl.

Alles ist aus massivem Silber gemacht und mit Edelsteinen bedeckt. An der Westseite des Heiligtums ist eine Kapelle mit dem Bilde des Shakiamuni. Zur Linken, noch vor dem Eingange, steht der Thron des Lama Rimbotshé und des Dshashi-hlumbo; um diese beiden Throne erblickt man die Sitze der anderen vornehmen Lamas und kirchlichen Würdenträger, nach ihrem verschiedenen Range geordnet. Dem Throne des Dalai-Lama gegenüber, oder rechts von dem Eingange zur oben erwähnten Kapelle, steht noch immer der Thron der ehemaligen Könige von Thibet. Am westlichen Ende der Kapelle erhebt sich der Hauptaltar. Man steigt auf breiten Marmorstufen hinauf. Auf den obersten stehen goldene und silberne Bilder der vornehmsten Heiligen, auf den unteren Laternen, Gefäße mit brennenden wohlriechenden Hölzern, kleine buntbemalte Tische, auf welchen die Turmas stehen, kleine kegelförmige Massen, die aus Gerstenmehl und Butter gemacht sind und von den Gläubigen als Opfer dargebracht werden; ferner eine

Menge Blumen und Palmenzweige. Auf der obersten Stufe erhebt sich hinter einem silbernen, vergoldeten Gitter das riesenhafte Bild des Shakiamuni. Außerdem befindet sich noch in diesem Tempel das Bild der oben erwähnten chinesischen Prinzessin und dasjenige der zweiten Gemahlin des thibetanischen Königs Srong-dzan-gambo, einer Prinzessin von Bhalbo, nebst einer Unzahl von Götzenbildern, vor welchen das ganze Jahr hindurch Wohlgerüche empordampfen und Blumen in wunderbar glänzenden Gefäßen von orientalischem Nephrit aufgestellt sind. In der südöstlichen Ecke ist der Saal der hundert Hlamo, vor welchen man betet, um sich von Sünden zu reinigen. Rings um den Tempel sieht man eine große Anzahl Mänis, lederne oder hölzerne Walzen, welche sich mit Leichtigkeit wagrecht um ihre Are drehen lassen und die 108 Bände des Kanghiau so wie mehrere andere religiöse Schriften enthalten. Jeder Vorbeigehende dreht diese Walzen um, indem die Buddhaisten glauben, daß eine solche Umdrehung des Mani so kräftig ist, als wenn man ihren ganzen Inhalt mit lauter Stimme hergesagt hätte. Die äußeren Gebäude des Tempels enthalten die Schatzkammer und die Magazine, worin alles zum Gottesdienste Nötige aufbewahrt wird. Die oberen Stockwerke derselben sind die Wohnungen der vornehmsten Staatsbeamten. Auch die Gemächer, worin sich der Dalai-Lama bei seinem Besuche des Tempels aufhält, befinden sich darin. Keine Weibsperson darf sich über Nacht in der Umgebung des Tempels aufhalten.

Eine halbe Li[1]) östlich vom Tempel Labhrang steht der Tempel Garmakhia, welcher auch Tsio-kiong-tsio-khang, d. h. das göttliche Haus der das Gesetz bewahrenden Magier, heißt. Die Bilder darin sind von grausenhaftem Ansehen. Die Magier, welche hier wohnen, sind verheiratet; sie überliefern, wie die chinesischen Magier, ihre Geheimnisse von Geschlecht zu Geschlecht. Die Thibetaner glauben, daß am 2. und 16. Tage jedes Monats ein Genius vom Himmel herabkomme, der auf dem Kopfe einen mit Hahnfedern geschmückten goldenen Helm und auf dem Rücken fünf kleine Fahnen trägt. Der ganze Leib ist mit Ghadhaks oder weißen Tüchern umwunden; er trägt Stiefel von Tigerfellen und hält in den Händen einen Bogen und ein Schwert. Bei seiner Erscheinung stellt er sich auf einen erhabenen Ort und weissagt, was den Menschen gutes oder böses widerfahren werde.

Der Tempel Ramotsiê-thio-khang steht im Thale gleichen Namens, eine halbe Li nordwestlich vom vorigen, und ist von der erwähnten bhalboischen Prinzessin, der Gemahlin des Königs von Thibet, gleichzeitig mit demselben erbaut worden. Man sieht darin das Bildnis der göttlichen Inkarnation des achtjährigen Tsio-daghy, welcher der jüngste Bruder des Schakiamuni gewesen sein soll. Er wurde durch die Prinzessin aus Bhalbo hierher gebracht. Die Priester dieses Tempels leben nach der Selbstbeschauungslehre des chinesischen Lama Ashang, der in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, unter der Regierung des Thi-srong-te-dzan, nach Thibet kam. Der Tempel enthält 32 Gruppen verschiedener Gottheiten.

[1]) Ein Li = 360 Schritte.

Der Tempel Sera liegt 10 Li nördlich von der Burg Lhassa, am Abhange eines Berges, und ist im Jahre 1419 von Zzong-khaba erbaut worden. Man bemerkt darin drei vergoldete, mehrere Stockwerke hohe Säle, und die heilige Keule, welche, der Überlieferung zufolge, aus Indien durch die Luft herübergeflogen ist. Sie ist von Eisen, etwa 2 Fuß lang und hat eine dreikantige Gestalt. Alle Jahre am 27. Tage des ersten Mondes wird diese Keule mit großer Feierlichkeit, und von einer zahlreichen frommen Volksmenge begleitet, in den Tempel Labbrang, von da nach Batala zum Dalai-Lama und dann zu den chinesischen Generalen getragen, um von diesen Personen feierlich begrüßt zu werden. Nachdem die Lamas für die Gebete, welche sie dabei verrichten, einiges Geld empfangen haben, bringen sie sie wieder in den Sera-Tempel zurück.

Der Tempel Mo-ru-ghiu-bha liegt östlich vom Tempel Ramotsiê, mit der Antlitzseite nach Süden gekehrt. Westlich von dem dazu gehörigen Kloster liegt ein Garten und eine Buchdruckerei, worin geistliche Schriften gedruckt werden. Hier leben vorzüglich die Nyar-ramba oder die Vorsteher der Magier, welche Unterricht in geheimen Wissenschaften geben.

Südöstlich von Sera- und 7 Li vom Ramotsiê-Tempel liegt die befestigte Burg Dshashi, worin sich die chinesische Besatzung Lhassa's aufhält.

Der Garten Gadzi-rawa liegt 5 Li westlich von Botala und enthält außer vielen Blumen einen Fischteich. Der Dalai-Lama bringt hier die heißen Sommermonate zu.

Der Shusi-gang (= der Garten der heiligen Bücher) liegt 2 Li weiter nach Westen vom vorigen und dient gleichfalls zum Gebrauch des Dalai-Lama.

Das Gebäude Tsundze-gang, in der Hauptstraße der Burg Lhassa, war ehemahls ein Lustschloß des Dalai-Lama, ist aber jetzt der Sitz des chinesischen Gerichtshofes.

Außerhalb der Burg Lhassa führt die Brücke Dzia-zamba (chinesisch: Lieu-ly-khias, d. h. die Brücke mit lackierten Ziegeln) über den Fluß Zzang-thiu.

Dzumghio ist ein schattiger Park, 2 Li nördlich von Botala, wo der Dalai-Lama ebenfalls einen Teil des Sommers zubringt. Der aus lackierten Ziegeln gebaute achteckige Pavillon Dzon-dzio-lu-khang liegt auf einer Insel in der Mitte eines Teiches, welcher sich auf dem Berge Pahmu-zi befindet und 4 Li im Umfange hält. Man genießt hier eine prachtvolle Aussicht.

Der Tempel Bhrae-bung, d. h. Reishaufen, liegt 20 Li westlich von Thassa, an der großen Straße, die von hier nach dem südlichen Thibet führt. Er wurde im Jahre 1416 gebaut und bildet mit allen ihn umgebenden Gebäuden eine nicht unbeträchtliche Stadt. Um den Haupttempel liegen zunächst vier andere, welche Traba-tsang heißen, deren jeder aber seinen besonderen Namen führt. Einer davon heißt Ngae-kba, der Tempel der Magier, deren 300 hier wohnen. Man zählt in allen hiesigen Tempeln überhaupt mehr als 5000 Lamas und Dienstleute. Eine beträchtliche Zahl junger Leute, die nach Lhassa um der theologischen Studien willen kommen, wohnen gleichfalls beim Tempel Bhrae-bung.

Eine Li vom Fuße des Berges, auf dem dieser Tempel steht, wohnen die Magier Tsio-kiong, welche sich von den übrigen dadurch unterscheiden, daß sie nicht verheiratet sind. In der Nähe des Bhrae-bung sieht man auch einen Obelisk, der die Gebeine des 1616 verstorbenen Dalai-Lama Jondan Ghiamtso enthält.

Der Tempel und das Kloster Ghaldshan (= der himmlischen Seeligkeit) liegt 50 Li östlich von Lhassa. Er wurde im Jahre 1409 durch Zzong-khaba, den Oheim des ersten Dalai-Lama, gegründet, welcher hier für gewöhnlich residierte.

Südlich von diesem Tempel und südöstlich von Lhassa befindet sich der Tempel Samyri. Seitdem die Chinesen Herren von Thibet geworden sind, haben sie hier das Bild des Kuan-ti-kium, des vergötterten Feldherrn, aufgestellt, welcher als der Beschützer der gegenwärtig regierenden mandschurischen Dynastie betrachtet wird. Man erzählt, daß zur Zeit der Thang-Dynastie diese Provinz durch böse Geister heimgesucht wurde, welche aber verschwanden, als Kuan-ti-kium vom Himmel herabstieg und das Land heiligte.

Nahe bei diesem Tempel steht auch der Dordzidsha-Tempel; er ist sehr alt und nimmt den Gipfel des Berges Dshayang-dzorg ein, welcher etwa 200 Klafter Höhe hat. Man steigt auf einer hölzernen Treppe hinauf. In einer Grotte des Felsens befindet sich eine weiße Erde, die man essen kann. Das Volk glaubt, sie erneuere sich immer wieder, soviel man auch davon wegnimmt. Hinter dem Berge breitet sich ein ziemlich beträchtlicher See aus, von dem man behauptet, daß alle bösen Menschen, die sich ihm nähern, unfehlbar hineinfallen.

Die beiden Großlamas, der Dalai-Lama und der Tschu-Lama, werden für die Verkörperung des Buddha angesehen. Wenn nach dem Tode eines Großlama unter den um diese Zeit neugeborenen Kindern von den Priestern und mit Hilfe der chinesischen Regierung dasjenige aufgefunden ist, welches die ihnen allein bekannten Merkmale des Verstorbenen an sich trägt, so hält dasselbe seinen feierlichen Einzug in das zu seiner Aufnahme eigens eingerichtete Kloster. Während seiner Minderjährigkeit verwaltet ein Regent die geistlichen und Regierungsgeschäfte, aber das Kind genießt schon alle Verehrung, die ihm gebührt, und giebt auch Fremden Audienz. Außer diesen Großlamas und den Kutuchtas giebt es in Thibet noch eine ungeheure Menge von Geistlichen oder gemeinen Lamas, welche aus neun Abstufungen bestehen. Die Gylongs leben ehelos und wohnen in Klöstern, deren es allein um Lhassa herum über 3000 geben soll. In einem einzelnen Kloster zu Tsihulimbu fanden die englischen Reisenden Hodgson und Moorcroft 3700 Geistliche. Die Zahl aller Lamas giebt der oben erwähnte Schriftsteller auf nicht weniger als 84000 an. Die gemeinen Klosterbewohner teilen sich wieder in drei Klassen, deren jede ihren Vorgesetzten hat. Zur untersten gehören die Tupas oder Lehrlinge, die in einem Alter von 8 bis 10 Jahren aufgenommen werden. Haben sie bis zum 15. Jahre die erforderlichen Fortschritte gemacht, so gehen sie zu den Tophas über, welche zu der höheren Stufe eines Ghlongs vorbereitet werden. Aus den letzteren werden die Klostervorsteher oder Lamas und die Aufseher über die täglichen Andachtsübungen, die Speiseverteilung und die Hausordnung gewählt. Wenn man erwägt, daß den Gesetzen nach von vier Bauer-

söhnen wenigstens einer sich dem Klosterleben widmen muß, und daß alle Ämter und Würden nur von Geistlichen bekleidet werden können, so begreift man leicht die außerordentliche Menge der in Thibet zu diesem Stande gehörenden Personen. Es geschieht sehr häufig, daß ein Gylong, nachdem er lange Zeit hohe Ehrenstellen genossen hat, plötzlich den Entschluß faßt, sich auf immer von den Sorgen und Geschäften des Lebens zurückzuziehen. Er sucht sich dann eine einsame Gegend, vielleicht den Gipfel eines Berges aus, baut sich hier eine Hütte und sperrt sich, nachdem er einen Haufen Getreide darin aufgeschüttet hat, in derselben ein, mit dem festen Entschlusse, nicht mehr in die Welt zurückzukehren und keine Gemeinschaft mehr mit den Menschen zu haben. Wenn er, auf diese Art von der Gesellschaft abgeschnitten, zufolge einer irrigen Berechnung seinen Nahrungsvorrat schwinden sieht, da er sich doch noch im Besitze voller Lebenskraft befindet, so beruht sein einziges Vertrauen in Hinsicht seines künftigen Unterhaltes auf Personen, die ihn zufällig besuchen und mit dem lebendig Begrabenen Bekanntschaft unterhalten. Indessen hat das Wohlwollen, das auf diese Weise für seine Bedürfnisse sorgt, in den Augen der Laien so viel Verdienstliches, daß der Klausner Monate und Jahre lang sich auf die Mildthätigkeit verlassen kann, welche ihm seine tägliche Nahrung vor die Thüre bringt, ohne daß er im geringsten weiß, welche Hand ihn nährt. Die Geistlichen tragen ein langes, wollenes Gewand, das ein Gürtel zusammenhält. Kopf und Bart sind geschoren, der Hut ist flach. Vom Gürtel hängt ein Rosenkranz herab. Nach dem Gelübde dürfen sie kein Tier töten, kein Fleisch essen, kein berauschendes Getränk zu sich nehmen, keine Frauensperson berühren, nicht lügen, nicht stehlen und nur von Almosen leben. Sie müssen ihr Dasein dem Beten, Fasten, Singen ꝛc. und stillen Betrachtungen ihrer Religionsgeheimnisse weihen. Eine besondere Sekte hält die Priesterehe für erlaubt und nimmt auch Weiber in den geistlichen Stand auf. Es giebt daher auch eine Menge weiblicher Klöster, und auf der Insel Polte im See Jamtshong wird sogar eine Großlamanin göttlich verehrt. Die Klöster haben wegen der vielen Tempel und Wohnungen das Ansehen kleiner Städte. Es giebt kein geistliches Gebäude, das nicht in jedem Winkel mit einem Löwenkopfe geziert wäre, an dessen Unterlippe Glöckchen hangen. Eben diese Figur sieht man auch an den hervorspringenden Ecken der Paläste. Und doch hat das Land gegenwärtig kein einziges solches Tier aufzuweisen! Vielleicht lebte er gleichzeitig mit jenen anderen Tieren hier, deren Knochen in verschiedenen Teilen des mittleren und nördlichen Asiens gefunden werden.

(Schluß folgt.)

Astronomie.

Ursprung und Geschichte des Tierkreises.

Sobald der Mensch ein gewisses Interesse an den Himmelskörpern zu nehmen begann, ergab es sich von selbst, daß er wenigstens die auffallendsten derselben mit Namen bezeichnete. Er konnte nun einzelne, vor allem helle Sterne, besonders benennen, wie z. B. den Sirius, den Canopus oder den Aldebarān, zumal wenn sie, wie der erstere, weil in einer Gegend mit verhältnismäßig dunklen Sternen stehend, vorzüglich als Einzelsterne hervortraten, konnte aber auch ganze Gruppen nach der Stellung der dazu gehörigen Sterne bezeichnen, wenn dieselben irgendwie an Gegenstände auf der Erde erinnerten. So entstanden Namen wie Krone, Wagen, Drache u. a. Aber selbst der lebhaftesten Phantasie würde es bei einer großen Anzahl von Sternbildern nicht gelingen, in sie den durch ihren Namen angedeuteten Gegenstand hineinzusehen, woraus zuversichtlich geschlossen werden darf, daß die Namen derselben auf dem eben bezeichneten Wege nicht entstanden sein können. Dies gilt auch z. B. von fast allen Tierkreisbildern. Man hat daher schon längst vermutet, daß sie eine symbolische Bedeutung hätten, so nämlich, daß durch ihre Namen die Natureignisse im Laufe des Sonnenjahres, während dessen die Sonne scheinbar alle zwölf Bilder des Tierkreises durchwandert, angedeutet werden sollten. Aber ein so großer Scharfsinn auch verwandt wurde, um diese Ansicht durch Gründe zu stützen, so zeigten doch die Resultate der Untersuchungen in allen Fällen, daß der Beweis noch von der Zukunft zu erwarten war, weil man nirgends ohne Künsteleien auskam. Es gehörte auch in der That mehr als Scharfsinn und Gelehrsamkeit dazu, die symbolische Bedeutung von 2 Zwillingen oder einem Steinbock resp. einer Ziege bis zur Evidenz zu erweisen. Um es sofort zu sagen, so war der Grund des Mißerfolgs einfach der, daß man die klimatischen Verhältnisse entweder der klassischen Länder oder Ägyptens zu Grunde legte, wo, wie man annahm, die Namen der Tierkreisbilder zuerst angewendet wurden. Wir wissen aber jetzt mit wünschenswertester Sicherheit, daß von einem Ursprung des Tierkreises weder in Griechenland noch auch in Ägypten mehr die Rede sein kann. Nachdem die Versuche, die Letzteren, ja selbst die Inder zu Erfindern des Tierkreises zu machen, durchaus gescheitert waren, während die Möglichkeit, denselben auf die Griechen zurückzuführen, im Ernst kaum diskutierbar war, schien es nach allen Analogien gewissermaßen selbstverständlich, daß sein Ursprung in Babylonien zu suchen sei, dem Lande, wo, wie von Jahr zu Jahr mehr erkannt wird, die ersten Keime unserer europäischen Kultur zu suchen sind. Der Beweis dafür ist erst in allerjüngster Zeit im einzelnen erbracht worden. Die Untersuchungen von Epping und Straßmaier (Astronomisches aus Babylon) und meine eigenen (in meiner Kosmologie der Babylonier) ließen die Thatsache feststellen, daß schon zu einer Zeit, wo von einer Beeinflussung durch die Griechen absolut keine Rede sein konnte, in Assyrien und später in Babylonien die Namen: Widder,

Stier, Zwillinge . . ., Löwe, Ähren-(Stern), Scheeren des Skorpion, Skorpion, . . ., Ziegenfisch, . . . und Fisch für die Bilder des Tierkreises im Gebrauch waren. Da wir nun nirgends in der Welt vor dieser Zeit die genannten Namen für die Tierkreisbilder antreffen, so würde schon durch diese Thatsache allein der babylonische Ursprung des Tierkreises gesichert sein, wenn er nicht durch andere, unten zu erörternde Umstände absolut erwiesen würde. Nur im Vorübergehen darf auf die sehr beachtenswerte Thatsache hingewiesen werden, daß den Babyloniern so gut wie ursprünglich allen Orientalen die Jungfrau am Himmel fehlt, die occidentalischen Ursprungs ist und erst von den Griechen zu den Arabern gekommen ist, daß die bisher veröffentlichten babylonischen Texte als Namen des 7. Tierkreisbildes nur die Scheere (n des Scorpion) kennen, den auch die Griechen (und Araber) haben, während den Ersteren auch der Name ζυγός = Wagebalken, Waage bekannt ist, daß die Babylonier dort, wo wir den Steinbock, die Römer die Ziege haben, wie auch die heutigen Orientalen, einen Fisch mit einer Ziege als Kopf resp. eine Ziege mit einem Fischschwanz haben, mit dem noch heutzutage auf unseren Sternkarten der Steinbock abgebildet wird, daß endlich die Babylonier nur einen Fisch des Tierkreises kennen wie wenigstens auch noch die heutigen Orientalen. Wir sehen also, daß diese in der Benennung der Tierkreisbilder ursprünglich mehr mit den Babyloniern übereinstimmen als mit den Griechen.

Darf also der Tierkreis auf die Babylonier zurückgeführt werden, so müssen, dies können wir von vornherein als sicher hinstellen, den Namen desselben babylonische Ideen zu Grunde liegen. Eine Thatsache wie diese darf für wichtig genug gelten, um mit einiger Ausführlichkeit behandelt zu werden, umsomehr, als es sonst kaum möglich sein dürfte, denen, die sich nicht mit der babylonischen Mythologie beschäftigt haben, ganz verständlich zu werden.

Der Gott der Frühsonne Marduk (der biblische Merodach) hatte zum Vater (Ia) Ea, den Gott des unterirdischen und oberhalb des Himmels lagernden Weltmeers, weil er nach babylonischer Anschauung jeden Morgen beim Aufgange aus diesem hervorstieg. Eben dieser Marduk ward weiter auch der Gott der Frühsonne des Jahres d. i. der Frühlingssonne. Sein Symbol war der Stier und das des Ea, seines Vaters, der Fisch. Im Frühling und speziell zu Frühlingsanfang stand die Sonne in alter Zeit im Stier, in der Zeit vor dem Frühling in derselben Periode im Fisch (in den Fischen). Daraus habe ich geschlossen, daß der Stier am Himmel auf Marduk, die Frühlingssonne, einer der Fische (wohl der südwestliche nach dem Wassermann zu liegende) auf Ea hindeuten soll, den Gott des Weltwassers und Wassers überhaupt. Daß damit die merkwürdige Thatsache zu kombinieren ist, daß östlich, südlich und westlich von dem südwestlichen Fische lauter Sternbilder stehen, die durch ihren Namen an das feuchte Element erinnern (nordöstlicher Fisch, Walfisch, südlicher Fisch, Wassermann und Steinbock mit Fischschwanz) dürfte selbstverständlich und darum auch der erwähnte Umstand so zu erklären sein: Wie man sich Marduk als den Gott der Frühsonne aus dem Weltwasser emporsteigend dachte, so ließ man ihn als den des

Frühjahrs aus einer Wassergegend hervorgehen, die natürlich am Himmel liegen mußte, sicher auch mit Bezug darauf, daß der Frühlingszeit eine Regen-, also Wasserzeit vorhergeht. Man könnte nun einwenden, daß sich der Stier nicht direkt an den Fisch oder die Fische schließt: Der Widder steht zwischen den beiden Tierkreisbildern. Gewiß. Aber der Stier ist nur halb, der Stier muß ein Symbol sein, ein halber Stier ist kein Symbol, folglich ist die Annahme unvermeidlich, daß der Stier einmal ganz gewesen ist und demgemäß einmal den jetzt vom Widder eingenommenen Raum ausgefüllt, also sich bis zum Fisch hin erstreckt hat. Darauf deutet aber schon der Umstand hin, daß auch der Pegasus, der nahe bei dem Widder steht, nur mit einem Vorderteil dargestellt wird. Es dürfte demnach höchst wahrscheinlich sein, daß ursprünglich der Pegasus, der Stier und der südwestliche Fisch an einander grenzten, daß aber später zwischen sie der Widder (und der nordöstliche Fisch) eingeschoben wurde, wodurch der Pegasus sowohl wie auch der Stier verstümmelt werden mußten. — Nach den babylonischen Schöpfungslegenden befinden sich dort, wo später Himmel und Erde sind, im Anfang die Wasserwüste, das Weltmeer, als männliches Wesen, und das Meer, genannt Tiāmat, als weibliches Wesen gedacht. Marduk, der Gott der Frühsonne des Tages und des Jahres, spaltet letztere nach einem Kampfe in 2 Teile und stellt die eine Hälfte als Himmel auf, die andere (nachdem sie umgestülpt) als Erde — inmitten des Ozeans, der die Welt jetzt ganz umgiebt. Die Bedeutung dieses Mythus liegt auf der Hand: Marduk, der Gott des Lichts, spaltet das gestaltlose Reich der Nacht am Morgen in Himmel und Erde. Der Lichtbringer am Morgen wird der Lichtbringer im Anfang, und die Legende von der Weltschöpfung ist nichts weiter als ein mythifizierter Sonnenaufgang.

Die Meerflut Tiāmat streitet nicht allein gegen Marduk. Sie hat außer ihrem Gemahl (resp. Geliebten) Kingu ein Heer von Ungeheuern in ihrem Gefolge. Zu diesen gehören auch ein Skorpionmensch, ein Ziegenfisch, ein Fischmensch und ein Widder. Wir berührten schon oben die Idee einer Wassergegend am Sternenhimmel westlich vom Stier, dem Symbol des Marduk, des Überwinders der Tiāmat. In diesem Revier befinden sich im Tierkreis ein Skorpion, ein Ziegenfisch, ein Fisch und ein Widder. Daraus dürfte sich als unabweislich der Schluß ergeben, daß die Tierkreisbilder zu den Monstren der Tiāmat stehen, mit anderen Worten, daß die Monstra der Tiāmat, der uranfänglichen Meerflut, die Marduk überwindet, in die Meer- und Wassergegend des Fixsternhimmels versetzt wurden, die Marduk, die Frühlingssonne, überwindet, ehe er in das Zeichen des Stiers, seines Symbols tritt. Was für eine Bedeutung die Tierkreisbilder Schütz und Wassermann haben, wird zum Teil unten erörtert werden. Der Letztere ist vermutlich älter als die Zwölfteilung des Tierkreises. Der Schütz, der als Centaur dargestellt wird, also als ein Monstrum, repräsentiert höchst wahrscheinlich auch irgend einen Helfershelfer der Tiāmat, vielleicht gar ihren Gemahl Kingu. Doch ist dies in Ermangelung von positiven Angaben der Keilinschriften vor der Hand eine bloße Vermutung.

Aus diesem Ursprung der westlich vom Stier befindlichen Tierkreisbilder ergeben sich nun weitere Thatsachen von Wichtigkeit. Wenn der Widder einst als Tier der Tiāmat an den Himmel kam, so müssen seine Sterne damals in der Wassergegend des Himmels gestanden haben. Es muß also zu der Zeit, als er aufkam, die Sonne ihren Frühlingspunkt in unserem Stier gehabt haben. Im Hauptteil des Stiers, d. h. in der Nähe des Aldebarān, stand die Sonne zu Frühlingsanfang vor mehr als 4900 Jahren. Folglich ist der Widder (und der Stier) vor mindestens 4900 Jahren, also spätestens um 3000 v. Chr., eingeführt. Daraus ergiebt sich aber weiter, daß zum mindesten auch der Skorpion wenigstens 4900 Jahre alt ist; denn die Sonne stand in derselben Periode zu Anfang des Herbstes in der Nähe des Antares, des Hauptsterns im Skorpion, in der sie zu Anfang des Frühlings in der Nähe des Aldebarān stand. Und da wir Grund genug zu der Annahme haben, daß die gewaltsame Verdrängung des Hinterteils des Stiers durch den Widder einen wichtigen Zweck zur Voraussetzung hatte, so dürfte gleichzeitig mit Einführung des Widders die Zwölfteilung des Tierkreises stattgefunden haben, dieser also mindestens 4900 Jahre alt sein.

Wir sind nun in der glücklichen Lage, unter Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse Babyloniens ein so hohes, resp. höheres Alter für verschiedene andere Tierkreisbilder wahrscheinlich zu machen, wenn nicht zu erweisen. Wenn der Löwe, wie die übrigen Tierkreisbilder, im letzten Grunde symbolische Bedeutung hat, so kann er nur die glühende, wütende Hitze der Sonne des Sommers veranschaulichen, und wenn auch der Wassermann als Symbol aufzufassen ist, so dürfte er unzweifelhaft die Regenzeit und kühlere Zeit des Jahres bezeichnen. Nun stand aber die Sonne in derselben Periode zur Zeit der Sommersonnenwende im Löwen und zur Zeit der Wintersonnenwende im Wassermann, in der sie zu Frühlingsanfang im Stier und zu Anfang des Herbstes im Skorpion stand. Es dürften daher der Löwe und der Wassermann wenigstens ungefähr aus der Zeit stammen, in der Stier und Skorpion eingeführt wurden, also aus der vor 3000 v. Chr. Weiter läßt sich für den Namen Spica (= Ähre) des Hauptsterns in der Jungfrau, der bei den Babyloniern „Stern des in Ähren stehenden Korns" heißt, ein zum mindesten eben so hohes Alter aus dem Namen selbst erschließen lassen. Derselbe führt darauf hin, daß er einst gegeben ward, als zur Zeit des in Ähren stehenden Korns, also spätestens zur Zeit der Ernte, die Spica eine besonders beachtenswerte Stellung am Himmel einnahm. Da von der 2. Jahresernte, nach unserer Zeitrechnung in der 2. Hälfte des Frühlings, nicht die Rede sein kann, so kann nur die erste in Betracht kommen, die in der 2. Hälfte unseres Winters stattfindet, und darum auch nur der antheliſche Aufgang d. i. der Aufgang des Sterns nach Sonnenuntergang oder der antheliſche Untergang d. i. der Untergang des Sterns vor Sonnenaufgang zu oder unmittelbar vor der Zeit dieser Ernte als Veranlassung zu der in Rede stehenden Benennung. Da diese Ereignisse zwischen dem 50. und 40. Tage vor Frühlingsanfang zwischen

den Jahren 2700 u. 4000 v. Chr. Geburt stattfanden, so dürfte auch der babylonische Name der Spica mindestens schon 3000 Jahre v. Chr. Geburt, vielleicht aber schon früher im Gebrauch gewesen sein.

Aus allen den oben angeführten Thatsachen dürfte sich nun ungefähr folgende Geschichte des Tierkreises zusammenstellen lassen: Als älteste Bestandteile desselben können gelten der Stier, der auch den Raum des Widders umfaßte, ein Symbol der Frühlingssonne Marduk, der Löwe, der sich (wie früher einmal der arabische Löwe) vielleicht viel weiter nach den Seiten hin erstreckte, ein Symbol der Sommersonne, der Skorpion, dessen Scheeren von der Waage gebildet wurden (und der möglicherweise, worauf eine babylonische Darstellung eines Schützen mit Skorpionenleib hinweisen könnte, auch den Raum des Schützen einnahm) zur Andeutung des Anfangs der kühleren Regenzeit des Jahres, und der Wassermann als Symbol der Wasser d. i. Regenzeit des Jahres. Ebenso alt mag der westliche Fisch als Symbol der Regenzeit einerseits und Eas, des Vaters des Frühlingsgottes Marduk, sein, wie auch die Spica = Ähre, deren antheliſcher Aufgang (oder Untergang) die beginnende Ährenreife oder Ernte anzeigte.

Nun kam man nicht allzu lange nachher auf die Idee, den Tierkreis in 12 Teile zu teilen und diese mit 12 Namen zu benennen. Man besetzte die Winter- und Wassergegend des Himmels mit einem Teil der Helfershelfer der Tiāmat, des Urmeers. So kamen der Ziegenfisch, der östliche Fisch und der Widder an den Himmel, wobei dem Stier, der sich über mehr als den zwölften Teil des Himmels erstreckte, das Hinterteil genommen ward, um an dessen Stelle den Widder zu setzen. Ebenso teilte man den Skorpion, der auch mehr als 30 Grad am Himmel einnahm, in den Skorpion und die Scheere (n des Skorpion). Das letzte Ereignis in der Geschichte des Tierkreises fand im Jahrtausend vor Chr. statt. Als die Sonne ihren Herbstpunkt in den Scheeren des Skorpion hatte, d. h. als sie zur Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche, zu der sich nach babylonischer Ausdrucksweise „Tag und Nacht wägen," in den Scheeren des Skorpion stand, benannte man diese mit dem Namen „Waage". Obwohl derselbe bei den Babyloniern noch nicht gefunden ist, so dürfte doch der Umstand, daß die Mandäer (in Südbabylonien) noch heutzutage die Bezeichnung „Waagebalken" dafür haben, genügen, um die Ansicht zu widerlegen, daß er occidentalischen Ursprungs ist.

Straßburg i. E. P. Jensen.

Naturwissenschaftliche Revue.

Biologische Zeitfragen. — Telepathie und Hypnotismus. — Stein der Weisen. — Physiologie der Tonkunst. — Entstehen und Vergehen der Welt. — Encyklopädie der Chemie, Zoologie ꝛc. und Physik. — Chemie der Kohlenstoffverbindungen. — Mathematische Spektralanalyse. — Ueberführen der verschiedenen Spektren eines Gases ineinander. — Elektrische Strahlen. — Die Vogelwelt im Kampfe ums Dasein. — Kennzeichen der Raub- und Wasservögel Mitteleuropas. — Natürliche Pflanzenfamilien — Pflanzenbiologische Schilderungen, Bäume und Sträucher des Waldes. — Illustrierte Flora Nord- und Mitteldeutschlands. — Wurzelknöllchen der Leguminosen. — Insektenfressende Pflanzen. — Kampf des menschlichen Körpers mit den Bakterien. — Bakterientötende Wirkung des Blutes. — Boden Schleswig-Holsteins. — Dryopithecus. — Leitfaden der Mineralogie und Geologie. — Erdtemperatur. — Schwankungen der Erdachse. — Lebensgeschichte der Gestirne. — Temperatur des Mondes. — Umdrehungsachse des Merkur. — Algol. — Mizar. — Astronomisches aus Babylon. — Weltzeit, Normalzeit, Zonenzeit.

Unsere heutige Revue beginnen wir mit einem von Preyer herausgegebenen Sammelwerk, welches den Titel: Biologische Zeitfragen[1]) trägt. Biologisch ist hier im weitesten Sinne genommen, sonst hätten die fünf ersten, die Schulreform behandelnden Aufsätze in der Sammlung kaum ihre Stelle finden können. Sie enthalten die wohl dem Leser bereits bekannten Ansichten des Verfassers über den viel umstrittenen Gegenstand. Wenn auch nicht in allen Punkten seiner Polemik gegen das humanistische Gymnasium, so kann man sich mit der Forderung völlig einverstanden erklären, der jetzt so einseitig bevorzugten Bildungsanstalt ihre Sonderberechtigungen zu nehmen und so das Publikum in den Stand zu setzen, selbst über sein Bildnngsbedürfnis entscheiden zu lassen. Es wäre nicht unmöglich, daß sich der Bildungswert der lateinischen Sprache, nicht obgleich, sondern weil sie eine tote, d. h. sich nicht mehr verändernde ist, infolge ihrer unvergleichlichen logischen Konsequenz, doch höher herausstellte, als die Vertreter der „neuen deutschen Schule“ zugeben möchten. Freilich müßte gleichzeitig auch die Art der Beaufsichtigung aufgegeben werden, die zur Folge hat, daß viele Lehrer mehr abrichten als unterrichten und erziehen.

Der zweite Teil der biologischen Beiträge ist der Lebensforschung gewidmet. Die ihn zusammensetzenden Abhandlungen, von der letzten, welche Darwin's Leben und Charakter behandelt, abgesehen, machen uns mit Hypothesen bekannt, wie sie in ähnlicher Weise schon vor fast 300 Jahren Harvey aufgestellt hat, daß alle Materie Empfindungsvermögen besitzt. Es ist in äußerst geringem Maße allen einzelnen materiellen Teilchen eigen; die Einzelempfindungen der das Protoplasma oder der die graue Substanz des Gehirns zusammensetzenden aber summieren sich und lassen in unübersehbar komplizierter Bewegung das, was wir gewöhnlich Empfindung nennen, explosionsartig entstehen, wenn ein Eindruck auf sie ausgeübt wird.

Die Erscheinungen des von Braid 1841 entdeckten Hypnotismus bilden der Hauptsache nach den Inhalt des dritten Teiles. Daraus ersieht man, daß die unter dem neuen Namen zusammengefaßten Erscheinungen vom Mesmerismus völlig verschieden sind. Wie Braid es war, so ist auch Preyer der Ansicht, daß alles Hellsehen, alle Telepathie oder angenommene Wirkung auf Entfernte auf bewußter oder unbewußter Täuschung beruht, daß der Hypnotismus nichts ist wie eine künstlich erzeugte Hysterie, und daß er physiologisch dem Schlafe sehr nahe steht. Diesen äußerst sachlichen Auseinandersetzungen gegenüber macht Wollny's[2]) Erklärungsversuch der Telepathie, die in dem bekannten geheimnisvollen Stil magnetische Wirkungen dazu heranzieht und durchblicken läßt, daß von ihr die Geheimbunde der Freimaurerei, aber auch der Jesuiten und der Iren großen Vorteil zögen, eine recht klägliche Figur. Doch aber wird mancher durch solche Schriften irre geführt, und jeder von dazu Berechtigten gegebenen Aufklärung ist deshalb weiteste Verbreitung zu wünschen. Diese Sendung zu erfüllen wird unter

---

[1]) Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

[2]) Telepathie und Hypnotismus, Leipzig, O. Wigand.

anderen auch die neue, bei Hartleben in Wien erscheinende gemeinverständliche Zeitschrift in hohem Grade geeignet sein, von der uns die drei ersten ebenso reich, wie schön illustrierten Hefte des zweiten Jahrganges vorliegen; es ist nur zu bedauern, daß dieselbe den an das Mystische anklingenden Titel des Steines der Weisen erhalten hat.

Die Schlußabhandlung der biologischen Beiträge behandelt das unbewußte Zählen, das jedem leicht gelingt, wenn ihm nicht mehr wie fünf schwarze, regellos auf ein Stück weißen Papiers gemachte Punkte zur augenblicklichen Betrachtung vorgelegt werden. Durch Übung läßt es sich auch auf größere Zahlen ausdehnen, doch wird hierbei die Zahl Zehn nur in ganz seltenen Fällen überschritten werden können. Das Erkennen der Konsonanzen und Dissonanzen der Musik beruht auf dem ähnlichen Vorgang, der im Schätzen der Entfernung und dem unbewußten Zählen einer Anzahl gereizter Nervenenden besteht.

Daß diesem Vorgang eine große Bedeutung in der Physiologie der Tonkunst zukommt, ist nicht zu leugnen. Die Helmholtz'sche Erklärung der Konsonanz und Dissonanz ist in der That darauf begründet. Ob es aber angeht, wie es Dreher in seinem den angeführten Titel tragenden Buche[1]) thut, diese Erklärung zu gunsten der älteren Euler'schen fallen zu lassen, daß die Konsonanz ihren Grund in dem Wohlgefallen der Seele an Überschaulichkeit und nicht schwer faßlicher Gesetzlichkeit habe, ob man an stelle der Helmholtz'schen Erklärung der Klangfarbe eine prästabilierte Harmonie, deren Rätsel keine Forschung zu entschleiern vermag, zweckmäßiger Weise setzen soll, ob man endlich den Gesamtrhythmus durch das Unbewußte schaffen lassen darf, möchte wohl noch sehr die Frage sein. Auch Behauptungen wie die, daß die Tonkunst oft zur Tonmalerei gezwungen sei, daß die Harmonie die Basis der gesamten Tonkunst bilde, daß Beethovens oft humoristisches Genie die Klangfarbe in bestrickender Weise benutzte, daß R. Wagner den polyphonen Stil wieder in die Mode gebracht habe u. a. dürfte schwerlich zuzustimmen sein, und so scheint diese Schrift über Helmholtz's Ansichten, die den größten Teil ihres Inhaltes ausmachen, doch nicht hinauszukommen.

Wird ihr die Voreingenommenheit für das Unbewußte zur großen Gefahr, so ist dies in viel höherem Maße noch der Fall mit den vorgefaßten Ideen, auf die die Schriften von J. G. Vogt, Entstehen und Vergehen der Welt und das Empfindungsprinzip und die Entstehung des Lebens[2]) gegründet sind. Von ihnen gilt das, was unsere vorige Revue über das philosophische System sagte. Eine Materie, die elastisch und kontraktiler Natur ist, soll das Weltall erfüllen, an einzelnen Stellen zu Verdichtungszentren von ewigem Bestande Veranlassung geben. Da solche aber auf einander störend einwirken, so erhalten sie die Benennung Störungszentren, die den organischen Gebilden der Weltkörper ihre Entstehung geben. Eine maximale Verdichtung ruft den Kern derselben hervor, der wie in den Nebelflecken aber auch fehlen kann, aus ihm entstehen durch Absprengung die Atome und der Äther, in dem dieselben schweben. Weiter sind die höchsten Spannungsgrade den intensiven Schmerzempfindungen analog, dem Maximum der Verdichtung entspricht absolute Ruhe. Diesen und damit Bewußtlosigkeit zu erreichen, ist der eigentliche Weltzweck, der Lebenszweck das Vermeiden des Schmerzzustandes. Eingehende naturwissenschaftliche Kenntnisse haben den Verfasser an der Ausarbeitung seines Systemes nicht gehindert.

Von der immer wieder von neuem zu rühmenden Verbreiterin derselben, der Encyklopädie liegen heute wieder drei weitere Lieferungen vor, je eine vom Handwörterbuch der Chemie und der Zoologie, Anthropologie, Ethnographie und eine von dem Handbuche drr Physik. Die erste reicht von Natrium bis Nitrile. Das erstgenannte Metall hat seinen Namen von Neter, einem Stoffe, der im jüdischen Altertume zum Waschen der Kleider benutzt wurde. Er war wohl nichts Anderes als Soda, wiewohl ihn Luther mit Kreide übersetzt. Von jenem Stoffe rührt die im Englischen und Französischen gebräuchliche Benennung Sodium für Natrium her. Es gehört zu den weit verbreiteten Elementen der festen und flüssigen Erdrinde, von der es nach der

[1]) Halle a. S. C. E. M. Pfeffer (R. Stricker).

[2]) Leipzig, Gottwald.

[3]) Breslau. E. Trewendt.

Schätzung von Wigglesworth Clarke) 2,28 Prozent bildet. Das Nickel gehört dagegen zu den viel selteneren Grundstoffen, dessen Menge noch nicht 0,05 Prozent beträgt. Seinen Namen verdankt es bekanntlich jenem Kupfernickel genannten Erze, aus dem der Bergmann seiner roten Farbe zum Trotz nicht im stande war, Kupfer abzuscheiden, da es keines enthält. 1751 ist es von Cronstedt als Metall erkannt worden. Nicht so leicht war dies mit dem Niobium, da dasselbe stets mit dem Tantal zusammen vorkommt und es erst durch die sorgfältigsten Arbeiten der geschicktesten Chemiker unseres Jahrhunderts gelang, beide sicher von einander zu trennen.

Das Handwörterbuch der Zoologie ꝛc. ist von Parasitismus bis Pietroassa gefördert. In längeren Artikeln behandelt es u. A. die Parsi in Gudscherad und anderen Orten Ostindiens, die Reste der alten ausgewanderten Bevölkerung Persiens, sodann die Perser, welche das Land jetzt bewohnen, die Pfahlbauer und ihre Bauten, den 1837 in Pietroassa gemachten, als Schatz des Athanarich bezeichneten Goldfund, die Muschelgattungen Patella und Pecten, die Pholaden (Bohrmuscheln), ferner die Perlenmuscheln und ihr kostbares Erzeugnis, dessen Gewinnung weit in das Altertum zurückreicht, die Entwickelung des Pericards (Herzbeutels), die Pferdezucht und die Phocae (Seehunde).

Das Handbuch der Physik betrachtet in ebenso vortrefflicher wie erschöpfender Darstellung Zug und Druck, Biegung und Torsion, Elastizität der Krystalle, Stoß, Cohäsion, elastische Nachwirkung und Hydrostatik, Abschnitte, die obwohl höchst wichtig für den Fachmann, den Laien weniger anzuziehen pflegen, namentlich wenn die Darstellung eine vorwiegend mathematische ist.

Wie bereits unsere vorige Revue zu erwähnen Gelegenheit nahm, ist der Teil der Chemie, der früher als organische Chemie der anorganischen entgegengestellt wurde, dem ganzen Lehrgebäude dieser Wissenschaft nunmehr als Chemie der Kohlenstoffverbindungen eingeordnet und neuerdings von Schorlemmer[2]) als besondere Lehre behandelt. Der Kohlenstoff unterscheidet sich von allen anderen Elementen durch die Eigenschaft, daß eine große Anzahl seiner Atome sich zu Gruppen verketten kann, welche sich in vielen Reaktionen wie ein chemisches Ganzes verhalten. In jeder solchen Gruppe können die noch freien Verbindungseinheiten durch Wasserstoff gesättigt werden, der dann wieder durch andere Elemente ersetzt werden kann. Die Kohlenwasserstoffe und ihre in der angegebenen Weise entstehenden Derivate bilden nun den Gegenstand der organischen Chemie; eine Grenze aber zwischen den organischen und den unorganischen Körpern besteht nicht. So verwickelter Natur auch jene zu sein scheinen, so bringt sie diese Art ihrer Entstehung leicht in ein übersichtliches System, und eine passend gewählte Namengebung, welche wegen ihrer manchmal wirklich monströsen Worte vielfach den Nichteingeweihten zum Spotte herausgefordert hat, läßt diese Beziehungen sofort hervortreten. In den beiden bis jetzt erschienenen Bänden des Schorlemmer'schen Buches werden zunächst die einfacheren Körper, dann die Fettkörper, endlich die sogenannten aromatischen Verbindungen behandelt. Der Schluß steht noch aus.

Das Hilfsmittel für die fortschreitende Kenntnis der Elemente, das Grünwald in der mathematischen Spektralanalyse gefunden zu haben glaubte, hat sich nicht bewährt. Vielmehr hat Kayser[3]) nachgewiesen, daß das Zusammenfallen von dunklen Linien verschiedener Spektren bei der großen Menge der in Betracht kommenden jeder Beweiskraft entbehrt. Auch die Bestrebungen, aus den Spektren mit scharf begrenzten schmalen Linien und breiteren Banden auf einen verschiedenen molekularen Bau des das Licht entsendenden Körpers zu schließen, hat Wüllner[4]) durch Untersuchungen ihrer Grundlage beraubt, die zeigten, daß bei veränderter Temperatur das eine Spektrum nach und nach in das andere überging.

---

[1]) Die relative Häufigkeit der chemischen Elemente, Chemical News. 1890 Bd. 61, S. 3. nach Natw. Rundschau 1890. S. 107.

[2]) Lehrbuch der Kohlenstoffverbindungen oder organische Chemie, 3. Aufl. Braunschw. Fr. Vieweg und Sohn 1885 u. 89.

[3]) Chemiker-Zeitung 1889. Nr. 100 u. 102.

[4]) Sitzungsberichte d. Berl. Akad. d. Wissensch. 1889, S. 1113.

Die Versuche von Hertz, welche dargethan hatten, daß elektrische Entladungen Wellenbewegungen von beträchtlicher Wellenlänge ausstrahlen, wurden von Sarasin und de la Rive[1]) fortgeführt und ihre Ergebnisse dahin erweitert, daß neben diesen Wellen wahrscheinlich eine Menge kürzerer entstehen, welche mit den Obertönen der Schallwellen in Analogie zu bringen sind.

Auch aus dem Reiche der belebten Wesen haben wir interessante Neuigkeiten zu melden. Da begegnen wir zuerst einer besser gemeinten als geschriebenen Mahnung Neumanns[2]), die Vogelwelt in ihrem Kampfe ums Dasein zu beschützen, statt ihr denselben zu erschweren. Einer Abmahnung vom Fangen derselben und Anleitung zur Herstellung von Futter- und Nistkästchen folgt eine Beschreibung der schädlichen und nützlichen Vögel und der Feinde der letzteren. Diese Bestrebungen unterstützt in freilich weitaus mehr wissenschaftlicher Form das erste Heft eines Buches von v. Riesenthal[3]), welches in 4. Auflage die Kennzeichen der Raubvögel Mitteleuropas in Wort und Bild mit größter Genauigkeit darstellt, ihre Lebensweise, ihren Schaden und Nutzen schildert, namentlich aber auch auf ihr Verhalten an der Krähenhütte eingeht. Ein Anhang behandelt ebenso die Rabenvögel, ein zweites Heft aber (in erster Auflage) die Wasservögel, welche in die fünf Ordnungen der Reiher, Schnepfen, Gänse, Taucher und Möven geteilt werden. Diesem zweiten Hefte sind vier sehr schöne Farbentafeln zugefügt, die die besonders bezeichnenden Teile der einzelnen Tiere, auch wohl den ganzen Vogel, darstellen.

Wenden wir uns nun zur Botanik, so haben wir hier von Neuigkeiten zu berichten, die sich hinsichtlich des Interesses, welches sie erregen, und der trefflichen Ausstattung, in der sie dies thun, den Vorrang streitig machen. Da sind zunächst zwei neue Hefte der natürlichen Pflanzenfamilien von Engler und Prantl[4]), die die Clethraceen, die Pirolaceen, darunter die chlorophyllose Humuspflanze Monotropa (Fichtenspargel), deren Wurzel stets mit einem Pilze zusammenlebend gefunden wird, die sonderbar gestalteten, in Mexiko einheimischen Schmarotzergewächse der Sennoaceen, die reizenden Ericaceen mit den Heidelbeeren, Alpenrosen, dem Erdbeerbaum und der Heide, die australischen Epacridaceen die arktisch-alpinen Dispensiaceen, endlich die tropischen Myrsinaceen enthalten. Viele kennt der Leser nicht einmal dem Namen nach; er wird nicht bereuen, sie in solcher Darstellung kennen zu lernen. Ebenbürtig neben diesem Werke stehen Göbel's pflanzenbiologische Schilderungen[5]), die um so mehr Beachtung verdienen, als sie ein bisher kaum erschlossenes Gebiet anbauen. Bei der Bildung der Organe der Pflanzen glaubt Verfasser einen neuen Faktor noch einführen zu müssen, der früher nicht beachtet wurde, welcher in den Pflanzen selbst liegt. Sonst würde es z. B. nicht erklärbar sein, wie sich bei den Orchideen ein so verwickelter Apparat zur Ermöglichung der Übertragung des Blütenstaubes auf das Pistill bilden konnte, der trotzdem viel weniger sicher wirkt, als der überaus einfache und nie versagende des gewöhnlichen Kreuzkrautes. Der Verfasser schildert dann die eigentümlichen Fettpflanzen, deren fleischige Stengel als Wasserbehälter für trockene Zeiten dienen. Sie versehen zugleich die Funktionen der Blätter, die zu Stacheln geworden sind. Dieser scheinbare Verlust gewährt der Pflanze den Vorteil, daß die ausdünstende Oberfläche kleiner geworden ist, und wirksame Waffen gegen Tiere, die ihren Durst an dem von ihr aufgespeicherten Wasser löschen wollen. Der Beschreibung dieser merkwürdigen Verhältnisse schließt der Verfasser die der berühmten Mangrovewälder an, jener eigentümlichen Strandvegetation Südasiens, endlich die der höchst merkwürdigen Gruppe der Epiphyten, der Pflanzen, welche wie unsere Moose und Flechten Baumstämme als Befestigungsort benutzen, ohne aber von ihren Säften zu zehren, wie das die eigentlichen Schmarotzer thun. Auf ihrem hohen Standort müssen sich diese Mieter mit Wasser und Humus freilich durch besondere Ein-

[1]) Archives des sciences physiques naturelles 1889, S. 283. Nach naturwiss. Rundschau 1890, S. 48.

[2]) Ilmenau und Leipzig, Aug. Schröters Verlag (Fr. Schneider).

[3]) Berlin, Mückenberger.

[4]) Leipzig, Engelmann.

[5]) Marburg, Elwert.

richtungen versorgen. Sie sind auf die verschiedenste Art hergestellt. Die einen bestehen aus Nischenblättern, die abgefallene Pflanzenteile auffammeln, welche verwesend den Humus bilden, den dann bald die Wurzeln durchziehen. Die anderen sind Knollen, zur Aufbewahrung des Wassers, in denen beim Älterwerden hohle Gänge auftreten. Da diese regelmäßig von Ameisen bewohnt werden, so glaubte man, daß die Pflanze zu ihrem Schutze dieser streitbaren Kerfe bedürfte; doch ist daß wohl nur in ganz beschränkten Maaße der Fall. Als drittes botanisches Prachtwerk reihen sich die von Hempel und Wilhelm herausgegebenen, von Liepoldt illustrierten Bäume und Sträucher des Waldes an. Man weiß nicht, ob man die großen prachtvollen Farbentafeln, die schönen Holzschnitte, die elegante Ausstattung oder den interessanten Text bei dem mäßigen Preise des Werkes mehr bewundern soll. Die drei bis jetzt vorliegenden Lieferungen wenden sich nach allgemeinerer Einleitung zur Betrachtung der Nadelhölzer und der Fichte im besonderen und führen hier alles Wissenswerte sorgfältig an. Wenn auch in erster Linie für den Forstmann berechnet, so wird doch auch jeder Freund des Waldes — und wer wäre das nicht — das schöne Werk zu größter Befriedigung zur Hand nehmen.

Unsere einheimischen Pflanzen behandelt in ihrer Gesamtheit Potonié in der illustrierten Flora Nord- und Mitteldeutschlands,[1]) deren 4. Auflage nunmehr vorliegt Im allgemeinen Teil findet der Freund der Botanik alles, was zu wissen ihm wertvoll sein kann, die Schilderung der Pflanzenformen, der wichtigsten Lebenserscheinungen, so die Übertragung des Blütenstaubes durch Insekten und die Mittel zum Transporte der Früchte. Aber auch die geographische Verbreitung der Pflanzen, ihre Einteilung nach dem Standort und der Höhe derselben über dem Meere fehlt nicht. Das Bestimmen unterstützen gute Abbildungen, und es ist nur zu verwundern, daß Größenbezeichnungen nicht beigegeben worden sind und somit dies bedeutsame Erkennungsmittel unberücksichtigt geblieben ist. Daß es nicht im Plane des Verfassers liegen konnte, die neuerdings so wichtig gewordenen kleinsten Pilze in das Bereich seiner Betrachtungen zu ziehen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Sind dieselben doch nur mit dem Mikroskop zu sehen, zu dessen Benutzung Liebhaber und Schüler nur in ganz einzelnen Fällen die nötigen Vorstudien machen. Bei dem unberechenbaren Schaden aber, den uns zuzufügen diese winzigen Pflänzchen im stande sind, bei der Gefahr, die ihre zu reiche Entwickelung uns bringen kann, sind sie je länger je mehr Gegenstand eingehender Forschung geworden. Da hat man denn gefunden, wie der Leser dieser Revuen weiß, daß sie den Pflanzen aus der Klasse der Leguminosen und damit mittelbar uns vom größten Nutzen sein können, indem sie dieselben veranlassen, Wurzelknöllchen zu bilden, in denen sie sich entwickeln, und die Pflanze in der Aufnahme des ihren Nahrungswert hauptsächlich bedingenden Stickstoffs unterstützen. Die Sache war freilich auch von vielen angefochten, doch haben neuerdings die Untersuchungen von Frank[2]) den Nutzen der in den Knöllchen befindlichen Bakterien bestätigt. Freilich nicht für alle Leguminosen; denn während sie der Bohne keine Dienste leisten, ersetzen sie der Erbse und Lupine die Wirkungen des Humus, falls derselbe diesen Pflanzen fehlt, gewähren ihr aber keinen Nutzen, wenn Humus ihren Wurzeln zur Verfügung steht.

Eine andere merkwürdige Entdeckung hinsichtlich der Wirkungsweise der Bakterien auf den Blättern der Insekten fressenden Pflanzen hat Tischutkin[3]) gemacht, die geeignet ist, den Widerspruch zu beseitigen, daß reichliche Fütterung derselben mit dieser Speise durchaus nicht besseres Gedeihen zur Folge hatte. Die zu diesen Pflanzen gehörige Pinguicola bildet auf ihren Blättern, sobald dieselbe durch aufgelegtes Eiweiß oder Insekten gereizt werden, einen Saft, der die Eiweißstoffe löst. In diesem Safte war aber kein Stoff nachzuweisen, der eine solche Wirkung hat. Tischutkin glaubt deshalb zu der Annahme gezwungen zu sein, daß in dem Saft lebende Bakterien die Auflösung des Eiweißes bewirken, und dann weiter schließen zu müssen, daß es sich bei den übrigen „insektenfressenden" Pflanzen ebenso verhält.

---

[1]) Berlin, J. Springer.
[2]) Berichte der deutsch. botan. Gesellschaft VII. 1889. 32.
[3]) Ebendaselbst VII. 1889. 346.

Diese Fähigkeit zu zerstören ist es besonders, die sie auch dem menschlichen Körper unter Umständen so gefährlich machen kann. Derselbe liegt deshalb wohl zu allen Zeiten mit den Bakterien im Kampfe, und die Schilderung dieses Kampfes bildet den Inhalt einer akademischen Rede Arnolds[1]). Mit dem Wasser, der Luft, der Nahrung, aber auch durch die Poren der Haut können sie eindringen. Das erste ist in $^1/_2$ m Tiefe unter der Oberfläche der Erde sehr reich daran, dann nehmen sie plötzlich ab. Wie die in der Luft in sehr wechselnden Mengen vorhandenen, sind sie keineswegs immer Krankheiten erzeugend. Die Mundschleimhaut wiederum ist gegen ihr Eindringen wohl durch den ihr eigenen Bau geschützt, mit Ausnahme der Mandeln, die deshalb auch so leicht in Entzündung geraten. Die Luftwege schützt dagegen ihre Wimperbekleidung. Die stets in großer Menge im Darm enthaltenen, die Rotweingenuß ganz bedeutend vermindert, werden nur gefährlich, wenn die Wände des Darms in Folge eingetretener anderweiter Störungen für sie durchlässig werden. Daß diesen mannigfaltigen Angriffen der menschliche Körper widerstehen kann, wird, wie der Leser weiß, jetzt meistens den Leucocyten, den weißen Blutkörperchen, zugeschrieben, obwohl dieser Ansicht noch mancherlei Schwierigkeiten entgegenstehen. Immerhin ist sie aber annehmbarer als die, welche die Immunität des menschlichen Körpers in Stoffen sieht, die die Bakterien erzeugen und die ihnen selbst schädlich werden, oder Erschöpfung des Nährbodens oder gar eine Änderung der Organe durch das Eindringen der ungebetenen Gäste dafür verantwortlich macht. Nach den Untersuchungen von Buchner[2]) ist es auch in der That das Blut, welches die Immunität bedingt, aber nicht die in ihm befindlichen Leukocyten, sondern vielmehr ein in seinem Serum gelöster Stoff, der die Bakterien tötet.

So würde das Blut denn auch in dieser Hinsicht seinen alten Ruhm als ganz besonderer Saft bewähren. Wie aber dieser Saft abweichende Eigenschaften von denen aller anderen Flüssigkeiten hat, so unterscheidet sich der humusreiche Erdboden von allen anderen Boden- und Gesteinsarten. Seinem Kohlegehalt verdankt er die Eigenschaft, im Wasser gelöste oder suspendierte Stoffe zurückzuhalten und dadurch nicht nur den Pflanzen ihr Wachstum zu ermöglichen, sondern auch, wie bereits erwähnt, ein bakterienfreies Trinkwasser zu liefern. Je nach seinen mineralischen Bestandteilen ist dann aber der Boden geeignet, die eine oder andere Pflanze besser gedeihen zu lassen. Ist somit die geologische Beschaffenheit eines Landes für den Landwirt von großer Wichtigkeit, so ist sie es auch dem Industriellen, der bestrebt ist, seine mineralischen Schätze nutzbar zu machen. Von solchen Gesichtspunkten ist demnach auch die genaue Durchforschung kleinerer Bezirke von großem Interesse, und der Leser mag sich davon durch das Studium der Schrift überzeugen, in welcher Haas[3]) die geologische Bodenbeschaffenheit Schleswig-Holsteins schildert. Im Osten durch die äußerst fruchtbare Marsch, im Westen von einem waldbedeckten, an Seen reichen Hügelland gebildet, liegt in seiner Mitte die unfruchtbare Geest und Haide, und der Nachweis, daß diese Gestaltung das Land seiner zweimaligen Vergletscherung verdankt, macht das Buch nur noch interessanter. Diese Vergletscherung fiel in eine Erdepoche, in der die Tier- und Pflanzenwelt des bis dahin wärmeren Europas zu Grunde ging. Damals lebte jener anthropoide Affe, der Dryopithecus, in unserem Erdteil, den man als den Stammvater des Menschen ansehen zu müssen glaubte, und zwar auf Grund eines Unterkiefers hin als des einzigen Überrestes, über welchen man verfügte. Ein vor kurzem gemachter Fund eines zweiten solchen Kiefers hat aber nun alle diese Schlüsse über den Haufen geworfen. Gaudry[4]) hat gezeigt, daß der Dryopithecus noch niedriger steht als mehrere lebende Affen und damit die jetzt bei weitem verbreitetste Ansicht bestätigt, daß man ein Zwischenglied zwischen Mensch und Tier noch nicht gefunden hat.

---

[1]) Heidelberg, Winter.

[2]) Zentralblatt für Bakteriologie und Parasitenkunde Bd. V und VI. Nach naturw. Rundschau 1890, S. 32.

[3]) Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer.

[4]) Comptes rendus CX. 1890. S. 373.

Ein noch kleineres, aber geologisch um so interessanteres Gebiet schildert uns Schucht[1]) in der Geognosie des Okerthales. Hier stehen in selten großer Zahl verschiedene geologische Schichten zu Tage, und in ihrem Aufweis beruht das große Interesse der genannten Schilderung. Indem ferner die Verwertung der dort zur Verfügung stehenden Erdprodukte neben allem geologisch Sehenswerten dieses schönen Harzthales genau beschrieben wird, ist die Arbeit wohl geeignet, den Genuß einer Wanderung durch dasselbe nicht unbedeutend zu erhöhen. Daß zu ihrem Verständnis geologische und mineralogische Kenntnisse erforderlich sind, ist allerdings zu betonen, aber solche sind in jetziger Zeit in genügendem Umfang nicht schwer zu erwerben. In dieser Hinsicht können wir auf den eben erschienenen Leitfaden der Mineralogie und Geologie von Wossidlo[2]) aufmerksam machen, der, durch vollständige Abbildungen wirksam unterstützt, dazu gut verhelfen kann.

Solche Einzelbilder vereinigen sich dann zu dem Gesamtbild der Entstehung der Erdoberfläche überhaupt, die in Zeiten zurückreicht, in denen die Eigenwärme unserer Planeten ihren jetzigen Wert weitaus überstieg. Über diesen klar zu werden, hat man bereits seit langer Zeit die namentlich in dem norddeutschen Steinsalzgebiet herabgetriebenen Bohrlöcher benutzt. Das tiefste derselben, das zu Schladebach in der Nähe von Halle, geht bis 1716 m; über die in ihm und dem die Tiefe von 1111,45 m erreichende zu Senkewitz bei Halle gemachten Beobachtungen hat vor kurzem Köbrich[3]) berichtet. Sieht man von der Erhöhung des Schmelzpunktes vom Drucke ab und nimmt an, daß die erhaltene Temperaturabnahme nach demselben Gesetze in der Tiefe weiter gehe, so würde in 1845 m Tiefe Kalium, in 3632 Schwefel, in 36495 m Silber, in 56775 m Gold, in 93001 m Platin geschmolzen sein, in einer Tiefe von 104708 m oder 14,1 geographischen Meilen die höchsterreichte Temperatur des Hochofens von 2850° C. herrschen. Die höchste in Schladenbach beobachtete Temperatur war 57,6° C,

Aus der Abkühlung der Erde hat man bisher die geologischen Vorgänge erklären zu müssen geglaubt, die neben der Wirkung von Wasser und Luft ihren jetzigen Zustand herbeiführten. Diesen hat neuerdings, wie wir früher bereits erwähnten, Schiaparelli[4]) eine neue hinzugefügt, welche durch eine veränderte Lage der Erdachse hervorgerufen werden kann. Um zu prüfen, ob Schwankungen der Erdachse zu beobachten seien, hatten sich die Sternwarten zu Berlin, Potsdam, Straßburg, Prag zu gemeinsamer Arbeit vereinigt. Im 1. Halbjahr 1889 wurde keine Änderung beobachtet, im dritten Vierteljahr trat erst ein Wachstum, dann eine Verminderung der geographischen Breiten der genannten Observatorien ein, und es zeigte sich, als die Bewegung im Januar dieses Jahres ein Ende fand, daß die Polhöhe der vier genannten Orte um mehr wie $^1/_2$ Sek. abgenommen hatte.[5])

So hat die Erde ihre Lebensgeschichte, so haben solche alle Gestirne. Diese zu schildern, ist der Zweck eines von Wilh. Meyer[6]) bereits in 2. Auflage vorliegenden Werkes, das an dem Gleichnis menschlicher Verhältnisse seinen Gegenstand klar zu machen sucht. Gelingt dies nun auch in vielen Fällen in vortrefflicher Weise, so muß man doch fragen, ob es recht gethan ist, die erhabensten Dinge, für deren würdige Schilderung Humboldt im Kosmos ein bisher unübertroffenes Muster aufgestellt hat, in solcher Weise in die Kleinlichkeit menschlicher Verhältnisse herabzuziehen. Die Auseinandersetzungen erhalten wir in Briefen an eine Freundin; man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß die angeschmachtete „Madame" sich besser an Gegenstände hielte, die sich für ihr Wesen mehr eigneten.

---

[1]) Harzburg, C. R. Stolle.

[2]) Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

[3]) Zeitschr. für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen im preußischen Staate. Ann. 1890, S. 100.

[4]) Bulletin astronomique 1889, S. 480. Naturw. Rundschau 1889, d. 1. Okt.

[5]) Astronomische Nachrichten.

[6]) Jena, Fr. Mauke.

Da die in dem Buche behandelten Gegenstände das größte Interesse für jeden haben, so haben wir es nie versäumt, über alles sorgfältig zu berichten, was in ihrem Reiche neu entdeckt wird. Heute haben wir zu erwähnen, daß Langley[1]) durch die sorgfältigsten Untersuchungen die Temperatur der Mondoberfläche bestimmt hat. Er hat sie geringer gefunden, als man früher annahm, auf der sonnenbestrahlten Mondhälfte nämlich nicht größer wie 50° C. Die Eigenschaft des Mondes, der Erde stets eine Seite zuzukehren, hat Schiaparelli beim Merkur wiedergefunden. Auch er wendet immer seine eine schwerere Seite der Sonne zu, und es stimmt somit seine Umdrehungszeit mit seiner Umlaufszeit um die Sonne überein. Auch die Spektralanalyse der Gestirne hat neue wichtige Entdeckungen aufzuweisen. Zunächst hat sie die Erklärungsweise des Lichtwechsels eines der merkwürdigsten Fixsterne, des Algol im Perseus, der eine äußerst kurze Periode besitzt, bestätigt, daß sich derselbe mit einem dunkeln Begleiter um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt bewegt[2]). Sodann hat sie in dem Sterne Mizar des großen Bären, dem Deichselsterne des als Wagen betrachteten Sternbildes, dem das bekannte Reiterchen scheinbar so nahe steht, daß es nur scharfe Augen gesondert sehen können, während es in Wirklichkeit durch ungeheure Räume von ihm getrennt ist, dem aber die Fernrohre auch einen mit ihm denselben Schwerpunkt umkreisenden Begleiter zuerkannt hatten, noch einen dritten Begleiter zugesellt, von solcher Kleinheit freilich, daß er gesondert nie gesehen werden kann[3]).

Neben diesen den Raum überwindenden Ergebnissen astronomischer Forschung hat die Archäologie dieselbe auch in den Stand gesetzt, ihre Untersuchungen auf die astronomische Thätigkeit vergangener Zeiten auszudehnen. Die Auffindung der Ruine einer alten Chaldäischen Sternwarte in Aber Habba bei Bagdad lieferte eine Menge Ziegeltafeln, auf welche Beobachtungen aus den Jahren 123—109 v. Chr. eingegraben waren. Ihre Deutung durch Epping[4]) und Straßmaier ließen die Zeiteinteilung jener Forscher, die die unsrige wahrscheinlich nicht unbedeutend beeinflußt hat, rekonstruieren, und es ist nicht unmöglich, daß die Beobachtungen der Babylonier auch in unserer Zeit noch einmal benutzbar werden.

Die Frage nach einer Ersetzung der jetzt üblichen Ortszeiten, die bekanntlich für auf verschiedenen Meridianen gelegene Orte verschiedene sind, ist neuerdings von Osborne[5]) wieder beleuchtet worden. Da es nicht angängig sein dürfte, auf der ganzen Erde die Zeit eines Ortes, z. B. der Sternwarte in Greenwich, einzuführen, so befürwortet derselbe die Einteilung der Erde in Zonen von 15°, die, auf einem Parallelkreise gemessen, ihre Zeit als gleich nehmen sollen. Der Zeitunterschied zweier benachbarter solcher Zonen, von denen zwei auf Rußland, zwei auf das übrige Europa kämen, wäre dann gerade 1 Stunde, der größte Unterschied zwischen Ortszeit und Zonenzeit somit nur $^1/_2$ Stunde. Diese ließe sich leicht bei den Zeitbestimmungen des täglichen Lebens berücksichtigen. Es ist klar, daß namentlich für den Eisenbahndienst die Einführung dieser Neuerung große Bequemlichkeit im Betrieb zur Folge haben würde.[6])

---

[1]) Amer. Journ. of Science 1889. S. 421, nach naturw. Rundschau 1890, 157.
[2]) Astronomische Nachrichten Nr. 2944.
[3]) Naturw. Rundschau 1890, S. 1.
[4]) Amer. Journ. of Science 1890. S. 56. Nach naturw. Rundschau 1890, S. 145
[5]) Astronomisches Babylon, Freiburg, i. B. Herder'sche Verlagsbchdlg.
[6]) Haben die vorgeschlagenen Neuerungen in unserer Zeiteinteilung Aussicht eingeführt zu werden? Dresden, Warnatz und Lehmann.

Litterarische Berichte.

Hans Ulrich Freiherr von Schaffgotsch. Ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges von J. Krebs. Breslau 1890. Verlag von Wilh. Gottl. Korn.

Eines Schlesiers Leben und Sterben erzählt von einem Schlesier, dem schlesische Archive das hauptsächlichste Material boten, darf wohl in Schlesien auf besonders sympathisches Interesse rechnen; für die Geschichte des 30jährigen Krieges aber ist das vorliegende Werk von allgemeinem Werte. Das Schicksal Hans Ulrichs von Schaffgotsch, den des Friedländer's Untergang mit ins Verderben zog, wird von J. Krebs in ausführlicher und wohlbegründeter Weise dargestellt. War sein Los ein verdientes? Die Frage bleibt allerdings ebenso eine offene, wie die Geschichtsschreibung über Wallenstein's Schuld, so viel wertvolles Material man auch zur „Wallensteinfrage" entdeckt hat, durch die neueste Forschung im Grunde nicht weiter gekommen ist, als Schiller in seiner genialen Dichtung. Jene schwankende Zeit zeigt uns zumeist schwankende Charaktere, über die mit einem Worte nicht abgeurteilt werden kann. Mit Recht hebt Krebs hervor, wie durch die exorbitante Gewalt, die Wallenstein mit seinem 2. Generalate erlangt hatte, die Stellung seiner Generale eine besonders schwierige wurde; namentlich gefährlich für eine so wenig selbständige Natur, wie sie Hans Ulrich besaß, der dann in dem Streben, es weder mit dem Kaiser noch mit dem bis zum letzten Augenblicke ihm übermächtig erscheinenden Generalissimus zu verderben, sich selbst die Grube grub. Krebs ist geneigt, seinen Helden als Märtyrer hinzustellen. Daß andere, die dem Hause Oesterreich gegenüber sich nicht weniger schuldig gemacht hatten, glimpflicher von diesem behandelt wurden, ist Thatsache. Schaffgotsch war eben nächst denen, die in Eger fielen, als General von der Kavallerie und Oberbefehlshaber in Schlesien der vornehmste „Verräter", und so war an ihm das wirksamste Exempel zu statuieren. Die Grausamkeit aber, ihn fast anderthalb Jahre lang von Gefängnis zu Gefängnis zu schleppen und nach der Verurteilung noch der schimpflichen Qual der Tortur zu unterwerfen, war gewiß eine unnötige und überharte. Daß der Freiherr dies standhaft ertrug und besonders, daß er seinem protestantischen Glauben unerschütterlich treu blieb — seinen Kindern war es überlassen, sich durch Uebertritt zum Katholizismus die Rückgabe eines Teils der großen Güter ihres unglücklichen Vaters zu erkaufen — ist sehr geeignet, ihm die Sympathien auch derer zuzuwenden, die, Krebs gegenüber, ihn von bewußten Abfallsgelüsten vom Kaiser nicht loszusprechen vermögen. Denn daß sein „heldenhafter, wahrhaft bewundrungswürdiger Tod" (S. 158) ein zwingender Beweis für das Bewußtsein seiner Unschuld ist, können wir Krebs ebensowenig zugeben, wie daß er sein Doppelspiel Anfang 1634 vornehmlich deshalb trieb, „weil er nicht gegen den Kaiser Partei ergreifen wollte." Krebs selbst sagt vorher (S. 82), daß Schaffgotsch grade bei seiner Verhaftung im Begriffe stand, seine Halbheit „zum Verderben des Kaisers" aufzugeben. — Von besonderem historischen Werte sind die zahlreichen Akten-Beilagen, und interessant die sehr gelungene Nachbildung der Unterschrift des ersten Pilsener Schlusses (aus der Warmbrunner Bibliothek). H. Gr.

Das Lateinische in seinem Recht als wissenschaftliches Bildungsmittel. Von Dr. Hermann Planck, Professor am Kgl. Realgymnasium in Stuttgart. Wiesbaden. 1890 Verlag von C. G. Kunze's Nachfolger (Dr. Jacoby).

In dem heftigen und leider zuweilen ohne rechte Mäßigung geführten Kampfe zwischen den Vertretern des humanistischen und des Realgymnasiums, der antiken und der modernen Bildung, einem Kampfe, dessen Entscheidung nun doch für die letztere Richtung sich günstiger zu gestalten scheint, ist es trotz der kaum noch übersehbaren Zahl der aus beiden Lagern aufliegenden Geschosse doch immer noch von besonderem Interesse, einen berufenen Bannerträger der ersteren Partei für seine Sache einen mühevollen, dabei aber besonnenen und nicht von blindem Eifer geleiteten Vorstoß machen zu sehen. Indem der Verfasser besonders gegen Professor Schmeding das Lateinische (warum nicht auch das Griechische?) in seinem alten Rechte verteidigen will, sagt er zunächst sehr richtig, daß die Feinde des Gymnasiums fast ausschließlich, was Lehre und Methode betrifft, in Gedanken sich ein Schauergymnasium konstruieren und wacker über dieses herfallen, als ob in der That alle so, die Realgymnasien aber sämtlich besser beschaffen wären, eine Kampfesart, bei der eine Verufung an das aufrichtige Bekenntnis der Streitenden nahe gelegt wird, ob sie denn wirklich aus ihrer Schüler- oder Lehrererfahrung auf dem Gymnasium nur so entsetzliche Anschauungen und gar keine bleibenden Vorteile gewonnen haben. In durchaus maßvoller, rein sachlicher, klarer und, wie wir meinen, überzeugender Darstellung entwickelt der auf reiche Erfahrungen bauende und in beiden Bildungskreisen bewanderte Schulmann den hohen Bildungswert des Lateinischen, welcher in dem Wortschatz, der Formenlehre,

Syntax, Wortstellung, Uebersetzung und Bildung durch die Lektüre sich ausprägt, ohne daß dem neusprachlichen Studium der ihm gebührende Wert abgesprochen oder verkürzt wird. Die im Werke selbst gegebenen eigenen Beispiele und die im Anfange hinzugefügten Uebersetzungsproben von Teuffel dienen seinen Ausführungen als gelungene Beweismittel und widerlegen die Ansicht, daß der Ausdruck in einer alten Sprache nur in ganz beschränkten Gedankenkreisen möglich sei. Die nach langem Sträuben einseitiger Philologen doch endlich durchgedrungene Ueberzeugung, daß in der Behandlung der alten Sprachen auf dem humanistischen Gymnasium vieles vom Uebel und daher zu ändern ist, hat nur zu oft zur Begeisterung für eine radikale Reform und für gänzliche Beseitigung der antiken Bildung veranlaßt, und diesem Extrem tritt Professor Planck's Schrift mit Entschiedenheit und mit vollem Recht entgegen. Wir empfehlen dieselbe allen aufs dringendste mit dem Wunsche, daß dieses Loblied auf das Lateinische kein Schwanenlied sein möge. C. S.

In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes. Reise der Dr. Hans Meyer'schen Expedition in Usambara von Dr. Oskar Baumann. Mit 18 Illustrationen von Ludwig Hans Fischer und Franz Zimmermann nach Skizzen des Verfassers, sowie nach Photographien, und einer Originalkarte. Wien und Olmütz 1890. Verlag von Eduard Hölzel.

Die einzige Aufgabe des Verfassers als Begleiters des bekannten Reisenden Hans Meyer war die geographische Aufnahme des Landes, und diese ist, soweit es sich um Usambara handelt, wohl gelungen; in der beigegebenen Karte hat der Verfasser ein dankenswertes Zeichen seines Fleißes und seiner Sorgfalt niedergelegt. Im übrigen enthält das Werk eine breite, glattgeschriebene Darstellung der Reiseerlebnisse und zwei Exkurse, „Land und Volk von Usambara" und „Handel und Plantagenbau im tropischen Afrika", welche z. Teil aus Petermann's Mitteilungen und aus der österreichischen Monatsschrift für den Orient wiederholt sind. Die Reisebeschreibung kann dasselbe Interesse beanspruchen, welches Erzählungen solcher Art überhaupt zu haben pflegen, wissenschaftlich interessante Daten sind in ihr nicht niedergelegt; der zweite Exkurs enthält eine hochinteressante Darstellung des Verhältnisses der Europäer zu Afrika; sie ist um so lesenswerter, als sie auf eigener Anschauung beruht und durchaus objektiv gehalten ist. Der erste Exkurs ist dürftig. Wenn der Verfasser sich damit entschuldigt, daß seine Aufmerksamkeit durch die topographische Aufnahme völlig in Anspruch genommen worden sei, so wird m. E. damit nichts gesagt, als daß der Plan des Unternehmens verfehlt war. Die geographische Gestaltung, die Flora und Fauna eines Gebietes verändern sich nicht, oder nur sehr langsam, eine unterlassene Aufzeichnung kann später mit Muße wiederholt werden. Für die ethnologische Eigenart eines Naturvolkes ist der erste Besuch des Fremden der erste Schritt zur Zerstörung; ethnologische Beobachtungen können nie frühe genug und nie vollständig genug gemacht werden. Die Ausstattung des Buches ist elegant, die Zeichnungen z. T. verschwommen und unschön. Das alphabetische Register ist eine dankenswerte Zugabe. K. F.

Zur Kulturgeschichte Frankreichs im XVII. und XVIII. Jahrhundert. Aus dem Nachlaß von Ferdinand Lotheißen. Mit einer biographischen Einleitung v. Anton Bettelheim. Verlag von Carl Gerold's Sohn. Wien 1889.

Ein dankbarer Schüler Lotheißen's, der sich selbst schon einen geachteten Namen durch ein umfängliches Werk über Beaumarchais gemacht hat, sammelte aus dem Nachlaß des verstorbenen Kulturhistorikers die Reihe von Aufsätzen, die uns hier vorliegen, und leitete dieselben mit einer kurzen Biographie und Charakteristik des Verfassers ein. Der Dankbarkeit wird man es zugute halten, daß der Herausgeber den Mund etwas voll nimmt. Wo mögen die Häuser nur stehen, in denen „manches Lotheißen'sche Werk ein Hausbuch geworden ist?" Die Würdigung des Litterarhistorikers durch Leute wie Bernays, Hillebrand und Holland ist gewiß ein treffliches Zeugnis, aber die Verehrung Heinrich Laube's dürfte schon weniger ins Gewicht fallen. Namentlich aber sind die durch Vergleichung verstärkten Lobeserhebungen bedenklich. Es ist gewiß etwas gewagt, zu behaupten, daß Lotheißen einen umfassenderen Begriff der Litteraturgeschichte zu Grunde legte als Hettner, einen gesünderen als Taine, einen freieren als Nisard und einen mehr generalisierenden als Sainte Beuve. Die Verdienste Lotheißen's als Lehrer und auch als Schriftsteller bedürfen solcher ein wenig an die Reklame streifenden Kraftausdrücke nicht, die übrigens ihren Zweck verfehlen, denn wer die Schriften Lotheißen's kennt, wird sich in dem Urteil nicht irre machen lassen, daß er für die Größe der Aufgaben, die er sich gestellt hatte, doch zu viel von seinem Katheder-beruf in seine Gesamtauffassung und Darstellung hat hierüber wirken lassen. Unzweifelhaft ist es richtig, daß man der Kulturgeschichte besser als von der litterarischen oder irgend einer andern Seite aus von der Darlegung der politischen und sozialen Voraussetzungen beikommen kann. Nur darf man nicht die politischen Verhältnisse mit einigen Phrasen über den Absolutismus und die sozialen durch einige Hof- und Adelsgeschichten erschöpft glauben. — Die hier mitgeteilten Aufsätze Lotheißen's tragen einen überwiegend feuilletonistischen Charakter und sind zum Teil, um es gerade-

heraus zu sagen, recht oberflächlich. Der letzte z. B. „Voltaire im Dienste der Humanität" hätte ohne Schaden für den Ruhm des Verfassers ungedruckt bleiben können. In Eduard Hertz's „Voltaire und die Rechtspflege in Frankreich", und selbst in Strauß's „Vorlesungen" findet sich gründlicheres und besseres darüber. Ebenso sind die beiden Aufsätze über die Condé kaum etwas mehr als Lesefrüchte, und wer Ranke's französische Geschichte kennt, wird keinen sonderlichen Gewinn von diesen etwas ins Sentimentale geschobenen Bildern haben. Am bedeutendsten ist noch das Fragment einer Kulturgeschichte Frankreichs im siebzehnten und achzehnten Jahrhundert. Mit einem Fragment ist freilich nicht zu rechten. Man weiß nicht, in welchem Verhältnis es zu dem Ganzen, das doch ein sehr großes Problem darstellt, zu nehmen ist. Aber immerhin lassen sich hier doch einige wenn auch nicht sehr tiefgehende eigene Studien des Verfassers erkennen. — Rühmenswert ist besonders der klare, durchsichtige, schlichte und doch nicht geistlose Stil. Vielleicht würde das ganze Buch harmloser aufgenommen worden sein, wenn nicht die Introduktion so große Ansprüche erweckt hätte.

C.

Die Hygiene der Lebensalter. Von Paul Mantegazza. Königsberg, Ostpr. Verlag von Heinrich Matz.

Ein sehr interessantes, vielleicht das interessanteste Thema unter allen, die Mantegazza vom Standpunkte der Hygiene aus beleuchtet hat; giebt er doch darin nicht viel weniger als das Rezept, wenn auch nicht gerade ewig, doch so lange als nur möglich zu leben und dies Leben auch möglichst genießen zu können. Allerdings weiß auch er kein Mittel, den Menschen jung zu erhalten, wenn die Zeit der Jugend verflossen ist, was so mancher in thörichtem Sinne erzwingen möchte. Nein, sowie der Blüte die Frucht folgt, so muß auf die Jugend, die Zeit der Aussaat, das reifere Alter, die Zeit der Ernte folgen, und Mantegazza zeigt, wie dem, der seine Kräfte jederzeit richtig angewandt, sich nicht in übermäßigem Genusse erschlafft hat, auch in reiferen Jahren, ja selbst noch im Greisenalter Freuden erblühen, die denen der Jugend nicht nachstehen. Es ändern sich nur mit den Jahren die Ansichten darüber, was das Erstrebens- und Wünschenswerte sei, und das ungestüme Verlangen des Kindes, des Knaben und des Jünglings ist im reiferen Alter einer ruhigeren Erwägung gewichen, mit der die Dinge dieser Welt auf ihren Wert oder Unwert geprüft werden. — Da nach des Verfassers Ansicht, die wohl hierin kaum anfechtbar sein dürfte, schon in der Kindheit über das Wohl und Wehe des zukünftigen Menschen, besonders so weit seine Gesundheitsverhältnisse in Betracht kommen, entschieden wird, so ist diesem Lebensalter der breiteste Raum gewidmet, und manche Eltern können hier wertvolle Winke finden, wie sie ihre Kleinen vor schädigenden Einflüssen zu wahren haben. Für die Jugend und die reiferen Jahre bestehen Mantegazza's Vorschriften hauptsächlich in der Warnung vor dem „Zufrüh und Zuviel," wogegen er andererseits auch jedem Lebensalter die demselben zustehenden Freuden und Genüsse nicht versagt wissen will, denn er hält es in dieser Beziehung mit den Worten Mirza Schaffy's: „Es sucht der wahre Weise, daß er das rechte finde; Jung wird er nicht zum Greise, Alt wird er nicht zum Kinde." Daß Mantegazza sich über das Wesen dieser obenerwähnten Freuden und Genüsse ziemlich offen ausspricht, wird bei seiner doppelten Eigenschaft als Südländer und Arzt niemand wunder nehmen, doch braucht daran kein Leser Anstoß zu nehmen, denn für Kinder sind derartige Bücher nicht geschrieben. Zum Schluß sei noch der Verlagshandlung besondere Anerkennung für die Uebersetzung und Herausgabe der Mantegazza'schen Schriften über Hygiene ausgesprochen, da dieselben, die verschiedenartigsten Gebiete berührend, für die weitesten Kreise ein hohes Interesse haben und wegen ihrer angenehmen Schreibweise und Allgemeinverständlichkeit dem großen Publikum sehr zu empfehlen sind.

Fr. H.

Die sozial-kulturelle Bildung als Aufgabe der Erziehung dargestellt von Heinrich Villányi. Leipzig 1890. Verlag von Gustav Fock.

Im Gegensatz zu Herbart, welcher als Hauptwerk der Erziehung und Bildung die harmonische Gestaltung des Individuums hinstellt, betont der Verfasser mit Recht die Notwendigkeit der Heranbildung zur sozialen Gemeinschaft. Die junge Generation müsse befähigt werden, den bisherigen Kulturzustand zu erhalten und zu erhöhen, das Bildungswesen also so gestaltet sein, daß der alten und der neuen Kultur gebührende Berücksichtigung zukomme, dem Alten aber nur insofern, als es zum Verständnis und zur weiteren Entwicklung des neuen notwendig sei. Da aber das Individuum ebenfalls der Gesamtheit gegenüber sein Recht habe, dürfe es nicht unterdrückt werden, es müsse vielmehr eine Wechselwirkung zwischen Gesamtheit und Einzelleben stattfinden. Zur Erreichung dieses Zweckes solle die der Erziehung koordinierte Bildung überall, in Geschichte, Religion u. s. w., Berührungspunkte für das soziale Leben suchen und darauf hinweisen, dürfe dabei aber nicht bestimmten Tagesströmungen, sondern nur den Idealen folgen. Zusammenfassend heißt es dann: die Schule muß das heranwachsende Geschlecht zu jener Bildung emporheben, die es befähigt, an der Arbeit seiner Zeit teilzunehmen. — Wenn wir diesen bisherigen Anführungen des Verfassers gern und ganz beistimmen, so erwarten wir doch noch eine weitere, eingehendere

Erörterung darüber, wie die Schule dieses Ziel erreichen soll und kann; denn jene oben angegebenen Winke sind kaum mehr als bloße Andeutungen. Mit einer solchen Angabe würde die sonst recht lesenswerte Schrift einen berechtigten Eintritt in den heut immer weitere Kreise ergreifenden Kampfplatz erlangen, auf welchem über die Neugestaltung der Schule gestritten wird, und vielleicht einen willkommenen Beitrag zur Lösung wichtiger Fragen liefern; jedoch so kurz abgebrochen, wie wir am Schlusse mit Bedauern bemerken, bringt sie wenig Neues und Lehrreiches. Vielleicht entschließt sich der Verfasser zu einer den angeregten Punkt genauer behandelnden Fortsetzung.

C. S.

Die Kriegswaffen. Eine fortlaufende, übersichtlich geordnete Zusammenstellung der gesamten Schußwaffen, Kriegsfeuer- Hieb- und Stichwaffen und Instrumente, sowie Torpedos, Minen, Panzerungen und dgl. seit Einführung von Hinterladern. Von Emil Capitaine und Ph. v. Hertling. III. Band, 10–12. Heft. Rathenow, Verlag von Max Babenzien.

Die vorliegenden Hefte bilden den Schluß des III. Bandes der Kriegswaffen und bringen die neuesten und wichtigsten Konstruktionen von Schußwaffen oder einzelner Teile solcher. Natürlicherweise findet das Magazingewehr, wie überhaupt Schnellfeuer- und Maschinengeschütze ganz besondere Berücksichtigung. Unter den Konstrukteuren begegnen wir Namen wie Werndl, Hotchkiß in Paris, Nordenfelt in London, Dreyse in Sömmerda, Gardner in London, Krupp in Essen, Gruson in Buckau-Magdeburg, Farini in Bloomsburg (England) Schmidt in Berlin, Landsberg in Posen, Wiele in Nürnberg und Kätschler in Erlangen, letztere als Konstrukteure einer Revolverkanone, u. v. a. Den Schluß des Bandes bilden zwei Inhaltsverzeichnisse, deren eines nach den Konstrukteuren, das andere nach Klassen geordnet ist.

L.

Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen. Eine Kritik des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich von Dr. Anton Menger, Professor der Rechte an der Universität Wien. Sonderausgabe aus dem „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Tübingen 1890. Verlag der Laupp'schen Buchhandlung.

Eine sozial-demokratische Tendenzschrift, in vornehmer Form gehalten, aber immerhin eine Tendenzschrift. Das Recht ist dem Verfasser nicht ein organisches Erzeugnis des Volksgeistes und nicht das Ergebnis eines ausdrücklichen oder stillschweigenden Gesellschaftsvertrages, sondern das Resultat eines Klassenkampfes, eines Kampfes zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen, bei dem die Armen bisher immer unterlegen und zu kurz gekommen sind. Die Verfasser des Entw. DbGB sollen auch dieses Werk — ob bewußt oder unbewußt, bleibt oft zweifelhaft — lediglich im Interesse der herrschenden und besitzenden Klassen und zum Nachteil der Armen und Besitzlosen aufgestellt haben. Es ist gewiß und es entspricht dem Geiste der heutigen Zeit, daß man bei allen Anlässen und so auch bei der Schaffung einer umfassenden Privatrechtmodifikation nach Möglichkeit für das Wohl des vom Schicksal weniger begünstigten Arbeiterstandes besorgt ist. Aber es giebt zwei Arten, diese Sorge zu bethätigen, die eine die des denkenden Mannes, der einen einzelnen Schaden nachweist und eine bestimmte Maßregel zur Abhilfe vorschlägt, nachdem er sie unter den gegenwärtigen Faktoren als möglich und durchführbar erkannt und nachdem er ihre eventuellen Folgen und Wirkungen geprüft hat, die andere ist die, welche Elisabeth von Berlichingen an ihrer Schwägerin Maria tadelt. (Goethe, Gottfried von Berlichingen, Jugenddrama, I. Akt.) Es giebt Leute, die in Mitleid schwelgen können, wie andere in Sinnenlust, in Grausamkeit oder in Rachedurst schwelgen; gefährlich wird diese Schwelgerei aber erst, wenn ein Schriftsteller sich durch sie hinreißen läßt, die thatsächlichen Verhältnisse, auf denen er seine Untersuchungen aufbaut, zu entstellen. Dies thut der Verfasser — natürlich unbewußt — in vielen Beziehungen, von denen die charakteristischen sich einer Nachweisung an dieser Stelle entziehen. Es mag indessen erwähnt werden, daß „bei den besitzlosen Volksklassen die Unerfahrenheit, Notlage und auch Leichtsinn naturgemäß den gewöhnlichen Zustand bilden" (S. 103.) Ich glaube, daß unsere Reichstagswähler sich für dieses Kompliment doch sehr bedanken werden. Auf S. 154 heißt es: „Vollends die ländliche Bevölkerung wird bei ihrer geistigen Schwerfälligkeit nur in seltenen Fällen gerichtliche oder notarielle Testamente errichten" und so folgen einer dem andern die Sätze, die jeder, der das Leben des Volkes kennt, wie es sich vor den Organen der Streitigen und der freiwilligen Gerichtsbarkeit abspielt (und hier zeigt sich das Leben offen und richtig) mit einem Achselzucken ablehnen muß. Ein Aufsatz, welcher auf so sandigem Grunde baut, verdient keinen Einfluß, und dieser wird auch keinen haben.

K. F.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XV.

Es kann nicht die Absicht sein, auf die nach dreijähriger Thätigkeit und Vorarbeit Roon's nunmehr beginnende Geschichte des Ministeriums Bismarck in diesen Blättern näher einzugehen. Ein Bedürfnis dazu ist um so weniger vorhanden, als diese Aufgabe schon häufig sehr geschickt gelöst worden ist — am ausführlichsten durch die neueste Arbeit Heinrich von Sybel's. Zwar konnte der letzteren der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß die hehre Gestalt des großen Königs und Kaisers darin viel zu sehr im Hintergrunde bleibt, und daß dies in sehr auffallendem Widerspruche zu dem gewählten Titel: „Gründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm den Ersten" steht; aber abgesehen davon giebt das Werk, mehr als irgend ein anderes, eine — in nationalliberalem Glanze strahlende — so vollendete Schilderung der Bismarck'schen Staatskunst, daß es darin von keiner Arbeit übertroffen wird, welche Bismarck's eigenen Namen auf dem Titelblatt trägt; und mancher Leser mag durch diese blendenden Vorzüge über den gleichzeitig bemerkbaren Mangel an Objektivität getröstet werden und auch darüber hinwegsehen, daß der gelehrte Verfasser sich thatsächlich damit begnügt hat, der Historiograph Bismarck's zu werden — in diesem Berufe es also für richtig hielt, die übrigen unter König Wilhelm arbeitenden Werkmeister lieber — totzuschweigen.

Die Beweise für diese gerügte — Einseitigkeit sind durch die vorliegenden Denkwürdigkeiten und die darin enthaltenen Dokumente schon vielfach erbracht worden. Sie können auch fernerhin nicht unterdrückt werden, weil die politische Thätigkeit Bismarck's nach seiner Berufung den Einfluß und die energische Mitwirkung Roon's einstweilen gar nicht entbehren konnte, aber auch niemals entbehrt hat, da beide Männer eines Sinnes waren, sich gegenseitig stützten, in ihren Zielen und zunächst auch in ihren Anschauungen völlig übereinstimmten und sich in ihrer Wirksamkeit gegenseitig ergänzten.

Erst seit dem Jahre 1866 überwog Bismarck's Einfluß in manchen Punkten den des älteren Freundes, so daß Roon sich nach und nach immer mehr auf

sein Ressort beschränken und der genialen Führung des Kollegen mit vollstem Vertrauen folgen konnte — übrigens sehr in Übereinstimmung mit seinen Neigungen, da er die ihm durch die Verhältnisse aufgezwungene Teilnahme an der Leitung der allgemeinen Politik, wie wir wissen, selbst immer nur als einen Notbehelf angesehen hatte.

In den Jahren 1863—66 (der sogenannten Konfliktszeit) war jedoch ein solches Zurücktreten Roon's nach den obwaltenden Verhältnissen noch gar nicht möglich; er blieb vielmehr weitaus die wichtigste und stärkste Säule des neuen Ministeriums Bismarck; und wenn also die Denkwürdigkeiten aus diesem Abschnitte seines Lebens mitgeteilt werden, so ist es für unseren Zweck unvermeidlich, wenigstens in flüchtigen Umrissen die damalige innere Gesamt-Politik der Regierung — mit der seine Wirksamkeit auf das innigste verflochten war — an dieser Stelle zu skizzieren.

Noch im Dezember 1862 erfolgte bekanntlich eine weitere Vervollständigung des Ministeriums: Graf Fritz Eulenburg wurde Minister des Innern (an Jagow's Stelle), der landwirtschaftliche Minister Graf Itzenplitz übernahm (an Holtzbrinck's Stelle) den Handel, und sein bisheriges Ressort ging an den neu eintretenden Herrn von Selchow über.

Am 14. Januar 1863 wurde der wieder einberufene Landtag im Allerhöchsten Auftrage durch den Minister-Präsidenten eröffnet. Derselbe kündigte bei dieser Gelegenheit u. a. die Neu-Vorlage des Staatshaushalts-Etats pro 1863 und auch pro 1864 an sowie einen Gesetz-Entwurf zur Abänderung und Ergänzung über die Verpflichtung zum Kriegsdienste und brachte im übrigen den lebhaften Wunsch der Staats-Regierung zum Ausdruck, dauernde Verständigung über die schwebenden Differenzen und ein möglichst einmütiges Zusammenwirken mit dem Landtage zu erreichen. —

Das Abgeordnetenhaus wartete jedoch nicht einmal seine Konstituierung und die Wahl des Präsidiums ab, sondern eröffnete schon im ersten Augenblicke seines Zusammentretens (und in Abwesenheit der Minister) die Feindseligkeiten von neuem dadurch, daß der einstweilige Präsident Grabow das bisherige Verhalten der Regierung in scharfer und verletzender Weise verurteilte und damit auf provozierende Weise zu neuen unerquicklichen Kämpfen anregte. —

Es folgte Ende Januar eine mehrtägige Adreß-Debatte, in welcher seitens der Majorität das Ministerium der Verfassungs-Verletzung beschuldigt und Ansprüche auf eigene Machterweiterung erhoben wurden, die auf die Unterwerfung der Krone und des Herrenhauses unter den Willen der Mehrheit des Abgeordnetenhauses hinausliefen.

Im Namen der Regierung wies der Ministerpräsident (am 27. Januar) diese Ansprüche mit vollster Entschiedenheit zurück:

„Durch diese Adresse" — so rief er seinen radikalen Gegnern zu, — „werden dem Königlichen Hause der Hohenzollern seine verfassungsmäßigen Regierungs-Rechte abgefordert, um sie der Majorität dieses Hauses zu übertragen!" — Und nachdem er dann die staatsrechtliche Auffassung der Regierung in dem entstan-

denen Konflikte und — speziell unterstützt von dem Finanzminister Freiherrn v. Bodelschwingh — auch über die Auslegung des Artikels 99 der Verfassung (über das Budget-Recht) ausführlich dargelegt hatte, schloß er mit folgenden denkwürdigen Worten, die auch hier angeführt werden mögen, weil sie bezeugen, wie einmütig jetzt das ganze Ministerium den schon früher dargelegten Auffassungen Roon's über die streitigen Punkte beigetreten war:

„Was die Verfassung Ihnen an Rechten zubilligt, soll Ihnen unverkürzt zukommen, was Sie darüber hinaus verlangen, das werden wir ablehnen und Ihren Forderungen gegenüber die Rechte der Krone mit Ausdauer wahrnehmen!

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß die Beratung dieses Manifestes, welches unserem Königlichen Herrn überreicht werden soll, gerade zusammenfällt mit dem Geburtstage des jüngsten mutmaßlichen Thronerben. In diesem Zusammentreffen, meine Herren, sehen wir eine doppelte Aufforderung, fest für die Rechte des Königtums, fest für die Rechte der Nachfolger Sr. Majestät einzustehen. Das preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt, es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden." —

Denselben Gedanken sprach sodann der Allerhöchste Erlaß vom 3. Februar 1863 aus, durch welchen der König die Adresse beantwortete und dabei in warmen, aber sehr ernsten Worten seine Rechte wahrte. Der Erlaß war ohne Gegenzeichnung, weil der Monarch in dieser Angelegenheit seine ganz persönliche Anschauung und Willensmeinung zum unzweifelhaften Ausdruck bringen wollte. Die am Schlusse ausgesprochene landesväterliche Mahnung zum Frieden und zur Verständigung wurde indessen völlig unbeachtet gelassen: Die gänzliche Fruchtlosigkeit der Session war wiederum von vornherein besiegelt. —

Am 8. Februar legte Roon dennoch den angekündigten Entwurf einer Novelle zu dem Gesetz vom 3. September 1814 über die Dienstpflicht vor. Er hatte derselben als Motive eine umfangreiche Denkschrift beigefügt, in welcher die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit der ganzen Militär-Vorlage abermals überzeugend nachgewiesen war. Aber — auch sie blieb wirkungslos gegenüber von Männern, die eben nicht überzeugt sein wollten — und die damals leider über die öffentliche Meinung der großen Menge eine unerklärliche Gewalt erlangt hatten, indem sie dieselbe fortgesetzt mit Mißtrauen gegen die heilsamen Vorschläge Roon's zu erfüllen wußten. —

Desto wohlthuender war für letzteren das unbedingte Vertrauen, welches ihm von seiten des Königs fortgesetzt bewiesen wurde.

Am 17. März wurde bekanntlich auf Allerhöchsten Befehl der Jahrestag festlich begangen, an dem vor 50 Jahren der denkwürdige Aufruf Friedrich Wilhelms des Dritten an sein Volk ergangen und fast gleichzeitig das Eiserne Kreuz gestiftet worden war. Die noch lebenden Veteranen des großen Befreiungskampfes versammelten sich zu dieser Feier möglichst vollzählig in Berlin; für die Hilfsbedürftigen unter ihnen wurde bei diesem Anlasse auch materiell (durch Erhöhung

der Pensionen 2c.) dauernde Fürsorge getroffen. Der König wollte damit auch äußerlich von neuem beweisen, daß er bei der Neugestaltung des Heeres mit der glorreichen Vergangenheit keineswegs brechen oder die ruhmvollen Verdienste der alten Landwehr vergessen wollte.

Seinen alten Mitkämpfern wurden daher in der Hauptstadt hohe Ehren erwiesen. An seinen Kriegsminister aber richtete der Monarch schon in der Frühe jenes Festtages das nachstehende eigenhändige, bisher noch nicht bekannt gewordene Schreiben:

„Wenngleich Sie an den Kämpfen, die wir heute feiern, noch keinen Theil nehmen konnten, so sind Sie durch die Ihnen von mir anvertraute Stellung, ein so muthiger und getreuer Kämpfer im Frieden geworden, daß ich den heutigen Tag nicht vorübergehen lassen kann, ohne Sie vor der Armée, für die Sie unausgesetzt und unerschrocken streiten, um dieselbe für Thaten zu kräftigen, wie die waren die nun $^1/_2$ Jahrhundert hinter uns liegen — auszuzeichnen. Als Anerkennung Ihrer Leistungen für Thron, Heer und Vaterland verleihe ich Ihnen das Groß-Comthur-Kreuz des Königlichen Haus-Ordens von Hohenzollern. Möge dasselbe Sie stets erinnern an die nie erlöschende Dankbarkeit

Ihres

Berlin, den 17. März 1863. Wilhelm R.

Schon im Vorjahre hatte es sich gezeigt, wie wohlthuend die thatsächlich durchgeführten Militär-Reformen für die wehrpflichtige Bevölkerung waren; denn als damals zwei Armeekorps marschbereit wurden, um den Kurfürsten von Hessen zur Nachgiebigkeit gegen die preußischen Forderungen zu zwingen, brauchten Landwehren nicht aufgeboten zu werden, weil die Einberufung der Reserven genügte; in gleicher Weise konnte jetzt — während des im Winter 1862/63 entbrannten polnischen Aufstandes — verfahren werden. Zum Schutze der preußischen Grenzen und in indirekter Unterstützung der in schwerem Kampfe mit der polnischen Insurrektion stehenden russischen Regierung war auf des Königs Befehl bekanntlich schon Ende Januar die teilweise Kriegsbereitschaft des I., II., V. und VI. Armee-Korps angeordnet worden, wiewohl unter Anwendung der größten Sparsamkeit; denn die bei diesen Korps sowie bei einigen Garde-Regimentern einberufenen Reserven wurden nach Ausbildung der Rekruten sofort wieder entlassen. Den Oberbefehl über jene Truppenmacht hatte General von Werder übernommen. Infolge dieser militärisch-politischen Maßregeln, deren energische und zweckmäßige Durchführung der Thätigkeit Roon's zu danken war, blieb das preußische Gebiet von dem Aufstande mit seinen traurigen Folgen verschont, und wurde die Niederwerfung desselben den Russen erheblich erleichtert. Auch hierzu hatten also die stehenden Truppen vollständig genügt — während man im Jahre 1848 noch gezwungen gewesen war, zum Zweck der Bekämpfung der polnischen Revolution zahlreiche Landwehren mobil zu machen (aus denen fast die Hälfte der damals in Thätigkeit tretenden Truppen bestanden hatte). —

Trotz dieser Beweise für die durch die Reorganisation erreichte sehr erhöhte Schlagfertigkeit des Heeres, zu deren Herbeiführung Roon auch die Beschaffung des Kriegsbedarfs an Zündnadelgewehren veranlaßt und die Ausrüstung mit gezogenen Geschützen (Hinterladern) begonnen hatte — wollten die Volksvertreter die Zweckmäßigkeit der Reformen nicht einsehen und verschärften durch ihr und ihrer Presse Auftreten die Opposition von Tag zu Tag noch mehr. Die zur Beratung der Militär-Vorlagen eingesetzte Kommission verschleppte die Sache in beklagenswerter Weise und kam endlich (am 23. April) zu einem eingehenden Berichte, welcher den Entwurf vollständig ablehnte. Mit Mehrheit wurden dagegen die Forckenbeck'schen Amendements angenommen, nach denen die Stärke des Heeres und der Landwehr alljährlich (nach den Staats-Verhältnissen) bestimmt, die Militärgerichtsbarkeit eingeschränkt, die Ehrengerichte abgeschafft, die Kadettenhäuser radikal umgestaltet werden sollten. Alle diese Anträge fanden Aufnahme in dem Kommissionsberichte, der zum Überfluß noch einen neuen Angriff auf das Recht der Krone dadurch wagte, daß der Kriegsminister in demselben als „ungeeignet zu einem befriedigenden Abschlusse der Heeresreform" bezeichnet wurde.

Freilich konnte es keinen geeigneteren Weg geben, um Roon's Stellung zu befestigen, als solch' radikales Gebahren, und je heftiger die Angriffe auf seine Person wurden, desto fester und treuer stand er auf der Bresche, desto glänzender entfaltete er täglich seinen staatsmännischen Charakter und seine große Begabung für die ihm zugefallene Aufgabe.

Zu neuen Kämpfen führten ihn die großen, Anfang Mai begonnenen Militär-Debatten im Plenum des Abgeordnetenhauses. In langer und eindringlicher Rede legte er am 9. Mai abermals die sachlich ganz unwiderleglichen Gründe für die Zweckmäßigkeit der Heeresreformen dar. War doch seine Sache, für die er mit Gründlichkeit und Wärme unermüdlich stritt, zugleich im eminenten Sinne diejenige des Vaterlandes! Mit Recht konnte er ausrufen: „Die Regierung hat ihren im Jahre 1860 eingebrachten Entwurf festgehalten — mit der ihr vorgeworfenen Zähigkeit und Konsequenz — von der man hier gesagt hat: daß sie einer besseren Sache würdig wäre. Meine Herren, eine bessere Sache giebt es nicht"! — —

Unbegreiflich erscheint es uns heute, wenn wir die stenographischen Berichte über jene Mai-Verhandlungen nachlesen, daß es notwendig war, in so ausführlichen Darlegungen die Zweckmäßigkeit jener inzwischen hundertfach bewährten Reformen nachzuweisen; und fast unverständlich werden sicherlich den zahlreichen Gegnern selbst die Einwendungen jetzt vorkommen, welche sie damals gegen Einrichtungen und Maßregeln anzuführen wußten, die gegenwärtig von ganz Europa als mustergültig angestaunt und — nachgeahmt worden sind.

Noch unverständlicher aber erscheint uns heute die Leidenschaftlichkeit, mit welcher damals sogar Roon's Person angefeindet worden ist, obwohl seine Widersacher doch genau wußten, daß er nur seine Pflicht erfüllte, wenn er seine Vorlagen zu verteidigen und durchzusetzen suchte. Die dabei entstehenden Szenen führten zu einer neuen Katastrophe.

In der Sitzung vom 11. Mai war Roon abermals von mehreren Rednern auf das heftigste angegriffen worden. Der Abgeordnete Professor von Sybel hatte sich sogar dazu hinreißen lassen, den Kriegsminister als „einen unheilvollen Mann in unheilvoller Stellung" zu bezeichnen und ihm jeden Patriotismus abzusprechen u. s. w. Dagegen erhob sich Roon und wies solche Äußerungen als eine „unberechtigte Anmaßung" zurück. Der Vizepräsident von Bockum-Dolffs unterbrach den Minister und wollte einem anderen Abgeordneten das Wort erteilen. Roon ersuchte, ihn nicht zu unterbrechen.

Der Vizepräsident (mit heftigem Schellen): „Ich habe zu sprechen und unterbreche den Minister."

Roon: „Ich muß um Verzeihung bitten, ich habe das Wort und werde es nicht fortgeben. (Glocke des Präsidenten, großer Lärm). Ich habe das Wort, das steht mir nach der Verfassung zu, und keine Schelle und kein Winken und keine Unterbrechung — —" (Glocke des Präsidenten. Ruf: zur Ordnung! und große Unruhe).

Vizepräsident: „Wenn ich den Herrn Kriegsminister zu unterbrechen habe, so hat er zu schweigen (viele Stimmen rechts oh! oh! — lebhaftes Bravo links), und zu dem Ende bediene ich mich der Glocke, und wenn der Herr Minister dem nicht Folge geben sollte, so verlange ich jetzt, mir meinen Hut zu bringen." (Wenn der Präsident sich kein Gehör verschaffen kann, so soll er sich nach der Geschäftsordnung bedecken, zum Zeichen, daß die Sitzung auf eine Stunde unterbrochen wurde. Anm. d. H.)

Roon: „Ich habe gar nichts dagegen, wenn der Herr Präsident seinen Hut sich bringen lassen will, ich muß aber bemerken . . . (Große Unruhe und Zurufe von links). M. H., 350 Stimmen sind lauter als eine. Ich verlange mein konstitutionelles Recht! Ich kann sprechen nach der Verfassung, wenn ich will, und es hat niemand das Recht, mich zu unterbrechen."

Vizepräsident (unter wiederholten Zeichen mit der Glocke): „Ich unterbreche den Herrn Kriegsminister. Wenn der Präsident spricht, so hat hier jeder zu schweigen, und jeder, der hier im Hause ist, sei es hier unten, sei es auf den Tribünen, er hat dem Präsidenten Folge zu geben, und wenn hier wirklich etwas vorgekommen wäre, was gegen die Ordnung des Hauses verstoßen hätte, so würde es meine Sache gewesen sein, das zu rügen. Ich habe das nicht gethan, denn der Herr Vorredner hat sich in seinem Recht befunden. (Bravo links, Zischen rechts). Jetzt erteile ich dem Herrn Kriegsminister das Wort."

Roon: „Ich muß bemerken, daß ich wiederholt protestiere gegen das Recht, welches der Herr Präsident sich der königlichen Regierung gegenüber nimmt. Ich meine, die Befugnis des Herrn Präsidenten geht, wie schon bei einer früheren Gelegenheit gesagt worden ist, bis an diesen (Minister-)Tisch und nicht weiter!"

(Heftiger Widerspruch links. Lärm und große Unruhe. — Der Vizepräsident von Bockum-Dolffs bedeckt sein Haupt, und alle Mitglieder erheben sich, links unter lebhaftem Bravo!)

Vizepräsident: „Das heißt, die Sitzung ist für eine Stunde vertagt."

So der Verlauf dieser Szene, deren Einzelnheiten der stenographische Bericht aufbewahrt hat. Was er aber verschwieg, indessen den Augen- und Ohrenzeugen in lebhafter Erinnerung geblieben ist, war der Umstand, daß es sehr lange dauerte, bis man dem Herrn v. Bockum-Dolffs den verlangten Hut brachte; und daß, als er ihn dann aufsetzte, es sich zeigte, daß man einen falschen Hut ergriffen hatte, der dem Herrn bis über die Ohren hinabfiel. So entbehrte auch diese stürmische und recht peinliche Szene nicht eines hochkomischen Schlußeffekts, welcher es bewirkte, daß die Abgeordneten sich schließlich unter sehr großer Heiterkeit trennten. —

Weder Roon noch ein anderer Minister kehrte in die Sitzung zurück. Vielmehr erfolgte noch am selben Tage eine Erklärung des Staatsministeriums, in welcher dieses sich in der zwischen Roon und dem Präsidenten entstandenen Streitfrage einstimmig auf Seite des ersteren stellte, seine Rechte wahrte und damit schloß, daß „das Staatsministerium sich der Teilnahme an den Beratungen des Abgeordnetenhauses so lange enthalten müsse, bis ihm durch das Präsidium die hierdurch erbetene Erklärung zugeht, daß eine Wiederholung des heutigen, der gesetzlichen Begründung entbehrenden Verfahrens gegen ein Mitglied des Staatsministeriums nicht in Aussicht steht."

Das Abgeordnetenhaus hielt also seine nächsten Sitzungen in Abwesenheit der Minister. In einer derselben fand sich Herr von Sybel, welcher durch seine persönlich verletzenden Äußerungen gegen Roon die ganze Szene provoziert hatte zwar veranlaßt, dieselben zu bedauern und zurückzunehmen, nachdem ihm dieser Entschluß auch durch den Abgeordneten (früheren Minister) Grafen Schwerin nahe gelegt bezw. erleichtert worden war; am 15. Mai beschloß jedoch das Abgeordnetenhaus in Erwiderung auf die Erklärung des Staatsministeriums vom 11. Mai, der in jener Sitzung hervorgetretenen Auffassung seines Präsidenten über die dem Präsidium auch den Ministern gegenüber zustehenden Befugnisse beizutreten und lehnte das anderweitige Verlangen des Staatsministeriums ab.

Letzteres wahrte seinen Standpunkt durch eine abermalige Erklärung (vom 16. Mai), indem es den am 11. Mai vom Präsidium erhobenen Anspruch, unter Berufung auf die diesem angeblich zustehenden Disziplinarbefugnisse, einen Minister zu unterbrechen und ihm Schweigen aufzuerlegen, zurückwies.

Das Abgeordnetenhaus aber verharrte bei seinem bezüglichen Votum vom 15. Mai und beschloß, eine Adresse an die Krone zu richten, um seine allgemeinen Beschwerden über das Ministerium vorzubringen.

Vergebens ermahnte auch eine am 20. Mai ergangene Allerhöchste Botschaft das Abgeordnetenhaus, jenen Anspruch fallen zu lassen und den Ministern des Königs die von ihnen verlangte Anerkennung ihrer verfassungsmäßigen Rechte zu gewähren: das Abgeordnetenhaus setzte die „Kraftprobe" fort, es antwortete am 22. Mai mit einer Adresse, in welcher gesagt wurde, daß die Verhandlungen des Hauses Sr. Majestät nicht wahrheitsgetreu vorgetragen seien; daß die Minister fortführen, verfassungswidrige Grundsätze offen auszusprechen und zu bethätigen; dem inneren Zerwürfnis habe sich stets wechselnd die äußere Gefahr hinzugesellt; Preußen stehe fast allein in Deutschland, ja in Europa; das Haus

erfülle noch einmal seine Gewissenspflicht, indem es erkläre: das Haus der Abgeordneten habe kein Mittel der Verständigung mehr mit diesem Ministerium; es lehne jede Mitwirkung zu der gegenwärtigen Politik der Regierung ab. Die bestehende Kluft könne nur durch einen Wechsel der Person und durch einen Wechsel des Systems ausgefüllt werden. —

Die darauf am 26. Mai ergehende Allerhöchste (vom Gesamtministerium gegengezeichnete) Botschaft rügte in ernsten Worten den in der Adresse hervorgetretenen Mangel an ehrfurchtsvollen Gesinnungen gegen den König, wies die gegen das Ministerium erhobenen Beschuldigungen im einzelnen als grundlos zurück, sprach den Ministern im Gegenteil Allerhöchsten Dank und Anerkennung aus und schloß mit den Worten:

„Auch Ich suche, wie Meine Vorfahren, den Glanz, die Macht und die Sicherheit Meiner Regierung in dem gegenseitigen Bande des Vertrauens zwischen Fürst und Volk. Mit des Allmächtigen Hülfe wird es Mir gelingen, die sträflichen Versuche zu vereiteln, welche auf Lockerung dieses Bandes gerichtet sind. In Meinem Herzen steht das Vertrauen auf die treue Anhänglichkeit des preußischen Volkes an sein Königshaus zu fest, als daß es durch den Inhalt der Adresse des Abgeordnetenhauses erschüttert werden sollte. —"

Am 27. Mai wurde darauf der Landtag durch den Ministerpräsidenten geschlossen.

Wenige Tage später, am 1. Juni, erfolgte bekanntlich auf einen eingehenden Bericht des Staatsministeriums eine Allerhöchste Verordnung zur Einschränkung der Preßfreiheit. Ließ sich auch voraussehen, daß dieselbe später nicht die Zustimmung des Abgeordnetenhauses finden würde, so sollte doch durch diese provisorische Verordnung dazu beigetragen werden, daß die leidenschaftliche und unnatürliche Aufregung, welche in den letzten Jahren infolge des Parteitreibens und der fortgesetzten Agitation der oppositionellen Presse entstanden war, zunächst beschwichtigt würde; die Regierung hoffte, „daß die Preßfreiheit selbst auf den Boden der Sittlichkeit und der Selbstachtung zurückgeführt werden würde, auf dem allein sie gedeihen und sich dauernd befestigen könne:" zu diesem Zwecke sollte den verwerflichen Ausschreitungen einer zügellosen Presse soweit Einhalt gethan werden, als dies zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung unter den obwaltenden Verhältnissen durchaus erforderlich sei. —

Bekanntlich wurden diese sogenannten Preßordonnanzen, welche gewissermaßen den Höhepunkt des eingetretenen Konflikts markierten, von vielen Seiten auf das heftigste verurteilt und zu verschärften Angriffen gegen das Ministerium, in außerpreußischen Blättern benutzt. — Dagegen wurde von unparteiischer Seite schon damals die Notlage, in der sich die Regierung befand, richtig gewürdigt, und ist es nicht ohne Interesse zu erfahren, wie ein gänzlich unbeteiligter und unbefangener, von keiner Partei-Doktrin gefesselter Mann (wie es der in diesen Blättern schon wiederholt erwähnte Clemens Theodor Perthes — zugleich ein sehr hervorragender Staatsrechtslehrer — in der That war) unter dem unmittelbaren Eindrucke der Ereig-

nisse im ersten Halbjahr 1863 die politische Lage und die Handlungen der Regierung beurteilt hat.

Daß Perthes kein Freund Bismarck's genannt werden konnte und diesen nicht nur unterschätzte, sondern sogar, trotz aller Vorhaltungen Roon's, mit Mißtrauen hatte kommen sehen, wissen wir bereits. In einem am 25. Februar 1863 an Roon gerichteten Briefe finden wir ihn noch sehr entschieden auf diesem Standpunkt. Er schrieb damals:

„Einige Monate konnten Sie sich, mein lieber und verehrter Freund, der Hoffnung hingeben, von der wirklichen Leitung des Staatsministeriums durch die Berufung eines neuen Leiters entbunden zu sein; jetzt müssen auch Sie zugestehen, daß Sie sich der Pflicht nicht entziehen können, das Ministerium, dessen Bildung Ihr Werk war, auch fernerhin, sei es in dieser, sei es in jener Form zu leiten und in einen sicheren, ruhigen, möglichst geräuschlosen Gang zu bringen.

Die Haltung, welche das Ministerium in der inneren Frage dem Abgeordnetenhause gegenüber beobachtet hat, war nicht ohne heilsame Folgen geblieben . . . die Dinge waren wirklich in einem leidlichen Gange, als am 4. Februar die Norddeutsche Allgemeine Zeitung aussprach, daß eine Intervention in Polen für Preußens Interesse notwendig sei, die gleichzeitigen Maßregeln der Regierung machten deren Absicht, Rußland zu unterstützen, gewiß und verdeckten auch die Art der Unterstützung nur mit einem leichten Schleier. Vielleicht kann auch der Fernstehende die sachlichen, im Inlande wie im Auslande liegenden und die persönlichen aus der Vorgeschichte eines langen Menschenlebens stammenden Gründe so ziemlich ausfindig machen, deren Zusammenwirken den außerordentlichen Schritt der Regierung erklärt; aber ein politischer Akt ist dadurch, daß er erklärt ist, noch nicht gerechtfertigt . . .

Der verhängnisvolle Schritt wurde freilich nur möglich durch das Zusammenwirken mancher Personen und Umstände, aber Bismarck ist es doch gewesen, der ihn gemacht hat. Nicht ohne ihn, nur durch ihn konnte er gethan werden. Heute so wenig, wie früher wage ich zu behaupten, daß die Berufung dieses Mannes an diese Stelle ein Fehler war, aber ein Unglück war sie gewiß und Unglück wird sie auch künftig noch bringen, fürchte ich . . . jeder kommende Tag droht durch irgend einen neuen Einfall die Regierung zur ungelegensten Zeit in die schwierigsten Verwickelungen nach außen, insbesondere auch in Deutschland zu bringen; diese Unsicherheit, diese Unruhe, dieses Geräuschvolle in der äußeren Politik hält im Innern alles in fieberhafter Aufregung, dient der Umsturzpartei als unfehlbares Reizmittel und macht jeden ruhigen Gang, jeden festen Plan, jeden glücklichen Erfolg zunichte. Eine Änderung innerhalb des Ministeriums bleibt freilich unter den gegenwärtigen Umständen, dem Abgeordnetenhause gegenüber, immer ein großes Unglück, aber eine Änderung, welche für Alle erkennbar nur durch falsche Schritte in europäischen Verhältnissen und nur durch Rücksicht auf europäische Mächte herbeigeführt worden wäre, würde am wenigsten gefährlich sein. Es ist ein Jammer um die frische, edle und liebenswürdige Natur, um die Schlagfertigkeit und den guten Schlachtenglauben des Mannes, aber seit

Wochen, seit Monaten verfolgt mich die düstere Ahnung, daß, wenn er nicht heute geht, morgen das Ministerium gehen muß, und geht das Ministerium, so hat die Revolution in Preußen gesiegt!" —

So bedenklich, ja gefährlich wurden damals Bismarck's politische Thaten und Absichten von einem der Regierung zugeneigten Manne erachtet! Kann es da Wunder nehmen, daß ihn die Feinde und Gegner noch viel mehr verurteilten und verkannten!? Daß Perthes sich dabei nicht als Prophet gezeigt hat, ist freilich richtig, aber man kann dies wohl entschuldigen, wenn man die damalige Situation bedenkt und sich erinnert, daß sogar Louis Napoleon noch kurz vorher sein Urteil über seinen weitaus gefährlichsten Gegner in den Worten; „ce n'est pas un homme serieux" zusammengefaßt hatte. — —

„Sie waren es!" — so schließt Perthes jenen Brief an Roon — „welcher sich der vorwärtsdringenden Revolution breit in den Weg stellte. Sie haben Ihrer Überzeugung, Ihrem Muthe, Ihrem Willen einen Ausdruck in dem gegenwärtigen Ministerium gegeben; Sie haben gekämpft und gerungen und bis heute noch keinen Fuß breit Landes verloren. Sie sollen und müssen auch jetzt das Steuer fest in der Hand behalten . . . vor Gott und der Geschichte trägt im gegenwärtigen Augenblicke nicht der Kapitän, sondern der Steuermann die Verantwortung.

Gott sei mit Ihnen, mein lieber kampfbeladener Freund, und erhalte und stärke Ihnen Ihren Muth und Ihre Kraft. — Behalten Sie mich lieb; kein Tag geht hin, an welchem ich Ihrer nicht gedenke.

Ihr Perthes." —

„Nicht während ich schrieb, aber bald nachdem ich den letzten Brief an Sie abgeschickt hatte" — fuhr Perthes (der immer noch unter dem Eindruck der ihm so bedenklich erscheinenden Konvention mit Rußland vom 8. Februar 1863 stand) am 4. März fort — „stiegen mir doch Bedenken auf, ob es zulässig sei, an den leitenden Minister Preußens so zu schreiben, wie ich gethan; indessen ich beruhigte mich, theils weil ich wirklich ohne allen Anstoß des sittlichen, politischen und socialen Gewissens geschrieben hatte, theils weil mir in Ihnen, ich mag mich stellen wie ich will, nun doch einmal der Mensch den Minister überwiegt. Ihre freundlichen Zeilen zeigen, daß auch Sie keinen Anstoß genommen haben. Von einer Verschuldung anderer Art aber kann ich mich nicht frei sprechen; als Goethe einst eine Recension seines Tasso gelesen hatte, sagte er: „diese Kerle, statt dankbar zu sein, ein Werk wie den Tasso zu haben, mäkeln sie daran herum, finden mit und ohne Grund dieses und jenes nicht recht und verderben sich und Andern die Freude." — Auch Sie könnten den conservativen Rezensenten zurufen: statt dankbar zu sein für meinen Tasso, d. h. für ein Ministerium, wie das von mir zu Stande gebrachte, findet Ihr bald mit, bald ohne Grund dieses und jenes nicht recht, was es thut und nehmt durch solches Mäkeln Euch und Andern Vertrauen und Freudigkeit. — Der Vorwurf ist gar Vielen gegenüber nur zu begründet und trifft auch meine Briefe seit Bismarck-Schönhausen's Eintritt, aber

doch auch nur die Briefe, denn obschon ich den Dank für das Dasein Ihres Ministeriums während der letzten Monate nicht aussprach, habe ich das Dankgefühl doch in mir gehabt und insbesondere mir und Andern immer wieder gesagt, daß die Regierung durch ihre Behandlung der inneren Fragen, durch ihre Vorlagen, durch ihr Reden und Schweigen im Abgeordnetenhause nicht nur das augenblickliche Vordringen der Revolution verhindert, sondern auch für die Zukunft einen nachhaltigen Widerstand gegen dieselbe vorbereitet hat. Bismarck-Schönhausen's Überlegenheit im kleinen Kriege, seine Gewißheit, unter allen Umständen wenigstens über einen guten Einfall verfügen zu können, die Gewandtheit, mit welcher er das Schwert des Geistes, ohne es zu Sauhieben zu mißbrauchen, führte und die Feinde so aus aller Fassung brachte, daß sie nichts zu Tage fördern konnten als eine Flegelei, hat manches Menschenherz nicht nur ergötzt, sondern auch erfreut und könnte jemand, dem mehr Luft zu Gebote steht als mir, ordentlich Luft machen, auch einmal mit hinein zu reiten in den dicken Haufen. Trotzdem aber verlassen mich die düsteren Ahnungen nicht in Beziehung auf Bismarck's Haltung nach Außen und auf die Folgen, die aus derselben hervorgehen können . . .

Selbst Ihre Mittheilungen haben mir Auffassung und Urtheil nicht geändert . . . Brieflich Ihnen Entgegnungen zu machen, kommt mir natürlich nicht in den Sinn; ein mündliches Gespräch aber würde Ihnen zeigen, daß ich mich nur in soweit von Ihnen unterscheide, als Sie sich kämpfend und führend mitten in der Aktion befinden, mir aber die jüngste Vergangenheit und fast auch der heutige Tag bereits Historie ist . . . Das ist allerdings ein Unterschied, und kein kleiner! —

Schon manches Mal ist Preußen durch das Unstäte und Springende seiner äußeren Politik, durch die Leichtigkeit, mit welcher es tiefgreifende Pläne aufnahm und wieder fallen ließ, in Gefahr gerathen; es wollte oft schon entgegengesetzte Ziele gleichzeitig verfolgen, oft schon Bestehendes für immer beseitigen, weil es für den Augenblick lästig oder hemmend erschien . . .

Diese in unserm Lande historisch gewordene springende Politik scheint sich nun personificirt zu haben und die hierin liegende Gefahr wird noch gefährlicher durch das Zusammentreffen mancherlei persönlicher und sachlicher Versuchungen. Ein edles Pferd ist in einen Sumpf gerathen und wird verlockt, seiner Ungeduld dnrch die gewaltsamsten Anstrengungen Luft zu machen, gleichviel ob es sich durch dieselben weiter hinein oder hinaus arbeitet.

Die ganze Situation verlockt, dem revolutionären Gelüste einen Ausweg zu eröffnen, demselben einen Ausweg nach Außen statt nach Innen zu geben, die Regierung vor der Revolution im Innern durch revolutionäres Auftreten nach Außen zu retten, also den Teufel durch Beelzebub auszutreiben.

Thaten fordert die Zeit, aber nicht jede Bewegung ist That, und Unruhe ist nicht Action . . . .

Solch' ein edles Roß zu überwachen, ist fast zu schwer für ein Menschenkind, was zugleich noch Kriegsminister ist, und doch müssen Sie es, müssen es bei

Tag und Nacht, müssen es in äußeren wie in inneren Verhältnissen, denn von Ihrer Wachsamkeit hängt jetzt Preußens Stellung ab, Gott gebe Ihnen Geduld dazu und Ausdauer und das schärfste Auge . . . .

Daß auch Sie in die Zügel beißen und zum Durchgehen alle mögliche Lust haben, weiß ich recht gut, werde aber mit Ihrer gütigen Erlaubnis jetzt und künftig so thun, als wüßte ich es nicht."

Bonn den 10. Mai 1863.

„Mein lieber und verehrter Freund! wenn ein Kranker mit bleichem Gesicht und mattem Gebein vom Fenster seines wohlerwärmten und gegen jeden Luftzug verwahrten Zimmers draußen einen Mann vorüberschreiten sieht, dem der Sturm Schnee und Eis ins Gesicht jagt und den Mantelkragen über dem Kopfe zusammenschlägt, sagt er wohl leise vor sich hin: Du beneidenswerther Mensch! wer doch wie du mit Wind und Wetter zu kämpfen hätte! So sehe auch ich zuweilen mit förmlichem Verlangen auf Ihr Kämpfen hin und denke: wer doch wie dieser beneidenswerthe Mann von Vaerst und Virchow, von Waldeck und Genossen geplagt werden könnte! Gott erhalte Ihnen Ihre Geistes- und Ihre Körperkraft, denn entbehren können wir Sie nicht. — Preußen ist jetzt so reif für die Aufnahme, so vorbereitet für schnelle Verbreitung einer durch irgend welchen Zufall hervorgerufenen Revolution, wie vielleicht kein anderes Land; dahin sind wir gekommen, nicht weil die gegenwärtige Regierung zu kräftig, sondern weil die frühere zu matt verfuhr; aber Preußen birgt zur Bändigung und dauernden Überwindung einer anfangs triumphierenden Revolution auch heute noch so starke Kräfte, wie vielleicht kein anderes Land und hat dieselben auch in der diesjährigen Sitzung des Abgeordnetenhauses nicht verloren und nicht geschwächt; das ist für eine Zeit, welche Erfolge und Siege unmöglich machte, nichts Geringes und ist auch dieses Mal Ihr Werk, obgleich der Dank und die Anerkennung, welche in den Wuthausbrüchen der kleinen und großen revolutionären Geister verborgen liegt, seit Monaten schon seltsamer Weise fast ausschließlich dem Ministerpräsidenten zu Theil wird . . . . Für den bisherigen Verlauf sehr dankbar zu sein, haben wir alle Ursache, aber nun ist, dünkt mich, des Verhandelns auch genug und es scheint sehr gerathen, die Herren Abgeordneten sobald wie möglich dem Kreise ihrer Familie wiederzugeben. Jeder derselben wird freilich in seinem Kreise wühlen so viel er kann, aber die Addition aller Wühlereien der Einzelnen hat nicht das Gewicht, welches dem Gerede der als Abgeordnetenhaus anerkannten Vereinigung derselben beiwohnt. — Wie das jüngste Blaubuch zeigt, hält selbst Lord Russel unsere vereinigten Kreisrichter für ein englisches „Parlament" und beruft sich darauf in diplomatischen Aktenstücken! Wie kann irgend ein fester Gang in den Verhandlungen mit Paris, London u. s. w. eingehalten werden, wenn die Kerls immer dazwischen schreien und die fremden Höfe in den Schreienden die Regierung oder doch die Mitregierung sehen. Auflösung freilich würde nur ein identisches Abgeordnetenhaus herbeiführen und dazu noch der Fortschrittspartei die Wahlbewegung in die Hand geben, aber Schluß der Session, sobald es die Umstände irgend erlauben, — denn an der budgetlosen Regierung kommen Sie für die

nächste Zeit doch nicht vorbei und jeder Tag kann einen Zufall herbeiführen, welcher noch einmal Oel auf die schwarzqualmende Lampe gießt. Mir scheint daher jedes Wort eines Ministers vom Uebel, durch welches die Verhandlung über die Finanzvorlage hinausgezogen werden könnte, denn in Beziehung auf diese dem Hause den Beschluß abzuschneiden, wäre schwerlich richtig. —

Die Haltung, welche Preußen während der letzten Monate noch nach Außen eingenommen, ist nun auch dem Außenstehenden durch die mancherlei bekannt gemachten Aktenstücke erkennbar. Louis Napoleon sorgt dafür, daß die Wunde an der Ostgrenze eine eiternde bleibe; Polen soll zu dem preußischen Italien, Posen zu dem Preußischen Venetien werden; in ganz Europa drängt alles zu großen Entscheidungen und in ganz Europa findet sich die als unzweifelhaft angenommene Voraussetzung, daß die Regierung Preußens nicht länger als Monate oder höchstens Jahre denselben Gang in den inneren und äußeren Verhältnissen einhalten könne. Ohne diese durch die Geschichte seit 1840 nur zu sehr gerechtfertigte Voraussetzung wäre die Stellung Ihres Ministeriums im Innern eine ganz andere und stärkere! — und nach Außen! welche Sprünge, welcher unablässige Wechsel, der nicht, oder doch nicht wesentlich, in dem Wechsel der europäischen Verhältnisse begründet war, sondern in dem Wechsel der Preußen leitenden Männer oder der Ansichten, welche denselben leitenden Mann heute so und morgen anders bewegten! Innerhalb kürzester Zeit:

Allianz mit Frankreich und Rußland ohne Rücksicht auf England und Oesterreich;

Lebhafte Annäherung an Frankreich, Geringschätzung Rußlands, Rücksichtslosigkeit gegen Oesterreich. Französischer Handelsvertrag;

Haltung, welche deutlich zu erkennen gab, daß wenn Frankreich sich nicht so entgegenkommend zeige wie gewünscht wurde, Preußen seine Allianzen auch an anderen Orten suchen könne.

Nächste Annäherung an Rußland. Convention vom 8. Februar. In den ersten Tagen des März schon wieder Erbitterung auf Rußland.

In den deutsch-österreichischen Verhältnissen war es nicht anders. Für das Auswärtige ist ein Mann, der viele und wechselnde Einfälle hat und Einfälle schnell in Depeschen und Noten verwandelt, ein sehr gefährlicher Mann, mag er Friedrich Wilhelm IV. oder Bunsen oder Heinrich von Arnim oder wie sonst heißen, mag er dieser oder jener politischen Richtung angehören, und ein noch so begabter und ehrenhafter Mann sein. — Wachen Sie, mein lieber Freund, und überwachen Sie unseres Vaterlands Geschick . . . .

Dienstag, den 11. Mai Abend.

Heute Mittag brachte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung die Nachricht von der Züchtigung, welche Sie gestern . . ertheilen mußten. Das Nähere läßt sich noch nicht ersehen, aber allem Anschein nach ist nur der Minister, nicht der Mann betheiligt und dafür danke ich Gott, denn unter den jetzigen Verhältnissen wäre ein persönlicher Conflikt das Unglücklichste von Allem. Gott gebe Ihnen

Ruhe; auf Ihnen ruht, davon werde ich jeden Tag fester überzeugt, unsere Rettung.

Mittwoch den 13.

Gestern Abend spät brachte der Telegraph die Erklärung des Staatsministeriums; sie konnte nicht anders sein, wie so — obschon unberechenbar die Folgen sind. Wer doch mit zugreifen könnte! Behalten Sie mich lieb, mein lieber tapferer Freund! Ihr

Perthes.

Bonn, den 2. Juni 1863.

Auch nach der Königlichen Botschaft vom 20. Mai blieb es mir zweifelhaft, mein lieber und verehrter Freund, ob die Regierung den Landtag sofort schließen oder dem Abgeordnetenhause zuvor noch Zeit lassen würde, die Verweigerung des Budgets ausdrücklich auszusprechen. Sie haben für den sofortigen Schluß entschieden, und mit mir empfindet es noch Mancher als eine Wohlthat, nun nicht länger Tag für Tag Phrasen, fixe Ideen, Unwahrheiten u. dergl. haufenweise aus dem Hexenbrei aufbrodeln zu hören. Gerne hätte ich allerdings in der Botschaft vom 26. Mai die Ausdrücke vermieden gesehen, welche von dem Feinde so gedeutet werden können, als ob die Verfassungs-Urkunde Grund oder doch Stütze von Rechten unseres Königs sei. Nicht oft und deutlich genug kann heut zu Tage gesagt werden: nur der Landtag hat Rechte durch die Verfassungsurkunde und nur durch die Verfassungs-Urkunde hat der Landtag Rechte. Der König aber hat keine Rechte durch die Verfassungsurkunde; sein volles Königliches Recht besteht so wie es in der Geschichte geworden und gewachsen ist auch heute noch und ist nur in den Fällen begrenzt, in welchen die Verfassungs-Urkunde dem Landtage eine Mitwirkung ausdrücklich zuerkennt.

Obschon die alte Wahrheit auch bei dieser Gelegenheit vielleicht recht verständlich hätte ausgesprochen werden können, so klingen doch, trotzdem dies nicht geschehen, die einfachen das Kind bei dem rechten Namen nennenden Worte des Königs deshalb nicht weniger wohlthuend an das Ohr nach dem vielen wüsten Geschrei der anarchischen Lust, welche wie jede sündige Begierde hin und her schwankte zwischen Frechheit und Heuchelei.

Die Botschaft hat alles gethan, was der Augenblick erfordert, und doch auch nicht mehr als das, und dafür müssen wir noch besonders dankbar sein. Chronische Übel lassen sich durch akute Mittel nicht heilen, und der Deckel, welcher den Kasten mit den elementaren Gewalten verschließen soll, darf nicht aufgenagelt, sondern muß aufgeschraubt werden. Der Minister, der sich bewußt ist, den großen entscheidenden Kampf für die Monarchie gegen die Anarchie, für die politische und soziale Ordnung gegen die allgemeine Auflösung auskämpfen zu sollen, wird auch die Kraft finden, seine politischen Ansichten und Wünsche, seine Neigungen und angeborene Natur zu bezwingen, wenn der ernste Beruf es von ihm verlangt. — —

Ob das Budget für 1863, um dem formalen Rechte zu genügen, noch einmal dem Abgeordnetenhause zur Beratung vorgelegt oder, da die Verwerfung

doch fest steht, budgetlos regiert werden soll ohne die ausdrückliche Verwerfung zu veranlassen, ist wie mir scheint heute noch nicht zu entscheiden, da niemand die Ereignisse kennt, die morgen eintreten können . . . Mir scheint es übrigens wünschenswert, daß die Regierung sich wenigstens in der nächsten Zeit noch nicht für die (wohl unvermeidliche Auflösung) entscheide und noch weniger dieselbe offiziell oder offiziös ausspreche. Möchte doch die Norddeutsche Allgemeine und die neue Preußische Zeitung vor der Hand gänglich schweigen über das, was die Regierung beabsichtigt oder nicht beabsichtigt; durch das Vorausverkündigen ist schon mancher Schaden gethan. Ruhe bedarf unser armes Land und unser armes Volk, und eine Hauptaufgabe der Regierung wird es sein, alles zu vermeiden, was benutzt werden kann, um Land und Volk nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

Jede Maßregel des Ministeriums, die zurückgenommen werden muß oder auch nur nicht durchgeführt werden kann, giebt den Männern des Umsturzes einen neuen Feuerbrand in die Hand.

Eine Aenderung des Wahlgesetzes? wie könnte sie helfen in einer Zeit, in welcher die Gefahr nicht von den kleinen Leuten, sondern von den Geheimen Räthen, Rentnern, Professoren, wohlhabenden Kaufleuten und Fabrikanten ausgeht?

Wäre es möglich der Presse und den Vereinen Zügel anzulegen, so müßten wir Gott auf den Knieen danken; aber ist es möglich? wer weiß einen solchen Weg zu finden, der nicht Artikel der Verfassung verletzte!

Es ist möglich, daß wir trotz aller Vorsicht und Ruhe dem Tage entgegentreiben, an welchem der König das Land nur retten kann, wenn er seine ganze Macht rücksichtslos entfaltet und, um die Rechtsordnung zu erhalten, Artikel der Verfassung nicht respektirt . . . wenn dieser Tag erscheint ohne Wollen und Zuthun der Regierung, so hilft uns vielleicht unser Herr im Himmel und wir siegen, wenn auch nicht ohne Kampf, doch ohne Kampf bis aufs Messer.

Ich freue mich, mein lieber theurer Freund, daß wir Sie haben und daß Sie da sind wo Sie sind und so fest auf Ihren zwei Beinen stehen können, weil Sie die Hülfe dort zu suchen und zu erbitten wissen, wo sie allein zu finden ist. Sie haben einen schweren Stand, aber Sie bedauern — nein, das kann ich bei dem besten Willen auch heute nicht. Ein braver junger Husaren-Offizier, der wie noch mancher seiner Kameraden mich jetzt zuweilen besucht, sprach vor einigen Tagen mit wahrer, warmer Theilnahme über Sie; ich lachte ihn aus und fragte, ob er auch Blücher bedauere, weil derselbe auf dem Ritte nach Waterloo stark geschwitzt und das Pfeifen der Kugeln gehört habe? Der Husar beruhigte sich nunmehr; wollte Gott, daß ich Ihren 18. Juni noch miterlebte und feierte! —

Bonn, 8. Juni.

Es ist, mein lieber und verehrter Freund, durch den Schluß des Landtages und mehr noch vielleicht durch die Preßverordnung vom 1. und die Verwarnungen vom 5. Juni doch wirklich eine nicht unwesentliche Änderung in unseren Zuständen eingetreten. Seit Jahren hatten die Landtags-Abgeordneten, die Zeitungsredakteurs und die Clubbisten in „Schlafrock und Pantoffeln“ so lebhaft die schweren

Opfer, welche sie brächten, bewundert, daß Einzelne unter ihnen, so unglaublich es auch scheinen mag, endlich dahin gelangten, Respekt vor sich selbst und sogar vor ihren Kollegen zu bekommen. Während die Herren in ihren Versammlungen sauren Wein und dickes Bier mit vielem Behagen verzehrten, beklagten sie die schwere Noth der Zeit; während Zweckessen und Dankadressen die einzigen für sie in Aussicht stehenden Widerwärtigkeiten waren, legten sie das feierliche Gelübde ab, kalt und männlich in den großen Gefahren auszuharren, die Jeden bedrohten, der gegen die Herren v. Roon und v. Bismarck eine Rede halte oder einen Zeitungsartikel drucken lasse; während die Frechheit ungestraft und ungehemmt überall sich spreizte, tobten sie über die Ministerdespotie, welche das Land drücke wie ein Alp und jede Lebensregung schon in der Geburt ersticke.

Dieses lügenhafte, frivole Spiel mit sehr ernsten Worten und Dingen scheint zu verschwinden; es geht ein Gefühl durch das Land, wie wenn es mit dem Spaßen nunmehr ein Ende habe und dem Einzelnen sein wüstes, leichtfertiges Gethue zwar nicht gerade Hals und Hand, aber doch harte Thaler und vielleicht sogar das jus ambulandi kosten könne. Mag die Verfassungsmäßigkeit der Verordnung vom 1. Juni immerhin disputabel sein, so ist doch bis zum Wiederzusammentritt des Landtages Niemand da, welcher ein Recht hätte, dieselbe in Abrede zu stellen, und steht es auch nur auf sechs Monate thatsächlich fest, daß die Obrigkeit ihr Schwert nicht umsonst trägt, so würde dadurch allein schon alles anders sein — — wenn nicht zugleich öffentlich und ausdrücklich ausgesprochen worden wäre, daß die künftige Regierung den Ernst und die Festigkeit der gegenwärtigen zu teilen nicht gesonnen sei. Die Väter können und sollen, das wissen wir alle, ihre Kinder im Thun und Lassen nicht nöthigen, eine Wiederholung des väterlichen Ich zu sein, aber bestimmtem Thun des Kindes gegenüber hat doch jeder Vater die Möglichkeit zu sagen: nur einmal kann mir das passieren!" —

— — — „Noch ist „Ihr 18. Juni" nicht gekommen, das verhehle ich mir nicht; es ist, und Gott sei Dank dafür, dem vordringenden Feinde Halt zugerufen. aber doch nur bei dem allerersten Anfange des Endes sind wir angelangt; noch viel zusammengesetzter werden die Fragen, noch viel verwirrter die Schwierigkeiten werden . . . . Indessen — Gott sitzt im Regimente und unsere Herrn Minister müssen ihm freie Hand lassen, so lange wie möglich und abwarten, ob Er uns etwa noch helfen will ohne daß das Äußerste eine Naturnothwendigkeit wird; aber wenn Er nun nicht will, wenn das Aeußerste wirklich Naturnothwendigkeit wird? Niemand weiß, was und wie es sein wird, wenn wir am Ende des Weges sein werden, welcher mit Ablauf der neuen Aera betreten ward; aber gewiß ist, daß dann die Regierung große Gefahren zu bestehen hat und große Entschlüsse fassen und große Kräfte entwickeln muß. —

Bonn, 2. Juli 1863.

Ich freue mich sehr, daß Sie sich entschlossen haben, den heutigen Tag bei den Ravensbergern zuzubringen. Das kräftige, kerngesunde, fromme Volk wird

ohne Zweifel seine Gesinnung sehr verständlich ausdrücken und durch derben Jubel zwar Ihren Leib ermüden, aber Ihre Seele erfrischen.

Daß Sie mich in den der Eröffnung des neuen politischen Feldzuges unmittelbar vorhergehenden Tagen noch sehen mögen, danke ich Ihnen herzlich und will Sie dann gern an irgend einem Orte des Thüringer Waldes aufsuchen . . .

Möge die Ruhe, mögen Wald und Luft Sie an Leib und Seele recht stark machen, denn Ihre Frische brauchen wir Alle . . .

Ihr Perthes."

Der vorstehend erwähnte Besuch bei den Ravensbergern wurde von Roon Anfang Juli thatsächlich ausgeführt; es war das einzige Mal in seinem Leben, daß Roon sich (aus politischen Erwägungen) ein derartiges öffentliches „Anfeiern" hat gefallen lassen; und die Reise ist auch insofern bemerkenswert, als durch die Aufnahme, welche Roon — während nach der Auffassung seiner Gegner dumpfe Reaktion auf dem Lande lastete — gerade in diesen Tagen in den treuen westfälischen Landen gefunden hat, der Beweis geliefert wurde, daß es doch noch große Volksmassen gab, welche nicht nur unverdorben geblieben waren durch die Agitationen der Opposition, sondern im Gegenteil den treuen Mann ihres Königs gerade deshalb um so inniger verehrten, je mehr sein Name von den Gegnern geschmäht und gelästert wurde. Die Ravensberger ehrten in Roon den Mann, der, ihnen auch im kirchlichen Bekenntnis nahestehend, nun schon jahrelang in sturmbewegter Zeit allen Patrioten das schwarz-weiße Banner mutig vorangetragen hatte. Einer schon früher gegebenen Darstellung über jene Festtage ist das Nachstehende entnommen.

Am 1. Juli feierte das 15. Infanterie-Regiment in Minden sein 50jähriges Stiftungsfest, an welchem Roon teilnehmen wollte, da er in diesem Regimente lange gestanden hatte. Da luden ihn die Konservativen der Grafschaft Ravensberg ein, doch bei dieser Gelegenheit ihrem Lande einen Besuch abzustatten. Mit Allerhöchster Genehmigung erfolgte am 16. Juni die zusagende Antwort, und überall regten sich nun patriotische fleißige Hände, um dem geliebten Manne und Soldaten öffentlich zu beweisen, daß doch treue patriotische Herzen weit im Lande für ihn schlügen und die Volksvertreter keineswegs das Volk hinter sich hätten. Am 2. Juli kam Roon in Begleitung einer großen Anzahl Ehrengäste auf dem Bahnhof Herford an, von der Bürgerschaft jubelnd empfangen. Unter Führung des Bürgermeister Strosser setzte sich alsbald der Festzug in Bewegung, in welchem die Fahrt durch die Grafschaft vor sich gehen sollte. An der Spitze 100 geschmückte Reiter — Kolonatensöhne — mit schwarz-weißen Mützenbändern geziert, dann der sechsspännige Wagen mit dem Kriegsminister und über 60 bekränzte Kutschen mit Ehrengästen, Kolonen und Damen, am Schlusse wieder 70 berittene Burschen.

So ging es durch die gesegneten Fluren von Kolonat zu Kolonat; überall waren Ehrenpforten erbaut, reicher Flaggenschmuck zierte die Straßen, die Schüler, Geistlichen und Lehrer standen zur Begrüßung bereit, und viele von Herzen

kommende Ansprachen erfreuten den Ehrengast. Deputationen benachbarter Städte schlossen sich an. Überall an jubelnden Volksmassen vorüberziehend, endete die Rundreise nachmittags auf dem Sewing'schen Kolonate, wo unter einer alten Eiche die Rednertribüne errichtet worden war. Gegen 10000 Menschen umdrängten dieselbe in dichten Scharen. Hier begrüßte der Bürgermeister Stroffer den General noch einmal in patriotischen Worten und betonte, daß es darauf ankäme, gegen das Benehmen des Abgeordnetenhauses öffentlichen und feierlichen Protest einzulegen. Roon wurde gebeten, Sr. Majestät dem Könige den Dank der treuen Ravensberger für die heilsamen Maßregeln der Regierung zu überbringen.

Als Roon dann die Tribüne bestiegen hatte, versicherte er, diesen Auftrag mit Freuden ausrichten zu wollen. „Ich habe Ihr Ja gehört, ich habe dabei in Ihre blitzenden Augen gesehen, Se. Majestät wird meinen Bericht mit Freuden empfangen!" Des weiteren führte Roon aus, wie schwer den König die Opposition des Abgeordnetenhauses kränke, wie er, der Minister, sich heute vorkomme wie ein Wandersmann, der lange Zeit sein schweres Bündel durch eine öde Wüste getragen hat und nun plötzlich an eine grüne Oase kommt mit klarer Quelle und freundlichen Menschengesichtern. Es thue ihm wohl, heute in so viel treue Augen und Gesichter blicken zu können, nachdem er so oft in Augen des Hasses und der Feindschaft habe schauen müssen.

Wiederholt wurde die Rede von jubelndem Beifallssturm unterbrochen, der Beifall wollte aber kein Ende nehmen, als Roon mit erhobener Stimme die Schlußworte sprach: „Der König ist mehr als bloß der dritte Faktor der Gesetzgebung, er ist Herr in Preußen und soll König und Herr bleiben. Der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. hat freiwillig einen Teil seiner Rechte dem Volke abgetreten, und nur so viel, als er sich davon entäußerte, ist der König in seiner früheren Macht beschränkt.

— — Aber wie er das Recht des Volkes achtet, so auch sein eigenes ererbtes Recht; darum verlassen Sie sich auf Ihn, Er steht fest. Se. Majestät hat viele bittere Erfahrungen gemacht, man ist seinem Herzen oft wehethuend gegenübergetreten, aber daß man ihm nicht zu nahe tritt, dazu sind wir gut!" Hierbei schlug Roon auf den Waffenrock, der seine kräftige Brust bedeckte, und ein donnerndes Bravo folgte seinen Worten.

An diesem Tage war es auch, wo Roon sich als des Königs „Feldwebel" bezeichnete in der großen Kompanie (Armee genannt), deren Hauptmann der König selbst sei. — Nachdem ging der Jubelzug weiter über Enger zurück nach Herford. Hier nahm Roon noch an einem großen Festmahl teil, an welchem er einen auf seine Frau und Kinder in Plattdeutsch ausgebrachten Toast zu allgemeiner Überraschung im besten pommerschen Plattdeutsch beantwortete.

Großen Eindruck machte auch die Rede des Kolonen Bockschatz aus Jöllenbeck: „Wir wollen kein Volksheer, denn wir haben eins, und zwar ein treffliches, wie kein zweites auf Erden; aus uns ist es hervorgegangen, in unsere Mitte zurückkehrend, mit uns so innig verbunden, wie der Bruder mit dem Bruder;

wir wollen kein Parlamentsheer von Turnern und Bürgerschützen, denn es taugt nicht für das Königliche Preußen!"

Jeder der dies schöne — in damaliger Zeit sehr seltene — Fest mitgemacht, behielt davon eine unvergeßliche Erinnerung; jener 2. Juli hatte aber seine segensreichen Folgen nicht nur für jene westfälischen Landschaften, sondern für das ganze Volk, welches von nun an auch anderwärts einzusehen begann, daß es so nicht weiter gehen könne.

Roon kehrte in seine Berufsarbeit zurück und suchte und fand später während einiger Wochen die zur Kräftigung von Leib und Seele erforderliche Erholung; sie war möglich, da in den inneren Kämpfen eine kurze Ruhepause eingetreten war.

Dagegen wurden schon Ende Juli und Anfang August die Gemüter von neuem in lebhafte Erregung versetzt durch die Verhandlungen über die Reform der deutschen Bundesverfassung, für deren Erledigung in ihrem Sinne die österreichische Regierung damals die Gunst der Umstände und den inneren Zwiespalt in Preußen benutzen zu können glaubte.

Bekanntlich war es der Einsicht und Festigkeit des Königs Wilhelm und seiner Regierung zu danken, daß die von seiten des Kaisers von Österreich ausgesprochene Einladung zum Fürstenkongresse in Frankfurt a./M. von vornherein abgelehnt wurde; und Bismarck's Energie setzte es durch, daß auch der später (am 19. und 20. August) durch den König von Sachsen in Baden-Baden persönlich wiederholte Versuch, den König noch zur Teilnahme an jenem Kongresse zu bewegen, definitiv scheiterte. Die bezüglichen Erörterungen gehörten nicht in Roon's Ressort, aber er hat an ihnen damals lebhaften Anteil genommen und vieles dazu beigetragen, daß Bismarck's Auffassungen an diesem entscheidenden Wendepunkte der deutschen Politik zur Geltung gelangt sind. Der Kongreß verlief in Folge der Haltung Preußens bekanntlich resultatlos, und die politische Welt — vielleicht noch mit Ausnahme der österreichischen Staatsmänner — begann seit jenen August- und Septembertagen zu ahnen, daß eine Lösung der deutschen Frage sich anbahne, welche der österreichischen Politik sehr verhängnisvoll werden würde. Auch hatte die letztere mit ihrem Auftreten der preußischen Regierung indirekt — sehr wider ihren Willen — einen nicht unwesentlichen Dienst dadurch geleistet, daß die allgemeine Aufmerksamkeit inner- und außerhalb Preußens von dem inneren Konflikte einigermaßen abgelenkt ward, und daß alle Elemente, welche noch preußischen Patriotismus besaßen, die Notwendigkeit zum engen Zusammenschließen und zum Vergessen des inneren Haders zu begreifen — wenigstens anfingen. Gegenüber den gefährlichen Absichten Österreichs mußte man — das wurde bald herausgefühlt — zusammenstehen und sogar die verhaßte Regierung unterstützen, wenn nicht alle Hoffnungen, welche der Liberalismus und alle warmen Patrioten seit Jahrzehnten für die Neugestaltung Deutschlands gehegt hatten, unwiederbringlich in Trümmer gehen sollten; und dieselben Erwägungen, welche die Wahrscheinlichkeit der baldigen Lösung der deutschen Frage näher rückten, brachten nach und nach, wenn auch einstweilen noch unbe-

wußt, in den Herzen der patriotischen Volksschichten auch eine andere Auffassung der Militärfrage zustande. Sollte die deutsche Frage glücklich gelöst werden, dann bedurfte man auch bedeutender Kraftentwickelung; es war damit ein Ziel wenigstens von weitem gezeigt, für welches es sich wohl lohnte, an Gut und Blut größere Opfer zu bringen und für welches eine erhöhte Schlagfertigkeit der Armee doch auch erwünscht sein mochte. Besonders verstärkt wurde diese in der preußischen Volksseele gärende Erwägung, nachdem der Bericht des gesamten Staatsministeriums vom 15. September 1863, welchen dasselbe auf Allerhöchsten Befehl über die Frankfurter Reformakte und das Ergebnis der Verhandlungen des Frankfurter Fürstenkongresses erstattet hatte, bekannt geworden war. In diesem Berichte wurden zum ersten Male in der deutschen Reformfrage ganz neue Gesichtspunkte aufgestellt, durch welche auch die kühnsten liberalen Träume überholt schienen. Ja dieser Bericht verhieß sogar mit deutlichen Worten eine wahre, aus direkten Wahlen hervorgehende Nationalvertretung als ein von den preußischen Reformbestrebungen ins Auge gefaßtes Ziel, indem er die künstlichen und mechanischen Surrogate, welche man in Frankfurt zu diesem Zwecke konstruieren wollte, als gänzlich ungenügend entschieden zurückwies. War damit einerseits diesen österreichischen Vorschlägen ein wirksames Paroli geboten, so wurde man andererseits mit Staunen gewahr, wie ernstlich die so verhaßte Regierung während der stattgehabten Verhandlungen die Würde und Machtstellung Preußens und die Interessen der gesamten deutschen Nation in gleichem Maße zu wahren verstanden hatte und fernerhin zu wahren entschlossen schien. Nebenbei konnte man doch auch nicht umhin, wenn auch zunächst noch ungern und zögernd, die Geschicklichkeit anzuerkennen, welche der Ministerpräsident bei all' diesen Erörterungen gezeigt hatte, sowie den Nachdruck, mit welchem er dabei von seinen Kollegen unterstützt worden war.

So kann man sagen, daß in der Masse des Volkes in diesen Herbsttagen die Opposition gegen die Regierung und auch gegen die Militärvorlagen ihre Bitterkeit und Schärfe schon etwas zu verlieren anfing, wenn auch das Geständnis, daß es so sei, angesichts des Terrorismus der demokratischen Wortführer nur schüchtern zu Tage trat und das frühere Mißtrauen noch oft hervorbrach. —

Inzwischen hatte das Ministerium schon vorher die in ganz Preußen angesichts des Frankfurter Fürstenkongresses bewegende Stimmung geschickt benutzt, um die Auflösung des Abgeordnetenhauses dadurch zu motivieren. (Bericht vom 2. September 1863). Der Bericht bezeichnete es als Zweck der Neuwahlen, der Thatsache Ausdruck zu geben, daß gegenüber einem Versuche zur Beeinträchtigung der Unabhängigkeit und Würde Preußens alle politischen Meinungsverschiedenheiten zurückträten; auch sollte durch den neugewählten Landtag noch in diesem Jahre die Beratung des Staatshaushaltsetats bewirkt und damit über die Militärvorlagen erneute Beschlußfassung ermöglicht werden.

Sämtliche Minister nahmen während der nunmehr beginnenden Wahlbewegung Veranlassung, die unterstehenden Beamten an ihre Pflicht thatkräftiger

Unterstützung der Staatsregierung zu erinnern. „Wollte die Staatsregierung die Feinde im eigenen Lager gewähren lassen, so würde sie dadurch zum Verräter an der Sache, deren Verteidigung sie aus voller Überzeugung und mit gutem Gewissen übernommen hat."

Auch Roon wies die unterstehenden Beamten der Kriegsverwaltung auf ihre Pflichten hin. Inbetreff der aktiven Personen des Soldatenstandes war es ihm dagegen gelungen, unterstützt von dem in gleichen Anschauungen stehenden Generaladjutanten von Manteuffel, deren Beteiligung an den Wahlen von diesem Wahltermine an vollständig zu verhindern. Die Rücksicht, daß die Armee aus disziplinären Gründen unter allen Umständen den gefährlichen Wahlagitationen entrückt werden müsse, überwog bei den darüber erfolgenden ausführlichen Erörterungen schließlich alle anderen Erwägungen; namentlich konnte der relativ unerhebliche Ausfall an regierungsfreundlichen Stimmen jener wichtigsten Rücksicht gegenüber gar nicht ins Gewicht fallen.

Die Allerhöchste Kabinetsordre vom 28. September 1863, welche der König als Kriegsherr in dieser Angelegenheit erließ, lautete:

„Die Bestimmungen der Verfassung über die Berechtigung der Militärpersonen zu den Landtagswahlen stehen im Widerspruch mit den bezüglichen Festsetzungen der provisorisch geltenden Wahlverordnung. Die betreffenden Verfassungsartikel, welche — mit wenigen Ausnahmen — der bewaffneten Macht das Wahlrecht nicht gewähren, würdigen damit das Wesen und die Bestimmung der Armee; die bezüglichen Paragraphen der provisorischen Wahlverordnung thun dies nicht.

Die fernere Beteiligung der Armee und Flotte an den Wahlen widerspricht also ebenso sehr dem Geiste und den Intentionen der Verfassung, als der Stellung und den Interessen der bewaffneten Macht.

Ich halte es daher nicht für angemessen, wenn die betreffenden Offiziere und Mannschaften des stehenden Heeres und der aktiven Marine das ihnen nach der provisorischen Wahlverordnung zustehende Recht ferner ausüben.

Daraus folgt von selbst, daß Ich dieselben nicht wie bisher üblich, in irgend einer dienstlicher Form zur Ausübung ihres Wahlrechts angehalten wissen will.

Diese Meine Willensäußerung haben Sie in angemessener Weise allen Kommando-Behörden des stehenden Heeres und der aktiven Marine bekannt zu machen.

(gez.) Wilhelm.

An den Kriegs- und Marine-Minister."

Ueber die Notwendigkeit, die bewaffnete Macht von den politischen Wahlen auszuschließen, herrscht gegenwärtig das erfreulichste Einverständnis. Fast alle Verfassungen haben dahin gehende Bestimmungen aufgenommen. Seit Einführung der Verfassung in Preußen bis zum Jahre 1863 bestand aber bei uns über diesen Punkt noch vielfache Unklarheit. Diese endlich beseitigt zu haben, ist ein seitdem wohl allgemein anerkanntes Verdienst der damaligen Heeresleitung. Mit Recht konnte Roon in dem Zirkular, durch welches er obige Allerhöchste

Kabinets-Ordre den kommandiereuden Generalen ꝛc, mittheilte, hinweisen auf „die Nachteile, welche bisher durch das Wählen der Armee entstanden sind und ferner entstehen könnten; Nachteile, welche in der Zukunft möglicherweise eine für die Existenz aller gesetzlichen Ordnung im Lande verderbliche Bedeutung erlangen könnten." Der Erlaß überläßt es den kommandierenden Generalen, in angemessener Weise dafür zu sorgen, daß die Wahl-Enthaltung der aktiven Militär-Personen, dem Allerhöchsten Willen entsprechend, eine allgemeine sei; auch verstehe es sich von selbst, daß bei Anordnung des gewöhnlichen Dienstes die bisher übliche Rücksicht auf die Wahltermine nicht ferner zu beobachten sei. Dagegen solle die Aufstellung der militärischen Urwählerlisten, sowie die Anberaumung und Abhaltung der Urwahltermine in der bisherigen Weise erfolgen, und sei eine Abänderung der bezüglichen gesetzlichen und reglementarischen Bestimmungen auch nicht beabsichtigt. — — —

Die allgemeinen Neuwahlen fanden am 20. und 28. Oktober statt. Daß sie wiederum ein ungünstiges Resultut hatten und die Opposition in fast unverminderter Stärke wiederkehrte, ist bekannt. Am 9. November wurde der Landtag mit einer Thronrede eröffnet, in welcher — abermals vergeblich — zur Verständigung ermahnt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.

Eine letzte Seereise.

Novelle
nach den Erzählungen eines Bekannten zusammengestellt durch
L. von Henk.

Es war ein kalter, trüber Novemberabend. Durch die Straßen des kleinen Städtchens E. fuhr der rauhe Nordwind heulend und pfeifend, rüttelte an Thür und Fenster, als wolle er alles sprengen, und trieb mit furchtbarer Gewalt die aufgetürmten Wogen der Springflut gegen die in der Nähe der Stadt gelegenen Schutzdeiche, so daß deren Gischt hoch über die Deichkrone hinweggeschleudert wurde. Heftige Regengüsse stürzten zugleich vom Himmel herab, an dem gespenster[illegible] dunkle Wolken hin- und hereilten. Unaufhörlich peitschte der Wind die herabfallenden Wassertropfen gegen die Fensterscheiben, sodaß das kalte Sturzbad [illegible] an ihnen herniederfloß und das Blitzen und Funkeln ihnen für eine geraume [illegible] verging. Und dann guckte Freund Boreas durch die Fenster und ärgerte sich, daß es da drinnen im Wirtshause zum „goldenen Anker" trotz seines wüsten Treibens so ruhig und wohnlich blieb, und der behäbige, rüstige Wirt bei der Musterung des Gastzimmers zum Empfange seiner Stammgäste sich in keiner Weise stören ließ.

Vom nahen Rathausturme ertönte die sechste Abendstunde, als die ersten Gäste die niedrige Trinkstube betraten, dann aber waren in wenigen Minuten mit niederdeutscher Pünktlichkeit sämtliche Tische von den angeseheneren Männern des Ortes besetzt. Es kamen auch andere außer den Stammgästen; die Unterhaltung war gewöhnlich lustig, und die Kritik der Tages- und Ortsereignisse ward hier beim Glase heißen Punsches vollzogen. Nur ein Platz war noch leer. „Dat hätt doch woll sin Richtigkeit mit Klaus Söndergaard," meinte Peter Jürgens, ein derber, wettergebräunter Großhändler, indem er den Inhalt seines ersten Glases Punsch leerte, „man seggt: hei föllt up sin letzt Reis' nah Afrika vör langer Tid sin Gedächtnis verloren häbben; een wunnerlicher Kautz is hei un blievt hei, — hüt is hei wol nah de Diekschlüs (Deichschleuse) hendammelt un let sich den Nurder üm de Nees weigen.[1])" Doch kaum hatte er seine Rede beendet, so erschien die schmächtige Gestalt des Erwarteten unter der geöffneten Thür des Gastzimmers. Sein intelligentes Gesicht war von grauem Haupthaar und weißem, wohlgepflegtem Vollbart umrahmt, Stirn und Wangen waren bleich, die Augen fast glanzlos, und ein tiefer Kummer schien sich in seinen Mienen auszuprägen. Er galt allgemein als Sonderling; sein Verkehr beschränkte sich lediglich auf die Gäste im goldenen Anker während der Abendstunden. Von den Armen der Stadt war er hochverehrt, kein Notleidender verließ mit leeren Händen sein Haus.

Klaus Söndergaard begrüßte kurz die Anwesenden und nahm seinen Platz am Stammtische ein. Der aufmerksame Wirt beeilte sich, dem späten Gaste ein Glas heißen Punsch zu kredenzen und ihm die gestopfte Thonpfeife nebst brennendem Fidibus zu überreichen.

Kaum hatte jedoch der Angekommene sich ein wenig verschnauft und einige Züge aus der Pfeife gethan, als Peter Jürgens es sich nicht länger versagen konnte, ihn an das vor längerer Zeit gegebene Versprechen zu erinnern: den Tischgenossen die Erlebnisse seiner letzten Seereise zu erzählen. Erschrocken blickte der Angeredete den Frager an, ein flüchtiges Unbehagen malte sich in seinem Gesicht; er schien unangenehm berührt zu sein, so traurige Episoden aus seinem Leben profanieren zu sollen. Dennoch ließ er sich nicht lange bitten, sondern willfahrte den Wünschen des Großhändlers. „Es ist keine lange, aber eine traurige Geschichte," hub er an. „Im Mai 18 .. lag das Barkschiff „Amanda" mit Gütern beladen und mit zwölf Kajütspassagieren, sechs Herren und sechs Damen an Bord, auf der Rhede von Southampton, um mit dem nächsten günstigen Winde die Reise nach Südamerika fortzusetzen. Zu jener Zeit gab es noch keine transatlantischen Dampfer, und so mußten alle Reisende sich bequemen, die Überfahrt nach dem neuen Weltteil auf Segelschiffen zu machen. Ich hatte die „Amanda" schon mehrere Jahre geführt und schnelle und glückliche Fahrten

[1]) Man sagt: er solle auf seiner letzten Reise nach Afrika vor langer Zeit sein Gedächtnis verloren haben, ein wunderlicher Kauz ist er und bleibt er, — heute ist er wohl nach der Deichschleuse gewandert und läßt sich den Nordwind um die Nase wehen.

mit derselben zurückgelegt, so daß die Passagiere sich gern meiner Führung anvertrauten.

Verheiratet war ich nicht, obgleich es mir die Nachbarstochter meines elterlichen Hauses in R.... angethan hatte. Wir spielten mit einander, als wir Kinder waren, wir wuchsen zusammen auf und verlebten manche frohe Stunde in unserer Jugend. Die blonde Käthe war einige Jahre jünger als ich; sie hatte runde Backen und fröhliche Augen, und ihre Lippen waren röter als die rote Rose; sie wußte durch ihr sanftes Wesen den Übermut des wilden Klaus, wie ich allgemein genannt wurde, in Schranken zu halten, und ich betrachtete sie als guten Kamerad. Eine stumme Bitte aus ihren großen, blauen Augen vermochte ich ihr nicht abzuschlagen.

So vergingen die Kinderjahre, und Käthe wuchs zur Jungfrau heran. Der wilde Klaus mußte dagegen nach Hamburg zur Schule und wurde unter strenge Kontrolle gestellt; er lernte leicht, war aber ausgelassen und zu allen tollen Streichen aufgelegt, welches den Eltern manche Sorge bereitete. Was Wunder, wenn angesichts des täglich vor Augen gehabten Mastenwaldes der stattlichen Handelsschiffe und des flotten Seemannslebens die Scholle für ihn zu eng wurde und, zum Leidwesen seiner Mutter, der Trieb in ihm erwachte, Seemann zu werden. Sturm und Wolken wollte er bekämpfen, fremde Weltteile, die Neger in Afrika aufsuchen. Gesagt, gethan! Die Freunde des Vaters hatten einen tüchtigen Kapitän für mich ausgesucht, die Seemannsausrüstung, Schiffskiste und Hängematte wurden beschafft, und: „fort sollst du, doch nun säum' auch nicht!" schrieb der Vater.

In meiner Seemannskleidung, mit einem Matrosenhut auf dem Kopfe, fuhr ich vor Antritt meiner ersten Seereise noch einmal nach R., um den Eltern Lebewohl zu sagen. Mein Aufenthalt dort war nur kurz. Der Vater gab mir gute Lehren mit auf den Weg, die Mutter weinte beim Abschiede; doch nahm ich es leicht, und nur als Käthe eine Thräne beim Weggehen zerdrückte, wurde auch ich etwas weicher gestimmt. — „Lassen Sie den Wildfang sich nur austoben," tröstete die Nachbarin Lagermann meine Mutter, „er ist ein strammer Bursche geworden, und es liegt ein gesunder Kern in dem Jungen; die harte Arbeit, das Salzwasser und die Entbehrungen werden sein heißes Blut schon abkühlen. Jugend will austoben!"

Es war noch früh am Morgen, als ich von R. fortzog. Der Tag war in vollem Frühlingsglanz angebrochen, und als die Sonne freundlich dem fernen Osten entstieg und das Schmettern der Lerchen über die Fluren drang, da atmete ich frei und froh die herrliche Morgenluft ein und summte leise meine lieben Wanderlieder der Schuljahre vor mich hin. Spät kam ich erst nach Hamburg. In aller Frühe am nächsten Morgen brachte mich ein Freund meines Vaters an Bord; eine Stunde darauf wurde Anker gelichtet, und das Schiff steuerte dem Meere zu.

Ich übergehe meine ersten Erlebnisse, die Seekrankheit, die harte Behandlung, die vielen Entbehrungen und Strapazen meiner Lehrzeit, will es aber

nicht verschweigen, daß ich oft in dunkler Nacht, wenn mich niemand sah, bittere Thränen vergossen und an die Heimat gedacht habe. Trotz aller Widerwärtigkeiten blieb ich dennoch dem gewählten Berufe treu. Ein „zurück" gab es für mich nicht!

Erst nach zwei Jahren kehrte ich nach Hamburg zurück, suchte aber schnell wieder ein anderes Schiff und fand keine Zeit, die Vaterstadt zu besuchen. Die von den Eltern anlangenden Briefe waren voll liebevoller Ermahnungen, und auch von Käthe fand sich jedes Mal ein Gruß an den Wildfang darin.

Das Glück war mir hold, ich brachte es in kurzer Zeit zum Steuermann und wurde, noch jung, Kapitän. Meine Vaterstadt hatte ich lange nicht gesehen; der Beruf, das flotte Seemannsleben fesselten mich an Hamburg und machten mich das Elternhaus fast vergessen. — „Das wilde Blut war noch nicht abgekühlt," wie Frau Lagermann zu meiner Mutter sagte! — Erst im Winter vor meiner letzten Reise besuchte ich meine Eltern. Ich war zum Manne gereift; und, wie mir meine Mutter erzählte, hatte sich auch Käthe herrlich entwickelt. Mehr als ein Bewerber um ihre Hand war im Lagermann'schen Hause erschienen, doch unverrichteter Sache mußten alle wieder abgehen. Mein erster Besuch galt dem Nachbarhause. Der Zufall wollte, daß Käthe allein im Zimmer war; ich trat auf sie zu und ergriff mit warmem, herzlichem Druck ihre Hand; helle Freude leuchtete aus ihrem Gesicht, ein glückliches Lächeln spielte um ihren Mund, und lebhafte Röte färbte ihre Wangen. Die Hand, die sich so vertrauensvoll in die meine gelegt, ich ließ sie nicht gleich wieder fahren, obschon sie schüchtern zuckte. Ich brachte es nicht über mich, aus der Sonne zu treten, die eben über mir aufgegangen war, Käthe's Liebreiz zog mich mächtig an, ich war gebannt, bezwungen! Wie lange ich gesprochen, ich weiß es nicht; die eintretende Mutter störte das angenehme tête à tête. Frau Lagermann hieß mich auf das herzlichste willkommen und war überrascht von meinem männlichen Aussehen, wie sie sagte.

Ich wurde nun täglicher Gast im Nachbarhause. Ich fühlte mich wohl in diesem stillen Kreise und konnte an Käthe's Seite stundenlang über die Erlebnisse und die tollen Streiche meiner Jugendzeit mit ihr plaudern. Schnell flogen die Tage dahin. Wir hatten uns lieb, ohne es auszusprechen.

Auf einem Tanzfest löste ein Tanz den andern ab, und als ich im flotten Walzer mit Käthe durch den Saal wirbelte, entfiel ihr, als der Reigen beendet war, eine der Rosen, welche ihre Brust schmückten. Ich hob sie schnell und unbemerkt auf, und als ich meine Tänzerin beim Weggehen fragte, ob ich die Blume als Erinnerung an den heutigen Abend behalten dürfe, sah sie mich mit ihren großen, blauen Augen treuherzig an und erwiderte: „Wenn sie Wert für dich hat, Klaus, gern!"

„Das würde ein stattliches Paar werden", flüsterten sich die Gevatterinnen eifrig zu, „die Käthe hat wohl auf die Rückkehr des wilden Klaus gewartet und deshalb so viele Körbe ausgeteilt. Nun giebt's wohl bald eine Hochzeit!" —

Ein Seufzer entrang sich hierbei der Brust des Erzählers, als er fortfuhr: „Leider sollte es anders kommen!"

Am nächsten Tag rief mich ein Schreiben meines Kaufherrn unverweilt nach Hamburg zurück. Nur wenige Stunden blieben mir zum Packen und Abschiednehmen. Mein nächster Weg war in das Nachbarhaus. Käthe traten die Thränen in die Augen, als ich ihr meine sofortige Abreise mitteilte. Sie legte ihre Hand in die meine; da lag sie eine Weile regungslos, denn keiner von uns wollte die seine zurückziehen, und schon war ich im Begriff, das schöne Mädchen in meine Arme zu schließen, als sich plötzlich die Thür öffnete und Frau Lagermann in das Zimmer trat. „So ist Euer Aufenthalt hier leider von kürzerer Dauer, Klaus, als Ihr gehofft habt," begrüßte mich Käthe's Mutter mit freundlichem Händedruck. „Ich hätte gewünscht, Euch noch länger hier zu sehen, umsomehr," fügte sie verständnisvoll lächelnd hinzu, „als meine Tochter mir heute morgen schon mit Schrecken von einem bösen Traum erzählte, der sie recht beängstigt habe. Doch," setzte sie kurz darauf hinzu, „Träume sind Schäume sagt ein altes Sprichwort, und wollen wir Euch das Beste wünschen!" Ich schaute zu Käthe hinüber, ihr abermaliges Erröten verkündete mir, daß die Mutter um die Neigung ihrer Tochter wisse und sie nicht mißbillige. — Im Begriff, Frau Lagermann um die Hand ihrer Tochter zu bitten, wurde ich abermals durch einen plötzlichen Besuch daran verhindert. Meine Zeit war knapp bemessen und mit einem „Lebt wohl, Frau Lagermann, adieu, Käthe, auf Wiedersehen!" verabschiedete ich mich. Eine Stunde später war ich auf dem Wege nach Hamburg. Ich nahm mir vor, gleich nach meiner Ankunft daselbst an die Jugendgespielin zu schreiben und die beiden Elternpaare um ihren Segen zu unserem Bunde zu bitten. Dieser Vorsatz kam leider nicht zur Ausführung. Meine Zeit war mit Vorbereitungen zur Reise in Anspruch genommen, abends war ich in lustiger Gesellschaft und: „Aus den Augen, aus dem Sinn!" Arme, arme Käthe!" — Wiederum trat eine kurze Pause beim Erzählen ein.

* * *

Am 7. Mai kam der Lootse an Bord der „Amanda", der Anker wurde gelichtet, und ein günstiger Wind schwellte die Segel. Das Wetter war trübe; schnell flogen die Ortschaften an uns vorüber, und schon nach wenigen Stunden verließ der Lootse das Schiff; die Needles lagen hinter uns; wir hatten die offene See erreicht. Vergebens suchte die Sonne den dichten Wolkenschleier zu durchdringen, und nur dann und wann verriet ein schwacher Schein ihren ungefähren Standort. So grau und bleifarben erschien auch das Meer, sein prachtvolles Grün war verschwunden, und selbst die Schaumkronen der überstürzenden Wellen schimmerten nur matt und bleiern. Die Gegenstände an der Küste wurden immer undeutlicher; eine weite Wasserwüste umgab das Schiff. Der Ostwind pfiff unheimlich im Takelwerk. Die Wellen schlugen klatschend über die Verschanzung auf das Verdeck. Einzelne Wasservögel kreisten über den Fluten. Der Tag neigte sich seinem Ende. Das Signal zur Abendtafel wurde gegeben. Ich trat in die Kajüte. Die Hälfte der Reisegesellschaft hatte sich, der Seekrankheit wegen, in ihre Kabinen zurückgezogen. Nur wenige tapfere hielten aus. Ein

englischer Missionär erzählte zwei deutschen Kaufleuten, welche nach dem La Plata fuhren, während er nur bis Teneriffa die Reise mitmachte, Erlebnisse aus den Küstenländern West-Afrikas; eine echte kleine Russin, die Heilung ihres Brustleidens in Madeira suchen wollte, rauchte, der schaukelnden Bewegung des Schiffes zum trotz, eine Zigarette nach der anderen. Sie blätterte dabei in einem französischen Roman. — Dagegen lag Miß Alice Loveknot, eine hübsche Engländerin, welche als Gouvernante nach Rio de Janeiro fuhr, in einem Lehnstuhl und fragte mich, „ob das Schiff die Nacht ruhiger fahren würde, damit sie nicht aus dem Bette geworfen würde." Viel Trost vermochte ich ihr nicht zuzusprechen. — Doch mit „acht Glas" waren sämtliche Passagiere zur Ruhe.

Schon am 8. Mai konnten wir bei Kap Lizzard unsern Kurs nach S. W. in den atlantischen Ozean hineinnehmen. Der Wind blieb günstig. Vor uns entfaltete sich das große, weite Meer. Sieghaft, in schimmernder Schönheit dehnte es sich unabsehbar hin, bis es in nebliger Ferne mit dem Glanz des Himmels verschwamm. Es wird nicht alt, das Meer, wie die Menschen! Es verliert keinen seiner Reize! Unwandelbar schön in seinem ewigen Wechsel, ist es wie ein Spott auf den kleinen, vergänglichen Erdenbürger, der im Rahmen der Unendlichkeit kaum mehr gilt wie eine dahin rollende Welle.

Die Physiognomie des Meeres änderte sich in auffälliger Weise. Die Wellen streckten sich ungeheuer in die Länge und ebenso wurden sie mächtig breit. Langsam, majestätisch wälzten sie sich heran, anscheinend kaum einige Fuß hoch, in Wirklichkeit aber — bei heftigem Sturm — achtzehn bis zwanzig Fuß emporschnellend. Diese großartige Monotonie hat etwas Schreckhaftes, Überwältigendes!

Die Sonne war eben in die köstlich blauen Wellen hinabgetaucht, aber noch flammte der Abendhimmel in wundervollem, farbenreichem Lichte; ein laues und sanftes Lüftchen umwehte uns kosend und wiegte uns in eine süß träumerische Stimmung. Die Herren ergaben sich dem Behagen des Rauchens; die Damen betrachteten den schönen Himmel und das leicht gekräuselte Meer, dessen Blau mehr und mehr in eine eigentümliche Silberfarbe überging; zwei junge Ehegatten hatten auch noch schöneres zu schauen: sie sahen sich zärtlich in die Augen.

Da wurde die angenehme Stille leider durch einen Herrn gestört, welcher auf den unglücklichen Gedanken kam, von einem Seeunfall zu sprechen, welcher sich vor einiger Zeit im englischen Kanal ereignet hatte. Von mehreren Seiten rief man ihm zu: „Erzählen, erzählen!" und dem Steward: „Grogg bringen!"

Der eifrige Herr ließ sich nicht lange bitten und gab von seinem Standpunkte aus eine lange, detaillierte Beschreibung des unheimlichen Vorfalls, den man in wenigen Worten etwa also zusammenfassen kann: Einige Meilen westlich von Dover war in finsterer Nacht ein großes englisches Handelsschiff mit einem Auswanderungsschiffe zusammengefahren, wobei letzteres so unglücklich in die Seite getroffen wurde, daß es binnen einer viertel Stunde versank. Von 300 Personen hatten sich höchstens 50 retten können. Ganze Familien waren umgekommen.

Dieser Erzählung folgte eine lange Besprechung und nicht enden wollende Bemerkungen. „Welch' Trauerspiel! Wenn man allzuviel daran denkt, so würde

man sich nicht dem gefährlichen Element anvertrauen! Wer weiß, was uns noch vorbehalten ist!" ꝛc. hörte man von verschiedenen Seiten äußern. Der Genuß des Groggs verfehlte dabei seine Wirkung nicht, und dauerte es geraume Zeit, ehe die Passagiere ihr Lager aufsuchten.

Die Bemerkung: „Wer weiß, was auch uns noch bevorsteht," hatte auch mein Ohr gestreift, und als längst schon der Unglücksvogel von Passagier, von dem diese Äußerung ausging, in Morpheus Armen ruhte, konnte ich mich während meines einsamen Ganges auf dem Achterdeck lange nicht über dieselbe beruhigen. Käthe's Traum trat mir vor die Seele. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich weder von Hamburg noch von Southampton an das liebe Mädchen geschrieben, ihr gesagt hatte, wie teuer sie meinem Herzen sei, und daß ich hoffentlich nach glücklicher Rückkehr in die Heimat sie als meine geliebte Braut an mein Herz drücken dürfe.

„Schiff voraus an Steuerbord!" rief der Ausguck von der Back. Diese wenigen Worte genügten, um mich wieder in die Gegenwart zurückzuversetzen. Ich wandte meine Blicke nach der angegebenen Richtung und rief, sobald ich das Schiff gesichtet hatte, dem Manne am Ruder zu: „Recht so!"

Während ich noch an der Brüstung stand und den Gegensegler beobachtete, hörte ich Miß Loveknot's Stimme dicht neben mir: „Kapitän", redete sie mich mit weicher, zitternder Stimme an, „ist Gefahr vorhanden? Ach Gott, die Erzählung über das Schicksal des verunglückten Auswanderungsschiffes hat mich so aufgeregt, daß ich nicht schlafen kann. Ich bin noch so jung und möchte auf dem Meere nicht elend umkommen; hu, wie schaurig ist es dort in der Tiefe! Versprechen Sie mir, Kapitän, wenn Gefahr droht, mich zu retten und mich nicht verlassen zu wollen?" „Beruhigen Sie sich, Miß Loveknot," erwiderte ich, „wenn, was Gott verhüten wolle, uns ein Unglück zustoßen sollte, so werde ich Ihnen jede Hilfe angedeihen lassen, darauf verlassen Sie sich!" Anscheinend beruhigt, reichte sie mir mit herzlichem Danke ihre kleine Hand und wünschte mir beim Verlassen des Decks eine gute Wache.

Das Unwetter in der Bucht von Biscaya, besonders in den Wintermonaten, sollte auch im Monat Mai nicht ausbleiben. Nach einigen Tagen schon drehte sich der Wind nach Süd und flaute ab. Hohe Wasserberge begannen sich von Westen heranzuwälzen, die Segel klatschten gegen Stängen und Masten, und das Schiff rollte und arbeitete fürchterlich. Das Wolkengebilde am westlichen Horizont kam höher, und schon hatte sich dasselbe mit unheimlichem Drängen gegen den Zenith hinaufgeschoben und wurde ihr Unheil verkündendes Grau immer dunkler. Ich ließ daher die leichten Segel einnehmen und zwei Reefe in die Marssegel stecken. Das Manöver wurde gerade noch rechtzeitig ausgeführt, als auch schon die ersten Regentropfen fielen. Immer höher wuchsen die Schaumköpfe der Wogen, als recke eine Hand sie aus der Tiefe, und die „Amanda" zog tanzend auf ihren zackigen Kämmen dahin. Die Nacht war finster und unheimlich, und ich erwartete mit Sehnsucht den kommenden Morgen. Endlich kam er, doch das Wetter blieb schlecht; Sturm und Regen

peitschten das Meer wie rasend. Ich war fast immer auf Deck und gönnte mir kaum Zeit zu Speise und Trank. So oft ich jedoch die Kajüte betrat, wurde ich jedesmal von Miß Loveknot freundlich begrüßt, und da sie nicht an der Seekrankheit litt, sorgte sie nach Kräften dafür, daß ich stets für die Mahlzeit warme Speisen vorfand. Seit jenem Abend schien sie mich in ihr Herz eingeschlossen zu haben, und andererseits konnte auch ich mir nicht verhehlen, daß sie ein schönes und geistvolles Mädchen sei. Sie war sich dessen wohl bewußt, und daß sie in ihrem Kreise keine Rivalin hatte, schmeichelte ihrer Eitelkeit. Sie schien gewohnt zu sein, daß ihr offen gehuldigt und ihrer Schönheit rückhaltlose Anerkennung gezollt wurde: Viel umworben, wie sie gewesen zu sein schien, war sie gegen alle Mitreisenden gleich freundlich, nahm mit ruhigem Lächeln jedermanns Huldigungen hin, ermunterte niemanden und wies niemanden zurück. Am Abend des zweiten Tages, während schon die Nacht mit all' ihren Schrecken auf die tobende Wasserflut sich niedersenkte, hörte ich in meiner Kajüte, das Heulen des Sturmes, das Rauschen der Wellen übertönend, den Schreckensruf: „Mann über Bord!" Aus der Kajüte über das Deck zu eilen, war das Werk eines Augenblicks. Als ich dasselbe erreichte, fand ich die Bestürzung und den Schrecken unbeschreiblich. „Der Zimmermann ist von der Großraa über Bord gefallen!" erscholl es hin und her. „Ruder in Lee!" „Auf Großsegel!" „An die St. B. Achterbrassen!" „Das Seitenboot zu Wasser!" waren die kräftigen von mir kurz hintereinander gegebenen Kommandos. Das Boot war im Nu fertig zum Hinunterlassen, und auch das Großsegel wurde mit einer Schnelligkeit aufgegeit wie nie zuvor. Es bedurfte keiner besonderen Erinnerung, ein jeder setzt zur Rettung eines Kameraden die volle Kraft ein; auch die Großraaen waren backgebraßt und die Fahrt des Schiffes gehemmt. Doch, so schnell auch meine Befehle ausgeführt wurden, so blieben doch alle Anstrengungen, den Unglücklichen zu retten, vergeblich. Der alles verhüllende Regen und die schnell zunehmende Dunkelheit umschleierte unsere Aussicht. Auch kein Ton drang aus der Tiefe zu uns herüber, der andeutete, daß der Unglückliche einen der ihm nachgeworfenen Gegenstände erfaßt und sich dadurch schwimmend erhalten konnte. Das herabgelassene Boot zerschlug an der Schiffsseite durch Ungeschicklichkeit eines Mannes, so daß die Trümmer desselben noch vom Deck aus sichtbar waren. Ein zweites aber nutzlos preiszugeben, verweigerte ich. Die Raaen wurden vollgebraßt, und betrübten Herzens, mit feierlichem Ernst, ging die Besatzung wieder an ihre Arbeit. Unsere nächste Mahlzeit wäre fast schweigend eingenommen worden, wenn nicht ein Zwischenfall die Lachlust der Tischgenossen erregt hätte. Der Steward, welcher uns bediente, hatte bei einer heftigen Bewegung des Schiffes das Malheur, mit einer vollen Schüssel Erbssuppe zu stolpern und den Inhalt derselben so unglücklich über den ganzen Oberkörper des ihm zunächst sitzenden Missionars zu schütten, daß der Betreffende scheinbar einen neuen gelben Anzug angelegt zu haben schien. Er schrak heftig zusammen, zerbrach den Feldstuhl, raffte sich dann aber schnell vom Fußboden auf und flüchtete mit einem „d . . . . .d that Dutchman" in seine Kabine, um den Neckereien der Tischgäste aus dem Wege zu gehen.

Nach wenigen Tagen schon beschien die Sonne ein anderes Bild: die Wellen tanzten und glänzten in ihren Strahlen, die Luft war ruhig und angenehm, und kein Zeichen verriet die vorübergezogenen Stürme und ihren schrecklichen Raub. Der Wind war wieder günstig und führte uns schnell den Tropen näher. Die Passagiere waren bei Tage fast immer auf Deck und beobachteten die Delphine und Seeschwalben, die leichten, weißen Wolken und die bald näher, bald ferner vorüberseglenden Schiffe.

An einem dieser herrlichen Abende, wo die Passagiere fast alle oben versammelt waren, und der redselige alte Herr wieder die Unterhaltung führte, wurde er, da er schon eine Reise nach West-Indien gemacht und den Äquator gekreuzt hatte, aufgefordert, die, einem alten seemännischen Brauche gemäß, bei dem Überschreiten desselben unter mehr oder weniger feierlichen, wie scherzhaften Zeremonien an denjenigen Seeleuten und Passagieren, welche zum ersten Male die nördliche Halbkugel mit der südlichen vertauschen, vollzogene Linientaufe zu beschreiben. Er ließ sich nicht lange bitten.

„Einige Tage, nachdem wir die Kap Verdi'schen Inseln hinter uns hatten," hub er an, „wurden in aller Heimlichkeit die Vorbereitungen zur Taufzeremonie begonnen und das Tuscheln und Zuflüstern unter den Matrosen, welche schon den Äquator gekreuzt hatten, fachte nicht wenig die Neugier der Uneingeweihten an. Dann, in Erwartung der kommenden Dinge und begünstigt durch eine herrliche Tropennacht, befand sich fast die ganze Mannschaft und die Passagiere auf Deck; lautlose Stille herrschte an Bord, nur unterbrochen durch das Plätschern der Wogen und das Atmen einiger Schläfer auf Deck; da plötzlich erhellt es sich vorn um das Schiff her, ein weißer Schein breitete sich auf dem Meere aus, und wie aus dem Wasser hervor gurgelte eine Stimme: „Schiff Ahoi! Beidrehen!" — Schnell wurde das Steuerbord-Fallreep fertig gemacht, und als man über Bord blickte und eben noch ein Faß mit brennenden Hobelspänen vorübertreiben sah, entstieg dem Meere über das Fallreep Triton, der Bote des Meeresgottes Neptun, um den Besuch des Herrschers der Meere an Bord anzukündigen. Er war gänzlich in Schilf gekleidet, sein Gesicht von einem langen, blonden Bart umrahmt. Unter den Ehrenbezeugungen des Schiffsvolkes gelangte der Götterbote bis zum Kapitän, und als er von demselben den Namen des Schiffes, des Kapitäns und eine Liste derjenigen Personen, welche noch nicht den Äquator gekreuzt, erhalten hatte, verschwand er unter dem Schutze der Dunkelheit, indem er scheinbar wieder in die Tiefe des Meeres stieg.

Der nächste Tag fand die Mannschaft und nicht minder die Passagiere in freudiger Aufregung, denn mit dem Passieren des Äquators sollte der Meeresgott zur Beiwohnung der Taufe erscheinen. Gegen Mittag wurden die leichten Segel eingezogen, die Marssegel dicht gerefft und alle Vorkehrungen getroffen, so daß bei zunehmender Ausgelassenheit der Mannschaft das Schiff nicht Gefahr lief, von einer Böe überrascht und havariert zu werden. Mannschaft und Passagiere begaben sich sodann auf das Deck und harrten alle gespannt der kommenden Dinge.

Wieder war es Triton, des Gottes Bote, der zuerst auf der Back erschien. Er war ungemein eifrig und geschäftig, nachdem er sich vom Kapitän den Befehl über das Schiff erbeten hatte. Darauf verkündeten eine Geige, ein Triangel und das Trommeln auf einem kupfernen Kessel das Nahen der Meeresmajestät. Das Musikkorps voran, thront auf einem Wagen, von sechs Negern gezogen, Neptun, den Dreizack in der nervigen Faust, umflossen von einem meergrünen Gewande und das Haupt von einer vergoldeten Krone geschmückt, unter welcher die langen, schneeweißen Haare bis auf die Schulter herabwallten. Sein silberlockiger Bart reichte bis zum Gürtel.

Im Gefolge des Meeresgottes befand sich auch ein Astronom, welcher wunderbare Instrumente von riesenhafter Größe mit sich führte, dann ein Geheimschreiber, der mit wichtiger Amtsmiene einen Folianten hütete, in welchem diejenigen aufgezeichnet sind, denen die Taufe bevorstand. Auch fehlte der Hofbarbier nicht, dessen ungewöhnlich langes und breites Messer, welches er mit großem Eifer wetzt, zu der Vermutung Veranlassung giebt, daß er damit für gewöhnlich die Haifische und andere Meerungeheuer zu rasieren habe ꝛc.

Nachdem Neptun seinen Umzug gehalten, hielt er eine kräftige Ansprache an die Schiffsinsassen, entbot denen seinen Gruß, die er schon beim früheren Kreuzen des Äquators kennen gelernt hatte, und hieß die willkommen, die heut zum ersten Mal die Mitte seines Gebietes überschritten.

Bevor Neptun die Rückreise in sein nasses Reich antrat, vollzog er noch die Taufe des in dieser Breite zum ersten Mal segelnden Schiffes, indem auf seinen Wink aus dem Großmars mehrere Wassereimer auf das Achterdeck des Schiffes entleert wurden. Dann, nach allen Seiten huldvoll grüßend, verschwand Neptun von der Bildfläche.

Die Diener Neptuns hatten unterdessen alles zur Taufe Notwendige herbeigeschleppt, und nun erst begann die eigentliche Taufe, die nicht eher endete, als bis alles, was sich Lebendes an Bord befand, naß bis auf die Haut war. Über einem großen Wasserzober lag ein Brett, das von zwei Schwarzen gehalten wurde, zwei andere führten den aufgerufenen Täufling herbei. Er wurde auf das Brett gesetzt, bekam ein mächtiges Sprachrohr in den Mund geschoben, und während man ihn zwang, laut den Namen des Schiffes zu rufen, wurde Wasser in das Sprachrohr gegossen und der Täufling verschwindet zur selben Zeit kopfüber in der Balje. Jüngere Leute wurden mit Kalkquasten und Kalk eingeseift, mit Holzmessern oder alten Faßreifen rasiert. ꝛc. In früheren Zeiten," fügte der Erzähler hinzu, „richtete sich die Zeremonie der Taufe je nach der Höhe des Loskaufschillings; einige wurden auf Deck gewaschen, andere mittels Tauendes von der großen Raa über Bord geworfen und wieder in die Höhe gezogen, während noch andere unter dem Schiffsboden durchgeholt wurden."

An diese Erzählung knüpften sich endlose Bemerkungen der Passagiere, und besonders machte sich bei den weiblichen Insassen eine förmliche Entrüstung bemerklich, welche solche Belustigungen als einen barbarischen seemännischen Brauch verurteilten. Nur diejenigen, deren Reiseziel Madeira und Teneriffa war, amü-

sierten sich über die Furcht und Besorgnis, welche sich der Weiterreisenden bemächtigt hatte. Das Necken, Streiten und Debattieren nahm nicht eher sein Ende, als bis der Schlaf sein Recht forderte und die Parteien sich in ihre Kabinen zurückgezogen hatten. Nur Miß Loveknot saß noch immer schweigend auf einer der Bänke am Heck und stützte das schöne Köpfchen, wie von schweren Sorgen gebeugt, auf die rechte Hand; eine herrliche Erscheinung.

Ich stand auf dem Achterdeck und blickte, in Gedanken versunken, über Bord auf das dunkle, schäumende Wasser, in welchem die elektrisch aufleuchtenden Infusionstierchen seltsame Funkengruppen bildeten.

Aber ich sah nicht diese, sondern immer nur die Umrisse des schönen Antlitzes von Alice Loveknot. Überall verfolgten mich diese Züge, und aus dem dunklen, wogenden Element schienen mir die wundervollen, tiefblauen Augen entgegenzuleuchten.

Der seltsam fesselnde Reiz dieses Mädchens hatte seine Wirkung auf mich ausgeübt, obgleich ich es mir nicht gestehen wollte — und ich gewahrte, wie dieses außerordentliche Wesen meine Stimmung beeinflußte. Auch verfehlte der Umstand, daß sie mit den übrigen Passagieren fast gar nicht verkehrte und ausschließlich meine Gesellschaft zu suchen schien, seinen Eindruck nicht.

Noch stand ich über die Brüstung gelehnt, das Auge auf die dahingleitenden Schatten der Masten und des Tauwerks gerichtet, in Gedanken versunken, als ich plötzlich Schritte hinter mir vernahm und, mich umwendend, den Gegenstand meiner Träumerei erblickte.

„Ah, Miß Loveknot," sagte ich, „noch so spät auf Deck?"

„Ich kann nicht schlafen, Kapitän," erwiderte sie. „Die Erzählung der Linientaufe hat mich aufgeregt. Außerdem ist es so heiß in der Kajüte, gestatten Sie mir, daß ich noch ein wenig hier oben verweile."

Ich führte sie zu der Bank am Heck, wo sie vorher gesessen hatte, und ging, nachdem sie Platz genommen, schweigend vor ihr auf und nieder.

Mit leiser Stimme bat sie mich, mich zu ihr zu setzen. Kaum war ich jedoch ihrem Wunsche nachgekommen, als sie sich laut schluchzend an meine Brust warf.

„Retten Sie mich, retten Sie mich, Kapitän!" schluchzte sie, und ihr Körper erbebte in krampfhaften Zuckungen. „Retten Sie mich vor der soeben gehörten Brutalität der Linientaufe. Sie, Kapitän, sind der Einzige, zu dem ich Vertrauen habe; ich habe Sie liebgewonnen und werde Ihnen ewig dankbar sein, wenn Sie mich sicher in Südamerika landen!"

Ergriffen und überwältigt von dieser seltsamen Szene versuchte ich, sie zu beruhigen. Wie im Fieberschauer erbebte ihr Körper, als ich meinen Arm um ihre Taille legte und ihr Kopf an meiner Brust lag.

„Miß Alice," beteuerte ich ihr, „seien Sie versichert, daß ich Ihr Vertrauen rechtfertigen und es nie dulden werde, Sie von den rauhen Händen der Mannschaft berührt zu sehen; darauf haben Sie mein Wort!"

Mit einem Freudenschrei sprang sie auf, streckte mir beide Hände entgegen und rief: „Dank, herzlichen Dank, Kapitän!"

Ich begleitete sie bis zur Kajüte, und als sie mich dort mit ihren lieben Augen so treuherzig anschaute und mir eine gute Nacht sagte, umfaßte ich sie, beugte mich zu ihr nieder und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Dann war sie plötzlich ohne ein Wort unter Deck verschwunden.

Am nächsten Morgen war Alice früh auf Deck und begrüßte mich auf das freundlichste. Auf meine Frage: „Wie haben Sie geschlafen, Miß Loveknot?“ erwiderte sie, mich zärtlich anblickend: „Nie besser, Kapitän! Wie könnte es auch anders sein, jetzt, wo ich weiß, daß ich ganz unter Ihrer Obhut bin!“ Ich fühlte, wie mir eine jähe Glut ins Gesicht schoß, und eilte, meiner selbst nicht mehr mächtig, in meine Kabine. „Arme, arme Käthe, aus den Augen, aus dem Sinn!“ Die kommenden Tage vergingen für Alice und mich wie ein Traum.

Nach einiger Zeit sichteten wir Madeira. Auf der Rhede von Funchal drehte ich bei, das Gepäck des jungen Paares, welches die Reise von Hamburg mitgemacht hatte, der jungen Russin und noch eines deutschen Herrn wurde in Boote verladen, zum Abschiede noch ein Händedruck, und die Passagiere fuhren ans Land.

Nach Anbordnahme einiger Erfrischungen, Früchte ꝛc. setzte die „Amanda“ ihre Reise mit günstigem Winde fort. Nach wenigen Tagen schon schimmerte eines schönen Morgens hoch über den ihn umlagernden Wolkenschichten in südwestlicher Richtung der „Peak von Teneriffa.“ Die Strahlen der aufgehenden Sonne spiegelten sich auf seinem schneebedeckten Gipfel, der in dem Äther wie ein überirdischer Diamant erglänzte. Die Strahlenbrechung erhob ihn so hoch über den Horizont, daß man sich ihm ganz nahe wähnte, und doch waren wir noch mehr als zehn deutsche Meilen von ihm entfernt. Auch die Passagiere erfreuten sich des herrlichen Anblicks; Alice drückte mir verstohlen die Hand und fragte mich: „Kapitän, sind wir noch weit vom Äquator entfernt?“ wobei sie mich schelmisch ansah. Der Missionar und der redselige Herr übernahmen die Erklärungen über Teneriffa und den Peak ꝛc., da ich anderweitig beschäftigt war, wobei ersterer besonders seine Erlebnisse an der Küste von Afrika einfließen ließ. Am Abend war Alice die letzte auf dem Deck und bot mir beim Abschiede freiwillig den Mund zum Kuß.

Im Laufe des nächsten Tages mußten Vorräte aus dem vorderen Schiffsraum geschafft werden. Das Herausfinden der Fässer und Kisten war nur bei Laternenschein möglich. Ich hatte daher den Steuermann beauftragt, die Arbeit zu leiten und ihm nur die Benutzung geschlossener Laternen, aber keiner frei brennenden Kerzen anempfohlen.

Am Abend hatte sich in der allgemeinen Kajüte die Gesellschaft zusammengefunden. Der geschwätzige alte Herr legte Bank auf; man wollte sich auf diese Weise die Zeit vertreiben. Der Klang des Goldes war für Damen wie für Herren gleich betäubend, und mit großem Eifer folgte auch Alice dem Kartenspiel. Ich weiß nicht, wie es kam, aber nach einer viertel Stunde saß auch ich bereits am Spieltisch, hatte die Hände voll Karten, nahm am Spiele teil und spielte wie ein Sinnloser.

Gegen Mitternacht wurde die Thür plötzlich weit aufgerissen, ein Schiffsjunge stürzt außer sich herein und ruft mit kreischender Stimme: „Kapitän, das Schiff brennt!"

Die hierauf folgende Szene läßt sich nicht beschreiben! Gold und Silber, Banknoten und Karten, Flaschen und Gläser flogen nach allen Richtungen hin, und im Nu war ich auf Deck; die Passagiere folgten. Wie hatte ich den Dunst, der bereits in die Kajüte gedrungen war, nicht früher bemerkt? Ich begreife es nicht. Die Treppe war voll Rauch. Hier und da zuckte schon eine dunkle Röte aus dem Vorluck gleich dem Feuerschein glühender Kohlen. — „Die Untersegel auf!" „Halt platt vor den Wind!" waren meine ersten Kommandos, um dem Feuer möglichst wenig Zugluft zuzuführen. Dann ging es an die Löscharbeit, große Wassermassen wurden in den vorderen Schiffsraum gestürzt und Stunden hindurch von der Besatzung wie von den Passagieren mit der größten Anstrengung zum Herbeischaffen des Wassers gearbeitet. Zwar entstiegen dem Schiffsraum noch immer dicke Rauchwolken, allein Feuergarben sah man nicht mehr, und so gab ich mich der Hoffnung hin, dennoch Herr des Feuers zu werden. Unter den Passagieren, die unthätig blieben, hatte sich die Angst gesteigert. Hier wurde geschrien, dort geweint, etliche beteten, andere fluchten, manche fragten mit erschreckter Stimme: „Wann fliegt das Schiff in die Luft?" Man versuchte in die Boote zu stürzen, doch drohte der Matrose, den ich mit der Aufsicht über dieselben betraut hatte, jeden erbarmungslos niederzustechen, der es versuchen wollte, die Bootstaljen zu berühren. Wer aber gänzlich den Kopf verloren hatte, war der geschwätzige, wohlgenährte alte Herr. Er rutschte förmlich auf dem Deck herum, mit fast grimmiger Inbrunst, den Kopf auf die Planken schlagend und Gott um Hilfe anflehend. Dabei packte er den als Wächter des Bootes stehenden Matrosen bei der Hand und versprach ihm hundert Liversterling, wenn er ihn retten wollte. Der Matrose, der es nicht ernst nahm, riß sich los und sagte ihm, er wäre ein Narr! — Man fühlte, daß alle menschlichen Wesen auf dem Schiffe von einem verzweifelten Trieb der Selbsterhaltung fortgerissen waren. Ich mußte daher meine ganze Autorität geltend machen, um Mannschaft sowohl wie Passagiere zur Ordnung anzuhalten. Nur der Missionar blieb ernst und gefaßt und suchte durch sein ruhiges Wesen auf die Passagiere einzuwirken, und ich möchte fast behaupten, daß die weiblichen Insassen des Schiffes bei dieser Gelegenheit mehr Mut und Entschlossenheit zeigten als manche der männlichen Passagiere.

Mittlerweile war der Tag angebrochen. Trotz der angestrengtesten Thätigkeit beim Ablöschen des Feuers vermochte ich es mir selbst nicht länger zu verhehlen, daß das zerstörende Element schon zu viel Fortschritte gemacht hatte, als daß eine Erhaltung der „Amanda" noch in der Möglichkeit liege, es vielmehr geraten sei, so bald als thunlich das Schiff zu verlassen. „Boote aussetzen!" befahl ich mit fester Stimme, und sobald dies in aller Ruhe geschehen war, forderte ich die Passagiere auf, sich zum Verlassen des Schiffes bereit zu machen, während ich den Steuermann, den Koch und Steward mit dem Herbeischaffen von Lebensmitteln und Wasser beauftragte. Die hierauf folgende Szene läßt sich kaum be-

schreiben. Eine furchtbare Verwirrung entstand. Die mühsam zurückgehaltenen Passagiere stürzten schreiend und jammernd nach dem Fallreep, alles drängte in wilder Hast nach den Booten. Die Angst steigerte sich bis zum Wahnsinn. Die Verzweiflung erhöhte die Kraft eines jeden. „Vorwärts zu den Booten" war das Losungswort; jeder wollte der Erste sein beim Hinabsteigen.

Hell loderte jetzt das Feuer auf dem Vorluck empor und hatte bereits den Fockmast erfaßt. Wie die Schlangen ringelten sich die Flammen um das Tauwerk. Da ließ ich das Schiff beidrehen. Dann rief ich mit drohender Stimme: „Die weiblichen Passagiere und die weniger mutigen Männer in das erste Boot, dazu sechs Seeleute!" Die Betreffenden eilten hinab, auch der dicke alte Herr fiel fast in das Boot hinein.

Als ich auch Alice aufforderte, ins Boot zu steigen, klammerte sie sich an mich und hing unbeweglich an meinem Halse. „Nur mit Ihnen, Kapitän!" rief sie dann. — Darauf befahl ich dem Boot, abzusetzen.

Das zweite und letzte Boot wurde dann fertig gemacht. Ich trug Alice in dasselbe hinein. Ein heiteres Lächeln umschwebte ihre Lippen, und ein Blick von unendlicher Liebe traf den meinen.

„Wir sterben zusammen!" sagte sie, meine Hand ergreifend.

Noch einmal eilte ich auf Deck, um etwas Wein und einen Kompaß zu holen. Dann näherte ich mich der Backbordseite des Schiffes und erblickte unter mir das wie ein Spielzeug von den Wellen geschaukelte Boot. Ich reichte den Matrosen die herbeigeholten Sachen und warf noch einen trüben Blick auf den brennenden Vorderteil des Schiffes. Dann aber forderte mich Alice auf, den Sprung ins Boot vom Heck zu wagen, da schon der Großmast Feuer gefangen hatte.

Endlich entschloß ich mich zu dem Sprunge und hatte eben die Brüstung erreicht, als ein donnerartiger Krach an mein Ohr schlug, gleichzeitig aber ein brennendes Tauende aus dem Takelwerk herniederfallend meinen Kopf traf. Ich verlor das Gleichgewicht und stürzte kopfüber ins Wasser. Durch das unfreiwillige Bad wieder etwas erfrischt, erinnere ich mich nur, daß zwei hungrige Haifische unter dem Boden des Schiffes hervorschossen. Willenlos mußte ich mich dem Schicksal fügen, schloß die Augen und verlor bald darauf die Besinnung.

Die Aufregung, das brennende Schiff, der Schlag mit dem Tauende, die hervorstürzenden Meerungeheuer hatten meine Nerven so erschüttert, daß meine Sinne lange umnachtet blieben. Wirre Träume ängstigten mich mehrere Wochen und wechselten mit Fieberparoxismen. Da eines Tages im Traume befinde ich mich im Boot an der Seite des brennenden Schiffes; der laue Wind trägt auf einmal wunderbare Töne an mein Ohr. Ganz leise erklingen ihre Harmonien wie aus weiter Ferne; ich hatte nie ähnliches gehört, aber sie ergriffen mich mächtig. Ich lauschte mit ganzer Seele, ich unterschied deutlich jetzt Gesang, aber einer Menschenbrust waren solche Töne nie entquollen. Es war Sphärenmusik, die alles irdische Weh aus dem Herzen bannte und es mit seliger Freude erfüllte. Ein eigentümlicher Schimmer färbte die dunkle Welle, lichter und lichter strahlte ein heller Schein aus der Tiefe und stieg zur Oberfläche. Siehe da, eine lieb-

liche Frauengestalt tauchte plötzlich empor, und aus ihrem Munde ertönen jene wunderbaren Klänge. Ist es Täuschung, ist es Traum? Sind es die Nixen, welche mich zur ewigen Ruhe bestatten wollen? O nein! es ist Wirklichkeit, die Frauengestalt ist Alice, welche mir mit der Friedenspalme Kühlung zuwedelt! „Wache auf!" ruft sie mir zu, „dort unten ist dein Platz nicht, ich werde dich dem Leben wieder zuführen!" —

Der Traum ist zu Ende; bald darauf öffne ich die Augen und schaue um mich. Ein Moskitonetz umgiebt meine Lagerstelle; ein leichter Luftzug fächelte meiner heißen Stirn Kühlung zu. Alles ist fremd um mich. Zur Seite des Lagers bemerke ich eine Frauengestalt, ihr Gesicht ist der Fensteröffnung zugewendet. Doch, als ich mich rege, wendet sie ihren Kopf, und ich blicke in die bleichen, abgehärmten Züge von Miß Loveknot. Ich rufe ihren Namen! In freudiger Erregung beugt sie sich über mich, Thränen stürzen aus ihren Augen, und wie ein Jubelruf erklingt es aus ihrem Munde: „Gott sei Dank, Kapitän, Sie sind gerettet und dem Leben erhalten! Allmächtiger, ich danke dir! Wie freue ich mich, daß mir wenigstens eine fühlende Seele zur Seite steht, der ich mich anvertrauen kann! — Doch jetzt, Kapitän, müssen Sie sich ruhig halten, dürfen sich nicht aufregen, nicht sprechen, so will es der Doktor Ich eile, denselben zu rufen, auf Wiedersehen!" und damit war sie verschwunden.

Ein tiefer Seufzer entrang sich hierbei der Brust des Erzählers, als er wiederholte: „Auf Wiedersehen!!" Dann fuhr er fort: „Der Arzt trat ins Zimmer, ein älterer Herr mit gefälligem Äußeren; er sprach seine Freude über die glücklich durchgemachte Krisis aus, riet mir aber, recht vorsichtig zu sein und mich ruhig zu verhalten, da die Gefahr noch nicht vorüber wäre. So vergingen einige Tage, ohne daß sich mein Zustand besserte. So oft der Arzt erschien, fragte ich ihn, wann ich Miß Loveknot wiedersehen könnte. Anfangs stellte er ihren Besuch bald in Aussicht, dann aber schüttelte er eines Tages bedenklich den Kopf und räumte ein, daß Miß Loveknot durch Nachtwachen und ihre aufopfernde Pflege so elend geworden sei, daß sie gleichfalls das Bett hüten müsse. Diese Nachricht wirkte verhängnisvoll auf meinen körperlichen Zustand. Angst und Verzweiflung bemächtigten sich meiner, und von gräßlichen Ahnungen gefoltert schwanden mir abermals die Sinne; das Fieber packte mich von neuem, und auch meine Kopfwunde verschlimmerte sich. Die Gedanken vergingen mir ebenso schnell wieder, wie die Fähigkeit zu sehen und zu hören, und ich habe noch heute keinen Maßstab für die Zeit oder den Raum, den ich in diesem Zustande durchlebt habe.

Das Nächste, was ich aus jener Zeit meines Daseins weiß, war ein Kuß, der mich erweckte. Als ich die Augen aufschlug, diesmal fieberfrei und mit trägem Bewußtsein, sah ich eine Mädchengestalt erschreckt zurückfahren. Aber da die Empfindung wohlthuend war und das neue Gefühl mich durchströmte ohne von Schmerzen begleitet zu sein, lächelte ich, und sie lächelte. Von da ab waren es stets Küsse, die mich weckten und lächeln machten, aber nicht die keuschen Küsse einer Mutter, sondern Küsse verzehrender Glut, Küsse, die ich duldete und mit schwacher Kraft erwiderte. Und wenn ich meiner Pflegerin in das verlangende

Auge sah, war es ein inbrünstiges Gefühl des Dankes für meine Rettung und die Regung der zurückkehrenden Lebenskraft zugleich, was meine Hand leitete, sie zu neuen Küssen herabzuziehen.

Ja, war das denn Alice, werden Sie fragen? — Nein! Meine Pflegerin war eine Kreolin, aber Sie wissen nicht, wie schön sie war. Ich war damals sechs und zwanzig Jahre alt; ich hatte das leichte Blut des Seemanns und von den Weibern wußte ich nichts, als was der Außenseite sich absehen läßt. Zu meiner Entschuldigung will ich anführen, fügte der Erzähler hinzu, daß ich seit meinem Rückfall nur ein Scheinleben geführt habe, und daß meine Sinne umnachtet waren. Die Szenen mit der neuen Pflegerin sind mir erst später von meinem Steuermann erzählt worden. Eines Tages saß ich, zurückgelehnt in meinem Schaukelstuhl, mit geschlossenen Augen am offenen Fenster des Krankenzimmers, als plötzlich die Thür geöffnet wurde und ein Mann in Seemannskleidung bei mir eintrat. „Kennen Sie mich, Kapitän Sondergard?" redete mich derselbe an, und als ich seine Frage verneinte, fuhr er unaufgefordert weiter fort: „Nun, ich war Ihr Steuermann auf der „Amanda" und möchte Sie um Ausstellung eines Attestes für die Rhederei bitten, da ich eine Gelegenheit zur Rückkehr nach Europa gefunden habe." Mit weit geöffneten Augen schaute ich den Erzähler an, als er in seiner derben Seemannsweise fortfuhr, mir unsere letzten Erlebnisse zu schildern. Von ihm erfuhr ich, daß die Amanda, bald nachdem die Boote abgesetzt waren, auseinander geborsten und in die Tiefe gesunken sei, daß das Boot, in welchem ich mich besinnungslos befand, in See treibend von einem Sklavenfahrer angetroffen worden, daß die Insassen desselben, krank und elend, von Hunger und Durst geplagt, an der afrikanischen Küste, in der Nähe der holländischen Besitzung Elmina gelandet seien, wie mich Miß Loveknot trotz Ermüdung und Erschöpfung dennoch Tag und Nacht gepflegt, und daß ich nur ihrer aufopfernden Sorgfalt mein Leben zu danken hätte, bis das tapfere, schöne Mädchen dann vom tückischen Fieber hingerafft worden sei. Den Schluß bildete die Warnung vor der schlauen Kreolin.

Während dieser derben, ungeschminkten Erzählung fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Vom Schmerz überwältigt und mit dem Verzweiflungsschrei: „Alice tot?" brach ich zusammen. Träumend lag ich da. War es mir doch, als hörte ich, wie mir Alice zuflüsterte: „Kapitän, wir sterben zusammen!" war es mir, als gewahrte ich eine Wolke über meinem Haupte, die allmählich sich dichter und dichter zusammenballte und so entsetzliches in ihrem Schoße barg, bis sich schließlich ein Sturm entfesselte, in dem wir beide, Alice und ich, Schiffbruch leiden sollten, und der all' unsere Glückseligkeit verschlang. — Ich verfiel in Trübsinn. Vor meinem Scheiden von Elmina besuchte ich den Grabhügel, welcher mich an mein grausames Geschick, an meinen herben Verlust erinnerte. Thränenleeren Auges wandte ich mich dann ab. Worte des Trostes blieben wirkungslos. Gebrochenen Herzens, mit siechem Körper kehrte ich nach Amsterdam zurück. Es war meine letzte Seereise.

Wodurch schützen wir das Blut?

Von

Rudolf Klemensiewicz.

Es ist eine allgemein verbreitete Anschauung, welche auch mit den Erfahrungen der menschlichen Psychologie in Einklang gebracht wird, daß das Blut im Haushalte unseres Körpers eine Hauptrolle spielt. Vom strenglogischen Standpunkte ließe sich manches gegen eine solche Auffassung einwenden, wenn nicht die Untersuchung der Frage, welches der Organe des Menschen die wichtigste Bedeutung für den Lebensprozeß habe, überhaupt eine völlig müßige wäre. — Das Ineinandergreifen der einzelnen Organe und Organbestandteile unseres Körpers ist ein so inniges, wie es eben nur an einem möglichst feinen und verwickelt gebauten Mechanismus gedacht werden kann. Wie bei letzterem der Mangel an einem einzelnen Bestandteile im Gange des ganzen Betriebes sich mehr oder minder bemerkbar macht, so wird auch bei unserem Körper die Krankheit der einzelnen Organe mehr oder weniger auf den Gesamtorganismus einwirken. Freilich kann der Laie sich von dem Gedanken nicht frei machen, daß das Blut eine ganz besondere Rolle in diesem Gebiete des krankhaften Stoffwechsels spiele. Er hat auch gewiß in mancher Hinsicht recht, eine solche Achtung vor der Wichtigkeit des Blutes zu hegen. Eine Eigenschaft des Blutes ist bei Krankheiten gewiß sehr zu bedenken. Seine Ruhelosigkeit und das fortwährende Wandern von einem Ort zum andern machen es für das ruhige Nebeneinanderleben der einzelnen Organe unseres Körpers unter krankhaften Umständen sehr gefährlich. So kann es wohl geschehen, daß durch die Blutströmung von Orten, wo krankheitserregende Stoffe sich niedergelassen haben, diese verschleppt werden und an anderen Orten des Organismus haften bleiben. Gewiß hat der Mann, der jene Frage, welche die Überschrift dieses Aufsatzes bildet, gestellt hat, die Rolle des Blutes bei Krankheiten sich in ähnlicher Weise dargestellt. Ich will nun versuchen, seinem Wunsche zu entsprechen und diese Frage möglichst dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend zu beantworten.

Das Blut spielt in der Frage eine ganz besondere Rolle. In der Antwort, welche ich zu geben beabsichtige, ist das schon nicht mehr so sehr der Fall, und seine Rolle eine viel allgemeinere. Nicht nur hinsichtlich seiner stofflichen Zusammensetzung, auch seiner funktionellen Zusammensetzung nach hat das Blut gewisse Besonderheiten. Es enthält den Sauerstoff, der ihm durch die Lungen zugeführt wird, in solcher Form, daß dadurch eine Verbrennung schon bei der Temperatur unseres Körpers möglich ist. Es ist der Träger aller Nährstoffe und der Wärme für den Aufbau und die Heizung unseres Körpers. Noch manche andere wichtige Eigenschaften hat das Blut, welche uns hier nicht weiter interessieren. Man weiß nun allerdings, daß die Zusammensetzung des Blutes auch schon beim gesunden Menschen innerhalb gewisser, ziemlich weiter Grenzen schwankt.

Es wäre aber ganz gefehlt, wollte man meinen, daß solche stoffliche Änderungen unseres Blutes schon als krankhafte bezeichnet werden dürfen. Eine geänderte Lebensweise führt ganz unmittelbar eine Änderung in der Blutzusammensetzung nach sich. Klima und Jahreszeiten haben einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf das, was man mit dem beliebten Namen der Blutmischung bezeichnet. Aber alle diese Änderungen gehören in den Raum der normalen physiologischen Blutzusammensetzung. Wo diese Grenze überschritten wird, das ist schwer zu sagen. Allerdings giebt es sogenannte Blutkrankheiten, Diskrasien, vom griechischen Krasis (Κρασις) die Mischung, bei denen die erste Ursache der Krankheit im Blute selbst gesucht wurde. In früheren Zeiten hat man viele solcher Diskrasien angenommen. Die neue methodische Forschung in der Medizin hat das Gebiet der eigentlichen Blutkrankheiten mehr und mehr eingeengt.

Vollends seit die Erkenntnis sich Bahn brach, daß das Blut selbst als das Produkt einer Anzahl von Organen betrachtet werden müsse. Zum mindesten hängt danach die normale Zusammensetzung des Blutes von der normalen Thätigkeit der blutbereitenden Organe wesentlich ab. Man hat daraus erkennen gelernt, daß auch dieser Rest von wahren Diskrasien in dem angedeuteten Sinne durch eine abnorme Beschaffenheit der blutbildenden Organe zu erklären sei. Faßt man den Stand der heutigen Krankheitslehre vom allgemeinen Gesichtspunkte auf, so ist es wohl nicht zu gewagt, zu behaupten, daß jede gewisse Grenzen überschreitende Blutzusammensetzung als ein Symptom einer den Organismus schädigenden Organerkrankung betrachtet werden muß. Freilich reichen die wissenschaftlichen Thatsachen nicht aus, um einen solchen Satz mit voller apodiktischer Gewißheit zu beweisen. Aber es genügt für uns vollständig, wenn wir wissen, daß in vielen Fällen diese Anschauung zutrifft.

Danach hat derjenige, der meint, daß eine Krankheit, welche den menschlichen Körper befallen hat, auch auf das Blut zu wirken vermag, vollständig recht.

Insbesondere muß dabei hervorgehoben werden, daß die Ärzte aller Zeiten, sei es mit Willen oder unbewußt, bei ihrem Heilverfahren das Ziel vor Augen hatten, eine solche Einwirkung zu verhindern. Von wie großer Gefahr für unseren Körper das Eindringen solcher Krankheitskörper in das Blut ist, das lehren die traurigen Erfahrungen, welche die Chirurgen bei der Behandlung von Wunden leider nur zu oft machen.

Hier ist der ursächliche Zusammenhang des ganzen Prozesses, dank den Forschungen der Neuzeit, mit hinreichender Sicherheit zu erfassen.

Die brandigen Eiterungen, welche häufig an offenen Wunden auftreten, werden durch die Lebensthätigkeit ganz eigentümlicher kleinster Spaltpilze hervorgebracht, welche von außen in die Wunde eindringen. Hier auf dem ihnen passenden Nährboden der blut- und säftereichen Eiweißmasse der Wunde gedeihen sie und entwickeln sich. Ihre Kleinheit begünstigt das Eindringen und Einwachsen derselben in die Gewebsmasse des menschlichen Körpers.

Hier können entweder sie selbst oder die Produkte ihres Lebensprozesses in die Gefäße des Blut- oder Lymphsystems aufgenommen werden. So kann die

Krankheit verschleppt werden; äußerst schnell durch das Blut, langsamer auf dem Wege der Auffaugung durch die Lymphgefäße.

Dieses Beispiel ist nur der Typus einer Art der Einwirkung eines lokalen, eng begrenzten Krankheitsprozesses auf das Blut und durch die Vermittelung des letzteren auf den Gesamtkörper.

Es ist ein lück,G daß man im stande ist, mit Erfolg gegen die Fortschritte oder gegen die Entstehung solcher, so ausnehmend gefährlicher Prozesse anzukämpfen. Lister hat zuerst ein Verfahren angegeben, offene Wunden in besonderer Weise mit Carbolsäure zu behandeln. Außer dieser Säure sind neuerdings eine ganze Anzahl von Mitteln bekannt geworden, welche es den Bakterien schwer oder ganz unmöglich machen, ihre fürchterliche Wirkung auf den menschlichen und tierischen Organismus zu äußern.

Ein ganz vortreffliches und schon sehr altes Mittel ist das von der Cholera-Kommission im Jahre 1866 in den preußischen Lagern angewendete Chamäleon minerale (übermangansaure Kali). Ein anderer Bakterientod ist das von Koch angepriesene und jetzt schon sehr viel benützte Sublimat, das in sehr verdünnter Lösung jede pflanzliche Vegetation vernichtet.

Diese Beispiele genügen zu einer einseitigen Erläuterung der Antwort auf die Frage: „Wodurch schützen wir das Blut?"

Wenigstens nach einer Richtung hin lautet die Antwort darauf, daß der Arzt Mittel finden kann, um durch die Änderung eines zielbewußten Zeitverfahrens, als welches hier nur die Antiseptik angeführt wurde, die Einwirkung von Krankheitserregern auf unser Blut zu hindern.

Solche künstliche Mittel, das Blut gegen Krankheit zu schützen, besitzt die medizinische Wissenschaft als Heilkunst noch mehrere. Allerdings ist die Anzahl dieser Eingriffe der Medizin, durch welche sie teils auf dem Wege der Operation, teils durch Medikamente unseren Körper zu schützen sucht, keine allzugroße. Auch ist ja leider der Erfolg einer noch so zweckmäßigen Heilmethode niemals ein unbedingter. Nicht die Unvollkommenheit des menschlichen Wissens und Könnens allein ist die ausschließliche oder wichtigste Ursache daran, daß ein Heilverfahren im Stiche läßt. Die bei weitem größte Rolle spielt das Verhalten unsers Körpers. Die Natur hat diesen mit einer ganz reichhaltigen Menge von Schutzmitteln ausgestattet gegen das Entstehen von Krankheiten. Erst wo diese verloren gingen oder im Stiche lassen, da tritt die Notwendigkeit ein, durch künstliche Mittel nachzuhelfen.

Die Gesundheit des Menschen ist ja nichts Anderes, als der Inbegriff aller dieser in voller Unversehrtheit erhaltenen Schutzmittel. Freilich darf man ein solches Ideal menschlicher Gesundheit nicht unter den Städtern, ja nicht einmal unter dem Landvolke der zivilisierten Nationen suchen. Aber unter den wilden Völkerschaften der von der Kultur unberührten Gebiete unserer Erde dürfte man gar manche finden, welche gegen Einflüsse ihres Klimas, die auf sie einwirken, nahezu vollständig gefeit sind, und bei denen nur die Hand des Feindes oder die Abnützung des Körpers durch Alter zum natürlichen Ende führt. Unter uns

zivilisierten Völkerschaften, wo die Macht der Vererbung seit Jahrtausenden neben den guten auch die schlechten Eigenschaften des Körpers gezüchtet hat, dürfte man vergeblich nach solchen Idealen menschlicher Körperbeschaffenheit fahnden. Freilich kann der Mensch alt werden, sehr alt. Man liest ja doch häufig genug von Menschen, welche ein ganzes Säkulum durchlebten.

Diese Thatsache widerspricht aber keineswegs der Behauptung, daß die Kulturfortschritte auch im allgemeinen schädigend auf die Entwickelung der menschlichen Körperbeschaffenheit einwirken. Nur darf man nicht vergessen, daß sich der Mensch gleichzeitig neue Mittel schafft, um die Schädlichkeit von sich abzukehren, und daß er in dem Bewußtsein der Schwäche seiner Körperbeschaffenheit gegen gewisse Einflüsse diesen aus dem Wege geht.

Es würde einer detaillierten anatomischen Darstellung unseres Körperbaues bedürfen, wollte ich alle Schutzvorrichtungen aufzählen, welche unser Körper zur Wahrung seiner Gesundheit besitzt. Nur an einem einzelnen Beispiele mag die Art dieser Einrichtungen erörtert werden. Unsere Lungen stehen durch den fortwährenden Atmungsprozeß in einer sehr innigen Beziehung mit der Außenluft. Ganz bedeutende Mengen von Verunreinigungen der Atmosphäre, in der wir leben, werden täglich eingeatmet. Für die Gesundheit des Menschen kann das unmöglich gleichgiltig sein, ob diese Substanzen im Körper verbleiben oder nicht.

Insbesondere wenn man bedenkt, daß in den feinsten Enden der Luftwege unseres Körpers die Blutgefäße so gelagert sind, daß sie nahezu direkt mit dem Luftraume in Berührung stehen. Weil nun in der Luft, die wir atmen, gelegentlich auch wirkliche Krankheitserreger vorkommen, welche als pflanzliche Sporen oder als fertige Bakterien hauptsächlich die tieferen Schichten der Atmosphäre verunreinigen, so wäre das Eindringen solcher Schädlichkeiten in das Blut nichts besonders Unglaubliches. Ja, man könnte bei der Kenntnis der anatomischen Verhältnisse höchstens seine Verwunderung darüber aussprechen, daß an Orten, wo viele solcher Krankheitsstoffe vorhanden sein müssen, verhältnismäßig selten solche Erkrankungen vorkommen, die von der Einatmung infizierender Stoffe entstehen. An Orten, wo viele Lungenkranke leben, an Luftkurorten, wird offenbar die Gelegenheit zur Einatmung von Tuberkelbakterien eine größere sein als an Orten, wo keine oder nur wenige solcher Kranken ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben.

Zwar kann es nicht geleugnet werden, daß gelegentlich etliche Einheimische eines solchen Kurortes von der Lungenkrankheit ergriffen werden, doch gehört das gewiß nicht zur Regel und hängt von einer Reihe anderer, das Entstehen der Krankheit begünstigender Umstände ab. Wenn wir aber danach forschen, wie wir das Blut in den Lungen vor der Infektion eingeatmeter Stoffe schützen, so finden wir, daß die Natur selbst in ganz ausreichendem Maße vorgesorgt hat. Bei einem gesunden Menschen gelangen die eingeatmeten Partikelchen, seien es nun Staub- oder andere Körperchen, niemals in die feinsten Luftwege, geschweige denn in das Blut.

Die eingeatmete Luft wird von diesen Verunreinigungen durch eine Art von Filtrationsprozeß gereinigt. Der ganze Atmungsweg, welcher bei der Nase beginnt,

ist bis tief in das Innere der Lungen hinein von einer Schleimhaut austapeziert. Im Gewebe derselben finden sich in großer Anzahl traubenformige Drüschen eingebettet, welche ihr Sekret auf die Oberfläche der Schleimhaut ergießen. So kommt es, daß die Wandungen der Nasenhöhle, des Rachens, der Luftröhre und die Bronchien stets von einer Schicht klebriger Flüssigkeit überzogen sind. Die vielfachen Begrenzungen und Verzweigungen des Luftweges bewirken es, daß die strömende Luft in möglichst ausgedehntem Maße mit dieser Schleimschicht in Berührung kommt. Dadurch ist die Möglichkeit geboten, daß die körperlichen Verunreinigungen der Atmosphäre in der zähen Schleimmasse haften bleiben.

Ist auf diese Weise die Hauptmasse der festen Partikelchen aus der Luft abfiltriert, so wird sie auch auf den Luftwegen nach außen befördert. Entweder besorgen diesen Vorgang durch Nervenerregung eingeleite Muskelaktionen wie z. B. das Niesen oder Husten, oder aber es geschieht die Hinausschaffung auf eine ruhigere und weniger bemerkliche Weise. Die Atmungswege sind mit einem Zellenbelage versehen, der die Bekleidung der Luftwege bildet. Diese Zellen besitzen an der dem Hohlraume der Nase, Luftröhre und Bronchien zugekehrten Fläche eine Anzahl von Härchen, welche in fortwährenden Schwingungen sich befinden. Auf diese Weise kommt es zustande, daß die ganze Schleimhautoberfläche in fortwährender flimmernder Bewegung ist und der Schleim auf ihr fortrückt. Die fortschreitende Bewegung wird durch eine eigentümliche Art der Flimmerung erzielt. Es bewegen sich die Härchen in der Richtung gegen den Anfang des Luftweges, die Nase, langsamer als in der entgegengesetzten Richtung.

So wird es verständlich, daß der Schleim auf der Schleimhautoberfläche aus dem Innern der Lunge nach außen befördert wird. Die Lunge schützt sich so selbst gegen eine große Anzahl von Schädlichkeiten, die von außen in sie eindringen.

Nicht alle Individuen besitzen ein gleiches Maß körperlicher Gesundheit. Vom streng medizinischen Standpunkte läßt sich darin ein verschiedenes Verhalten der anatomischen Anlagen der menschlichen Körper erkennen, oder eine Veränderung derselben im Laufe des Lebens.

Für das angeführte Beispiel der Lunge ist es wenigstens klar, daß deren regelmäßige Thätigkeit mit der Integrität ihres Baues zusammenhängt. Man kann es leicht verstehen, daß gerade an jenen Stellen, wo beispielsweise der Zellenbelag zerstört wurde oder wenigstens nicht mehr regelmäßig funktioniert, Gelegenheit geboten ist, daß sich Stoffe den menschlichen Organismen einimpfen, welche dann die Veranlassung zur Entstehung von Krankheiten werden können. Daß gelegentlich solche Stoffe durch die Vermittelung des Blutes auch den ganzen Körper infizieren, ist eine nachweisbare Thatsache.

So hat die natürliche Entwickelung des anatomischen Baues unseres Körpers dahin geführt, daß an den meisten Organen sich nahezu völlig ausreichende Mittel finden, die Schädlichkeiten der Außenwelt abzuwehren oder unschädlich zu machen.

Es liegt natürlicherweise nicht in der Macht des Einzelnen, sich alle Vollkommenheiten eines menschlichen Körperbaues und damit gewissermaßen den Erfolg im Kampfe gegen die Schädlichkeiten zu sichern. Die Menge der Umstände, welche auf die Anlage und Entwickelung der Körperform des Individuums bestimmend einwirken, sind ganz außerordentlich mannigfache. Eine einfache und ganz naheliegende Überlegung verschafft uns auch die Überzeugung, daß die meisten dieser Umstände sich der Machtsphäre des Menschen vollkommen entziehen.

Dennoch aber kann nicht geleugnet werden, daß eine zielbewußte, zweckmäßige Lebensweise in dieser angedeuteten Richtung viel zu leisten vermag.

Insbesondere lassen sich die natürlichen Schutzmittel, welche früher angedeutet wurden, nur dann auf die Dauer des menschlichen Lebens in ihrer vollen Leistungsfähigkeit erhalten, wenn eine den Körper kräftigende zweckmäßige Lebensweise eingehalten wird.

Keinen wundert es, daß Leute, welche ihre Lungen vernachlässigen, stets in ungesunder Atmosphäre atmen, wenig Lungenarbeit leisten, mit gekrümmter Wirbelsäule dem Schreibgeschäfte obliegen und andere der Entwickelung und Thätigkeit der Lungen möglichst ungünstige Beschäftigung treiben, leicht Krankheiten der Respirationsorgane erwerben.

Viele solcher Beispiele, wo durch Nichtgebrauch eine mangelhafte Benutzung oder auch durch eine übermäßige Anspannung der Thätigkeit die Leistungsfähigkeit der Organe herabgesetzt wird, könnte man aus der täglichen Erfahrung aufzählen. Daß bei einer solchen unzweckmäßigen Lebensweise mit der Herabsetzung der Leistungsfähigkeit auch die Verwendbarkeit oder Volubilität der Organe zunimmt, ist leicht verständiich. So kommt es, daß die natürlichen Mittel: „wodurch wir unser Blut schützen," und das Eindringen von Krankheitserregern in das Blut hindern, nur bei voller Unversehrtheit der Organe des Körpers vorhanden sind. Aber auch alle Mittel, welche uns die menschliche Kunst an die Hand giebt, haben nur das eine Ziel vor Augen, während jener Zeit, wo eine Verletzung der natürlichen Schutzmittel vorhanden ist, das Eindringen der schädlichen Stoffe hinzuhalten, so lange, bis durch den Heilungs- oder Kräftigungsprozeß, welchen die Natur besorgt, der Schaden wieder gut gemacht und die Verletzung geheilt ist.

Ludwig Dessoir und seine Freunde.

(Fortsetzung.)

Das Verhältnis zwischen dem tüchtigen Dramaturgen, dessen Geschichte der „Schauspielkunst" trotz ihrer pragmatischen Anlage ein standard-work unserer Litteratur geblieben ist, und Ludwig Dessoir war bis zu dem Tode des letzteren ein gleichmäßig freundschaftliches; ob der Sohn Eduards, der jetzige Direktor des

Berliner Königlichen Schauspielhauses, Otto Devrient, jemals mit Dessoir in nähere Berührung gekommen ist, vermögen wir nicht zu sagen. Jedenfalls aber hat der Bruder Eduards, der geniale Liebhaber und Held Dresdens, Emil Devrient, mit unserem Künstler in den herzlichsten Beziehungen gestanden. Sie haben beide zusammen den Ruhm deutscher Schauspielkunst nach London getragen, und obwohl sie nicht selten mit ihren Rollen kollidierten, stets in selbstloser Kunstliebe die Sache höher gestellt als das persönliche Interesse. Von Dessoir's Haltung ist das bereits aus früheren Veröffentlichungen bekannt; für Devrient folgt hier ein Beweis aus vielen.

Coburg d. 30ten April 1853.

Verehrter Freund!

. . . . Meine Beantwortung sei so offen als Ihre Zuschrift — vor Allem muß ich Ihnen sagen, daß ich seit mehreren Wochen mich von jeder Zuhülfe in Organisation, wie in Regieführung des Londner Unternehmens losgesagt habe und seit dem ohne Mitteilungen von Herrn Birnstill[1]) bin; dann theile ich Ihnen mit, daß ich es zu wiederholtenmalen erklärt, wie ich gern bereit bin, jede Rolle meines Faches einem anderen Künstler alternirend oder ganz zu überlassen, und namentlich auch den Perin in Donna Diana an Sie abzutreten . . . . . Der Don Cesar in der Braut von Messina bietet keine Ruhe-Vorstellung für mich, auch spiele ich seit vielen Jahren nur den Perin als Gast, selbst im Engagement in Dresden seit meines Bruders Abgang — nach dreißig Jahren Liebhaber-Zeit halte ich mich der Rolle entwachsen; man ist nicht ewig jung, mein lieber Freund . . . . Daß Sie sich für die Rolle eignen, glaube ich gern und überlasse sie daher mit Freuden Ihnen; denn wenn ich in Donna Diana frei bin, ist der Zweck auch erreicht, an den Abenden zu ruhen, und ich bin weit davon entfernt, Ansprüche auf bestimmte Rollen zu erheben, die mit dem Gesammtzwecke unverträglich sind!

Was Ihre Stellung zum Londner Unternehmen anlangt, so habe ich beim Beginne Ihrer Unterhandlungen meine lebhafte Freude und Zustimmung ausgedrückt, daß Ihre Künstlerschaft für diese Ehrensache gewonnen werden sollte, — ich habe es wieder und immer wieder erklärt, — nur, lieber Freund, da Sie sich als erster Charakter- und Intriguen-Darsteller verpflichteten, schien es mir eine Unmöglichkeit, in diesem Ihnen fast neuen Fache so viele neuen Rollen in vier Wochen zu liefern, ohne das Repertoir dabei aufs Spiel zu setzen. Sie nahmen die Stellung aber an und so waren wir Ihrer sicher und das Unternehmen um einen bedeutenden Künstler bereichert. Nach und nach aber, lieber Freund, scheinen Sie sich des Zwiespaltes mit Ihren Londner Verpflichtungen bewußt zu werden (denn welcher Künstler hat eine Bürgschaft für den Erfolg neuer Rollen!) und so streben Sie nach Leistungen, die außerhalb des Kreises liegen, für den Sie nach London berufen. Gern will ich Ihnen dabei die Hand reichen und stelle gegen Sie wiederum alle meine

[1]) Der geschäftliche Leiter. (D. Herausg.)

Rollen, also auch den Hamlet zu Ihrer Disposition, aber was Sie mir ungegründet bei Donna Diana als Anklage zurufen, frage ich Sie: wo bleibt das Ganze? Das Shakespearesche Stück — Hamlet — soll also ohne Mitwirkung des für erste Charakterrollen engagirten Künstlers gespielt werden. Sie begehren als Othello aufzutreten, unbekümmert, ob die für England so bedeutende Rolle des Jago und das Stück überhaupt besetzt werden kann; ein Shakespearesches Stück in London von ausländischen Künstlern in der wichtigsten Rolle des Jago mangelhaft ausgeführt, das ist Niederlage, was Sie auch den Engländern als Othello Neues bieten können. Und am dritten Abend verlangen Sie diese Aufführung, durch die für die Unternehmung so viel verloren gehen kann? „Wo bleibt das Ganze?!" Gehört nicht der Jago zu dem Rollenkreise, den Sie sich ausbedungen, für den kein bedeutender Künstler mitzunehmen wäre? . . . . .

Was Schmutzblaetter (wie Sie sie nennen) gegen mich äußern, berührt mich wenig — ich bin es schon gewohnt, daß, besonders in meiner Vaterstadt, mit Steinen nach mir geworfen wird; ich habe eben dort die meisten Neider, die es mir nicht verzeihen können, daß ich fest auf meinen Füßen stehe und ohne Krücken vorwärts gehe! Die Art, durch Fußtritte auf mich emporzusteigen, ist wohlfeil und mir seit lange bekannt, lassen Sie sich nicht davon kümmern; — — die wohlunterrichteten Berliner Blätter werden noch viel zu thun bekommen; wohl dem, der sie nicht zu lesen braucht!

Aus meinen redlichen Anerbietungen sehen Sie, daß unserer Eintracht von meiner Seite nichts im Wege steht, und ich wüßte auch nicht, wie sie gestört werden sollte, da ich keine Ansprüche an Sie erhebe und zu jedem Dienste bereit bin. Indem ich Sie auf das Herzlichste grüße, hoffe ich doch von Hrn. Birnstill nächstens einmal wieder eine Notiz zu bekommen, wie das Unternehmen glückt und ob meine Beteiligung für durchaus notwendig erachtet wird — im Falle dies ist, sehen wir uns also in London, zu hoffentlich guten und ehrenvollen Stunden!

In Hochschätzung Ihr Freund

Emil Devrient.

Wie gesagt, gelang es, durch die unter Bühnenkünstlern seltene Zuvorkommenheit Dessoir's und Devrient's das Unternehmen zu stande und zu glänzendem Abschluß zu bringen. Dagegen konnte Dessoir im nächsten Jahre nicht an den Münchner Musteraufführungen teilnehmen, deren ältere Theaterfreunde gewiß sich noch entsinnen. Der Grund lag in äußeren Schwierigkeiten, auf die hier nicht eingegangen zu werden braucht, keineswegs aber darin, daß der Künstler nicht hinzugezogen werden sollte, wie man gelegentlich lesen kann. Die Sachlage geht aus dem folgenden Briefe Dingelstedt's deutlich genug hervor.

„Auf Ihren Brief vom 18. v. M., mein werter Dessoir, antworte ich umgehend mit der Versicherung, daß weder in meinen Ansichten über Ihr Künstlertum, noch in meiner persönlichen Empfindung für Sie irgend eine Veränderung

vor sich gegangen ist. Wenn ich in meinen Einladungen zu dem beabsichtigten Gesamt-Gastspiel Sie nicht bedacht habe, so liegt der Grund dazu einfach darin, daß Ihr Fach, das der Karakter-Rollen, schon übermäßig besetzt erscheint. Würde ich Sie herbeigezogen und würden Sie meinem Rufe Folge gegeben haben, so wäre Ihnen durch ungenügende Beschäftigung ein wirklicher Grund zur Klage gegeben worden sein, während diese Klage, wie die Sache jetzt steht, kaum irgend eine Berechtigung haben dürfte.

Wenn Ihnen jedoch an dem Unternehmen und an Ihrer Beteiligung daran so viel gelegen sein sollte, daß Sie auch manchmal in zweiter Reihe, nicht bloß in erster mitzuwirken geneigt und bereit wären: so könnte ja die Einladung um so leichter nachgeholt werden, als bis zur Stunde Niemand weiß, mit Sicherheit weiß, wer eingeladen oder wer übergangen ist; alle Angaben in den Zeitungen — auch den Berlinern, welche z. B. die Einladung an Frau Crelinger ignorieren — sind unverläßlich. Schicken Sie mir Ihr Gastspiel-Repertoire möglichst vollständig und möglichst bald ein, und seien Sie überzeugt, daß ich Sie von Herzen gern als Gast willkommen heißen werde, wenn ich eine Ihrer würdige und von Ihnen angenommene Stellung in dem Kreise meiner Ehrengäste finde.

Mit besten Grüßen und Wünschen Ihr ergebener

München, 3. März 1854. Fr. Dingelstedt.

Trotz eines über diesen Punkt geführten umfangreichen Briefwechsels kam es schließlich doch zu keiner Einigung. Ebenso erging es den um dieselbe Zeit geführten Verhandlungen Dessoir's mit Heinrich Laube betreffs eines Engagements an der Burg. Hierzu ein paar Belege.

Carlsbad, d. 17. Juli 1854.

Der Austausch der Meinungen zwischen mir und meiner Behörde, werther Freund, ist nun so weit im Klaren, daß wir die eigentliche Unterhandlung in's Auge fassen können. Haben Sie also die Güte, mir auf folgende Punkte so positiv als möglich zu antworten:

1) Wenn in Folge eines Gastspieles Ihnen ein Engagement angeboten würde, wann könnten Sie in dasselbe eintreten?

2) Welche Gage sprechen Sie an?

3) Welche Rollen schlagen Sie vor zum Gastiren?

4) Wann und wie lange können Sie gastiren?

Sie wissen, daß wir nur auf Engagement gastiren lassen, und daß Sie also in der Lage wären, wenn Ihre Gagebedingungen uns nicht zu hoch wären, einen Jahreskontrakt vor dem Gastspiele zu unterzeichnen. — Dies ist ja im Grunde alles das, was Sie selbst wollen. Halten Sie sich also, wenn es Ihnen wirklich Ernst ist, mäßig in der Forderung, damit wir nicht wieder über diesen Stein stolpern, und melden Sie mir die Summe unter den übrigen Antworten hierher, wo ich bis gegen den Schluß des Monats bleibe . . . . .

Dies wäre alles Notwendige, was Sie fördern kann und mir augenblicklich einfällt. Darauf Ihrer präcisen Anwort gewärtig bin ich unter besten Grüßen

Ihr ergebener

Laube.

Es gingen nun die Verhandlungen hin und her, bis endlich die Entscheidung erfolgte, durch welche Ludwig Dessoir dem Berliner Kunstleben erhalten bleiben sollte.

Wie Sie gefürchtet, Verehrtester, ist es gekommen: eben ist die Directions-Conferenz gewesen und ich habe von Sr. Excellenz den Auftrag, Ihnen mitzuteilen,

„daß er erst mehrere Competenten für das Fach sehen müsse, ehe er sich über die Engagementsfrage äußern könne."

Ich stellte ihm vor, daß es Ihnen sehr wünschenswert sei, bald zu wissen, woran Sie wären. Darauf zuckte er die Achseln und blieb bei seinem Ausspruche, hinzusetzend: Wir müssen es uns eben gefallen lassen, wenn er dies nicht abwarten und sich vorher wieder anderswo binden will.

Meinem Versprechen gemäß gebe ich Ihnen sofort diese offizielle Nachricht und grüße Sie eiligst als

Ihr ergebener

Laube.

Obwohl so ein gemeinschaftlicher Wunsch Laube's und Dessoir's fehlgeschlagen war, blieben die beiden Männer sich nach wie vor in herzlicher Verehrung zugethan. Dessoir hat später des öfteren in Berlin ein gutes Wort für den dramatischen Schriftsteller Heinrich Laube eingelegt und nicht selten Erfolg damit gehabt; in Einem Falle freilich vermochte auch seine Fürsprache nichts, und da schrieb denn Laube mit seinen markigen, aber die Aufregung sichtlich verratenden Schriftzügen:

Wien, 1. Juni 1859.

So eben, verehrter Freund, schreibt mir Hülsen, Ihr Herr Intendant, daß er sich für die Darstellung des Montrose auf der Kgl. Bühne „nicht aussprechen könne" und sendet die Bücher zurück.

Wissen Sie davon? Und welche Gründe kann das haben? O deutsches Theater! — Sie verpflichten mich, wenn Sie mir darüber mitteilen, was Sie wissen.

Bestens grüßend Ihr

Laube.

* * *

Wenn wir versuchen wollen, ein Bild von der Korrespondenz Ludwig Dessoir's aus seinen letzten fünfzehn Lebensjahren zu gewinnen, so können wir uns dabei auf eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Mitteilungen beschränken. Denn einerseits wurde naturgemäß das Bedürfnis des Briefaustausches geringer, je mehr sich unser Künstler in Berlin konsolidierte und bei zunehmendem Alter

die Unbequemlichkeit einer Korrespondenz mit der sich auch allmählich durch den Tod verringernden Anzahl von Freunden scheute; andererseits gebietet es die Rücksicht auf die meist noch lebenden Briefsteller, alle Schreiben vertraulichen Charakters von der Veröffentlichung auszuschließen. Gerade die interessantesten Stücke aus den sechziger und siebenziger Jahren müssen augenblicklich noch zurückgehalten werden.

Aus dem so umgrenzten Gebiet verdient zunächst ein Schreiben Adolf Wilbrandts hervorgehoben zu werden. Der treffliche Dramatiker war bekanntlich nach Beendigung der Universitätsstudien im Jahre 1859 in die Redaktion der „Süddeutschen Zeitung" eingetreten, hatte aber diese Stellung bald wieder aufgegeben, um in der Folgezeit als unabhängiger Schriftsteller abwechselnd in Berlin, Rostock, Frankfurt a. M. und München zu leben. Aus diesem Ort sandte er an Dessoir sein Buch: „Drei Tragödien des Sophokles mit Euripides' Satyrspiel. Mit Rücksicht auf die Bühne übertragen von Adolf Wilbrandt" — und legte folgenden Brief bei, welcher als Erläuterung des damals so viel besprochenen Unternehmens gelten kann.

München, 16. Okt. 1867.

Hochverehrter Herr.

Indem ich mir erlaube, Ihnen beifolgendes Exemplar meiner Bearbeitungen des Sophokles und Euripides zu überreichen, bilde ich mir ein, daß Sie darin mehrere Rollen finden werden; und eben in diesem Glauben wende ich mich an Sie. Wie Sie bei dem ersten Blick in diese Uebertragungen bemerken werden, handelt es sich darum, die vorzüglichsten der antiken Dramen in jedem Sinne wieder bühnenfähig zu machen; also dem Vortrag alles Archaistische, alles Geschrobene, alles Undeutsche abzustreifen, und an nichts so sehr zu denken, wie an die Spielbarkeit; auf alle Mitwirkung der Musik, wenigstens auf Alles, was diesen Tragödien einen halb opernhaften oder oratorienhaften Charakter giebt, zu verzichten und den Chor in dramatisch mitwirkende Individuen aufzulösen; — kurz, alles das zu beseitigen, was bisher eine reine dramatische Wirkung unmöglich machte.

Daß mir dies im Allgemeinen gelungen ist, haben, wie ich glaube, die wiederholten Aufführungen dreier dieser Stücke, des Königs Oedipus, der Antigone und des Oedipus auf Kolonos auf dem Meininger Hoftheater im Winter und Frühling d. J. bewiesen, deren Erfolg vollständig und insbesondere beim König Oedipus überwältigend war. Ich hatte denn auch von vornherein dieser Tragödie die bedeutendste Wirkung unter den Sophokleischen Stücken zugetraut; und es hat mich kaum überrascht, als ich erfuhr, daß der Herzog von Meiningen, der ein großer Shakespeare-Verehrer ist, nach der Vorstellung des „Oedipus" erklärte, kein Shakespearesches Trauerspiel habe ihn stärker erschüttert. Denn der „König Oedipus" hat eine so Schritt für Schritt wachsende Energie der Entwickelung, eine so athemlose und großartige Spannung und nach der furchtbaren Katastrophe eine so hinreißend vollathmige Entladung, daß er in den Händen eines begabten Darstellers der Titelrolle seiner Wirkung

allemal sicher sein wird. Und ich bin überzeugt, hochverehrter Herr, wenn Sie mit Ihren unvergleichlichen Mitteln, Ihrem Verständnis und Ihrer physischen Kraft diese Rolle sich aneignen würden, so würde sie von dem Augenblick an eine Ihrer ersten Rollen sein.

Wollen Sie denn die Güte haben, auf diese meine Behauptung hin das Stück zu prüfen, und mir vielleicht mit ein paar Zeilen zu sagen, ob Sie mir darin Recht geben oder nicht. Es würde mir eine außerordentliche Freude und Genugthuung sein, wenn Sie, aus Interesse und Liebe für diese Rolle, Ihren Einfluß aufbieten würden, um den „König Oedipus" auf Ihre Bühne zu bringen. — — — Ich denke nicht daran, die Mendelssohnsche Antigone, die in Berlin mit so großem Erfolg gespielt wird, durch meine Bearbeitung zu verdrängen. Aber ich bin, wie gesagt, fest überzeugt, daß eine glänzende und ein für allemal durchschlagende Einführung des „König Oedipus", unter Ihrer Aegide, nur und allein des guten Willens bedürfte; und ich glaube ebenso fest, daß für Herrn von Hülsen Ihre Stimme, als die eines denkenden und hochgebildeten Künstlers, von entscheidendem Einfluß sein würde.

Dahin also geht meine ergebenste Bitte; und dahin allein. Wollen Sie sich in Mußestunden noch weiter in diesem Sophokles redivivus umsehen, so werden Sie, wie ich denke, finden, daß auch der blinde Oedipus in Kolonos und der kranke Philoktetes — und besonders der letztere — Rollen sind, die Ihr Repertoir vortrefflich bereichern würden. Sophokles hat für Sie geschrieben, — und ich hoffe, daß er es nicht umsonst gethan hat. —

Paul Heyse trägt mir herzlichen Gruß an Sie auf. Er denkt in einiger Zeit (wahrscheinlich) wieder nach Berlin zu kommen. Ich meinerseits, hochverehrter Herr, bin mit außerordentlicher Hochachtung

Ihr ganz ergebener

Dr. A. Wilbrandt.

Zeigt schon dieser schöne Brief, welches Vertrauen hervorragende Dichter in die Bühnenerfahrung Ludwig Dessoir's setzten, so spricht die gleiche Gesinnung noch deutlicher aus einem nunmehr mitzuteilenden Schreiben Gustavs zu Putlitz, welches derselbe bald nach der ersten Berliner Aufführung seines Schauspiels „Waldemar" an den Tragöden gesandt hatte. Dessoir war nämlich durch den geringen äußeren Erfolg des vortrefflichen Stückes bewogen worden, dem Verfasser einige Änderungsvorschläge zu unterbreiten: und hierauf antwortete dieser dann wie folgt.

Geehrtester Herr!

Ihr eben empfangenes Schreiben ehrt mich und mein Stück in gleichem Maße und ich beeile mich, Ihnen dafür meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen.

Für Berlin erachte ich das Stück trotz alledem für ein verlorenes. Herr von Hülsen wird es noch einmal geben, vor leerem Hause, wahrscheinlich wieder mit einem Zugstück im Opernhaus zusammen, und dann zurücklegen.

Zöge ich es jetzt zurück und brächte es in veränderter Gestalt im nächsten Jahr wieder, würde es sofort diskreditiert auftreten und schwerlich Boden gewinnen. —

Daß die beiden letzten Akte abfallen gegen die drei ersten, habe ich ebenso deutlich gefühlt. In Berlin war das nun noch dadurch fühlbar, daß Ihre Meisterdarstellung im dritten Akt diesen so hoch hob und die Rolle Ihnen nicht Gelegenheit gab, diesen Eindruck zu überbieten. In Linz hatte ich einen ganz anderen Eindruck. Da verging der dritte Akt lautlos und der vierte, eine vortreffliche, kraftvolle Leistung der Rettich, brachte mir mehrfachen Hervorruf ein. — Dazu liegt der Abfall im Stoff. Von dem Moment, wo Waldemar anerkannt ist, schwindet die Spannung und ist durch keinen Theatercoup wieder zu beleben.

Ihre Aenderungen erscheinen höchst praktisch, sind aber nicht so leicht. Bei dem so berechneten und fest gegliederten Bau eines Stückes fällt der ganze Bau über den Haufen, wenn ein Stein herausgezogen wird. — — —

Wollen Sie nun das Stück auf Gastrollen geben, so bin ich gern erbötig, für dieselben an eine Umarbeitung zu gehen, zu der ich aber in den nächsten Wochen nicht kommen kann, da ich eine Arbeit für Breslau zum Feste des „Aufrufs an mein Volk" versprochen habe, die meine Zeit bis Mitte Februar vollständig in Anspruch nimmt. Ueberlegen aber werde ich sie mir mit allen Ihren Vorschlägen.

Alles in Allem bleibt mir die geringe Teilnahme des Publikums an dem Stück in Berlin noch immer unaufgeklärt, denn trotz mancher und gerechtfertigter Ausstellungen hat das Stück den Leuten, die da waren, gefallen. Stücke haben eben ihre guten und ihre verhängnisvollen Sterne, und dieses stand von Anfang entschieden unter einem ungünstigen. Jetzt, in meiner ländlichen Einsamkeit, sehe ich den Fehlschlag sehr gleichmütig an, und das um so mehr, als ich mich von dem Drang, Dramen zu schreiben, gründlich kuriert fühle. Nichts desto weniger bin ich weit davon entfernt, die Schuld in etwas anderem zu suchen als in meinem Stücke selbst. — — —

Nehmen Sie noch einmal meinen wahrlich aufrichtigen Dank für die Aufopferung, die Sie dem Stücke vor und nach der Aufführung schenkten, und die Versicherung, daß ich nach Kräften mich bemühen werde, für Ihre Gastspiele Ihnen das Stück zurechtzubringen.

In aufrichtigster Verehrung der Ihrige

Retzien, 21. 1. 1863. G. zu Putlitz.

Soviel von diesem Brief, in dessen liebenswürdig bescheidenem Ton sich völlig das Wesen des edlen Dichters spiegelt. Daß er trotz des in einem Augenblick des Unmutes abgegebenen Versprechens der dramatischen Muse nicht entsagt hat, — wir alle wissen es und freuen uns dessen.

(Schluß folgt.)

Das Kasten-Wesen im heutigen Indien.

Von
Fr. Rosen.

Die Inder leiten den Ursprung ihres Kasten-Systems aus einem Mythus her, welcher in die Gesetze Manu's Aufnahme gefunden hat. Hiernach hätte Brahma, als er den Schaffensdrang in sich spürte, zunächst aus seinem Munde die Brahmanen hervorgebracht, sodann aus seinen Armen die Kshatriya, aus seinen Lenden die Waisya und endlich aus seinen Füßen die Sudra. Die ersten dieser drei Kasten sind die sogenannten „Dwidscha" oder Zweimalgeborenen. Die Wiedergeburt findet statt durch die Bekleidung des heranwachsenden Jünglings mit der heiligen Schnur, welche er von nun an über der Schulter trägt.

Die erste Kaste, die der Brahmanen, sollte nach Manu sich nur mit ihresgleichen ehelich verbinden. Die Obliegenheiten der Brahmanen sind das Darbringen von Opfern, der Beistand bei den Opfern anderer, das Studium der heiligen Bücher, das Lehren der Jugend und endlich das Geben sowohl wie das Empfangen milder Gaben. Sollte ein Brahmane außer stande sein, sich durch seine priesterliche Thätigkeit zu ernähren, so möge er als Kshatriya (Krieger) oder als Waisya (Ackerbauer), sein Dasein fristen, aber nimmermehr soll er sich zu den erniedrigenden Obliegenheiten der Sudra oder Sklavenkasten herbeilassen.

Die Kshatriya (Krieger), die den Armen Brahma's entsprangen, sollten ebenfalls Weiber aus ihrer eigenen Kaste ehelichen. Sie sollen Opfer feiern, die heiligen Bücher lesen und Gaben austeilen, wie die Brahmanen, doch sollen sie ihren Lebensunterhalt durch das Waffenhandwerk bestreiten. Im Falle der Not ist ihnen gestattet Ackerbau zu treiben.

Die Waisya (Ackerbaukaste) hat dieselben Obliegenheiten wie die der Krieger, nur daß sie von Viehzucht, Ackerbau und Handel lebt. Auch sie darf sich nicht mit anderen Kasten vermischen.

Im Gegensatz zu den Zweimalgeborenen haben die Sudra keinen Anteil an den heiligen Büchern der Veden. Sie sind den Füßen des Schöpfers entsprungen, als Zeichen ihrer niedrigen Stellung. Sie haben den höheren Kasten zu dienen und dürfen sich unter keinen Umständen mit den Zweimalgeborenen vermischen. Diese Theorie ist wohl zu keiner Zeit viel mehr als eine Theorie gewesen. Schon in grauer Vorzeit, am meisten aber während des indischen Mittelalters (vom 5. Jahrhundert v. Chr. bis zum 7. Jahrhundert n. Chr.), sind unzählige Vermischungen vorgekommen. Die Reformatoren der neueren Zeit haben sodann die unzähligen Mischkasten, die sich mittlerweile gebildet hatten, gesondert und neu gebildet, so daß wir heutzutage eine unendliche Fülle von Kasten vorfinden, welche dem Rahmen der alten Vierteilung mit größerer oder geringerer Willkür eingefügt sind. Für jede einzelne dieser Kasten weiß der gelehrte Hindu den genauen Ursprung anzugeben. Bemerkenswert ist hierbei die Thatsache, daß Kinder,

welche einer Brahmanischen Mutter und einem Sudra-Vater entstammen, den allerniedrigsten Stand einnehmen. Eine derartige Kaste ist die der Tschandala, welchen es nicht erlaubt ist, in den Dörfern zu wohnen oder an irgend einer Mahlzeit anderer teil zu nehmen; ihre Berührung macht unrein, daher sie nur von irdenen Schüsseln zu essen bekommen sollen, welche nach dem Gebrauch zerstört werden können. Sie sollen die Kleider von Toten tragen und dürfen nur bei Tage mit einem besonderen Zeichen versehen in die Ortschaften kommen. Ihre Obliegenheit ist das Entfernen von Leichnamen, welche von niemand erkannt oder verlangt werden, und die Hinrichtung von Verbrechern, deren Kleider ihnen dann zufallen.

Die Menge der Kasten und die Mannigfaltigkeit ihrer Beschäftigungen macht eine vollständige Aufzählung so gut wie unmöglich. Eine recht gute Aufstellung hat der Radscha Surindro Mohan Jagor aus Calinka gegeben und dabei die Abstammung besonders berücksichtigt. Die Masse der Mischkasten verfolgt alle möglichen Gewerbe, wie Jagd, Fischfang, Musik, Tanz und alle Handwerke. Mehreren Kasten kommt es zu, das Lob der Könige zu singen, andere haben die oberen Kasten früh und spät zu preisen; wieder andere leben vom Fangen, Zähmen oder Töten von Schlangen und dergleichen mehr. Durch diese Einrichtung soll vor ähnlichen Verbindungen gewarnt werden. Es ist der unbefangenen europäischen Forschung gelungen, durch den Irrgarten der Kastengeschichte ihren Weg zu finden. Ohne auf das Nähere hier eingehen zu wollen, sei nur soviel gesagt, daß die „Zweimalgeborenen" die Nachkommen der arischen Eroberer sind und die Sudras die besiegten Ureinwohner des Landes.

Diese allgemeine Einteilung bedarf jedoch mannigfacher Beschränkungen, denn das fortgesetzte Streben in eine höhere Kaste zu dringen, verbunden mit zahlreichen Kompromissen, welche der Brahmanismus mit mächtigen einheimischen Völkerschaften abzuschließen sich genötigt gesehen hat, hat im Laufe der Zeit vielfache Trübungen und Verschiebungen der ursprünglichen einfachen ethnologischen Verhältnisse hervorgebracht. Ganzen kriegerischen Stämmen ist der Charakter als Kshatriya verliehen worden, wie sehr auch ihr Typus und ihre Sprache die nicht arische Abkunft verrieten, welche sie unbedingt zu Sudras machen mußte.

Abgesehen von derartigen Schiebungen sind es jedoch zwei Gesichtspunkte, welche fast überall Kasten bildend gewirkt haben. 1. Die Abstammung, und 2. die Beschäftigung. Nach diesen Gesichtspunkten ist die ursprüngliche wie auch die heutige Kasten-Einteilung vollzogen worden. Das neuere Hindutum ist ein religiöser Bund zwischen den alten arischen Anschauungen, den Lehren des Buddhismus und zahlreichen Resten barbarischer Gebräuche der Ureinwohner. Zugleich aber bildet das Hindutum eine feste soziale Organisation durch das Kastenwesen, welches alle Elemente der heutigen Bevölkerung umfaßt und einem jeden seine Stelle anweist. Es wird unsere Aufgabe sein, nach einem Blick auf die hauptsächlichsten Kasten, zu zeigen, mit welchen Mitteln und auf welche Weise die heterogene Masse des Volkes innerhalb der Kasten zusammengehalten wird.

Wenden wir uns nunmehr zu einer Betrachtung des Bildes, welches uns das Kasten-Wesen im heutigen Indien im einzelnen gewährt, so finden wir zahlreiche Widersprüche mit den ursprünglichen Vorschriften Manu's.

Am meisten muß uns dies bei den heutigen Brahmanen auffallen. Zunächst ist es bezeichnend, daß von einer einheitlichen Brahmanen-Kaste nicht mehr die Rede ist, was allein schon auf Vermischungen schließen läßt. Sie zerfallen in mehrere hundert Kasten, welche nicht mit einander essen oder untereinander heiraten können. Allein eine Brahmanische Unterabteilung, die der Saraswatas im Pendschab, zerfällt in 469 Klassen. Im ganzen zählt man 1886 brahmanische Kasten. Wir finden Brahmanen sonst in allen Stellungen und Gewerbezweigen, vom König und Priester bis zum bärtigen, dürftigen Landmann. Sie sind oft Fischer, Töpfer, Hirten, Schreiber, Diener, während allerdings die Mehrzahl als Hauspriester, Opferpriester oder Lehrer ihren Unterhalt zu erwerben sucht. Es dürfte wohl kaum vorkommen, daß ein Brahmane einen Beruf ergreift, in welchem er seine vermeintliche Reinheit einbüßen müßte. Steht er z. B. im Dienste eines Europäers, so ist er entweder Aufseher, Thürhüter oder Bote. Wie gering seine Einnahme auch sein mag, so wird er sich doch in den meisten Fällen weigern, seinem Herrn auch nur ein Glas Wasser zu reichen, denn eine solche Gemeinschaft mit einem Yavana (so wurden die Jonier Alexanders des Großen, und so werden heute noch die fremden Eindringlinge genannt), würde den Verlust seiner Kaste nach sich ziehen. Hunter erzählt, daß er im Jahre 1864 einen brahmanischen schweren Verbrecher sah, welcher versuchte, sich zu Tode zu hungern, und die härteste Prügelstrafe dem Berühren seiner Speise vorzog, weil er im Zweifel darüber war, ob der Geburtsort des Koches — eines Brahmanen von gleicher Kaste — seinem eigenen Geburtsorte an Heiligkeit gleichkäme. Sehr häufig finden Brahmanen als Köche Beschäftigung, denn die von ihnen zubereiteten Speisen können von allen anderen Kasten genossen werden, während umgekehrt niemals das Mitglied einer höheren Kaste Speise oder Trank zu sich nimmt, welche von Angehörigen einer niedrigen Kaste berührt worden sind.

In allen indischen Gefängnissen wird naturgemäß die Küche von den höchsten Kasten unter den Gefangenen besorgt. Ein großer Haufen Reis wurde in einem Gefängnisse dadurch „unrein" und folglich unbrauchbar gemacht, daß ein mir bekannter Europäer eine Handvoll davon aufnahm und wieder hinstreute. Keiner der Sträflinge würde diese Speise berührt haben, sie konnte nur noch für die allerniedrigsten Sudra's und für Tiere verwendet werden.

Ein in Kalkutta lebender König, welcher durch Kompromiß in die Krieger-Kaste Aufnahme gefunden hat, hält einen brahmanischen Koch. Würde er denselben auffordern, mit ihm gemeinsam zu essen, so würde er ihm dadurch die tödlichste Beleidigung zufügen. Selbstverständlich muß der Brahmane überall da für sich selbst kochen, wo nicht Kastengenossen es ihm besorgen, und diese Kastengenossen müssen derselben Unterabteilung der Kaste angehören wie er; es genügt nicht, daß beide Brahmanen sind.

Um die alte Priester-Kaste in ihrem eigentlichen Elemente zu studieren, muß man die heiligen Orte besuchen, an welchen sie massenhaft zu finden sind und ganz ihrem geistlichen Berufe leben. Nirgends wohl treten die Brahmanen als solche so sehr in den Vordergrund wie in Benares, dem großen Shivaitischen Heiligtum am Ganges. Ein dortiges Sprichwort sagt: In der heiligen Stadt Kashi begegnet dir auf jedem Schritt eine Kuh, ein Schwindler und ein Brahmane. Wer in den frühen Morgenstunden auf einem Kahn am Gangesufer entlang fährt und die unendliche Reihe der auf den breiten Ufertreppen Badenden mustert, muß glauben, die ganze Stadt sei von nichts als Brahmanen bevölkert. Erkennbar an ihrer meist etwas helleren Hautfarbe und an ihrem eiförmigen, bis auf einen Schopf am Wirbel rasierten Schädel, verrichten sie Waschung und Gebet am Ufer des Stromes, dessen Wasser die Sünden von 10 Leben wegspült.

Ihre äußere Erscheinung ist himmelweit verschieden von der Vorstellung, die man von ihnen hat, bevor man sie gesehen. Der Mangel an Kleidung, die Hastigkeit der Geberden, vor allen Dingen aber die unersättliche Habgier sind es, welche enttäuschend wirken.

Ich entsinne mich, daß ich bei einer Landung in Benares von einer Anzahl Brahmanen gradezu angefallen wurde, besonders deswegen, weil mein mich begleitender Diener (ein Hindu aus der Sudra-Kaste), ihnen ein willkommener Fang zu sein schien. Mein Diener konnte den gierigen Priestern nicht entrinnen; er mußte die verschiedenen Stationen der Pilgerschaft durchmachen und hatte dabei im Zeitraum von einer Stunde über 10 Rupien an die Brahmanen zu entrichten, eine Summe, welche um so beträchtlicher erscheint, als seine monatliche Einnahme nur 12 Rupien betrug. Ich war mittlerweile von den Ufertreppen zur Stadt emporgestiegen, und da ich mich unerbittlich zeigte, verfolgte mich bald nur noch ein einziger Brahmane, welcher mich unablässig um ein Almosen bat und dazwischen Sanscrit-Verse murmelte. Er ließ nichts unversucht, mein Herz zu rühren und rief mir immer wieder zu: „ham padri log hain“, ich bin ein Geistlicher. Nachdem ich ihm wiederholt, aber vergeblich, thätliche Abwehr angedroht hatte, fragte ich ihn, was er denn mit dem Gelde wolle, da er doch über dem Gelde stehen müßte. „Meinen Hunger stillen,“ war die schnelle Antwort. Sobald ich ihm anbot, ihm eigenhändig etwas zu essen zu geben, verschwand er, an seiner verwundbarsten Stelle getroffen.

Ein von mir unternommener Versuch, in das Heiligtum Shiva's, den Tempel von Visoesvar, einzudringen, wurde von den im Eingange sitzenden Brahmanen auf das entschiedenste abgewiesen. Selbst diejenigen unter ihnen, welche am meisten in das Lesen ihrer Mantras (Gebete) vertieft schienen, und diejenigen, welche, Rosenkränze durch die Finger gleiten lassend, in das Meer der Betrachtnng versunken, erhoben sich entrüstet, um mir den Eintritt zu verwehren. Als ich jedoch bei einer anderen Gelegenheit, im Gefolge des Vize-Königs von Indien, Benares besuchte, wurde ich nicht nur in das Allerheiligste eingelassen, sondern auch noch von dem Oberpriester feierlich bekränzt. Die meisten Brahmanen in Benares leben von dem, was sie zureisenden Pilgern abnehmen können. Viele

andere führen als Sanyasis und Pandits das Dasein tiefgrübelnder Sanscrit-Gelehrter, oder auch religiöser Büßer. Besonders im letzteren Falle erfreuen sie sich ungemessenen Ansehens und werden an Göttlichkeit den heiligen Kühen annähernd gleich geachtet. Ein besonders frommer Grübler, dem ein unnatürlich hohes Alter zugeschrieben wurde, wurde mir eines Tages in Benares gezeigt. Um das Heiligtum seines Hauses nicht zu verunreinigen, mußte ich ihn von außen durch das Fenster betrachten.

Auch der König von Benares ist ein strenger Brahmane. Wir wurden während einer Audienz ausdrücklich davor gewarnt, den Schlauch der silbernen Wasserpfeife zu berühren, aus welcher der greise Herrscher rauchte, während er doch kurz vorher uns allen freundlich die Hand gereicht hatte. An ein gemeinsames Essen ist natürlich in solchen Fällen nicht zu denken. Während wir als seine Gäste auf einem schwimmenden Palaste auf dem Ganges das Frühstück einnahmen, blieb der Maharadscha in seiner Burg Ramnagar und schickte von Zeit zu Zeit durch Boten besonders köstliche eingemachte Früchte seinen Gästen zu.

Ganz ähnliche Beobachtungen machte ich in Mathura, der heiligen Stadt des großen Gottes Krishma. Nur waren hier fast sämtliche Brahmanen in einem Maße durch Bhaing (indischen Hanf) berauscht, daß ich oft fürchtete, mein Widerstand gegen ihre Zudringlichkeit würde in Thätlichkeiten endigen. Meinem Diener wurde noch ärger als in Benares zugesetzt, als er an den Stufen des Djamna-Ufers sein sühnendes Bad nahm. Zwar hatte er unter den ihn umringenden Priestern denjenigen ausgesucht, welcher am billigsten die Zeremonie vorzunehmen versprach, doch wurde er nachträglich auf mehrere Monate hinaus ruiniert durch die nicht enden wollenden Nachzahlungen. Bald waren es eine Anzahl Knaben, von denen jeder stürmisch zwei Paisa (kleine Kupfermünze), verlangte. Bald mußte ein Alter, bald ein Djogi (Büßer) eine Unterstützung haben, und endlich beanspruchten die unzähligen heiligen Schildkröten (gewaltige Thiere von der Größe eines aufgespannten Schirmes), die sich massenhaft ans Ufer drängten, ihr Teil. Während ich der Abendfeier zusah, bei welcher eine mehrarmige Lampe unter allgemeinem Zuruf des Volkes von einem verzückten Priester geschwungen wurde, hatte mein Diener mit der brahmanischen Jugend arge Sträuße zu bestehen. Charakteristisch war hierbei, daß der ziemlich aufgeklärte und sonst sehr energische Mensch keinen direkten Ungehorsam, auch dem kleinsten Brahmanenknaben gegenüber, wagte. Als ein etwa siebenjähriges, kleiderloses Bürschchen vor ihn trat und ihm mit herausfordernder Geberde zurief: „Do Paisa de“ (Zwei Pfennig gieb), faltete der bedrängte Sudra die Hände und antwortete: „Muaf hars Maharadschi“ (erlaß mir's, Großkönig!)

Das Leben der Brahmanen in Mathura schien mir dem der olympischen Götter zu vergleichen. Sorglos bereiteten und genossen sie ihren Bhaing, wie die Unsterblichen ihre Ambrosia. Die Jugend übte sich im Ringkampf und im Keulenschwingen, während die Alten im Schatten heiliger Bäume und Tempel zechten. Es ist keine Frage, daß der europäische Besucher öfter die ungünstigen als die günstigen Seiten des brahmanischen Lebens sieht.

Es giebt zahlreiche Pandits, welche ganz dem Studium des Sanscrit leben. Allerdings pflegen dieselben fast ausschließlich die Grammatik und verbringen ihre Tage mit Erörterung kleiner sprachlicher Spitzfindigkeiten. Diese Gelehrten pflegen auch sehr gewissenhaft die Satzungen ihrer Kaste zu halten. Ein mir bekannter Bengale, welcher aus dem Kastenverbande ausgeschieden war, suchte vergeblich bei einem großen Sprachgelehrten von Benares Unterricht zu erhalten. Er wurde abgewiesen, weil er Yavana (Heide) geworden sei. Derselbe Bengale wußte indes auch von einem anderen hochangesehenen Pandit zu berichten, welcher sich nicht scheute, meinen Gewährsmann und noch mehrere andere Leute von zweifelhafter niedriger Kaste zu einer gemeinsamen Mahlzeit einzuladen. Bei Tische neckten die Gäste ihren Wirt, indem sie sagten: „Wir hoffen, Pandit, daß Ihr beim Kochen der Speise nicht die Lederschuhe angehabt habt, die Ihr zu unserem Schrecken noch an den Füßen habt." Es ist nämlich das Leder unrein und darf besonders beim Kochen und Essen wie bei der Verehrung der Götter nicht berührt werden. — Der schlaue Pandit zog sich dadurch aus der Verlegenheit, daß er behauptete, seine Schuhe seien aus Hirschleder, denn auch die Götter trugen eine Hirschhaut, wenn sie die Gestalt von Kühen annahmen. Homerisch wurde aber das Gelächter der Gäste, als er die reinste aller Speisen, das Ghi (geklärte Butter), aus einer Kognakflasche ausgoß. Auf die Frage, wie er in den Besitz dieses verdächtigen Gefäßes gelangt sei, behauptete der Pandit trotz der verräterischen Etikette, es sei eine Flasche für Rosenwasser.

Noch weit ungünstiger als der kritische Europäer urteilen aufgeklärte Hindus über ihre Priesterkaste. Besonders der feingebildete Bengale, Shib Chandar Bos, verurteilt das ganze Leben und Treiben der Priesterkaste mit ungemildeter Härte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß seine Ansicht nur für die großstädtisch europäisierten Verhältnisse Kalkuttas zutreffend ist. Auf dem Lande und in den meisten Provinzen ist das Ansehen der Brahmanen ein so großes, daß man daselbst kaum wagen würde, das Buch von Bos in die Hand zu nehmen.

Richtig ist es jedoch unzweifelhaft, daß das Brahmanentum sich schlecht mit der europäischen Schulbildung verträgt, und daß die Brahmanen durch ihre Geldgier selbst ihr Ansehen zerstören. Bos erzählt von einem reichen Kaufmann, welcher sich dadurch den Ausschluß aus der Kaste zugezogen hatte, daß er seine Tochter zu spät, d. h. nach vollendetem 10. Lebensjahre, verheiratet hatte. Als er bei einem Feste wie gewöhnlich Reis unter sie verteilen lassen wollte, wurde die Gabe auf das entschiedenste abgewiesen. Da die fromme alte Mutter des Kaufmanns über diese Schmach untröstlich schien, legte der Kaufmann für jeden Brahmanen 5 Rupien (10 Mark) bei, was zur Folge hatte, daß die würdigen Priester nicht allein die Gabe annahmen, sondern sogar zum Hause des Spenders eilten und sich thatsächlich um die Almosen balgten. Der hierauf erfolgte Ausspruch des Kaufmanns: „Meine Kaste ist in meinem Geldschranke," ist zum Sprichwort geworden.

Die höchste Klasse von Brahmanen bildeten bis vor wenigen Generationen die bengalischen Kulins oder Edle. Sie leiten ihr Geschlecht von einer Anzahl

von Brahmanen her, welche in alter Zeit von einem bengalischen Herrscher zur Beschwichtigung einer Hungersnot ins Land gerufen worden waren. Durch einen nicht hinreichend aufgeklärten Vorfall verloren diese Kulins ihre Kastenrechte. Sie sollen von einem Mohammedaner namens Pirali zum Genuß unreiner Nahrung gezwungen worden sein, daher man sie auch schlechtweg Piralis nennt. Der Familienname des hauptsächlichsten Kulin-Geschlechts ist Tagor. Obgleich die Tagors von Tisch und Bett der übrigen Brahmanen fern gehalten werden, erfreuen sie sich in Bengalen des größten Ansehens und bilden nun gewissermaßen eine Kaste für sich. Viele Tagors haben sich während des letzten Jahrhunderts durch märchenhafte Freigebigkeit, durch Gelehrsamkeit, durch Kunstsinn und durch Aufopferung für das Gemeinwohl hervorgethan. Ich selbst genoß den Vorzug der Bekanntschaft des Radscha Dhotendro Mohan Tagor, des Besitzers einer der größten Sammlungen alter sanskritischer Handschriften, und seines Bruders, des Radscha Surindro Mohan Tagor, eines vielseitigen Gelehrten und Beförderers der indischen Musik. Der erstere hat sich um die Hebung des Loses indischer Frauen im Anschluß an die humanen Bestrebungen der Vize-Königin Lady Dufferin sehr verdient gemacht. Der letztere hat manchem Europäer durch ein Geschenk seiner Werke einen wertvollen Dienst erwiesen. Dem Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin hat er zwei große Schränke voll bengalischer Musik-Instrumente gewidmet.

Erwähnen müssen wir noch, daß in einzelnen Gegenden, wie z. B. in der Provinz Arissa, die starke brahmanische Bevölkerung fast ganz vom Ackerbau lebt, und nach Ansicht ihrer weniger produktiv arbeitenden Brüder der heiligen Schnur nicht wert ist, welche sie auf dem spärlich bekleideten Leib trägt. Daß die dürftigen Kartoffelbauer von Arissa nicht ursprünglich der obersten Kaste angehört haben können, geht schon aus ihrer dunkeln Hautfarbe und ihrem un-arischen Typus hervor.

Noch größere Schiebungen, als von unten in die brahmanische Kaste stattgefunden haben, haben gewiß zur Bildung der heutigen Kshatriya oder Radschputen beigetragen. Gewiß sind viele kriegerische Stämme der Urbewohner Indiens nur dadurch für das Hindutum gewonnen worden, daß sie der Kriegerkaste einverleibt wurden. In den Distrikten jedoch, wo sie in größter Anzahl vorhanden sind, haben die heutigen Kshatriya gewiß große Mengen von Vaisya oder Ackerbauern in ihre Kaste aufnehmen müssen. Es wäre sonst kaum zu erklären, wo die große Masse der ursprünglichen arischen Ackerbauer und Viehzüchter geblieben wäre. Die Bewohner des heutigen Radschputana nehmen fast durchweg für sich den Ruhm in Anspruch, die Nachkommen der alten arischen Krieger zu sein. Einzelne ihrer Herrschergeschlechter weisen einen Jahrtausende alten Stammbaum auf. Das Herrscherhaus Dscheypur verließ im Anfange dieses Jahrhunderts seine Hauptstadt Ambeer und gründete in der Nähe ein neues Heim, um nicht den Neid der Götter dadurch hervorzurufen, daß es ein zweites Jahrtausend denselben Fürstensitz inne hätte. Die Königsfamilie von Dscheypur ist jedoch zwei Jahrhunderte lang in argem Verruf gewesen, weil sie eine Tochter ihres Hauses

dem großen Moghul Kaiser Akbar zur Frau gegeben hat. Andere radschputische Häuser, wie z. B. das von Udeypur, haben sich durch die ganze mohammedanische Herrschaft hindurch rein erhalten.

Da die Zeiten vorbei sind, in welchen sich ein ganzes Volk durch den Krieg ernähren kann, so haben die Radschputen längst zum Ackerbau und zu anderen Gewerben greifen müssen. Zum Zeichen ihrer stolzen Würde tragen sie jedoch, auch wenn sie hinter dem Pfluge hergehen, Schwert und Schild. Kriegerische Spiele, Fechten, Reiten, Bogenschießen und die Jagd werden an den radschputischen Höfen sehr gepflegt, und das ganze Volk würde auch ohne das Tragen von Waffen etwas Ritterliches haben. Sie erfreuen sich in ganz Indien des besten Rufes, und selbst mancher mohammedanische Große ist stolz darauf, von Radschputen abzustammen.

Die Radschputen, welche ich persönlich gekannt habe, verdienten das Ansehen dessen sie sich erfreuten.

Wie schon angedeutet, ist die dritte Kastengruppe, die der ursprünglichen, arischen Ackerbauer Vaisyas, bedeutend zusammengeschmolzen. Sie treibt auch nicht mehr ihr ursprüngliches Gewerbe, sondern liegt meist dem Handel ob. Ihr gehören die Banyas, die bekannten indischen Großhändler, Makler und Bankiers, an. In keiner Kaste ist der Reichtum so verbreitet wie in dieser. In allen indischen Städten ist das Banyahaus durch seine Größe und seinen Reichtum erkennbar. Die Geldgeschäfte der Banyas bestehen meist im Ausleihen von Geld gegen Sicherheit und Wucherzins. Sie werden daher als ein notwendiges Übel betrachtet und werden mehr gefürchtet als geliebt. So schlimm ist der Ruf ihrer Habgier und ihres Geizes, daß der Mann aus dem Volke glaubt, er werde seiner Hauptmahlzeit verlustig gehen, wenn er vorher auch nur an einen Banya denke. Für den europäischen Handel sind sie ein unentbehrlicher Faktor; sie sind es, welche die Ware aufkaufen und sammeln und den großen Märkten von Kalkutta und Bombay zuführen. Kein europäischer Großhändler würde ohne seinen Banya Geschäfte abschließen können. Zu großen selbständigen Handels-Unternehmungen schwingt sich der Banya selten auf. Er wird hierin von den rührigeren Parsi weit überflügelt.

Bevor wir uns der Betrachtung der vierten Gruppe, der Sudra-Kaste, zuwenden, müssen wir einen Augenblick bei einer der Mischkasten verweilen, welche in der neueren Entwickelung Indiens eine bedeutende Rolle gespielt hat und noch spielt. Es sind dies die sogenannten Kayasths oder Schreiber. Ihre Abstammung und ihr Rang sind streitige Punkte; sie selbst möchten zu den Zweimalgeborenen gerechnet werden, doch ist es ihnen nicht geglückt, die heilige Schnur, welche sie sich vor einigen Jahren zugelegt hatten, zu behalten. Ihr hauptsächlicher Wohnsitz ist Bengalen, wo sie fast alle Stellen von Kommis, Schreibern und Unterbeamten ausfüllen. Während der mohammedanischen Herrschaft waren sie es, welche den Jargon, der aus der Mischung der persischen Sprache der Eroberer und den einheimischen Volksdialekten entstanden war, in ihrer Eigenschaft als Sekretäre bei mohammedanischen Gerichten und Verwaltungsbehörden zu einer regelrechten Schriftsprache fortent-

wickelten. Das so entstandene Idiom ist die verbreitetste Sprache Indiens geworden und ist bekannt unter dem Namen Urdu oder Hindustani. Die heutigen Kayasths von Bengalen sind freilich nicht mehr die Träger und Pfleger dieses Dialekts. Das Bengali ist ihre Muttersprache, oft treiben sie daneben mit großem Eifer Sanskrit, doch nichts geht ihnen über den möglichst ausgedehnten Gebrauch der englischen Sprache. Durch ihre Kenntnis des Englischen haben sie unter der britischen Herrschaft lange Zeit geradezu das Monopol aller niedrigeren Beamtenstellen in ganz Indien inne gehabt, und erst neuerdings hat man begonnen die Beamten der anderen Provinzen für den Dienst in ihrer Heimat zu rekrutieren. Der Titel, der dem Kayasth meist gegeben wird, ist (die bengalische Bezeichnung) Babu (Herr). Wenn man sich irgendwo in Indien an einen Telegraphenbeamten, Bahnbeamten, Postbeamten oder Bureauschreiber wendet, so ist die gewöhnliche Anrede: „Babu dji" (Babuleben), wobei man unwillkürlich an einen bengalischen Kayasth denkt. Die Kayasth stehen der englischen Kultur am nächsten; sie sprechen auch untereinander mit Vorliebe englisch. Ihre Sucht nach seltenen, gesuchten Ausdrücken und das Streben, die höflichen Phrasen des Persischen und Indischen auch ins Englische zu übertragen, haben gewissermaßen eine neue Sprache, das sogenannte Babuenglisch hervorgebracht, eine Sprache, welche in eben so hohem Maße die Bewunderung der Eingeborenen wie das spöttische Lächeln der Engländer hervorruft. Ihre oberflächliche Bekanntschaft mit der abendländischen Philosophie, ihre Kenntnis einzelner Teile der englischen Litteratur geben ihrer Konversation etwas derartig Blendendes, daß man bei der ersten Begegnung auf ein encyklopädisches Wissen bei ihnen schließen möchte.

Sehr bald zeigt sich jedoch ein absoluter Mangel aller der Wissenschaften, welche auf der einfachen Kenntnis von Thatsachen beruhen, insbesondere der Geographie und der Naturkunde. Wo Europa liegt, ob es mit England identisch ist oder nicht, sind Fragen, welche sich mancher Babu niemals vorgelegt hat, der dabei doch von Milton, Locke und sogar von Kant schwärmt. Den meisten ist Vilayat ein mystisches Wort, welches Europa, England oder eine große Stadt an einem gleichnamigen Flusse bezeichnet. Ich bin von Babus, welche fließend englisch sprachen, befragt worden, ob Europa an einem schiffbaren Flusse liege. Neuerdings bringt die Presse einiges Licht in die geographischen Vorstellungen aller derer, die die Zeitung lesen, und Zeitungen, besonders die radikalen und autonomistischen, sind die Lieblingslektüre der gern politisierenden Babus.

Kein Bewohner Indiens wird den bengalischen Babus ihre verhältnismäßig hohe Bildung und Gelehrsamkeit absprechen, und doch werden sie, besonders im Nordwesten, gering geachtet. Dieses liegt an ihrem unkriegerischen, ja fast unmännlichen Wesen. Dem Kayasth ist der Gebrauch der Waffen und des Reitpferdes fremd. Ein Pandschabe oder ein Afghane ist in Bengalen ein Gegenstand des größten Schreckens. Würden die Babus jemals berufen in Indien die Herrschaft auszuüben, für deren Erlangen ihre Presse agitiert, so würden sie nur mit der Zunge und mit der Feder regieren können und auch so würden sie nur theoretisch, nicht praktisch brauchbare Einrichtungen zu stande bringen. Die

Hauptkraft der indischen Völker steckt in Nordwesten der Halbinsel, wo die Mohammedaner und die Sikhs vorherrschend sind, nicht aber in den überlebten, durch das Kastenwesen niedergedrückten Hindus der östlichen Provinzen.

Wenn schon jede der drei Hauptkasten in mehr oder weniger Unterabteilungen zerfällt, welche miteinander keine Gemeinschaft mehr haben, so ist das noch mehr bei dem bunten Konglomerat der Fall, welches die Masse der Sudras bildet. Alle Urvölker, welche von den arischen Eroberern angetroffen und besiegt wurden, sind der Natur der Sache nach Sudras. Der Spaltung des Südens in zahllose Unterabteilungen scheint neben der ethnologischen Einteilung auch die nach Beschäftigung und geographischer Lage zu Grunde zu liegen, und so werden die Sudras in sich durch ein ebenso strenges und kompliziertes Kastensystem beherrscht wie die Zweimalgeborenen. Die Geringschätzung eines Sudras von hoher Kaste für einen Sudra von niedriger Kaste ist fast noch größer als die eines Brahmanen für einen Sudra. Einer meiner Diener, ein Sudra von höherer Kaste, verachtete aus tiefster Seele mehrere Chamarrs (Kaste der Lederarbeiter), welche im Dienste von Europäern dieselbe Stellung einnahmen wie er. „In meiner Heimat," pflegte er zu äußern, „dürften diese Chamarrs nicht in die Thür eines Hauses treten." — In der That kommt es oft vor, daß der Dorfvorsteher, wenn er ein Mann von besonders niedriger Kaste ist, außerhalb des Hauses sitzen bleiben muß, in welchem der Dorfrat versammelt ist.

Ein großer Unterschied besteht neben der Beschäftigung auch in der Lebensweise der verschiedenen Sudrakasten. Alle Sudras essen Fleisch, wenn sie es bekommen können, während die Brahmanen reine Vegetarianer sind. Je niedriger die Kaste eines Sudras, um so mehr Fleischarten sind ihm erlaubt. Die niedrigsten Chamarrs eines Staates in Radschputana nehmen sogar das Fleisch erlegter Tiger zu sich. „Er ißt alles" ist ein Ausdruck der Verachtung, den ich oft auf die unteren Kasten, sowie auf Chinesen und Tibethaner und dergl. habe anwenden hören.

Ähnlich wie mit dem Fleisch verhält es sich auch mit dem Genuß geistiger Getränke; den untersten Kasten ist das Trinken erlaubt. Auch dieser Umstand vermindert das Ansehen der niedrigen. Bei einer Gerichtsversammlung, der ich beiwohnte, wurde von einem Rechtsanwalt das Zeugnis zweier Männer als wenig glaubwürdig hingestellt, weil sie einer trinkenden Kaste angehörten, und daher die Möglichkeit nicht ausgeschlossen wäre, daß sie während des in Frage stehenden Vorfalles berauscht gewesen seien. Das Trinken der niederen Kasten ist moralisch etwas ganz Anderes als der Bhainggenuß der Brahmanen, welcher seine Berechtigung in der Götterlehre hat. Daß einigermaßen angesehene Sudras durch möglichst große Eigenheit und strenge Beobachtung der Kastenregeln zu glänzen suchen, ist ein ganz natürlicher Zug des menschlichen Wesens. Mein oben erwähnter Diener war besonders Mohammedanern gegenüber von unglaublicher Rigorosität. Bei einer Gelegenheit mußte er zwei Tage hungern, weil ich mit ihm auf dem Schiffe eines Mohammedaners den Hugli befuhr und keine Lebensmittel, außer denen der Mohammedaner, vorhanden waren. Nicht einmal Früchte

nahm er aus ihren Händen an. Bei einer anderen Gelegenheit weigerte er sich, sein Gepäck mit dem eines afghanischen Dieners zusammenzubinden, da letzteres einmal Kuhfleisch enthalten habe. Wenn ich mit ihm allein war, reichte er mir ohne Weigerung Trinkwasser, Thee, Brot und Butter und buk mir auch wohl selbst ein Tschipati (flachen Kuchen); als wir aber auf einer Reise in die Nähe seiner Heimat gelangten, bat er mich, für alle derartigen Verrichtungen einen Mohammedaner anzustellen. Aus meiner Hand hätte er nimmermehr etwas zu essen oder zu trinken genommen, mit Ausnahme von zwei Dingen, Medizin und Wein. Letzteren betrachtete er auch als Medizin.

Eine Pariakaste giebt es in ganz Nord-Indien nicht. Die untersten Kasten der verschiedenen Orte haben verschiedenen Rang und verschiedene Namen. Die Mohammedaner nennen sie meist Mihter, die Engländer Sweeper oder Feger; von den Hindus werden sie nach einem ihrer Hauptstämme vielfach Dóm genannt. Sie essen, trinken alles und thun jede Arbeit; sie sind die einzigen Menschen in Indien, die sich der Freiheit von Vorurteilen freuen können. Ihre Verrichtungen sind zwar erniedrigender Art, doch braucht ihre materielle Lage darum noch keine schlechte zu sein, wie wir gleich bei der Organisation der Kasten sehen werden. Die Niedrigkeit ihres Gewerbes, wie z. B. das Wegräumen des Unrates, halten sie für eine natürliche, ewige Ordnung, ebenso, wie den Diebeskasten das Stehlen und Rauben als eine Notwendigkeit erscheint, welche außerhalb ihres Willens liegt.

Wir müssen noch einen kurzen Blick auf das System werfen, welches das ganze Gebäude des Kastenwesens zusammenhält, und uns klar machen, welches die Gebäude sind, die eine Zersetzung jeder Kaste und aller Kasten verhindern. Hier kommt zunächst die Kastendisziplin in Betracht. Jedes Mitglied einer Kaste oder Gilde, welches sich irgend einen Verstoß zu schulden kommen läßt, wird in eine entsprechende Strafe genommen, die, sei es in Geld oder in Gestalt eines Gastmahles, den übrigen Kastenmitgliedern der Ortsgemeinde zu leisten ist. Sollte der Gemaßregelte sich renitent zeigen, so tritt sodann das Verbot ein, den Barbier und Wäscher der Kaste zu benutzen. Dies ist schon eine empfindliche Maßregel für den Delinquenten, denn durch dauernden Wegfall der Dienste des Barbiers und Wäschers würde er unrein werden. Die nächste Strafe ist der persönliche Ausschluß aus der Kastengemeinschaft, d. h. jeder, der mit ihm ißt oder trinkt, hat ebenfalls den Ausschluß zu gewärtigen. Durch diese Maßregeln gerät u. a. die eigene Familie des Betroffenen in die mißliche Lage, zwischen dem Ausgeschlossenen und der übrigen Menschheit wählen zu müssen. In den äußersten Fällen tritt der Verlust der Kaste ein. Die mit dieser Strafe Belegten sind zeitlebens von aller menschlichen Gesellschaft abgeschnitten. Keine andere Kaste nimmt denjenigen auf, den seine eigene Kaste verstoßen hat. Selbst wenn er in die entlegensten Teile Indiens auswanderte, würde ihm der Kastenausschluß über kurz oder lang folgen. Mitunter freilich kann durch Anwendung von Geld unter Beobachtung gewisser Reinigungsförmlichkeiten die Kaste wiedererlangt werden. Es ist dies jedoch annähernd so schwer wie der Einkauf in eine höhere Kaste.

Im Anfang dieses Jahrhunderts, wo der Kastenfanatismus am schlimmsten gewütet zu haben scheint, ging, wie Bos erzählt, ein Brahmane von Kalkutta dadurch seiner Kaste verlustig, daß ein Engländer ihm gewaltsam Fleisch und Spirituosen in den Mund gebracht hatte. Nachdem er drei Jahre kastenlos geblieben war, versuchte man unter Aufwendung von 80 000 Rupien (160 000 Mk.) ihn wieder in seine Kaste einzusetzen, doch vergebens, denn viele Brahmanen derselben Unterkaste weigerten sich, mit ihm zu verkehren. Endlich wurde die Wiederaufnahme durch Aufwendung einer Summe von 2 Lakh Rupien (400 000 Mk.) durchgesetzt. Im Jahre 1802 gab ein Brahmane für Geschenke und Gastmähler 50 000 Rupien (100 000 Mk.) aus, um in seine Kaste zurückzugelangen, die er dadurch verloren hatte, daß er mit einem „Pirali" gegessen hatte. Derartiger Beispiele könnte man unzählige aufführen, nur daß heutzutage in den großen Städten, wie Kalkutta, der Kastenverlust leichter verschmerzt wird als vor achtzig Jahren. Entsetzlich waren in früherer Zeit die Gelderpressungen, welche die mohammedanischen Herrscher dadurch bewirkten, daß sie einen unglücklichen Hindu mit irgend einer Handlung bedrohten, welche ihn als unrein erscheinen ließ. Der Hindu, welcher die schwersten Foltern mit stoischem Mute ertragen hatte, verriet seine verborgenen Schätze, sobald er seine Kastenreinheit bedroht sah, und wenn er die verlangte Summe nicht besaß, so wurde dieselbe durch freiwillige Beiträge seiner Kastenbrüder aufgebracht.

Noch heutzutage erpressen viele Kastenoberhäupter bedeutende Summen dadurch, daß sie den Mitgliedern ihrer Kaste für begangene Unvorsichtigkeiten den Ausschluß androhen. Die Kastenbrüder üben untereinander eine strenge Kontrolle, so daß jeder jeden als Aufseher zu fürchten hat.

Jede Kaste bildet in sich und nach außen hin einen Fachverein, eine gegenseitige Versicherungsgesellschaft und eine religiöse Sekte; sie sorgt zunächst für entsprechende Erziehung der jungen Mitglieder in den moralischen Anschauungen und zur Gewerbethätigkeit, welche ihr eigen sind. Es liegt in ihrem Interesse, daß jedes Mitglied den Anforderungen entspreche, welche man an die Kaste zu stellen berechtigt ist. Sodann stellt die Kaste die Arbeitsbedingungen fest: Sie reguliert die Löhne, indem für jeden Ort ein Normallohnsatz bestimmt wird; sie setzt die Zeit und das Maß der zu leistenden Arbeit fest und bestraft solche Mitglieder, welche gegen das gemeinsame Interesse einen niedrigeren Lohn annehmen oder sich zu vermehrter Arbeit zwingen lassen. In Ahmedabad z. B. hatten Leute der Maurerkaste des Morgens ihrer Arbeitszeit einige Stunden zugesetzt und dadurch ihren Tagelohn um 25 Pf. erhöht; hierdurch wurden mehrere Familien der Kaste brotlos. Der Fachverein versammelte sich und beschloß, diese Morgenarbeit zu verhindern, da sonst nicht Brot genug für alle da sei (s. Hunter). Wenn eine Gilde oder die Abnehmer der Arbeit eine nachteilige Einrichtung treffen, z. B. den Preis der Ware vermindern, so entsteht ein Streik der betroffenen Kaste oder Gilde, der mit großer Zähigkeit durchgeführt wird; auch die niedrigste Kaste, welcher es obliegt, Städte und Dörfer rein zu halten, hat auf diese Weise ein Mittel in der Hand, jeden Übergriff der höheren Kasten von sich

abzuwehren; sie braucht nur ihre unentbehrliche Arbeit einzustellen, um ihr Recht zu erzwingen, denn kein Mitglied einer anderen Kaste kann an ihre Stelle treten.

Wo die Konkurrenz der Kaste oder Gilde schädlich zu werden droht, werden gemeinsame Ruhetage und Festtage eingeführt, welche das Maß der Arbeit vermindern und ihren Wert steigern. Eine derartige feste Organisation existiert freilich nur in den Städten des Bombayer Distriktes. Indessen etwas davon findet sich bei jeder Kaste und Berufsgenossenschaft über ganz Indien. — Wie weit sind wir in den meisten europäischen Gemeinwesen noch von der Einsicht entfernt, daß der größten Not und dem größten Mangel der Arbeiternot und dem Arbeitsmangel nichts so wirksam abhelfen kann wie Verminderung der Arbeitsdauer!

Selbst die im Dienste der Europäer stehenden Eingeborenen aller Kasten und Religionen haben ihre festen, wenn auch ungeschriebenen Satzungen. Ein jeder unter ihnen hält darauf, daß keiner eine Arbeit verrichtet, zu der er nicht kontraktlich gezwungen ist: Der eine zündet Lampen an, der andere trägt nur Speisen und Getränke auf, der dritte kümmert sich nur um die Garderobe seines Herrn. Ein besonderer Diener fegt den Fußboden und ein besonderer reinigt Tische und Stühle u. s. w. Hierdurch wird vielen die Gelegenheit zum Geldverdienen geboten, während jeder einzelne das Leben leicht hat. Gleichzeitig wird jeder, der sich in Not befindet, von seinen Berufsgenossen unterstützt, damit er nicht durch das Angebot eines niederen Lohnsatzes oder eines höheren Arbeitsmaßes die ganze Berufsgenossenschaft dauernd schädigt und, wie das in Europa überall der Fall ist, schließlich so weit herunterbringt, daß die öffentliche Mildthätigkeit oder gar die Gesetzgebung ein großes Proletariat ernähren muß. In Indien giebt es daher auch keine Armengesetze und keine Armensteuer, denn neben der Familie ist es die Kaste oder Gilde, welche selbständig ihre Alten und Invaliden versorgt, ohne daß der Staat einzuschreiten braucht.

Die Geldmittel, deren die Kaste oder Berufsgenossenschaft bedarf, werden nicht nur durch Strafgelder aufgetrieben, sondern auch auf manche andere Weise zusammengebracht. Wo der Beruf ein einträglicher ist, werden hohe Eintrittsgelder erhoben. Im Surat, erzählt Hunter, ist folgendes Mittel beliebt, um die Gildenkasse zu füllen. Es wird ein gemeinsamer Feiertag beschlossen, an welchem alle Läden und Werkstätten der betreffenden Gilde mit einer einzigen Ausnahme geschlossen sein müssen. Das Vorrecht, seinen Laden öffnen zu dürfen, wird nur dem Höchstbietenden überlassen.

Kaste und Gilde brauchen sich nicht immer zu decken. Auch ist es durchaus nicht immer der Fall, daß die höchsten Stellungen von Leuten hoher Kaste eingenommen werden.

Interessant ist für jeden Beobachter des indischen Kastenwesens die Frage, wie sich mit der rasch zunehmenden europäischen Kultur die Kastenverhältnisse Indiens in der Zukunft gestalten werden. Es ist nur natürlich, daß eine derartige Frage die verschiedenartigsten Beantwortungen gefunden hat. Alle aber sind sich

darin mehr oder weniger einig, daß sie annehmen, das Kastenwesen könne sich bei der dauernden Oberherrschaft einer außerhalb des Kastenwesens stehenden Rasse, bei dem stets wachsenden Verkehr und bei der vollständigen Verschiebung aller Verhältnisse und bisherigen Einrichtungen nicht halten. Die Lebensfähigkeit der Kastenwesens wird jedoch vielfach unterschätzt. Als man begann, Indien mit einem Netz von Eisenbahnen und Telegraphenlinien zu überziehen, glaubte man allgemein, die äußeren Kastenunterschiede würden von dem Augenblicke an verschwinden, wo das Dampfroß hohe und niedrige in gleicher Weise vom bengalischen zum arabischen Meer, vom Himalaja zum Indischen Ozean befördern würde. Diese Vermutung hat sich nicht bestätigt. Wenn auch Mohammedaner und Hindus, Brahmanen und Sudras auf denselben Bänken der dritten Klasse zusammengepfercht sitzen, so halten sie doch noch immer mit peinlichster Genauigkeit an allen ihren Satzungen fest. Besondere Wasserträger versorgen Hindus und Mohammedaner an den verschiedenen Stationen mit Trinkwasser und hüten sich dabei, deren Gefäße zu berühren, damit nicht die höhere Kaste durch die indirekte Berührung der niederen entweiht werde. Ein mir befreundeter Mohammedaner erzählte mir, daß eine Brahmane, der eine lange Strecke mit ihm zusammen fuhr, durch seine, des Mohammedaners, Anwesenheit am Essen und Trinken verhindert wurde. Erst bei einem längeren Aufenthalte, gegen Abend, konnte der Brahmane das Koupee verlassen, um unbekleidet auf dem Perron seine religiösen Waschungen zu verrichten und sich zu stärken.

Sehr charakteristisch ist ein kleines Volkslied über die Eisenbahn, welches ich in der Nähe von Patna singen hörte. Es lautet:

Die Franken, Bruder, sind so klug,
Sie ziehen mit Dampf die schwersten Wagen,
Sie schleppten Kohlen her genug
Und haben Brücken groß geschlagen.
Doch um der Kasten Recht und Fug
Thun sie sich herzlich wenig plagen;
Sie setzen dich in ihren Zug,
Ohne nach deinem Rang zu fragen.

Man sieht, das Wunderbarste an der ganzen Eisenbahn ist dem Indier die damit verbundene Kastenmischung; und so wird denn noch lange das Kastenwesen unbeeinflußt durch die Eisenbahnen weiterbestehen.

Ein anderer Umstand, von welchem man erwartete, daß er das Kastenwesen stark einschränken würde, ist die Leichtigkeit und Geschwindigkeit, mit der man heutzutage von Indien nach Europa gelangen kann, und die Aussicht, daß ein Strom von Hindus sich nun alljährlich nach dem Abendlande ergießen würde. Aber hier haben die Satzungen der Brahmanen vorgesorgt. Wer das „schwarze Wasser" (das Meer) überschreitet, geht seiner Kaste verlustig, weil er auf der Reise und im Auslande in die Lage kommen muß, von den Europäern Wasser und Nahrungsmittel anzunehmen. Zwar haben die strebsamen Jünglinge, welche

von Indien zum Studium nach London reisen, die fromme Lüge in die Welt gesetzt, daß in London ein Hindu-Tempel bestände, dessen Priester ihnen zu essen und zu trinken gäben; doch wird dies nur von sehr naiven Brahmanen auf dem Lande geglaubt. Nur sehr langsam nimmt die Zahl der Hindus zu, welche Europa besuchen und in einzelnen Fällen ihre Frauen mitnehmen. Auf die große Masse des Volkes hat auch dieser Umstand geringe Einwirkung.

Es ist sehr merkwürdig, daß auch die Vermögensverhältnisse nur insofern mitsprechen, als man sich durch Geld die verlorenen Kastenrechte wiedererwerben kann; dadurch, daß jemand reich wird, tritt er aber allein noch nicht in eine höhere Gesellschaftsklasse. Der Schinder bleibt Schinder, auch wenn er Millionär wird, und darf nicht die Schwelle der Ackerbauer überschreiten. Ein Parvenutum, wie in dem demokratischen Amerika ist somit undenkbar. Endlich hat man gemeint, daß der Unterricht in europäischen Wissenschaften das ganze Kastengebäude zertrümmern müsse, indem dadurch einerseits die alten Vorurteile gebrochen und andererseits eine neue Rangordnung nach Bildung und Kenntnissen geschaffen würde. Auch dies ist jedoch nicht in so hohem Maße der Fall, wie manche vielleicht meinen könnten; denn, abgesehen von einigen, besonders bengalischen, Babus, welche mit ihrer Freigeisterei und ihrem Skeptizismus und Pessimismus zu prunken suchen, hält die Masse der europäisch gebildeten Männer doch noch an allen alten Gebräuchen fest, ein Umstand, welcher wohl hauptsächlich dem Einflusse der Frauen zuzuschreiben ist.

Seit einigen Jahren besteht in Kalkutta und anderen indischen Städten eine Art von freireligiöser Gemeinde, der sogenannte Brahma Somadsh. Wenn auch der Begründer, Babu Keshab Chandr Sen, durch seine Sucht, den Propheten zu spielen und durch egoistische Inkonsequenz die Sympathien vieler ernster Fortschrittsmänner eingebüßt hat, so ist doch im allgemeinen der Brahma Somadsh als eine segensreiche Einrichtung zu betrachten, welche allen sozialen Reformbestrebungen, besonders der Befreiung aus den Kastenbanden, zum Organ zu dienen berufen ist. Die Anzahl der Anhänger des Brahma Somadsh vermehrt sich fortwährend und sie verbreiten sich über ganz Indien, so daß man hoffen darf, daß er wenigstens in den größeren Städten allmählich zur Beseitigung des Kastenwesens beitragen wird, sofern es sinnlose Formensache ist, ohne an den Institutionen zu rütteln, welche Gewerbe und Gewerke in einer Weise organisiert haben, wie sie den hochentwickelten Völkern des Abendlandes in vielen Stücken als Muster vorgehalten werden kann. —

Neue Pfade in der Rechtswissenschaft.

Von

Joseph Kohler.

Es war ein ungeheurer Fortschritt, als die historische Schule in der Rechtswissenschaft die naturrechtliche und die scholastische Methode überwand und man zur Anschauung gelangte, daß auch im Rechte alles Entwickelung sei, hervorgegangen aus dem Herde der Kulturbestrebungen und gesättigt mit dem Herzblute der Völker. Aber die historische Schule hat ihre Bahn nur angetreten, im späteren Verlaufe ist sie in Einseitigkeit verfallen, und die Einseitigkeit führte sie auf die mannigfaltigsten Abwege. Der große Gedanke, daß es überhaupt kein für die Ewigkeit geltendes Recht gebe, daß das Recht sich wandle wie der Mensch, in dessen Brust es lebt, führte vielfach zu einer Unterschätzung der Philosophie und zu einem wenig ergiebigen Empirismus. Die historischen Forschungen, so reiche Ergebnisse sie lieferten, blieben teilweise bloße Materialiensammlungen, so lange sie nicht der Geist der Philosophie durchleuchtete, und sie konnten zu keinem vollen Resultate führen, seitdem der grundlegende Genius der historischen Schule, seitdem Savigny selbst das Studium außereuropäischer Rechte abgelehnt hatte. Ist auf solche Weise die historische Schule etwas auf den Sand geraten, so konnte sie auf der anderen Seite der Praxis des Rechts nicht die erwünschte Nahrung bieten; denn an der Schwelle der modernen Zeit machte sie halt, und anstatt die moderne Zeit in ihren Aspirationen und Wandlungen zu erfassen, blieb man stehen bei den historischen Wandlungen einer früheren Zeit, welche unser Rechtsleben bedeutend beeinflußt haben, aber weitaus nicht mit dem Rechte der Gegenwart zusammenfallen und zusammenfallen können.

Unser modernes Rechtsleben ist durch die Aufnahme des römischen Rechts wesentlich beeinflußt worden, aber der Trieb des germanischen Rechts ist nicht erloschen, und unsere Lebensverhältnisse in Familie und Verkehr sind wesentlich von germanischen Gedanken durchdrungen — anderseits haben in neuerer Zeit die wundersamen Schöpfungen der Technik neue Produktions- und Tauschverhältnisse geschaffen und damit den modernen Nationen, welche sich am Weltverkehr beteiligten, die Verpflichtung auferlegt, ganz neue, diesen Verhältnissen adäquate Rechtsinstitute zu schaffen.

Die Art der Rechtsbildung aus diesen zusammenfließenden Lebensstoffen war lange Zeit die dunkle Art unbewußten Schaffens gewesen, indem sich aus überkommenem römischem Rechte, aus deutscher Gewöhnung und aus rechtsphilosophischen Vorstellungen eine Jurisprudenz entwickelte, bestrebt, den Lebensbedürfnissen möglichst zu entsprechen und den Impulsen des Kulturlebens zu folgen. Im Dämmer unklarer historischer Vorstellungen entwickelt sich eine solche Jurisprudenz am leichtesten, denn im Dunkel ist es am leichtesten, die historisch überkommenen Rechtsformen umzubilden, aus ihrem Zusammenwirken ein neues Drittes zu bilden

und das Ganze durch die Impulse des modernen Rechtslebens durchdringen zu lassen.[1])

Eine solche Rechtsbildung hat ihren Halt am Gerichtsgebrauche, und ein von Fall zu Fall sich fortentwickelnder Gerichtsgebrauch ergiebt ein von Moment zu Moment sich fortentwickelndes Recht.[2])

In diese gleichsam unterirdische Rechtsbildung hat wie ein Blitz die historische Rechtsschule eingeschlagen, und indem sie an Stelle der unklaren Vorstellungen über das althergebrachte Recht eine klare Erkenntnis brachte, kam die Rechtsbildung zum Erstarren; allüberall entdeckte man Irrtümer und falsche Auslegungen des römischen Rechts, und das Verständnis des Corpus juris zerstörte den Nebel, in welchem seither die Bildung des Rechts ihre frohen Tage verlebt. Die germanischen Gedanken, welche in das Corpus juris eingedrungen und sich mit den Federn des römischen Rechts geschmückt hatten, wurden unbarmherzig ihres Federkleides beraubt, und nackt und bloß wurden sie aus einem Zustande unbefangenen Stilllebens in die weite Welt gesetzt; denn sie waren dem wirklichen römischen Richter fremd.

Man wäre ungerecht, würde man die eminenten Vorteile verkennen, welche auch unsere praktische juristische Wissenschaft dem neu erweckten methodischen Studium des römischen Rechts verdankt; aus der Verderbnis barbarischer Interpretationen wurden die Geister eines Celsus, eines Papinians gelöst, und die Aussprüche derselben erlangten durch die historische Bezugnahme auf den Entwickelungsgang des Rechts ihr wahres Verständnis. Aber zweierlei ist es, das römische Recht historisch zu fassen und das römische Recht unvermittelt auf unsere heutigen Verhältnisse zu übertragen: hat man sich gesättigt mit den Erzeugnissen der antiken Kultur, so verlangt das moderne Rechtsleben seine Rechte, und verfehlt ist es, wenn wir den römischen Prätor mit dem modernen Amtsrichter verwechseln und die Kontroversen des Forums in unsere Gerichtsstuben übertragen: hier atmen wir ein andere Luft als jenseits der Alpen, und in den Birkenwäldern sind andere Bedürfnisse heimisch als in der Welt der Cypressen und Pinien.

Selbstthätig haben England und Frankreich ihre Jurisprudenz entwickelt; von Entscheidung zu Entscheidung ist sie zur lichten Höhe fortgeschritten; die Furcht, als ob in ihr ein unrichtiges Fortschrittselement stecke, haben diese Nationen nie geteilt. Der Jurisprudenz thut der stete Fortschritt not und wo immer die Jurisprudenz in ihrem Ringen zu einer neuen, gerechteren Gestaltung unserer Lebensverhältnisse gelangt ist, atmet man auf, ohne zu fürchten, daß einseitige Quellenexegese das Gebäude wieder umstoßen werden. Ängstliche Gemüter, wie der Belgier Laurent, haben nie auf Zustimmung in weiteren Kreisen rechnen können.

Die Gegnerin der richtigen juristischen Methode ist die Scholastik; es ist leicht begreiflich, daß, nachdem die historische Schule sich in ihren Einseitigkeiten

[1]) Vergl. mein Werk: Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz. S. 87 f.

[2]) Vergl. darüber auch meinen Aufsatz im Archiv für bürgerliches Recht II. S. 1 f.

verloren hatte und der wahre Weltblick fehlte, der Scholastizismus in Deutschland wieder zur Herrschaft gelangen könnte; denn der Scholastizismus ist stets ein Zeichen, daß die frische Schöpferkraft stagniert. Weder das Recht noch eine andere Naturbildung beruht auf mechanischen Gesetzen; vielmehr sind alle Organismen die Erzeugnisse der verschiedensten kontangierenden Kräfte; und je feiner und reicher der organische Apparat sein wird, um so mehr werden die umgebenden Lebensfaktoren auf ihn einwirken, so daß die organische Schöpfung ein individuelles Erzeugnis individueller Kräfte ist, passend an den Ort, an welchem sie erwachsen ist. Wollen wir ein solches Produkt analysieren und seine Lebensfunktionen erklären, so müssen wir seinen innersten Lebensbedingungen nachgehen und seine Lebensäußerungen im Bereiche des organischen Zusammenlebens erforschen. Nie ist hier ein Gebilde wie das andere, die Lebensäußerungen werden stets individualisirt sein nach den Eigenheiten des organischen Lebens.

Wollen wir daher die Lebensäußerungen im Recht kennen lernen, so müssen wir das Rechtsleben studieren und müssen beobachten, in welcher Weise das Rechtsleben in den verschiedensten Kombinationen und Konfliktsfällen sich gestaltet, und wenn es sich in praxi noch nicht definitiv gestaltet hat, in welcher Weise es sich gestalten muß, auf daß es den Kulturbestrebungen entspreche, welche in uns walten. Haben wir dieses beobachtet, so schließen wir auf die organischen Gestaltungen zurück; jetzt analysieren wir sie auf ihre Grundelemente, denn wir haben ihre Lebensäußerungen erfahren; diese Reduktion auf die Grundelemente ist die erhabene Aufgabe des dogmatischen Juristen, wie es die Aufgabe des Ästhetikers ist, ein bestimmtes Kunstwerk nach den in ihm lebenden Elementen und Motiven zu erforschen; und haben wir dieses gethan, so bleibt immer noch die neue Arbeit, zu erklären, wie in der individuellen Kulturwelt, in welcher das Recht erwachsen ist, die entsprechenden Faktoren thätig gewesen sind, auf daß sich gerade die betreffenden Elemente bildeten und diese Elemente auf solche Weise zu organischer Gestaltung konkreszierten. Den Zusammenhang zwischen Recht und Kulturwelt aufzuweisen, ist eine der weihevollsten Aufgaben des Juristen.

Ganz seltsam ist es, wie man diese Aufgabe verkannte und die Sphäre der juristischen Thätigkeit auf das enge Gebiet dogmatischer Analyse zu beschränken vermeinte; als ob die Frage, ob, wann und warum eine Ehescheidung zulässig ist, keine juristische wäre; oder die Frage, ob Einzelrecht oder Korporationsrecht, ob reguläre Erbfolge oder fideikommissarische Erbfolge den heutigen Kulturbedürfnissen besser entsprächen; oder ob die Todesstrafe eine gerechte Sühnung ist und nicht vielmehr die höchste Pein in Freiheitsstrafe abzumildern sei. Gerade diese Zusammenhänge aufzuweisen, ist eine spezifisch juristische Aufgabe und durch die Berührung mit den verschiedensten Kulturfragen, in welche das Recht hineinspielt, wird zugleich der Blick des Juristen erweitert, seine juristische Kraft gewinnt neue Impulse, die Anschauung von dem fertigen Recht wird vertieft, wenn er die Wurzeln erforschen kann und die Lebenssäfte, von welchen das Recht genährt wird.

Im Gegensatz zu dieser Art der juristischen Thätigkeit verzichtet der Scholastizismus auf die Beobachtungen der Lebensäußerungen und auf den Individualismus der einzelnen Bildungen; er nimmt ein und für allemal eine Norm als gegeben an; was nicht in diese Norm paßt, das sind unrichtige Mißbildungen und unfruchtbare Schößlinge, welche möglichst bald unter der Scheere fallen müssen. Man konstruiert sich eine bestimmte Art des Miteigentums; finden sich im Leben Bildungen, welche nicht hineinpassen, so sind es faktische Bildungen, bei welchen kein recht gestaltender Trieb gelebt hat; entweder sind sie aufzulösen oder in die Schablone des Miteigentums einzupassen, oder man läßt sie faktisch bestehen und sucht sich mehr oder minder mit ihnen abzufinden. So konstruiert man sich das Pfandrecht als ein Recht an fremder Sache; kann aber nicht auch ein Pfandrecht an eigener Sache bestehen? Z. B. es hat jemand an seiner Sache ein erstes Pfandrecht und andere Personen ein zweites oder drittes? Das Pfandrecht an eigener Sache hat man ehedem als eine Abenteuerlichkeit bezeichnet, weil man sich von dem Gedanken, daß das Pfandrecht ein Recht an fremder Sachen sein müsse, beherrschen ließ.

Die volle Unrichtigkeit dieser ganzen Methode ist offenbar. Wie, wenn man in der Wissenschaft der Natur in gleicher Weise verfahren wollte? An stelle des wahren Lebens hat man eine Welt von Schablonen und anstatt die organische Natur zu erkennen, die im Rechtsleben wirklich existiert, streitet man sich über Begriffe und Begriffskonsequenzen; während doch die Begriffe in einer bestimmten Periode der Rechtsbildung geschaffen sind und in anderen Perioden ihre Aktualität verlieren, und während es doch sicher ist, daß Begriffe nur eine diskursive Beschreibung geben, welche immer nur approximativ sein, niemals den Gegenstand nach all' seinen Seiten erschöpfen kann. Wer mit Begriffen das Leben des Rechts erschöpfen will, gleicht einem solchen, welcher mit einer bestimmten Anzahl von Schablonen die Architektur bemeistern will: an stelle des unendlichen Lebens bringt man die Endlichkeit der ungenauen Auffassung einer bestimmten Zeit, und da sich die Mannigfaltigkeit der Welt nicht abstreiten läßt, so gerät man auf Irrwege, um durch immer neue dialektische Subtilitäten und durch Schaffung von Scheinbegriffen und Distinktionen feinster Art den Postulaten des Lebens ein Äquivalent entgegenzubringen. Glücklich noch, wenn der Jurist so beanlagt ist, daß in diese Subtilität unbewußt sein juristischer Instinkt hineinspielt; wo aber dieses fehlt, operiert man mit den eigensten Hirngespinnsten anstatt mit der Realität der Dinge.

Oben wurde von dem Individualismus der Rechtsbildung gesprochen; aber es giebt auch ein Terrain, auf welchem die Kultur nach Nivellierung trachtet, und Gebiete, in welchen früher urwaldliche Sonderung herrschte, werden der Kultur genähert. Die Weltkultur drängt in verschiedener Richtung nach Nivellierung, und so auch im Rechte. Die neuesten Erfindungen, welche den Erdkreis umgestalteten, haben vielfach Gleichartigkeit der Verhältnisse herbeigerufen und damit auch gleichartige Rechtsverhältnisse: das Eisenbahn-, Telegraphenrecht, das Recht der Erfindungen, der Muster und Marken strebt nach gleichartiger Gestaltung

Hier erhebt sich ein neues Feld der juristischen Bildungen: dieselben sind nicht mehr die Bildungen eines einzelnen Territoriums — nach allen Seiten hin weben dieselben Gestaltungsfaktoren, und je reicher entwickelt das eine Industrieland ist, desto mehr wird es in der Bildung des Industrierechts den anderen vorangehen können, denn desto schneller werden sich hier die Kollisionen und Konflikte entfalten, in deren Lösung die Kräfte der einzelnen rechtlichen Faktoren zu Tage treten. Hier findet die Jurisprudenz ein neues Nahrungsgebiet: nicht die Beschränkung auf die Erfahrungen eines einzelnen Landes: die Fülle der Welterfahrung steht uns zu Gebote, und Prüfungen und Schickungen, welche der eine Kulturstaat überstehen mußte, können dem anderen erspart bleiben, wenn er sich die Erfahrungen dieses Kulturstaates zu Nutzen macht. In allem, was Erfinder- und Markenrecht und verwandte Gebiete betrifft, steht Nordamerika, England und Frankreich noch über uns; und wenn wir die reichen Ergebnisse der Jurisprudenz dieser Länder für unser Recht verwerten, so erfüllen wir nur eine uns aufliegende Pflicht, die Pflicht, nichts unbenutzt zu lassen, was zur reicheren Entwickelung unseres Rechts förderlich ist.

So gestaltet sich das Gebiet der Jurisprudenz immer reicher, es reicht in Gebiete, von welchen die Träger der historischen Schule noch kaum eine Ahnung hatten. Darum reger Fortschritt, reiches, unermüdliches Wirken, ein Wirken auf dem Boden der Jetztzeit!

Aber gerade hier ist es Zeit uns umzuwenden und eine andere Einseitigkeit der historischen Schule aufzuweisen. Wie sie die Jetztzeit verkannte, so hat sie auch den Blick in die Vergangenheit eingeengt. Sollte denn die Rechtsbildung der Römer und etwa noch der Germanen allein unseres Studiums wert sein? Haben nicht auch andere Völker im Kampfe des Daseins ein Recht geschaffen, welches unseres Studiums würdig wäre? Und sollte nicht erst der Zusammenhalt aller dieser Rechte uns die Geheimnisse der Rechtsbildung lösen und uns zeigen, wie gewisse gemeinsame Züge der Menschennatur zu gewissen Gemeinsamkeiten, und die vielen Differenzierungen der Menschennatur zu ebenso vielen Differenzierungen des Rechts führen? Sollte nicht erst diese Vergleichung zeigen, welche Impulse im Rechtsleben spielen, welche Fortschritts- und Hemmfaktoren hier thätig sind? Sollten wir nicht erst hierdurch erfahren, wie die allgemeine Kultur in die Rechtskultur einspielt, und wie auf der einen Seite ein bestimmtes Recht aus bestimmten Impulsen hervorgeht und auf der anderen Seite dieses Recht wiederum der Kultur neue Impulse giebt, sie hebt und trägt oder sie in den Abgrund gleiten läßt? Von höchstem Interesse ist die Beobachtung dieser Rechtsbildungen bei Völkern des Kulturlebens, welche uns verwandt sind, von höchstem Interesse ist sie bei Völkern verschiedenartiger Kulturentwickelung, von höchstem Interesse ist sie bei Natur- und Halbkulturvölkern. Indem uns alle diese Völker ein Recht bieten, das aus ihrer Psyche gewachsen ist, offenbaren sie uns die Geheimnisse der Rechtswerdung, und die Verbindungskanäle von Recht und Kultur liegen zu Tage.

Und haben wir diese Stufe der Erkenntnis erreicht, dann sind wir zur Philosophie des Rechts gereift. Indem wir die Rechtsentwickelung verfolgen und das empirische Walten gewisser Gesetze erkennen, indem wir ferner zur Überzeugung kommen, daß hinter diesem empirischen Walten der Prinzipien ein metaphysischer Hintergrund liege, weil die ganze Menschheit und die ganze Menschengeschichte die Emanation eines höheren geistigen Wesens sind, so gelangen wir zur Philosophie des Rechts. Dieselbe wird weit abliegen von dem ehemaligen Naturrecht; wir werden nicht mehr von der vernunftmäßigen Bindungskraft des Vertrages, von der Naturnotwendigkeit der Besitzesübertragung für den Eigentumsübergang sprechen; wir werden vielmehr das Recht als ein in steter Evolution befindliches Geisteserzeugnis kennen lernen, welches jeweils das bestimmte Stadium der Objektivierung der Weltvernunft manifestiert, jener Weltvernunft, welche in der Ausprägung des menschlichen Daseins selbst zur Entfaltung gelangt. Wir werden ferner die Entwickelungsstufen des Rechts in ihrer verschiedenen Vollkommenheit schätzen lernen und werden beurteilen, welches Recht eine vollkommenere Emanation der menschlichen Psyche darstellt und eine reifere Entwickelung der menschlichen Organisation verrät. Wir werden ferner die große Weisheit des Universums bewundern, welche sich der verschiedensten empirischen Faktoren bedient, um, der Menschheit unbewußt, dieselbe zum Fortschritt zu leiten.

Hohe und schwere Aufgaben, welche der modernen Rechtswissenschaft gestellt sind; um so schwerer, als überall die Gefahr des Dilettantismus überwunden werden muß. Wir bekämpfen den Dilettantismus, wo immer er sich findet, und im Gebiete des Rechts, insbesondere im Gebiete der Rechtsvergleichung, ist er am allergefährlichsten. Überall muß sich die Wissenschaft auf gründliche Detailstudien stützen; sie darf nicht ermüden, die Fundamente aufs solideste auszuführen und die Mauern des Gebäudes kräftig und kunstgerecht zu bilden; alles unsolide Fachwerk verfliegt im Laufe der Jahre, und nur das tiefste Studium führt zur Höhe; sind die empirischen Fundamente nicht tief gelegt, so wird man nicht zur hohen Warte der Erkenntnis gelangen, aber der Ausblick, welchen der Turm gewährt, der solide gefestet ist, wird uns reichlich entschädigen dafür, daß man ernst und eifrig am Aufbau gearbeitet.

Dafür tritt aber auch die Jurisprudenz dem Leben näher: nicht mehr gilt das Recht als ein Zunftgeheimnis, das nicht im Boden der Menschheit wurzelt. Das tiefere Verständnis des Rechts wird natürlich nur demjenigen aufgehen, welcher das Recht studiert hat; aber das Recht wird mit dem Volke in ständigem Kontakte bleiben, man wird sich gegenseitig beeinflussen, das Recht wird aus dem Volksleben sich Impulse holen, und das Volk wird die Evolutionen des Rechts mit Spannung verfolgen. So sehr es Bedürfnis ist, in der Wissenschaft den Dilettantismus fern zu halten, so nötig ist es andererseits, daß im Volke das Interesse für das Recht wach bleibt, daß das Volk die Entwickelung der Wissenschaft streift, daß es sich im allgemeinen orientiert, daß es in den Männern der Wissenschaft nicht die Träger exotischer Geheimnisse erblickt, sondern in ihnen diejenigen

erkennt, welche berufen sind, die geistigen Potenzen der Menschheit nach bestimmter Richtung hin fortzubilden. Eine solche Verknüpfung zwischen den Vertretern der Wissenschaft und dem Laien ist unschätzbar, sie ist der beste Schutz gegen ungesunde Subtilitäten und gegen Irrwege und Verkehrtheiten. Dazu hat der Jurist stets die Probe, ob er innerhalb des Kreises unserer heutigen Kulturbestrebungen steht oder nicht und, ob seine Arbeit sich noch auf dem Gebiete wahrer Wissenschaft befindet oder sich in mikrologischem Kleinwesen verliert, welchem das tiefere wissenschaftliche Interesse abgeht.

So blüht der Jurisprudenz eine neue Zeit, sie erblüht ihr im Herzen des Volkes, sie erblüht ihr im Mittelpunkt unserer heutigen Kulturbestrebungen.

Feldmarschall Lord Napier von Magdala.

(Fortsetzung).

IX.

In dem Distrikt, welcher Napier als Kommandanten der Gwaliordivision unterstellt war, hatten die Rebellen keine große, organisierte Truppenmacht mehr, aber das Land war voll von kleinen Forts, und daher bildeten sich immer wieder neue Banden, die Napier aber durch kleine fliegende Kolonnen zersprengte, sobald sie sich zeigten.

In der schlimmsten Jahreszeit bemächtigte sich indessen ein Häuptling, Radscha Maun Singh von Nurwar, an der Spitze von 12000 Mann der wohlbefestigten Stadt Paori, welche Sindia gehörte. Die Position war sehr stark, und der Platz, durch 17 Kanonen verteidigt, war kurz zuvor mit Lebensmitteln und Munition für sechs Monate versehen worden.

Als Napier die Nachricht davon in dem 83 Meilen entfernten Gwalior erhielt, machte er sich sofort mit einigen 18-Pfündern und Mörsern und 600 Mann zu Pferd und zu Fuß auf den Weg und brach rasch durch die Dschungeln. Am 19. August erreichte er Paori, entdeckte bald den einzig möglichen Angriffspunkt und eröffnete am folgenden Tage mit seinen Mörsern das Feuer. Dreißig Stunden lang spielten diese ohne Unterbrechung; das war genug für die Garnison, und in dem Augenblick, da die Batterie zur Beschießung der Festung bereit war, entschlüpfte der Feind in der Nacht und entfloh. Napier sandte sogleich alle Truppen, die zur Hand waren, zur Verfolgung hinterher, indem er die Infanterie zur größeren Beschleunigung auf die Lastkamele steigen ließ. Dann wurden die Verteidigungswerke von Paori zerstört, einige sonstige Maßregeln zum Schutze des Landes getroffen, und Napier kehrte nach Gwalior zurück.

Hier mußte er zu seinem Kummer sechs Monate lang unthätig ausharren; denn strenge Befehle sowohl von dem General-Gouverneur als auch von dem Oberbefehlshaber verboten ihm jede weitere Verfolgung und zwangen ihn, in Gwalior zu bleiben. Jedoch im Dezember rief ihn ein neuer Gegner wieder ins Feld. Dies war Feroze Schah, ein tüchtiger, ehrgeiziger jüngerer Sohn des königlichen Hauses von Delhi, der seine und Tantio Topi's Streitkräfte zu vereinigen suchte; denn die letzteren hatten noch freie Bewegung, aber außerhalb von Napier's Operationsfeld.

Am 7. Dezember überschritt Feroze Schah den Ganges, schnitt die Telegraphendrähte ab, setzte über den Dschamna und rückte rasch gegen Dschansi vor. Aber Sir Robert Napier hatte drei kleine Kolonnen vorgestoßen, um den Feind von seiner vermutlichen Marschroute abzuschneiden, und behielt eine vierte Kolonne unter seinem unmittelbaren Kommando marschfertig in Gwalior. Am 12. Dezember erhielt Napier die Nachricht von dem Herannahen des Feindes und machte sich sogleich auf, um ihm zu begegnen. Nach einer fünftägigen heißen Verfolgung durch das Labyrinth der Dschungeln gelang es Napier, durch eine Reihe von feinen Manövern einen Vorsprung von einer halben Stunde über den Feind zu gewinnen, und am 17. Dezember machte er bei Ranôd gegen ihn Front. Obgleich er durch sein rasches Vorgehen (35, sogar 40 Meilen pro Tag) genötigt worden war, seine Artillerie und Infanterie, mit Ausnahme von 38 Hochländern (vom 81. Regiment), die er auf Kamele setzte, unterwegs zurückzulassen, und obgleich er damals so krank war, daß sein Stab einmal wirklich glaubte, er sei dem Tode nahe, war dennoch seine Energie und sein Eifer nicht einen Augenblick erlahmt. Alle Leute, welche ihn damals sahen, haben erzählt, wie er leichenblaß auf dem Pferde saß, wie er vor Schmerz die Zähne zusammenbiß und unaufhörlich groben Taback rauchte, um die Schmerzen zu betäuben; ja, einmal mußte er sich in einem Dhooly (Sänfte) tragen lassen; aber dennoch hatte er unermüdlich vorwärtsgedrängt, und nur so gelang es ihm, den Vorsprung von einer halben Stunde bei Ranôd zu gewinnen.

Hier stellte er seine kleine Mannschaft, im ganzen 231 Mann, unter einigen Bäumen in der Ebene auf und erwartete ruhig den Feind. Eine Viertelstunde später erschien Feroze Schah; die Front seiner Armee dehnte sich fast eine Meile weit aus. Sobald die Rebellen in Schußweite kamen, warf Napier zwei Reitergeschwader (133 Mann) vom 14. Leichten Dragonerregiment unter Major Prittijohn in ihre Mitte. Dieser Vorstoß war entscheidend; die Masse des Feindes stob auseinander und floh, während die Hochländer auf ihren Kamelen die einzelnen zerstreuten Gruppen niedermachten, welche dem Kavallerieangriff noch entkommen waren. Die Verfolgung wurde sieben Meilen weit fortgesetzt; der Verlust des Feindes wurde auf 450 Todte geschätzt; auf britischer Seite betrug er nur 16 Verwundete.

Zu Anfang des Jahres 1859 war Napier damit beschäftigt, die unzugänglichen Parôn-Dschungeln zu lichten; er sah voraus, daß diese Berggegend wahr-

scheinlich der Mittelpunkt der nächsten Rebellion werden würde. Er zerstörte das bedeutendste der darin befindlichen Forts und legte einige breite Straßen durch den Wald, Durchgänge von 150 Fuß Breite, mit einem Fahrweg für die Kanonen in der Mitte. Durch diese breiten Durchgänge wurden die berüchtigtsten und bis dahin unzugänglichen Schlupfwinkel der Rebellen bloßgelegt und Napier's Absicht vollkommen erreicht. Denn noch während der Arbeit wurden Maun Singh und Tantio Topi aufgefunden und gefangen genommen. Der letztere wurde vor Gericht gestellt und hingerichtet, und damit brach die Rebellion völlig zusammen. Bisher waren mehrere Abteilungen britischer Truppen bei der Verfolgung Tantio Topi's im ganzen über 3000 Meilen marschiert, ohne einen Erfolg zu erreichen; nur der Tod konnte seinem gefährlichen Treiben ein Ende machen. Den Tod hatte er übrigens durch noch viel ärgere Verbrechen als die Rebellion verdient.

X.

Im Herbst 1859 machte der Generalgouverneur, Lord Canning, Sir R. Napier die vertrauliche Mitteilung, daß für den Beginn des nächsten Jahres ein Feldzug gegen China geplant werde, und bot ihm zugleich die Stellung eines zweiten Befehlshabers an. Sir Robert nahm das Anerbieten an, allein Lord Canning konnte seinen Plan nicht durchsetzen, weil die heimische Regierung den Platz schon mit einem Offizier von höherem Range besetzt hatte. Gleichwohl verstand sich Napier auf den Wunsch des Oberbefehlshabers, Lord Clyde, dazu, das Kommando der 2. Division in dem Expeditionskorps zu übernehmen. Im Januar 1860 kam Napier in Kalkutta an und wurde sogleich beauftragt, die Ausrüstung und Einschiffung aller von da nach China gehenden Truppen zu überwachen. Diese Aufgabe beschäftigte ihn während der nächsten zwei Monate; er hatte für alles Einzelne bei der Ausrüstung, Verproviantierung und Bekleidung zu sorgen und einen Plan für den Transport zur See zu entwerfen. Besondere Sorgfalt verwendete er auf die Ventilation und die sonstige gesundheitliche Einrichtung der Transportschiffe und sorgte für die Pflege und das Wohlbefinden der Pferde so gut wie für die Soldaten. Das Resultat war, daß trotz der langen Seereise und trotz des heißen Wetters sogar die Kavallerie in vortrefflichem Zustande und tüchtig zur sofortigen Verwendung in China ankam.

Am 25. März 1860 hatte sich Sir R. Napier eingeschifft und traf am 12. April in Hongkong ein, wo er den Oberbefehlshaber der Expedition, Sir Hope Grant, vorfand. Die Ereignisse der nächsten drei Monate, so wichtig sie auch zu der Zeit waren, brauchen hier nicht weiter erwähnt zu werden. Am 26. Juli segelte die englische Armee von der Tahlien-Bucht nach dem Peiho.

Am 2. August wurde die Stadt Peh-tang mit ihren Forts von einer Abteilung der englisch-französischen Truppenmacht ohne Widerstand besetzt, und am 5. August begann die Ausschiffung von Napier's Division.

Die Stadt Peh-tang ist von einem ausgedehnten Schlammboden umgeben, der zur Zeit der Flut vom Meere bedeckt wird. Südwestlich von der Stadt und

durch eine schmale, erhöhte Chaussee mit ihr verbunden, liegt das Dorf Sen-ho, welches damals von dem Feinde in großer Stärke besetzt gehalten wurde. Sir R. Napier hatte durch eine Rekognoszierung am 7. August sich überzeugt, daß Truppen auf einem Umwege über die schlammige Fläche rechts von der Straße gegen Sen-ho vorrücken konnten, und legte Sir Hope Grant einen Angriffsplan vor, der angenommen und ausgeführt wurde.

Demgemäß wurde beschlossen, daß Napier's Division und die britische Kavallerie diesen Weg einschlagen solle, während die erste Division und die Franzosen, geschützt gegen einen Überfall, auf der genannten Chaussee vorrückten. Zwei Tage harter Arbeit waren erforderlich, um den Weg mittelst Faschinen und Abzugsgräben gangbar zu machen, aber trotzdem war das Vorrücken durch den tiefen, zähen Schlamm noch so schwierig, daß Napier's Division sechs Stunden brauchte, um die vier ersten Meilen zurückzulegen, da die Räder der Kanonen oft bis an die Axe in den Kot sanken; indessen wurde der Boden glücklicherweise immer besser, je näher man dem Feinde kam.

Die feindliche Besatzung von Sen-ho war sehr stark; sie befand sich innerhalb einer Verschanzung, welche den Zugang von der Chaussee versperrte, Napier aber marschierte gerade auf den Feind los, nahm seine Positionen in der Flanke und bedrohte zugleich seine Rückzugslinie. Sobald die Armstrong-Kanonen bis auf 1500 Yards herangekommen waren, eröffneten sie das Feuer auf die tatarische Kavallerie; diese wurde überrascht, aber nicht außer Fassung gebracht, sondern sie formierte sich mit großer Schnelligkeit und in guter Ordnung und umringte die britischen Truppen in weitem Kreise mit Plänklern.

„Napier's Infanterie wurde rasch deployiert, seine Kavallerie brach los, während die Artillerie das Feuer fortsetzte, und obwohl das an sich schon ungünstige Terrain für unsere Kavallerie durch breite, tiefe Gräben, deren Übergänge nur dem Feinde bekannt waren, noch künstlich ungangbar gemacht war, so waren die tatarischen Truppen doch schon eine Viertelstunde nach dem Angriff in vollem Rückzug begriffen[1])." Sen-ho wurde dann ohne weitere Schwierigkeit von der englisch-französischen Armee besetzt.

Sen-ho liegt ungefähr eine halbe englische Meile von dem nördlichen Ufer des Pei-hoflusses, dessen Mündung durch vier große Forts, die Taku-Forts, je zwei auf jedem Ufer, gedeckt war. Das nächstliegende der nördlichen Forts war 6 Meilen von Sen-ho entfernt, und etwa halbwegs zwischen beiden Plätzen liegt die große Stadt Tang-ku, welche damals von einem sehr starken Festungswalle mit 50 Kanonen umgeben und durch einen doppelten Wassergraben geschützt war. Am 14. August wurde Tang-ku von den Verbündeten eingenommen und dann von Napier's Division, die in Reserve gehalten worden war, besetzt.

---

[1]) The China War of 1860 (von Major W. W. H. Greathed) in Blackwood's Magazine 1861, Märzheft.

Man hatte beabsichtigt, die nördlichen und südlichen Taku-Forts mit einer Truppenmacht, die auf beiden Seiten des Pei-ho operieren sollte, gleichzeitig anzugreifen, und eine Schiffbrücke war zu diesem Zweck schon bei Sen-ho begonnen worden. Die Franzosen bestanden hartnäckig auf einem Angriff im Süden, aber Sir Robert Napier sah gleich anfangs, daß man sich eines günstigen Erfolges viel besser versichern würde, wenn man den ersten Angriff auf die nördlichen Forts konzentrierte. Er sprach sich sehr entschieden in diesem Sinne aus, ohne aber den Plan eines Angriffes auf beiden Seiten grundsätzlich abzulehnen. Indessen meinte er, dieser letztere Plan könne nur ausgeführt werden, wenn genügende Truppenmassen vorhanden seien, und dies erscheine sehr zweifelhaft.

Inzwischen traf er alle Vorkehrungen für den Angriff auf der Nordseite.

Eine gründliche und höchst mühsame Rekognoszierung des Terrains bestärkte ihn in seiner Ansicht. Er drang auf einen sofortigen Angriff auf die nördlichen Forts allein, und nachdem er die Erlaubnis erhalten, ein Piquet[1]) gegen sie vorzuschieben (19. August), machte er von diesem einen so guten Gebrauch, daß er in einer Nacht den Übergang über die Kanäle bewerkstelligte, sodaß der Oberbefehlshaber am folgenden Morgen bis auf 800 Yards vor das nächste Fort rücken konnte. Als Sir Hope Grant sah, wie alle Hindernisse auf dem Wege zu den Forts beseitigt waren, gab er seine volle Zustimmung zu General Napier's Plan und übertrug dessen Ausführung seiner Division. Der französische Befehlshaber war aufs entschiedenste gegen den Vorschlag; er legte förmlich Protest dagegen ein, aber General Grant blieb fest bei seinem Entschlusse[2]). Am 20. August wurde Tag und Nacht gearbeitet, um die Batterien völlig instand zu setzen, die noch übrigen Kanäle zu überbrücken und die Artillerie vor Tagesanbruch in Position zu bringen.

Endlich sandten auch die Franzosen eine Batterie und 1000 Mann, denen Sir R. Napier die günstigste Stellung anwies. Er erklärte auch ihrem kommandierenden General Collineau seinen Angriffsplan.

Um 6 Uhr morgens arbeiteten die Geschütze von allen britischen Batterien. Der Feind erwiderte die Salven zuerst lebhaft, aber allmählich wurde sein Feuer infolge der lebhaften Beschießung durch die Alliierten (31 britische und 6 französische Kanonen und Mörser) immer schwächer. Den Ausschlag gab eine Bombe von einer britischen Batterie, die das Pulvermagazin in die Luft sprengte. Die Geschütze des Forts waren beinahe zum Schweigen gebracht, und nun ließ Sir R. Napier die ganze Feldartillerie bis auf 450 Yards vorrücken und konzentrierte das Feuer der Batterien, um eine Bresche zu schießen. Die Alliierten setzten sodann über die Gräben teils auf Leiterbrücken, teils schwimmend.

---

[1]) Ein Piquet war alles, was erlaubt wurde, aber Sir R. Napier machte es sehr stark, indem er eine Batterie der königlichen Artillerie, den gesamten Madras-Bergartillerietrain, eine Kompanie der königlichen Ingenieure, eine Kompanie Madras-Sappeure und das ganze 67. Regiment dazu kommandierte.

[2]) Greathed, a. a. O.

„Der Feind," schrieb Sir R. Napier, „leistete einen edlen und tapferen Widerstand, aber nach einem langen Kampfe drangen die Franzosen und Engländer gleichzeitig in das Fort. Die Truppen beider Nationen strömten nun hinein, aber die tapfere Garnison wehrte sich Schritt für Schritt."

Um halb neun Uhr war das Fort gewonnen. Verstärkungen wurden herbeigebracht, und die Kanonen kehrten sich nun gegen das gegenüberliegende Fort; zugleich wurden die Batterien in Stellung gebracht, um das entferntere Fort zu bestreichen. Plötzlich stellte der Feind überall sein Feuer ein, auf allen Forts, die er noch in Händen hatte, wurden weiße Flaggen aufgezogen. Vor Abend war die ganze Position am Pei-ho, ein Flächenraum von sechs Quadratmeilen mit über 600 Geschützen[1]), in den Händen der Verbündeten. Der Verlust der Tataren wurde auf 2000 Mann geschätzt; alle verwundeten Feinde wurden von den Engländern sorgfältig verpflegt. Der Verlust auf britischer Seite betrug nur 201 Todte und Verwundete. Napier selbst war in dem Kampfe sechsmal getroffen, aber nicht verwundet worden[2]). Nachdem er für die Sicherheit von Taku gesorgt, zog er nach Tientsin, wo er das Kommando übernahm.

Sir Hope Grant und die erste Division brachen am 9. September von Tientsin auf, und Napier hoffte, ihm bald folgen zu können. Statt dessen mußte er sofort seine Transportmittel an die 1. Division abtreten, welche die ihrigen durch die List der Chinesen unterwegs verloren hatte. Das war ein schweres Opfer für Napier, aber es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß er der Zumutung mit der größten Bereitwilligkeit und vollständig Genüge that.

Inzwischen gelang es Napier durch seine energischen Maßregeln, in Tientsin eine Verschwörung gegen die Verbündeten im Keime zu ersticken, die sehr bedenkliche Folgen zu haben drohte.

Nach dem glücklichen Treffen von Tschan-kya-wan (18. September) sandte Sir H. Grant einen Boten an Sir Robert Napier mit dem Befehl, mit so viel Truppen von der 2. Division, als entbehrt werden könnten, von Tientsin zu ihm zu stoßen. „Die Ordre fand Napier marschfertig; am 24. traf er nach einem Marsche von siebenzig Meilen in sechzig Stunden im Hauptquartier ein und brachte Munitionsvorräte mit, die dort sehr nötig waren[3])."

Inzwischen hatte das Treffen von Palikao den Weg nach Peking gebahnt, und der Vormarsch wurde am 6. Oktober begonnen. Während der Nacht verließen die Franzosen, ohne einen Grund anzugeben, die Marschroute, zogen quer durch den britischen Nachtrab und bemächtigten sich des Sommerpalastes, 4 Meilen zur Rechten des Weges. Als dies ruchbar wurde, traf man Anordnungen über die Verteilung der dort gemachten Beute unter die beiden Armeen. Diese An-

[1]) Greathed loc. cit.

[2]) Wie sein Adjutant erzählt, rissen drei Schüsse Löcher in seinen Rock, ein anderer drang in seinen Stiefel, und andere schossen ihm seinen Feldstecher aus der Hand, während er gerade hindurchsah, und zerschmetterten ihm den Knauf seines Säbels. Diese kleinen Störungen waren ihm vollständig gleichgültig; er that weiter nichts, als daß er sich ein anderes Fernrohr borgte.

[3]) Greathed, loc. cit.

ordnungen ließen sich aber nicht durchführen, denn die mit der Ausführung Beauftragten traten zurück, und es erfolgte eine wilde Plünderung, an der sich aber Napier's Division nicht beteiligte. Sir Robert schlug nunmehr vor, daß jeder bei seiner Ehre aufgefordert werden solle, zurückzugeben, was er genommen, und daß das Ganze zum Besten der Truppen verkauft werde. Das geschah; die englischen Offiziere gaben selbstverständlich ihren Anteil den Soldaten.

Am 7. Oktober wurde den Chinesen die Bedingung gestellt, daß Peking im Sturm genommen werden solle, wenn sie nicht die verräterischerweise gemachten Gefangenen freiließen, ein Thor der Stadt den Verbündeten übergäben und Bevollmächtigte zur Abschließung des Friedens absendeten. Zur Entschließung über diese Forderung wurde ihnen bis zum Mittage des 13. Oktobers Bedenkzeit gegeben.

Mittlerweile wurden alle Vorkehrungen zur eventuellen Einnahme von Peking getroffen, und Sir R. Napier mit der Ausführung beauftragt. Batterien wurden eingerichtet, und alles war zum Angriffe bereit, als fünf Minuten vor Ablauf der anberaumten Frist das Anting-Stadtthor übergeben und die Fahne der zweiten Division auf demselben aufgepflanzt wurde. Beim Abschluß des Friedens traten jedoch neue Verzögerungen ein, und der chinesischen Regierung wurde ein Ultimatum des Inhalts vorgelegt, daß, wenn die Zustimmung nicht bis zum 20. Oktober erfolge, der kaiserliche Palast in der Stadt genommen und zerstört werden solle.

Alle Vorbereitungen für den Vormarsch in die Stadt waren getroffen, und Napier's Division blieb zu diesem Zweck unter Waffen; da kam ein Brief an, der die Unterwerfung ankündigte. Nachdem der Friedensschluß unterzeichnet war, schiffte sich Napier am 18. November in Taku ein und segelte über Hong-kong nach Indien. Das Wetter war an diesem Tage so kalt, daß der aufspritzende Wellenschaum gefror und als Eis auf das Verdeck fiel.

XI.

Im Januar 1861 wurde Sir R. Napier zum militärischen Mitglied des vizeköniglichen Rates gemacht. Während er diese Stelle bekleidete, schuf er viele wichtige Reformen zum Besten der britischen wie der eingeborenen Armee, welche passenderweise weiter unten in Verbindung mit ähnlichen Diensten besprochen werden sollen, die Napier als Oberbefehlshaber leistete. Napier war es auch, der mit Hilfe eines tüchtigen Komité's die Verschmelzung der Armee der erloschenen ostindischen Kompanie mit der Armee der Krone erfolgreich durchführte, eine sehr schwierige Aufgabe, welche den feinsten Takt und die größte Sorgfalt erforderte. Nach dem plötzlichen Tode Lord Elgins verwaltete Sir R. Napier die Stelle des Generalgouverneurs bis zu Sir W. Denison's Ankunft. Im Jahre 1865 wurde Sir R. Napier zum Oberbefehlshaber der Armee von Bombay befördert. Er ging auf Urlaub nach England und übernahm nach seiner Rückkehr Anfang Herbst 1865 das Kommando.

Fast zwei Jahre wichtiger und dauerhafter Arbeit hatte Napier als kommandierender General in Bombay ruhig verlebt, als neue Ereignisse eintraten, die seinen Fähigkeiten ein ausgedehnteres und glänzenderes Feld eröffneten. Es

wurde ihm der Oberbefehl über die Armee übertragen, welche die Aufgabe hatte, Englands Ehre in Abyssinien wiederherzustellen. Es ist nicht unsere Absicht, die Geschichte dieses eigenartigen Feldzuges, die sich in mancher Hinsicht wie eine Romanze aus einem früheren Zeitalter liest, an dieser Stelle breit zu erzählen. Wir wollen vielmehr nur die allgemeinen Züge des Unternehmens und die Verhältnisse, unter denen es ausgeführt werden mußte, hervorheben und sehen, welches Licht die Geschichte derselben auf den Charakter des Befehlshabers wirft. Nie ist in der neueren Zeit ein Krieg in einem Lande geführt worden, von dessen Beschaffenheit man weniger wußte. Die Schilderungen, die man besaß, waren meist sehr alten Datums, sie widersprachen einander, und über alle die Verhältnisse, deren Kenntnis gerade für den Feldzug am nötigsten war, wußte man gar nichts.

Soweit es unter solchen Umständen möglich war, hatte sich Napier schon frühe mit der Sache vertraut gemacht. Lange ehe die englische Regierung eine Expedition nach Abyssinien ins Auge faßte, hatte Napier es für wahrscheinlich gehalten, daß es zu diesem Schritte kommen würde und daß in diesem Falle Bombay die natürliche Operationsbasis sei. Daß er jedoch Gelegenheit finden werde, an dem Zuge einen persönlichen Anteil zu nehmen, kam ihm nicht in den Sinn, vielmehr hatte er nur gemäß dem Grundsatz

„Allezeit treu bereit, für des Reiches Herrlichkeit"

bereits im März 1867 eine sorgfältige Prüfung und Zusammenstellung aller zugänglichen Quellen über Abyssinien befohlen. Das gesamte auf diese Weise zusammengebrachte und gesichtete Material wurde Sir R. Napier unterbreitet; aber es vergingen noch Monate, ehe sich eine Gelegenheit bot, die neu erworbenen Kenntnisse zu verwerten. Erst am 10. Juli 1867 fragte der Staatssekretär für Indien bei dem Gouvernement von Bombay telegraphisch an, „wie bald, falls ein Feldzug beschlossen würde, das Expeditionskorps völlig equipiert und verproviantiert von Bombay absegeln könnte." Kein Befehl wurde gegeben, Vorbereitungen zu treffen. Man wollte nur Erkundigungen einziehen für einen nur möglicherweise eintretenden Fall [1]).

Die darauffolgende Korrespondenz zwischen dem Gouverneur und Sir Robert Napier zeigt, wie völlig der letztere schon alle die wichtigsten Momente der Situation und der bevorstehenden Aufgabe erfaßt hatte. Napier's Denkschrift vom 23. Juli giebt die genauesten Umrisse der Operationen ganz so, wie sie nachher ausgeführt wurden. Selbst in betreff der Stärke des Expeditionskorps und dessen Verteilung in Abyssinien erwies sich Napier's Voranschlag als vollkommen richtig

Schon in seinem Briefe an den Gouverneur vom 13. Juli sowie auch in späteren Schreiben hatte Napier aufs entschiedenste betont, wie notwendig es sei, recht bald für einen Landtransport in großem Maßstabe zu sorgen. Unglücklicherweise ging das Gouvernement von Bombay auf seine wiederholten und dringenden Vorschläge nicht ein. Die Folge war die, daß etliche Monate später

[1]) Hozier, „British Expedition to Abessinia" cap. II.

das ganze Transportsystem nach dem von ihm im August entworfenen Plane umgestaltet werden mußte, was viele kostbare Zeit, große Mühe und riesige weitere Auslagen erforderte.

Während des ersten Monats, als diese Vorbereitungen betrieben wurden, lebte Napier unter dem Eindruck, daß er für einen anderen arbeite, und in der That war auch ein anderer General, wie wir glauben, von dem Oberbefehlshaber in Indien für den Posten vorgeschlagen worden. Die Ehre, die Wahl auf Napier gelenkt zu haben, gebührt einzig und allein Sr. Königlichen Hoheit dem Herzog von Cambridge, der seinen persönlichen Einfluß geltend machte und ohne Napier's Vorwissen seine Ernennung bei der englischen Regierung aufs dringendste befürwortete. Dabei wurde Se. Königliche Hoheit von dem Minister für Indien, Sir Stafford Northcote, warm unterstützt.

Am 15. August schrieb Napier in Beantwortung einer halbamtlichen Mitteilung über seine Ernennung an den Gouverneur von Bombay: „Ich nehme das Kommando, mit dem ich beehrt werde, mit ehrerbietigem Danke an . . Ich habe das Kommando in keiner Weise gesucht, und meinen Freunden verboten, sich für mich zu verwenden, aber ich habe mich allezeit bereit gehalten, einem Rufe zu folgen, falls nicht ein besserer Mann für den Posten ausersehen ist." Der Gouverneur hatte ihm offenbar zu verstehen gegeben, daß er die Ernennung nicht als ausgemacht ansehen solle. Napier gab ihm darauf in einem Briefe vom 16. August die charakteristische Antwort: „Wenn die Zeit kommt, werde ich zu beidem bereit sein, den mir übertragenen Posten anzutreten, oder jedem andern, der ernannt werden mag, zu helfen."

Während der nun folgenden Zeit der Rüstung arbeiteten alle angestrengt, aber keiner unermüdlicher und keiner auf so weitem Gebiete wie der Oberbefehlshaber. Von seiner Umsicht und Fürsorge für jedes Detail des bevorstehenden Feldzuges legt seine umfangreiche Korrespondenz und die Denkschriften, welche fast alle von seiner eigenen Hand sind, ein unwidersprechliches Zeugnis ab. Man ersieht aus ihnen auch, daß er neben diesen neuen und gehäuften Arbeiten alle Pflichten, die ihm sein eigentliches Kommando in Bombay auferlegte, mit großem Eifer und großer Sorgfalt erfüllte.

XII.

Die Zurüstungen für die Expedition hielten Sir R. Napier bis in die Mitte Dezember in Bombay zurück. Am 2. Januar 1868 traf er in Zulla in der Annesley-Bay, der unmittelbaren Operationsbasis, ein. Hier erwartete ihn eine schwere Arbeit, um alle Dinge erst in den rechten Gang zu bringen, wodurch ein Vorrücken verzögert wurde[1])

Sir R. Napier's Beispiel und Einfluß hatte die günstigste Wirkung auf das ganze Expeditionskorps. Er blieb an der heißen Seeküste in voller Arbeit, und erst als seine Truppen marschfertig waren, suchte er das erquickende, herr-

[1]) Eine getreue Schilderung der unglücklichen Verhältnisse, die der General bei seiner Ankunft vorfand, giebt Hozier, Kap. IV.

liche Klima der Hochlande. Er gönnte sich fast keine Ruhe, aber auf diese Weise fachte er in jedem Manne seiner Armee einen ähnlichen Eifer an. Alle folgten seinem Beispiel, und jeder Soldat arbeitete wie wenige Leute daheim. Und was war das für eine Arbeit! Unter einer brennenden Sonne, in einem tropischen Klima, wo das Wasser jedem zugemessen wurde, stets und überall Wolken von Staub, der in jede Pore drang[1]). In Zulla erhob sich allmählich eine rührige Stadt inmitten der Wüste. Wegen der abschüssigen Form der Küste mußten zwei 900 Fuß lange Dämme in das Meer hinaus gebaut werden. Ein Schienenweg wurde an der Küste gemacht, eine Eisenbahn, etwa 12 Meilen lang, landeinwärts wurde hergestellt, für welche acht Brücken zu bauen waren. Wasserbehälter wurden hergerichtet für das Wasser, das durch Schiffskondensatoren gewonnen und in einer 480 Fuß langen, auf Gestellen ruhenden Rinne ans Land gebracht wurde. Die Wassermasse, die täglich auf den Schiffen kondensiert wurde, betrug 200 Tonnen, und diese Menge war gerade genug für den Bedarf des Lagers. Weiter landeinwärts wurden tragbare Brunnen eingesenkt. „Nie wurden Operationen in einem für die Kriegsführung so ungünstigen Lande unternommen. Es gab kein Holz im Lande, keinen Stein in der Nähe der Küste. Jeder Stein, jeder Balken für den Bau der Dämme und Vorratskammern mußte eingeführt werden.“[2]) Von der außergewöhnlichen Beschaffenheit des Landes, durch welches ein Weg gebahnt werden mußte, kann auch die wildeste Alpengegend keinen gehörigen Begriff geben. Die ersten 100 Meilen wurden für den Wagenverkehr zugänglich gemacht; die so angelegte Straße stieg in den ersten 63 Meilen bis zu einer Höhe von 7400 Fuß; eine Strecke derselben trug den bezeichnenden Namen Teufelstreppe.

Doch so interessant auch die ganze Geschichte ist, so dürfen wir nicht ins Detail eingehen.

XIII.

Am Ende Januar 1868 begann der Marsch von Zulla nach Magdala — eine Entfernung von 420 Meilen. Eine ganz kurz gefaßte Schilderung von dem, was nun folgte, können wir nicht besser geben als in den Worten eines fachkundigen Schriftstellers[3]): „Von dem Operationskorps, das im ganzen 12000 Mann zählte, ließ Napier die größere Hälfte an der Küste und auf den ersten Stützpunkten seines Marsches zurück. Anfang März war die zum eigentlichen Feldzug bestimmte Abteilung, im ganzen 5000 Mann, bei Antalo, halbwegs Magdala und der Annesley-Bucht, versammelt. Am 10. April erschien diese Truppenmacht in der unmittelbaren Nähe der Festung Magdala und lieferte dem auf 10000 Mann geschätzten Heere des Kaisers Theodor ein Gefecht, das diesen von der Überlegenheit der englischen Waffen überzeugte. Am 13. April war der Feldzug beendet; die Gefangenen[4]) waren freigegeben worden, Magdala

[1]) Hozier, Kap. IV.
[2]) Hozier, Kap. IV.
[3]) Militär-Wochenblatt vom 22. Febr. 1890.
[4]) Darunter auch viele Deutsche.

war erstürmt, Kaiser Theodor hatte sich selbst auf den Trümmern seiner Burg den Tod gegeben. Schon am 18. Juni verließen auch die letzten Teile des Expeditionskorps nach einem in musterhafter Ordnung ausgeführten Rückmarsch wieder den afrikanischen Boden." Die „Aufgabe hat Napier in unübertrefflicher Weise gelöst" [1]).

Am 18. April trat die Armee den Rückmarsch an. In Dalanta wurde ein kurzer Halt gemacht und am 20. April vor den versammelten Truppen ein begeisternder Armeebefehl verlesen, dessen Entwurf, mit Bleistift geschrieben, sich noch heute in Napier's Taschenbuch findet. Noch nach 20 Jahren und in toten Buchstaben ergreifen diese Worte den Leser wie Trompetenschall. Wie sie aber zuerst gehört wurden in den Bergen Abyssiniens, in der Gegenwart der befreiten Gefangenen und der rettenden Armee, machten sie einen gewaltigen, unvergeßlichen Eindruck. In der Zeit des Zweifels und der Schwierigkeiten, wo von fern und nah — ja selbst von manchen der ältesten und treuesten Freunde Napier's — Warnungen gegen das Unternehmen und Prophezeiungen von zu erwartenden Demütigungen und Unglücksfällen einliefen, ging Napier getrosten Mutes und in ruhiger Zuversicht seines Weges. Nun aber auf die Ebbe die Flut wieder eingetreten war und enthusiastische Lobeserhebungen auf dem Heimmarsch ihm entgegenströmten, blieb er ebenso unberührt davon. Er war dankbar, und gegen einzelne Personen aufrichtig dankbar für die ihm erwiesene herzliche Teilnahme, aber der Beifall der Welt konnte die Beurteilung der eigenen Leistungen nicht beeinflussen bei einem Manne, der in vierzigjährigem, angestrengtem Dienste und dabei großenteils selbständigem Vorgehen im vollsten Sinn des Wortes „sich selbst ein Gesetz" gewesen war. Sein vorherrschendes Gefühl war inniger Dank gegen Gott dafür, daß kein störender Zwischenfall seine Berechnungen zu Schanden gemacht oder die Durchführung seines wohldurchdachten, fein angelegten Planes gehemmt hatte. Zu einem seiner Stabsoffiziere sagte er beim Herabreiten von Magdala, der Gedanke an seinen vollständigen Erfolg „demütige" ihn. Es war ja, wie er wohl wußte, nur eine haarbreite Linie zwischen Gelingen und Mißlingen. An einen alten Freund schrieb er kurz vor dem Ende des Marsches: „Ich kam heute (1. Juni) aus dem Paß heraus mit dem Rest der Truppen. Ich glaube, Gott ist so gnädig mit uns verfahren, weil unsere Sache eine gerechte war, und die guten Leute in der Gefangenschaft von ganzen Herzen auf ihn vertrauten. Im übrigen war es ein klares Problem, das wir zu lösen hatten, mit sicheren Anhaltspunkten. Ich überzeugte mich davon durch Nachforschungen und verschaffte mir so viele Anhaltspunkte als möglich. Das Problem mußte daher früher oder später gelöst werden, wenn keine unvorhergesehenen Hindernisse eintreten würden — und keine traten ein."

Napier verließ Abyssinien am 9. Juni und ging auf einige Monate nach England, wo Ehren und Festlichkeiten ohne Ende seiner warteten. Es war gerade

[1]) Derselbe Aufsatz bietet auch eine Charakteristik Napier's, welche das Zutreffendste bietet, was je über ihn geschrieben ist, und auf welche wir unsere Leser, welche sich für den großen englischen Feldherrn interessieren, an dieser Stelle aufmerksam machen.

ein Wechsel in der Regierung eingetreten, aber beide Parteien wetteiferten in Ehrenbezeigungen. Am 2. Juli beantragte Disraeli (später Lord Beaconsfield), unterstützt von Gladstone, ein Dankvotum für Napier im Parlamente. Es war das dritte Mal, daß ihm diese besondere Ehre zu teil wurde.

Wenn ihm kurz darauf die Würde eines Pairs und eine Pension verliehen wurde, so sahen die, welche seine frühere Laufbahn am besten kannten, darin nicht sowohl eine Belohnung für seinen letzten erfolgreichen Feldzug als die wohlverdiente Anerkennung seines vierzigjährigen, ununterbrochenen Dienstes, der aufreibend und von oft ganz ungewöhnlicher Art war. Lord Napier kehrte Anfang 1869 nach Bombay zurück, legte aber im Sommer sein Kommando nieder und ging nach England.

(Schluß folgt.)

Bildung, Erziehung und Dressur.

Von

Eugen Sierke.

Bildung, Bildung, Bildung muß sein, Bildung, Bildung, Bildung macht fein! So singt die Berliner Küchenfee in einer Posse, und nicht minder weiß der gebildete Hausknecht den Vorzug einer höheren Politur zu schätzen. Ungebildet zu sein gilt selbst den Angehörigen der breiteren Volksschichten, den Leuten aus dem Kleinbürger- und Handwerkstande für einen der schlimmsten Mängel. Und wer sich auch bewußt ist, jenes von allen so sehr begehrten Schliffes einer sorgsameren Erziehung zu entbehren, empfindet es doch als eine heftige Kränkung, ungebildet geheißen zu werden. Ja ich bin sogar der festen Überzeugung, daß bei unseren modernen Rechts- und Sittlichkeitsanschauungen viele Amtsgerichte eine Verurteilung aussprechen würden, wenn jemand seinem Schuster, der wegen eines Tadels seiner Arbeit sich in einer anzüglichen Weise verantwortet, erwidern wollte: „Sie sind ein ungebildeter Mann, ich rede nicht weiter mit Ihnen.“ Nichts ist mehr geeignet, einen zornigen Natursohn schneller zu zähmen, als wenn man ihm listig die Bildungsschlinge über den Nacken wirft: „Lieber Freund, ich dächte, Sie, als ein Mann, der doch auch weiß, was Bildung bedeutet, werden einsehen, daß Ihr Betragen“ — man kann sicher sein, daß diese Wendung in den meisten Fällen Wunder wirkt, vorausgesetzt, daß sie mit einer gewissen überzeugungsvollen Würde ausgesprochen wird. Bildung ist die Schwäche der Gegenwart. Der kleine Mann darbt sich die Groschen kümmerlich ab, um seinem Sohne „Bildung“ und damit den Freibrief für eine höhere gesellschaftliche Stellung zu verschaffen: wenn es sein kann, am liebsten als öffentlicher Beamter. Viele wackere Leute, die mit schwerer Arbeit täglich in Ehren ihren Pflichten gegen ihre Familie genügen, sind von dem heimlichen Bildungsteufel besessen, quälen sich in nächtlicher Stunde mit

Dingen ab, die weit über ihren Gesichtskreis hinausgehen, verderben sich durch Überladung mit unverdaulicher geistiger Kost den Magen, werden Redner in Bezirksvereinen und anderen Philisterkonventikeln und glauben in sich schließlich den Beruf zu höherem entdeckt zu haben, der sie unzufrieden und trotzig macht, in häusliche und andere Konflikte verwickelt und sie zur Vernachlässigung ihrer rechtmäßigen Thätigkeit verleitet. So werden sie zu Kannegießern am Biertisch und zu unleidlichen vorlauten Räsonneurs in Versammlungen. Denn vielen ist ein stückweise aufgeschnapptes Wissen gleichbedeutend mit jener Bildung, die dem Menschen nach ihrer Meinung einen höheren Rang und eine bevorzugte Stellung verleiht. Ein verhängnisvoller Wahn, dem wir es zu verdanken haben, daß das Bildungsproletariat in steter Zunahme begriffen ist. Jeder Handwerker trachtet heute danach, seinen Sohn studieren zu lassen, teilweise, um ihm ein vermeintlich besseres Los zu bereiten, als er selbst gezogen, teilweise auch, weil es seine Eitelkeit kitzelt, sich einst in dem Bildungsreflexe zu sonnen, der von dem Kinde auf die Eltern zurückstrahlt. Dies gilt namentlich von der Bevölkerung der kleinen Städte, wo ein Gymnasium ist. Hat der Junge gar die Abiturientenprüfung, sei es auch mit Hängen und Würgen, bestanden, so kennt der elterliche Stolz keine Grenzen mehr, seine Phantasie schwelgt bereits in dem Vorgefühle des Triumphes, daß die Töchter des Landes sich um den zukünftigen Herrn Doktor oder Amtsrichter wetteifernd bemühen werden. Wie anders aber läßt sich das Ding an, wenn der angehende Jünger der Wissenschaft erkennt, daß er eine unüberwindliche Scheu vor den Nährstätten der Musen empfindet und sich aus desperater Laune dem großen Gotte Gambrinus verschreibt! Welch' eine Summe trefflich zu verwendender Menschenkraft geht auf diese Weise alljährlich an dem verhängnisvollen Wahne der Bildungsüberschätzung und der falschen Vorstellung von dem Begriff der Bildung zu Grunde!

Was ist Bildung? Jeder denkt sich darunter dasjenige, was ihm gerade paßt. Die Nätherin meint, es sei die Kunst, mit einigen litterarischen Brocken um sich zu werfen und Stellen aus Romanen und etlichen Gedichten zu rezitieren. Das Dienstmädchen glaubt gebildet zu sein, wenn es einen blumigen Liebesbrief an den Herzliebsten zu schreiben und die Zeitung zu lesen im stande ist. Der kleine Handwerker meint, sein Sohn sei ein Ausbund von Bildung, wenn er Latein, Griechisch, Französisch übersetzen und vollends, wenn er etliche Verse zu drechseln versteht. Die „höhere Tochter" betrachtet die Sicherheit in den konventionellen Umgangsformen, etwas Klavierklimpern, die Fähigkeit, mit französischen und englischen Redensarten umzugehen, über die landläufigen Dramen und Romane in den Gesellschaften und Theekränzchen zu schwatzen und die aus den Zeitungskritiken aufgelesenen technischen Terme über die beliebtesten Bilder der letzten Kunstausstellung wiederzukäuen, als den Inbegriff der Bildung. Dilettiert sie gar in der Malerei, singt sie Schubert'sche Lieder und weiß sie etwas von Darwin, von Zola und den Naturalisten, dann fühlt sie sich als die Crême der Gesellschaft, macht Ansprüche auf einen Professor oder Geheim-Rat (natürlich Regierungsrat) als zukünftigen Gatten und verachtet gründlich den plebegischen

Zug ihrer Freundin, die, aus dem heißen Brutofen einer Pension (first class) kommend, sich einen tüchtigen Mann der praktischen Arbeit von Kopf und Gemüt als das Ideal ihrer still-keuschen Mädchenträume vorstellt, weil sie endlich einer fühlenden Brust unter all' den Larven ihr volles Herz weihen möchte. Der Geheime Regierungsrat, der sein Lebtag nur mit Arbeiterstatistik, mit den Meliorationsproblemen der Tuchel'schen Heide, mit den Lasten der Schulgemeinden, und weiß Gott mit welch' andern prosaischen Dingen zu arbeiten gewohnt ist, seine Examina glänzend bestanden und die sicherste Anwartschaft auf den vortragenden Rat im Ministerium hat, ab und zu in die Konzerte der Singakademie geht, eine Première im Schauspielhause besucht, hin und wieder einen Roman von Spielhagen oder Lindau liest, über den er sich nachher wegen der dabei verlorenen Zeit gründlich ärgert, sonst aber ein Souper bei Dressel oder ein Rennen in Charlottenburg all' diesen „Faxen" bei weitem vorzieht — würde er nicht empört sein, wenn man ihm die Bildung abspräche? Jener reiche Fabrikant, der ein Palais im Westen mit allem Geschmack einer künstlerisch besaiteten Phantasie in vornehmer Behaglichkeit eingerichtet hat und es zum Sammelpunkte für alle fröhlichen Litteraten- und Künstlerseelen macht, sich für alle frisch aufstrebenden Geister interessiert, einen merkwürdig sicheren Instinkt für tüchtige Leistungen auf dem Felde der Kunst und der höheren Industrie und einen eigenartigen Geschmack für das Nichtalltägliche in der Litteratur bekundet, Scheffel als seinen Schutzpatron verehrt und manchem armen Teufel auf der Kunstakademie oder der Universität mit vornehmer Anonymität, aber stets geöffnetem Säckel den holprigen Weg zu den Sternen erklimmen hilft, selber freilich niemals über die Gewerbeschule hinauskam und sein bischen Latein längst verschwitzt hat, dafür aber in fremden Ländern sich den Wind hat gründlich um die Nase wehen lassen — soll er nicht auf den Ehrentitel eines wahrhaft gebildeten Mannes ein vollbegründetes Anrecht haben?

Was ist also Bildung? so fragen wir abermals angesichts solcher scheinbar parodoxen Beispiele. Zunächst muß die Antwort negativ gegeben werden. Bildung ist *nicht* Wissen und nicht alles Wissen ist auch schon Bildung. Es ist eine von den konventionellen Lügen der Gesellschaft, daß man beide Begriffe meistens, und zwar auch im Verkehr der besser gestellten Klassen, mit einander identifiziert, sie gedankenlos durcheinander wirft. Es giebt ungebildete Gelehrte, höhere Beamte, Künstler und Geheime Kommerzienräte in Menge. Wie mancher Fürst, der gerne den Mäcen spielt und sich auf seine Bildung etwas zu gute thut, geriete wohl bei der Frage in tödlichste Verlegenheit, in welchem Zeitalter die Hamlettragödie spielt, oder warum Emilia von der Hand ihres Vaters Odoardo den tödlichen Stich verlangt und tragisch enden *muß*. Wie mancher Nabob, der sich zu der Elite der Gesellschaft zählt und gewohnt ist, überall mit seiner Weisheit und Bildung zu prunken, würde in seiner ganzen Armseligkeit entlarvt, wenn er über die Werke eines Rubens, Dürer, Tizian Auskunft geben, den Erfinder der Dampfmaschine nennen oder die Prinzipien der Sozialdemokratie, die er mit allem Eifer bekämpft, auseinandersetzen sollte!

Eine gewisse Summe von allgemeinen Kenntnissen gehört ohne Frage zu den Erfordernissen der Bildung. Aber den tieferen Gehalt des Begriffs erschöpft dieses Requisit nicht. Man muß sich vor allen Dingen darüber klar werden, daß die Bildung sich in zwei verschiedenen Richtungen äußert: nämlich als Bildung des Herzens und des Kopfes.

Nur dort ist wahre Bildung vorhanden, wo beide Arten einander das Gleichgewicht halten und keine die andere einengt.

Die Bildung des Verstandes giebt sich im praktischen Leben als Lebensart und Lebenskunst. Sie bedarf einmal des Wissens und andererseits der Fähigkeit, aus der Summe der gewonnenen Erfahrungen und der Menschenbeobachtung die in jedem gegebenen Falle passende Nutzanwendung zu ziehen, um danach das Handeln einzurichten. In höherem Sinne wird man diese Seite der Bildung als die Fähigkeit erklären, alles dasjenige, was das Kulturleben der Nation bewegt und fördert, mit Verständnis in sich aufzunehmen und sich dafür zu interessieren. Einseitige Berufsmenschen werden daher niemals auf die Ehre Anspruch erheben dürfen, zu den wahrhaft Gebildeten zu zählen, weil sie an dem Leben ihres Volkes nur in dem engen Kreise ihrer eigenen Wirksamkeit teilnehmen. Auf sie findet recht eigentlich der mephistophelische Satz Anwendung: „Ein Kerl, der spekuliert, ist wie ein Tier auf dürrer Heide, und ringsum schöne, grüne Weide." Sie gleichen den Katzen, die sich in den Schwanz beißen und sich um sich selber drehen. Nach unserem modernen Sprachgebrauch hält man diejenigen Leute für gebildet, welche alles wissen oder wenigstens den Schein solchen Wissens in geschickter Weise zu wahren verstehen, und über alles mitreden können, eine Auffassung, die hauptsächlich daran schuld ist, daß zu keiner Zeit so sehr wie gegenwärtig über das Grassieren der Halbbildung geklagt worden ist. Die Sucht, die Fachwissenschaften zu populärisieren, um sie auch dem Laien zugänglich zu machen, gemeinverständliche Katechismen und Leitfäden über alle möglichen Wissensgebiete zu verfassen, durch öffentliche Vorträge eine bequeme Gelegenheit zur müheloſen Aneignung der Quintessenz einer wissenschaftlichen Materie zn gewähren, welche beim ersten Eindringen zeitraubende und oft auch von umfänglichen Vorkenntnissen bedingte Studien erfordert, entspricht diesem Hange, mit aufgelesenem Wissen zu paradieren. Leider hat er sich auch die periodische Presse in einer Weise dienstbar gemacht, daß heutzutage ein Redakteur, wenn er seinem Amte in jeder Hinsicht gewachsen sein will, eine Art von Polyhistor sein muß oder aber genötigt ist, eine Menge von sachverständigen Vertrauensmännern zu Hilfe zu nehmen. Da nur die wenigsten Zeitungen so universell und dabei auch gründlich unterrichtete Redakteure anstellen können, für die Heranziehung von Fachmächern meist nicht die Mittel, in vielen Fällen nicht einmal der moralische Ernst in der Auffassung der Pflicht vorhanden sind, so kommt es, daß die Männer der Wissenschaft so gerne mit souveräner Verachtung auf alle wissenschaftlich-populären Veröffentlichungen in den Zeitungen herabblicken. Aber das Publikum in seinem unbezwinglichen Bildungsdrange fordert nun einmal

von seiner Zeitung das tägliche Futter für seinen Bildungshunger und knechtet dadurch die Redaktionen.

Die andere Seite der Bildung, die Entwickelung des Seelischen in der Menschennatur, ist weit wichtiger als die Aufspeicherung von Fertigkeiten und Kenntnissen, weil von ihr die Glückseligkeit des Menschen abhängt und sie eine Stütze im Unglück gewährt. Personen von Herzens- und Gemütsbildung sind von jener edlen Menschlichkeit verklärt, deren erstes Gebot ist: Liebe deinen Nächsten. „Blüte edelsten Gemüts ist die Rücksicht", darum werden die solchergestalt gebildeten Personen niemals absichtlich und selten unabsichtlich verletzen, weil ihr feiner Takt ihnen stets die sicherste Richtschnur ihres Handelns liefert. Takt ist aber nichts Anderes als der lebendige Pulsschlag eines feinen Empfindens, welches dem Handeln jeder Zeit das richtige Maß vorschreibt. Nichts ist für den Gebildeten unerträglicher, als mit Personen in Berührung zu kommen, die taktlos sind. Man muß gewärtigen, daß sie jeden Augenblick die zartesten Saiten des Gefühls in roher Unwissenheit verletzen und etwas thun, was den andern unangenehm berührt. Bald erinnern sie ihren Partner an die fatalsten Vorgänge in seinem Leben, bald fragen sie nach Dingen, über die man wohlwollend hinwegsieht, bald muten sie ihm Dinge zu, die peinlich oder überhaupt nicht zulässig sind, und fühlen sich beleidigt bei Ablehnung. Die größten Taktlosigkeiten begehen die Geldprotzen und Emporkömmlinge, die für die Gesellschaftskreise und Verhältnisse, in welche ihnen ihr neuer Reichtum Eingang verschafft, nicht erzogen sind und daher nicht wissen, was sie ihnen schulden. Unzählig sind die Anekdoten von großspurigen Geldsäcken, die ihre Salons mit Künstlern und wissenschaftlichen Sternen zu tapezieren lieben und in ihrer Empfindungsroheit solche Gäste durch eine Behandlung empören, welche ihnen zeigt, daß man sie nur zur Unterhaltung der anderen eingeladen hat. Leider besitzen die wenigsten der also Mißhandelten die Charakterstärke, oder nennen wir es meinethalben auch „die edle Dreistigkeit", darauf die köstliche Grobheit zu setzen, wie jener Sänger, der, als er während der Tafel ersucht wurde, etwas vorzutragen, die Serviette weglegte und, sich ganz bestürzt stellend, dem biedern Hausherrn erwiderte: „Mein Gott, habe ich wirklich schon so viel gegessen?" oder wie jener Geiger, der als er erschien, sofort von der Hausfrau gefragt wurde: „Haben Sie auch Ihre Geige mitgebracht?" — „Nein, gnädige Frau," antwortete er im Tone höchster Artigkeit, „aber ich eile, sie zur Stelle zu schaffen." Sprach's und entfernte sich. Nach einer halben Stunde erschien ein Diener mit dem kostbaren Instrument und überbrachte ein zartes Blatt, worin zu lesen stand: „Da Sie augenscheinlich mehr Wert auf meine Geige als auf meine Person legen, so erlaube ich mir, Ihnen jene an Stelle der letzteren zu senden!"

Daß die Herzensroheiten und Taktlosigkeiten gerade bei den Anbetern des goldenen Kalbes am häufigsten vorkommen, erklärt sich nicht bloß aus Bildungsmangel und der Gewohnheit, den Wert der Person und des Lebens lediglich nach dem Geldsack zu bemessen, sondern auch aus der Menschenverachtung, zu der solche Leute durch die kriechende Erbärmlichkeit feiler Menschennaturen erzogen werden.

Was läßt sich die Mehrzahl nicht alles von ihnen bieten, und wie drängt sie sich ihnen auf; wie bettelt und lungert sie vor ihren Thüren, und wie bereitwillig verkauft sie ihr Seelenheil diesen Baalspriestern. Wenn ihre Briefkassetten reden könnten! Wer der Vertraute eines solchen Geldkönigs war, dem wird ein Grauen und ein Abscheu vor der Verworfenheit und Scheinheiligkeit so vieler äußerlich wohlanständiger Elemente aufsteigen, die sich auch zu den Gebildeten rechnen. Wahre Bildung geht mit der Gesittung Hand in Hand; sie ist das Produkt einer harmonischen Erziehung, setzt aber freilich einen bildungsfähigen Charakter voraus. Denn noch niemals hat die Erziehung das Kunststück fertig gebracht, aus Häckerling Gold zu machen. Takt kann zwar entwickelt und verfeinert werden, aber er ist ebenso sehr von einer natürlichen Anlage abhängig wie alle anderen seelischen und geistigen Eigenschaften der Menschennatur. Taktlose Menschen werden geboren, aber allerdings kann eine gute Drillung viel dazu thun, diesen Fehler der Einsicht und dem bessern Willen unterzuordnen und ihn dadurch bis zu einem gewissen Grade abzuschleifen. Gleichwohl wird sie nur abschwächend, nie vollständig beseitigend wirken, denn organische Fehler lassen sich eben nicht ausrotten, und es gilt von ihnen das alte Wort: naturam furca expellas, tamen usque recurret, oder um ein deutsches Sprüchwort dafür herzusetzen: „Der Wolf läßt zwar von seinen Haaren, aber nicht vom Fell." Herzensbildung ist zweifellos seltener anzutreffen als Verstandes- und Wissensbildung. Sie gedeiht vor allen Dingen nicht in den großen Städten, wo die Leidenschaften durch steten Kampf ums Dasein weit stärker angespannt und durch Versuchungen aller Art heraus gelockt werden, der Egoismus das Lebensprinzip bildet und die Erfahrungen des Lebens das feinere Gemüts- und Seelenleben abstumpfen und der Mensch gar zu leicht zum weltverachtenden Pessimisten wird. Selbstverständlich begehe ich nicht die Thorheit zu behaupten, daß sie überhaupt nicht in den großen Städten anzutreffen sei, wohl aber möchte ich die Meinung verfechten, daß sie in den großen Salons der Vornehmen, der Hochgestellten und Reichen am allerseltensten ihre Freistatt habe. Dort regiert ja die Etikette, der Zwang des Formen- und Scheinwesens. Der Wettkampf der Eitelkeit und Prunksucht bildet das belebende Prinzip, und es gilt von ihren Insassen das Goethe'sche Wort:

„Aus einer großen Gesellschaft heraus
Ging einst ein stiller Gelehrter zu Haus,
Man fragte: wie seid Ihr zufrieden gewesen?
Wären's Bücher, sagt er, ich würd' sie nicht lesen."

Man klagt stets über die Ungemütlichkeit und Frostigkeit solcher Sammelplätze des geselligen Verkehrs. Wo das Gemüt und die Wärme der Empfindung fremde Elemente sind — wie soll da die behagliche Temperatur herzlichen und innigen Geistes- und Seelenaustausches entstehen? Die unselige Sucht, durch strenge Nachahmung der höfischen Sitte und Verkehrsformen „feinen Ton" zu beweisen, die heillose Pedanterie steifleinener Formen, an welcher die deutsche Geselligkeit zu Eis erstarrt, das Vornehmthun und Sichblähen mit eingebildeter Würde, das Affektieren blasierter Gleichgiltigkeit — alle diese Untugenden unserer „Gesellschaft"

verscheuchen jede seelische Mitteilsamkeit und machen die Zusammenkünfte der „Gebildeten" zu einer ethischen Wüstenei, die jeder ernster angelegte und nach solidem Lebensgenuß trachtende Geist wie ein — Choleragebiet meidet.

Da lobe ich mir einen Kreis, wie ihn der kürzlich verstorbene Maximilian von Bayern um sich sammelte. Das war eine Tafelrunde, bei der Herz und Geist den Vorsitz führten und die edle Geselligkeit kluger und liebenswürdiger Menschen sich zu schönster Blüte entfaltete. Der verstorbene Herzog war einer von den wenigen Großen dieser Erde, die den Zweck des Lebens richtig erfaßt haben und dabei auch ebenso viel Unabhängigkeitssinn wie Geschmack besitzen, um ihn ohne Rücksicht auf die beengenden Schranken der höfischen Tradition als feine Lebenskünstler zu erfüllen. Wie viele Vornehme und Reiche könnten von ihm lernen, was gebildet leben heißt, wenn sie nur ebensoviel Geschmack als Reichtum besäßen! Gesegnet sei das Andenken eines solchen Weisen im Purpurmantel!

Geschmack! Ja, da liegt es. Das ist es, was neben dem Gemüte und dem Wissen das feinste Parfüm der Bildung ausmacht. Der Sinn für das Schöne im Gebiete der Kunst und Litteratur wie auch im praktischen Leben, durch den dieser erst geadelt und auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht wird, ist es, was den Menschen dem Göttlichen näher bringt und seine irdische Lebensbahn mit Blumen bestreut, die Ideale in seiner Seele lebendig erhält und ihn tröstet, wenn ihn Schicksalsschläge treffen oder niederdrückende Erfahrungen seinen Lebensmut beugen. Geschmack verrät immer eine gewisse künstlerische Neigung, wobei es durchaus nicht nötig ist, daß er selbstschöpferisch auftritt. Schon die bloße Empfänglichkeit für das Schöne in der Kunst zeigt eine gewisse Wahlverwandschaft zu ihr, und gleiches gilt auch in Bezug auf die Werke der schönen Litteratur. Leider ist die Zahl der Auserwählten im Vergleiche zu der jener, die sich berufen glauben, auch auf diesem Gebiete außerordentlich gering. Ebensowenig wie eine andere geistige Bevorzugung kann auch der Geschmack, wo er absolut fehlt, durch Erziehung und bildenden Einfluß erzeugt werden. Aber zum Glücke fehlt er nur wenigen gänzlich, während er allerdings bei den meisten leider ihr ganzes Leben lang ungeweckt und darum unthätig bleibt. Weit mehr als auf anderen Feldern läßt sich gerade bei ihm durch eine frühzeitige und von den erforderlichen Hilfsmitteln der Anschauung unterstützte Heranbildung erreichen. Denn ebenso wie nur wenige Menschen mit gänzlicher Farbenblindheit auf die Welt kommen, ist die Zahl derer, in denen nichts von dem göttlichen Funken lebt, doch nur klein.

Wer durch gänzliche Gleichgiltigkeit oder gar Abneigung gegen Kunst und Litteratur trotz einer gewissen formalen Bildung, wie sie die mittleren Schulen erzielen, die Abwesenheit jeglicher idealer Neigung und damit im wahren Sinne seine Gottverlassenheit beweist, den wird man billig einen Bildungskrüppel heißen dürfen, dessen Tempel die Kneipe und dessen Altar der Stammtisch vorstellt. Leider stellt das Leben an den Einzelnen heute so bedeutende Anforderungen in Hinsicht seiner Berufsvorbildung und seiner praktischen Fertigkeiten, daß es nur den wenigsten vergönnt ist, dasjenige, was an idealem Bedürfnis in ihnen

lebt, zu befriedigen und den göttlichen Funken zu heller Flamme anzublasen. Wer darf sich denn — zumal in den großen Städten, heutzutage den Luxus des Besuches einer Bildergallerie, eines Kunstmuseums und ähnlicher Nährstätten des Idealismus erlauben? Darf das Arbeitstier doch oft kaum vor Einbruch des Abends seine gefängnisartige dumpfe Arbeitsstube verlassen, und dann treten an dasselbe die näheren physischen Bedürfnisse und der Drang ins Freie heran. Wer gewinnt noch Zeit, um den neuesten Roman zu lesen oder gar durch eine der vielen Wochen- und Monatsrevuen sich über den Fortgang des Kulturlebens hinreichend zu unterrichten? „Entbehren sollst, sollst entbehren!" Dieser faustische Fluch lastet auch auf unserem Zeitalter, und jedem gebildeten Manne, der im Drange des täglichen Schaffens sein Leben dahinschleppt, frißt der Kummer darüber, nicht nach Wunsch den heißen Hunger seiner Seele nach dem Schönen stillen zu können, obschon rings tausend Freuden winken, wie ein Geier am Herzen. Das ist die eigentliche Erbsünde, die sich von Generation zu Generation fortpflanzt und schließlich ein unmögliches Geschlecht der Welt übrig lassen wird.

Der Materialismus, der durch unsere gesteigerte Kultur bedingt ist und den wütenden Kampf des Einzelnen um die Lebensbedürfnisse entfesselt, läßt den edleren Freuden der Bildung kaum noch den winzigsten Spielraum, und wenn es so fortgeht, muß die Welt in die lange Nacht der Idealosigkeit versinken und den Genuß des Schönen den wenig Glücklichen überlassen, die — ihn meist nicht zu würdigen wissen, weil sie, an dem Zeitübel der Übersättigung krankend, alle Genußfähigkeit eingebüßt haben.

Kein moderner Philosoph hat treffender und schneidender diese Modekrankheit geschildert als der ausgezeichnete Denker Paulsen in seiner „Ethik," die als ein Evangelium praktischer Weltanschauung allen Freunden der angewandten Lebensweisheit empfohlen werden mag. Nachdem er die Überschätzung der Bildung seitens der modernen Gesellschaft als eines von den Zeitgebrechen geschildert und daraus die unsinnige Leidenschaft, die Jugend mit allem möglichen Bildungswuste plan- und ziellos vollzustopfen, abgeleitet hat, weist er nach, wie diese Überfütterung mit Bildungsstoff das Gegenteil von der erstrebten Wirkung erziele, indem sie nicht Klugheit, sondern Dummheit erzeuge. „Dummheit fit, non nascitur" sagt er unter Berufung auf eine Bemerkung des Engländers Huxley, der sich also ausläßt. „Sie entsteht in neun unter zehn Fällen durch eine lange fortgesetzte Unterdrückung der natürlichen intellektuellen Gelüste von Seiten der Eltern und Lehrer, welche Unterdrückung von dem fortdauerndern Versuch begleitet wird, künstliche Gelüste nach Speisen zu erzeugen, die nicht allein ohne Geschmack, sondern auch der Hauptsache nach unverdaulich sind." Außer der Dummheit, die so gelernt wird, fährt Paulsen fort, wird noch ein weiteres gelernt, das ist der Hochmut. Der Verkümmerung des Kopfes durch Überbildung entspricht eine Verkümmerung des Herzens. „Wissen bläht auf," sagt der Apostel; es gilt vor allem von dem Wissen, das seinem Inhaber nicht zum wirklichen Gebrauch dient. Zur Aufzeigung werden überhaupt nicht brauchbare, sondern nutzlose Dinge gebraucht. Das Nützliche kommt in seinem wirklichen Gebrauch zur Ruhe; dagegen

drängt überflüssiger Prunk überall zur Aufzeigung. So geht es auch mit dem nutzlosen Wissen: es drängt den Inhaber, damit Staat zu machen, um doch etwas von dem Besitze zu haben. Der gebildeten höheren Tochter oder deren Gouvernante läßt es nicht Ruhe: sie muß mit ihrem Französisch ans Licht, damit die Leute es sehen und ihre Bildung preisen; der Untersekundaner, der seufzend und fluchend so lange über seinen lateinischen Exerzitien gesessen hat, bis er den Einjährigenschein endlich davonträgt, wird nun nicht selten lebenslänglich vom Lateinhochmut geplagt." Dann zu dem Jagen und Rennen nach Bildung übergehend, schildert er die Bemühungen der Eltern, ihren Kindern diesen die Lebensbahn ihnen ebnenden Talisman zu verschaffen: mit der Bildung können sie alles werden, ohne sie sind sie nichts. „Die Nachfrage nach Bildung ruft das Angebot von Bildungsmitteln und Bildungsanstalten hervor, dessen rapides Wachstum für unsere Zeit so charakteristisch ist. Illustrierte und nicht illustrierte Lehrbücher der Bildung, der naturwissenschaftlichen und der historischen, große und kleine Bildungswörterbücher oder Konversationslexika, Institute aller Art zur Bildung höherer Töchter und Söhne, Mittelschulen und Gymnasien, humanistische und realistische, alle diese Unternehmungen haben seit einem halben Jahrhundert in immer rascherem Fortschritte sich vermehrt und dennoch der steigenden Nachfrage nicht zu genügen vermocht: sind doch die Anstalten, in denen Bildung — männliche und weibliche — fabriziert wird, vielfach so überfüllt, daß schon Jahre lang vorher ein Platz besetzt wird. Kein Wnnder denn freilich auch, daß in diesem Rennen und Jagen nicht wenige zu einer Bildung gelangen, die, sei es für ihre persönlichen, sei es für ihre gesellschaftlichen Verhältnisse, nicht paßt und sie unglücklich macht, das gebildete Frauenzimmer ist ja längst das Hauskreuz des XIX. Jahrhunderts. Neuerdings kommt dazu der gymnasiastisch und akademisch gebildete Mann, der sein Brot nicht verdienen kann, eben wegen der Bildung. Über ihrer Erwerbung hat er die Erlernung einer nährenden Kunst versäumt, und wenn er noch Kraft und Lust hätte, das Versäumte nachzuholen, so ließe es die Bildung nicht zu, denn der Gebrauch der Hände zur Arbeit hätte den Verlust der Bildungsehre zur Folge."

Paulsen geht dann auf den Ursprung der Bezeichnung zurück und erwähnt, daß dieselbe aus der klassischen Zeit gegen Ende des vorigen Jahrhunderts herstamme, in den neuhumanistischen Kreisen, die sich um Herder und Goethe sammelten, sei das Wort aufgetaucht. Aber die Bezeichnung lautete vollständig: „Bildung zur Humanität," einer Humanität, die auf antiken Begriffen von Tugend und Gesittung beruhte und überhaupt das Hellenentum zum Vorbilde nahm. Heute habe der Begriff eine erhebliche Umgestaltung erfahren. „Wie sehr ist das Wort seit seinen Anfängen herabgekommen". Jetzt bedeute es die Fähigkeit, über alle Dinge, von denen in der Gesellschaft die Rede sei, mitzureden; von Goethe und Schiller, von Rafael und Michel Angelo, von Plato und Kant. Ob er (nämlich der „Gebildete") mit ihnen empfunden und gedacht, ob er von ihrem Geiste einen Hauch gespürt, darauf kommt es nicht an, wenn er nur von ihnen mitreden kann . . . „Und noch ein anderes Mittel giebt es, woran man,

wenigstens in deutscher Rede, erkennen kann, ob jemand Bildung hat: daran nämlich, ob er mit Fremdwörtern umzugehen weiß. Fremdwörter sind Lehnwörter aus fremden Sprachen, durch deren Gebrauch man zu verstehen giebt, daß man nicht zu dem großen Haufen gehöre, der nur die Vulgärsprache kennt, sondern zu jenen Bevorzugten, die auch lateinisch oder französisch reden könnten, wenn sie wollten." Hierauf kommt er auf die Halbbildung und macht in betreff ihrer die äußerst treffende Bemerkung, daß sie gerade das bedeute, was man im gewöhnlichen Sprachgebrauch mit Bildung bezeichne. „Halbbildung ist der Besitz von allerlei Kenntnissen, die nicht innerlich angeeignet und in lebendige Kraft umgewandelt sind." Sie könne ebensogut in Volksschulen wie auf den Universitäten, Gymnasien und höheren Töchterschulen erworben werden, und es könne umgekehrt eine volle und ganze Bildung auch bei einem einfachen Manne vorhanden sein, der nie über die Dorfschule hinauskam. — Paulsen bemerkt in der Begründung dieser seiner Ansicht folgendes: „Hat er ein aus sich selbst entwickeltes Innenleben, hat er, was immer durch Schule und Leben ihm an Erfahrung zugeführt worden ist, innerlich verarbeitet und gleichsam in organische Substanz und lebendige Kraft verwandelt, so ist er ein wohl- und rechtschaffen gebildeter Mann. Nicht die Masse des Stoffes, sondern die innere Form macht die Bildung aus.

Daß unsere heutige Erziehungs- und Unterrichtsweise nicht das leistet, was sie sollte, beweist der leider nicht hinwegzuleugnende Umstand, daß die Bildung in diesem weiten Sinne trotz der Menge des Wissens und der Kenntnisse, die aufgespeichert werden müssen, immer noch zu den ausnahmsweise anzutreffenden Vorzügen gehört. Was nützt alle Erziehung, aller Drill und alle Abrichtung zu allerhand gesellschaftlichen Künsten und Tugenden, wenn die eine, die wahre und edlere Gesittung, nicht damit verbunden ist? Der wahrhaft Gebildete läßt es an ihr auch dann nicht ermangeln, wenn kein Nebeninteresse ihn zur Bethätigung bestimmt. In der Gesellschaft, im Kreise der Bekannten, am Stammtische oder unter Kollegen seine Bildungsstufe zu beweisen, gilt jedem als eine Pflicht, die ihm sein Egoismus diktiert. Denn jeder will unter seinen Bekannten sich von der besten Seite zeigen und nimmt sich daher zusammen. Ob er aber wirklich innerlich verarbeitete und, wie Paulsen es nennt, Form gewordene Bildung habe, das zeigt sich ganz deutlich doch nur dann und an jenen Orten, wo der Gesellschaftsmensch sich als inkognito reisendes Individuum giebt, auf den Eisenbahnen, den Pferdebahnen, den Dampfschiffen, an den Gasttafeln, in den Konzerten, in Restaurants und Vergnügungslokalen — kurz überall, wo das Menschenrecht der Gleichheit und Brüderlichkeit herrscht. Nirgends besser als in den großen Städten kann man diese Probe auf das Bildungsexempel machen. Man wird aber oft über das heillose Minus erschrecken und an die Wahrheit des Wortes von dem Pöbel in Glacehandschuhen und Seidenhüten gemahnt, den man kurzweg Bildungspöbel nennt; zumal in den Theatern und Konzerten. Die größten Unarten, die man sich im Salon niemals erlauben würde, gelten hier für gestattet. Laute Unterhaltungen, die den Nachbar stören, fortwährendes Husten, Räuspern, Schnaufen

und Fauchen; abscheulicher Naphtalinduft, ein widerwärtiges Parfüm (z. B. Moschus), ein übermäßiges Breitmachen der werten Person auf dem knapp zugeteilten Raume, Mitsingen, Taktschlagen mit dem Stiefel-Absatz, freches Anglotzen, demonstrative Bemerkungen (mit Selbstbewußtsein zum Nachbar gesprochen, damit die Umsitzenden sie nur ja hören und sich imponieren lassen), worin mit wegwerfender Anmaßung über das Gebotene abgesprochen wird, rücksichtslosestes Paffen mit einer fürchterlichen Zigarre, welche den Nebenmann beständig zum Wolkensammler macht, lärmendes Zuspätkommen oder verfrühtes Weggehen — wie oft haben solche Ungezogenheiten gerade unserer bevorzugten sogenannten gebildeten Gesellschaft nicht schon manchem ehrlichen Manne, der in seiner stillen Bescheidenheit froh war, unbeachtet und unbehelligt sich seiner selbstvergessenen Andacht hinzugeben, die Geduld geraubt und die Zornesröte auf die Wangen getrieben! Fällt dann von den Lippen des also Gereizten eine sarkastische Randbemerkung — flugs ist der Krakehl da, und der Herausfordernde, statt sich zu entschuldigen, setzt seiner Bildung durch eine unverschämte Gegenbemerkung die Krone auf. Die „Randalierfüchse", die Schmerzenskinder der bemoosten Häupter, sind im Leben weit zahlreicher vertreten, als wir es in unserem Bildungsdünkel uns eingestehen wollen. Und zwar sind es meistens Leute, die durch ihre an unrechter Stelle bewiesene Schneidigkeit mindestens die Anwartschaft auf einen Geheimen Regierungsrat zu besitzen meinen.

Wozu taugt demnach eine Bildung, die nicht einmal bei solchen alltäglichen Anlässen die Probe besteht? Mancher erteilt ihr wohl mit einer göttlichen, urteutonischen Grobheit die verdiente Lektion — aber die Zahl solcher starken Charaktere ist doch nur sehr gering, zumal auch häufig die Anwesenheit von Damen Selbstverleugnung verlangt; wie denn überhaupt Leute von der rechten Art männlich-thatkräftigen Selbstgefühls und dem entsprechenden Mut rücksichtslosen Entgegentretens zu den Ausnahmen zählen. Unsere moderne Bildung hat zwar nivellierend, aber nicht innerlich stärkend und veredelnd gewirkt: sie ist in die Breite, aber nicht in die Tiefe gegangen!

Freilich ist daran in weit höherem Grade die Erziehung schuld.

Wenn nach der Theorie der Sozialphilosophen die Ehe den Zweck der Nachkommenschaft hat, um der Gesellschaft den notwendigen Rekrutierungsstamm zu liefern, so müßte von Rechtswegen jeder Ehestandskandidat und jedes heiratslustige Mädchen vor der Eheschließung ein Examen in den Elementen der Pädagogik bestehen; denn kann dem Staate und der Gesellschaft damit gedient sein, daß später moralische Krüppel in ihre Gemeinschaft eintreten? Würde nicht die Verbrechensstatistik weit weniger erschreckende Ausblicke bieten, wenn namentlich die unteren Schichten es verständen, ihre Kinder zu erziehen? Aber auch in den oberen ist es hierum recht erbärmlich bestellt. Wer viel auf Reisen ist und mit den sogenannten feinen Leuten zusammenzukommen Gelegenheit hat, der entsetzt sich wohl über die gänzliche Unfähigkeit so vieler Mütter, ihre Rangen im Zimmer zu halten, und über die Schwäche demütiger Pantoffelhelden, die es vor lauter Respekt gegen die Gemahlin uud ihre unberechtigte Empfindlichkeit unterlassen,

im rechten Moment ein „schlagendes“ Exempel hinzustellen und dem Bürschchen die Höschen straff zu ziehen. Neben mir sitzt solch ein niedliches Früchtchen moderner Erziehungsduselei an der Wirtstafel und darf sich, trotz seiner acht Jahre, schon selbst bedienen. Die Mutter betrachtet mit Stolz den kühnen Wagemut des Herzensbübchens, das sich die besten Stücke aussucht, die Spargelköpfchen absticht und von dem Nachtisch eine unglaubliche Portion aufhäuft, dazwischen einen Saucelöffel auf meinen Rock fallen läßt und der gegenübersitzenden Dame eine Kartoffel, die sich bei dem Drucke der Gabel nicht fügen will, in das Gesicht schnellt. Natürlich tausendfache Entschuldigung: „Nein, der Junge ist auch zu täppisch.“ „Ich habe es ja immer gesagt,“ brummt der Alte schüchtern in den Bart, „er soll oben mit dem Fräulein essen.“ — „Ja wohl, lieber Mann, du hast ganz Recht,“ versetzt die Gestrenge mit Betonung, „aber du weißt ja, das Kind ist so an uns gewöhnt, daß ihm dort kein Bissen mundet und er mir völlig von Kräften kommt.“ Das heißt, daß der Bengel nicht essen will, was die Bonne ihm dort vorlegt, weil er eigensinnig genug ist, sich selbst versorgen zu wollen, und immer nur die leckersten Bissen sich aussucht. So wird ihm der Willen gelassen, obschon er durch sein vorlautes und dreistes Wesen die ganze Umgebung belästigt und nervöse Leute in gelinde Verzweiflung bringt. Die einzige, die mit völligem Gleichmut die Belästigung der anderen bemerkt, ist die vornehme Frau Mutter, die im Stillen über den „schneidigen und aufgeweckten“ Jungen die ganze Wonne thörichter Eitelkeit durchlebt. Arme, unglückliche und verkaufte Sklavin, die du unter dem euphemistischen Titel einer bonne supérieure hinterher diese Sünden der Erziehung zu büßen hast! Wie bist du zu bemitleiden!

Über Erziehung redet mit ebenso starkem Selbstgefühl heute jedermann mit wie über Theater, Musik und Malerei. Jeder ist ebenso ein geborener Pädagoge wie ein Kunstkenner, am meisten natürlich die Mütter. Die wenigsten aber verdienen einen anderen Namen als den einer Drillmeisterin. „Es schickt sich nicht“ — mit dieser Formel werden alle pädagogischen Probleme gelöst. Das nennt man eben das Drillsystem. Es schickt sich nicht, mit den Füßen zu schlenkern, mit der Zunge zu schnalzen, mit dem Messer zu essen, sich sofort auf einen Stuhl zu werfen u. s. w. Ob das liebe Kind gehorcht, aufs Wort gehorcht und mit Liebe gehorcht, ob es ohne Murren Entsagung übt, wenn ihm etwas nicht gewährt wird, es still und bescheiden zurücktritt, wenn Erwachsene kommen — danach wird meist nicht gefragt. Die ganze Erziehung richtet sich auf den äußern Schein, auf das Herkömmliche. Wenn das liebe Herz einem Maikäfer die Beine ausreißt, oder eine Katze in den Schwanz kneift, oder einen Mann im schlechten Rock mit Verachtung kränkt, oder frech gegen das Hausgesinde ist — so sind das Unarten, die man seinem Unverstande zu gute halten muß. Später, wenn er vernünftig ist, wird sich das schon legen, meint die Mutter.

Aber es legt sich nicht. Und so entwickeln sich denn die üblen Keime zu üppig ins Kraut schießenden Pflänzlein, und die Schule hat später ihre liebe Not mit dem Bengel, der nicht gut thun will. Dann kommt die Militärzeit. Da heißt es stramm stehen, gehorchen, gehorchen und wiederum gehorchen. Aber wem

der Gehorsam nicht als Pflichtbewußtsein in Fleisch und Blut übergegangen ist, der knirscht mit ohnmächtiger Wut gegen den ehernen Zwang und verstockt sich innerlich noch mehr. „Wenn ich erst los bin — dann räche ich mich dafür an andern; die müssen mir gehorchen!" Gewiß bessert der Militärdienst manche Fehler der Erziehung nach, aber nur bei denen, die sich fügen mögen. Harte Charaktere mit schiefer Willensrichtung und verkrüppeltem Sittlichkeitsbewußtsein werden nur um so spröder. Denn wenn der Wille nicht in der Jugend in die rechten Bahnen geleitet wird, so ist er später unbeugsam. Auf den Willen kommt aber bei der Erziehung alles an. Das andere erreicht die Drillung, der Wille muß erzogen werden.

Es ist die schlimmste Sünde der modernen Erziehung, daß sie gegen diesen Grund- und Fundamentalsatz jeglicher Pädagogik fehlt, denn vom Willen hängt die Charakterbildung, hängt die ganze moralische Individualität des Menschen ab. Ohne Wollen giebt es kein Handeln. Nach den Handlungen aber bemißt man den Charakter. Denn was ist Charakter anders als ein Handeln nach festen Grundsätzen, das sich regelmäßig in der gleichen Weise vollzieht, so oft die Vorbedingungen und Umstände die nämlichen sind? Ein Mensch von Charakter wirft jedesmal den die Treppe hinunter, der ihm unter Verheißung von Gewinn, sei er nun groß oder klein, eine unehrenhafte Handlung ansinnt; ein Mensch von Charakter duldet keine Erniedrigung seines Ehrgefühls, und käme sie selbst von dem Mächtigsten; ein Mensch von Charakter kehrt sich, wo die Pflicht ihn ruft, nicht an die etwaigen Nachteile, die ihm aus der Erfüllung derselben erwachsen können. Um so zu handeln, wie er handelt, bedarf er aber der aus dem Willen entspringenden Entschlossenheit und der entsprechenden sittlichen Erkenntnis, als der Voraussetzung seines Wollens. Daher wäre die Hauptaufgabe jeder Erziehung, diese Erkenntnis zu erwecken und den Willen zu üben, damit er sich ihr anpasse. Freilich kommt aber hierbei noch ein Faktor in Berechnung, und dies sind die ererbten Anlagen und Neigungen. — Die Menschennatur setzt sich aus gut und böse zusammen. Tugenden und Fehler liegen in ihr nebeneinander, anfangs noch unbewußt und gewissermaßen schlummernd. — So vererbt sich dies Gemisch von Generation auf Generation, von Familie auf Familie. Auf das hierbei waltende Gesetz braucht nur mit dem Namen Darwin hingewiesen zu werden. Die Anschauung Schopenhauer's, daß der Mensch nur zum Bösen neige, und daß es gute Anlagen in ihm nicht gebe, wird selbst nicht einmal von seinen Anhängern geteilt. Frauenstädt widerspricht ausdrücklich der Ansicht, die sein Meister in den „beiden Grundproblemen der Ethik" vertritt, daß die drei Grundtriebe des Menschen, die er auf die Welt bringe, Egoismus, Bosheit und Mitleid seien, und daß man zwar das Handeln durch Einwirkung und Erziehung umgestalten könne, aber nicht das Wollen. Im Gegensatz zu Schopenhauer nimmt er eine ideale Seite im Menschen, eine Veranlagung zur Tugend an, welche von der Erziehung befruchtet werden kann und soll. Freilich gesteht er ihr beim Kinde, das noch keine höheren Vernunftgründe fassen kann, doch nur die Wirkung zu, daß sie zu richtigem Handeln, nicht aber zu einer Änderung der Gesinnung führen könne.

Und darin wird man ihm beistimmen dürfen. Für das praktische Leben genügt aber jenes schon vollkommen, und die menschliche Gesellschaft würde sich in einem paradiesischen Zustande befinden, wenn bei allen die Erziehung wenigstens jenen Erfolg erzielte. Wer würde ein Interesse daran haben, danach zu forschen, ob die moralischen Handlungen eines Menschen aus wirklicher Moralität, d. h. aus dem Bedürfnis, sittlich zu handeln, oder aber aus der bloßen Erkenntnis der praktischen Notwendigkeit und Nützlichkeit der moralischen Gesetzmäßigkeit entspringen? Der Effekt der einen wie der anderen Art bliebe sich ja gleich. Die Streitfrage ist eine rein wissenschaftliche und kann uns daher hier unbekümmert lassen.

Der Wille zeigt sich schon im frühesten Kindesalter als ein regelloses Begehren und Thun. Kant nimmt (in seiner Anthropologie) an, daß er dann sich zu regen beginne, wenn das Kind das Bewußtsein seiner Existenz erlangt, also etwa im Anfange des zweiten Jahres. Ihn also in diesen Anfängen zu beachten und richtig zu gewöhnen, ist die erste und wichtigste Pflicht der Erziehung. Direktoren von Findelhäusern wissen Wunderdinge von den Wirkungen solcher durch keine mütterliche Schwäche oder Trotzigkeit beengten Methode zu berichten. Die unleidlichen Störungen während der Nacht, die schrecklichste Plage so vieler Familien, werden durch strenge und konsequente Zucht dort abgestellt. Das unnütze Tränken und Füttern in der Nacht, das willkürliche Schreien wird den Kleinen durch unnachgiebige Versagung ganz abgewöhnt — natürlich ist die Voraussetzung dabei normale Körperbeschaffenheit. Wer es über sich gewinnen kann, bei ungeberdigen Kleinen eine leichte, aber deutlich zur Empfindung gelangende Züchtigung mit einem zarten Reis zu applizieren, wird die Erfahrung machen, daß nach wiederholter Anwendung so manche Unart kleiner Kinder, die von schwachen Müttern als notwendiges Übel hingenommen wird, unterbleibt, vor allen Dingen das unmotivierte Schreien, womit sie oft die Eltern zur Verzweiflung bringen. Aber in wie wenigen Familien wird diese Methode nicht als eine himmelschreiende Barbarei betrachtet! Und doch giebt es in der Kindheit kein anderes Mittel, um den unvernünftigen Willen zu zähmen, als die physische Gewalt und die Furcht vor Übeln. Freilich ist ihre richtige Anwendung eine Sache scharfer Urteilsgabe und gereiften pädagogischen Verstandes, und die falsche Zucht ein Gift für den moralischen Menschen. Daher sollten alle diejenigen, welche Kinder zu erziehen gedenken, zuvörderst an sich prüfen, ob sie nicht zuvor erst selber noch eines Kursus in dieser Kunst bedürfen. Leider ist es ein allgemeiner Wahn, daß zum Erziehen nichts weiter gehöre als eine Rute oder ein Stückchen Zuckerbrot.

Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται: wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen, sagt Menander, und Goethe, der diesen Spruch seiner Selbstbiographie voransetzte, hat die Wahrheit dieser Lebensweisheit damit beglaubigt. — „Erziehen heißt aufwecken vom Schlaf, mit Schnee reiben, was uns erfroren ist, abkühlen, was brennt," sagt Hippel, und noch deutlicher spricht sich die Schrift in den Worten aus: „Wen der Herr liebt, den züchtigt er." — Brich den Kopf dir nicht zu sehr, brich den Willen, das ist mehr! mahnt uns das Dichterwort. Aber wer will denn

heute, in unserem human gesinnten Zeitalter, etwas davon wissen, daß der Wille gebändigt werden müsse? Im Gegenteil gilt es heute fast als Grundsatz, daß man ihn möglichst unbehindert sich selbst überlassen solle, und der Stock, der vor Zeiten in unseren höheren Schulen auf den Unterklassen ein unentbehrliches Erziehungsmittel war, mit dem die Schule die Unterlassungssünden der Familie nachbesserte, gilt heute als ein barbarisches und veraltetes Folterinstrument patriarchalischer Beschränktheit. Nach der Ansicht so vieler Eltern kommt es nur darauf an, daß der junge Weltbürger recht schneidig werde, ein Begriff, der mit der Unverschämtheit eine verzweifelte Familienähnlichkeit verrät. „Hast du Kinder, so zeuch' sie und beuge ihren Nacken von Jugend auf," lehrt der weise Salomo. Da die Menschen vor zweitausend Jahren an Charakter nicht anders waren als die gegenwärtigen, so bleibt das Wort auch heute noch ein goldenes. Es ist eine ebenso alte Wahrheit, daß, wer nicht gehorchen kann, auch nicht befehlen könne. Keine bessere Zucht des Willens giebt es, als die Erziehung zum Gehorsam, denn befehlen muß später einmal jeder. Wer nicht gehorchen gelernt hat, gehorcht auch nicht seinem eigenen Herrn, dem Pflichtgefühl, und wer dieses nicht thut, ist ein moralisch schlaffer Mensch. Wer Pflichtgefühl hat — das heißt, wer demselben stets die ausschlaggebende Stimme einräumt, denn im Besitze dieses Bewußtseins befindet sich wohl jeder, wenn er ihm auch nicht unterthan ist — lebt nicht sich, sondern anderen und ist am wenigsten in Gefahr, dem Egoismus unterthan zu werden. Dem Pflichtgefühl selbst dann zu folgen, wenn es Opfer an persönlichem Wohlbehagen oder an Gewinn erfordert, ist eine schwere Kunst, die nur durch Vorbilder und eine weise Erziehung, am besten mit Hilfe der antiken Beispiele, zur höchsten Vollendung entwickelt werden kann. Wer aber nicht von Jugend auf den Trieb zur Pflicht in sich getragen hat, dem wird man schwerlich die freudige Erfüllung derselben anerziehen. Beispiele Erwachsener wirken freilich oft mit seltener Zauberkraft, denn Nachahmung ist bei Kindern wie bei Hypnotischen gewissermaßen ein natürlicher Instinkt, und keine noch so schöne Moralpredigt kann das lebendige Vorbild, das zur Nacheiferung anspornt, ersetzen. Aber wie sollen diejenigen, die selbst nicht den Gehorsam als oberstes Gesetz respektieren, solch ein Vorbild liefern? Daher werden die Kinder verlotterter oder schwacher Eltern, mögen diese auch noch so ehrlich bemüht sein, durch gute Lehre sie zu besseren Menschen zu erziehen, auch wieder liederlich, und es fragt sich sehr, was schlimmer wäre, sie in großen staatlichen Drillanstalten uniform zu erziehen, oder sie durch schlechtes Beispiel verderben zu lassen. So geschieht es denn oft, daß dort, wo die häusliche Leitung Unterlassungssünden begangen hat, die harte Schule des Lebens ergänzend eingreifen muß. Bei dem einen ist es der Militärdienst, bei dem anderen die Unterordnung unter den strengen Willen eines Vorgesetzten, eines Arbeitgebers oder Brotherrn, wodurch der Mensch zur Pflichterfüllung und zum Gehorsam erzogen wird. Aber wieviel Demütigung, wie viel Selbstentäußerung, wie viel Bitterkeit und knirschende, mühsam verhaltene sittliche Empörung ist mit solcher nachträglichen Erziehung verbunden! Daher soll, wer sein Kind lieb hat, in der Jugend ihm Gehorsam und Pflichtgefühl beibringen.

Wie mancher zu spät in die Schule des Lebens eingetretene stählerne Charakter von ungebändigtem Willen zerbrach schon darin!

Alle praktischen Philosophen, die über das Erziehungsproblem gedacht und geschrieben haben, stimmen in dieser Ansicht überein. „Ein Hauptmoment in der Erziehung ist die Zucht," sagt Hegel, „welche den Sinn hat, den Eigenwillen des Kindes zu brechen, damit das bloß Sinnliche und Natürliche ausgereutet werde. Hier muß man nicht meinen, bloß mit Gutem auszukommen. Denn gerade der unmittelbare Wille handelt nach unmittelbaren Einfällen und Gelüsten; nicht nach Gründen und Vorstellungen. Legt man den Kindern Gründe vor, so überläßt man es ihnen, ob sie dieselben gelten lassen wollen und stellt daher alles in ihr Belieben."

„Zum Charakter des Kindes gehört vor allen Dingen Gehorsam," bemerkt Kant. „Dieser Gehorsam kann abgeleitet werden aus dem Zwange oder aus dem Zutrauen. Das letztere ist wichtig, das erstere notwendig." Natürlich gilt dies alles nur von dem Alter, in welchem die moralische Einsicht und Überlegung wenig, der instinktive Wille aber fast alles ist. — Auch Herbart, der große philosophische Pädagoge, handelt in einer ganzen Reihe von Kapiteln seiner pädagogischen Schriften nur von der Zucht und der Disziplin in der Erziehung und empfiehlt ausdrücklich die unnachsichtige Gewalt, wo die moralische Leitung nichts wirken will. Liegt die Zucht nicht schon in der Etymologie des Wortes Erziehung? — Selbst eine so milde Natur wie die des berühmten Königsberger Weltweisen Karl Rosenkranz kann nicht umhin, die erziehliche Unentbehrlichkeit der physischen Strafe zur Bändigung des Trotzes anzuerkennen. „Im allgemeinen," so sagt er in seiner Pädagogik, einem anerkannten Leitfaden, „muß zwischen den beiden Geschlechtern und zwischen den verschiedenen Altersstufen unterschieden werden, indem sich für das Kindesalter die sinnliche Strafe, für das Mädchen- und Knabenalter die Strafe der Isolierung, und für das Jünglings- und Jungfrauenalter die Ehrenstrafe eignet. Die sinnliche Strafe ist die Erzeugung eines physischen Schmerzes, die im allgemeinen darin besteht, daß der Zögling geschlagen wird, was, sofern es auf die rechte Weise, d. h. selten und ganz einfach, ohne Härte geschieht, immer die gemütlichste Manier bleibt, dem halsstarrigen Trotz, der hartnäckigen Nachlässigkeit, dem wirklich bösen Willen am Kinde zu begegnen, so lange oder sobald es einer höheren Verständigung verschlossen ist. Die Auferlegung anderer sinnlicher Strafen, z. B. des Hungers, ist schon gemütloser. So verwerflich der Orbilismus ist, der in der Rute und im Stock die Panacee für alle pädagogischen Verlegenheiten erblickt, so verwerflich ist auch die falsche Sentimentalität, welche mit einem Schlag am Kinde die Würde des Menschen zu verletzen meint und den selbstbewußten Menschen mit dem kindisch-kindlichen verwechselt, dem ein Schlag die ihm selbst natürliche Form der Reaktion da ist, wo jede andere Form der Einwirkung für ihn abbricht." Der vorzügliche Denker eifert dann besonders gegen die viel angewendete Methode des Isolierens der Kinder, wohl gar in dunkeln Kammern, und wendet sich auch gegen das unbeaufsichtigte und isolierte Nachsitzen

in den Schulen. Wenn man einen Einblick in unsere heutigen Familien erlangt, so wird man gerade jene falsche Sentimentalität dort als ein weit verbreitetes Übel finden. Gehen doch manche Mütter in dieser fehlerhaften Richtung so weit, daß die Puppe Schläge bekommt, wenn die eigentliche Puppe etwas verbrochen hat, was an die Sitte von den Prügelknaben erinnert, die für die prinzlichen kleinen Sünder büßen mußten. Daher der Mangel an Zucht, an Disziplin und namentlich an Bescheidenheit in unserem Nachwuchs, der auch von Paulsen in seiner Ethik beklagt wird. „Unverschämtheit imponiert den Deutschen noch immer," schreibt er im Kapitel von der Tugend- und Pflichtenlehre. „Wie sehr überhaupt in der Gegenwart Dreistigkeit (die man mit einem Euphemismus häufig Schneidigkeit nennt! D. Verf.) für eine vorteilhafte Eigenschaft im Kampfe um das Dasein gehalten wird, das zeigt in überraschender Weise der Wandel in den Physiognomien seit den Zeiten der Väter und Großväter: Das schneidige Gesicht ist offenbar der Typus, dem das heutige Geschlecht nachstrebt, man denke nur an die Bärte und an ihre symbolisch-physiognomische Bedeutung, wie sie in der Redensart: „Haare auf den Zähnen haben" ausgedrückt wird. Das oderint, dum metuant, wäre die dazu passende Unterschrift. „Ob es heutzutage einen jungen Mann giebt, der erfreut wäre, wenn er hörte, man habe ihn einen bescheidenen jungen Mann genannt?" Man gehe nur in die öffentlichen Lokale und beobachte das Treiben der Jugend und man wird Paulsen trotz der scheinbaren Übertreibung seiner Ansicht Recht geben müssen. Ist erst einmal der Gehorsam in Fleisch und Blut übergegangen, dann macht sich das andere leicht von selber. Der rechte Gehorsam entspringt ja aus der sittlichen Erkenntnis, die sich später erwecken läßt, wenn seine sozusagen „mechanische" Übung zur zweiten Natur geworden ist. Und wo sittliche Erkenntnis, da ist auch Pflichtgefühl, und wo Pflichtgefühl, da ist auch Selbsttrieb. Man lehre nur zur rechten Zeit die Jugend den Tugendbegriff in sich aufnehmen und man wird Menschen heranbilden, welche den Stürmen des Lebens Stand zu halten vermögen, vor allen Dingen aber auch Menschen, welche es verstehen, die schwere Kunst der Enthaltsamkeit zu üben und Leiden zu ertragen, Menschen, die bei Entbehrungen nicht dem Dämon der Unzufriedenheit verfallen. „Das Erste und Wichtigste, was ein Kind lernen muß, ist, Leiden ertragen können," sagt Rousseau in seinem Emil. Und bestehen die meisten Leiden nicht in Entbehrungen? Würde die Sozialdemokratie in den niederen Volksschichten einen so fruchtbaren Acker finden, wenn den Eltern der daraus hervorgehenden Jugend das Geheimnis dieses Lebensproblems aufgegangen wäre? Würde es so viele unglückliche Ehen geben, wenn die Frauen als Mädchen zur Entbehrung erzogen wären?

Dies führt auf das Kapitel von der Mädchenerziehung, das ein wahrhaft trübseliges ist. Unsere häusliche Mädchenbildung besteht, wie schon früher erwähnt wurde, in der Drillung zu allerlei unfruchtbaren Fertigkeiten, welche sie vorzeitig nervös, anspruchsvoll und blasiert machen, zumal dann, wenn, wie es besonders in den „feinen" Familien der Großstädte Sitte ist, damit schon frühzeitig Nachahmungen des konventionellen Gesellschaftslebens der Erwachsenen

Hand in Hand gehen. Kinderbälle, Kindergesellschaften, Kindervisiten, und was dergleichen geselliger Firlefanz sonst noch ist, dazu die Drillung nach dem Katechismus der Schicklichkeit. Alma, halten Sie sich gerade, Ella, schlagen Sie die Beine nicht übereinander; essen Sie den Fisch nur mit der Gabel, beugen Sie den Oberkörper beim Kompliment — solche reine Äußerlichkeiten werden in den Drillanstalten, die man gemeinhin Pensionen nennt, und in der Familie anerzogen, damit die Mädchen, Drahtpuppen gleich, sich nur hübsch vornehm und reserviert und mit Chic betragen mögen. Oh, dieser Chic, wie viel Übel hat er schon gezüchtet! Wie viele Herzen sind darüber in Leere verdorrt, wie viel Heuchelei und Unwahrheit hat er im Gefolge gehabt! Man frage nur die Lehrer höherer Mädchenschulen, die Direktoren besonders, und man wird einen wahren Schauder vor dem pädagogischen Vandalismus bekommen, der in so vielen „gebildeten" Familien hinsichtlich der Erziehung der Seele herrscht,

„Ich finde nicht die Spur
Von einem Geiste, und alles ist Dressur!"

Dies Wort Faust's gilt auch von unserer heutigen Mädchenerziehung daheim, in so vielen Familien.

Auch für sie sollte Rosenkranz' Lehre gelten, die der berühmte Philisoph so klar und knapp in folgende Sätze zusammengefaßt hat.

„Die Erziehung muß einschärfen, daß nichts in der Welt einen absoluten Wert hat, denn nur ein reiner Wille. Daraus folgt lemmatisch 1. für den Pflichtbegriff die Maxime, den Zögling an den unbedingten Gehorsam gegen die Pflicht zu gewöhnen, daß er sie aus keinem anderen Grunde, als weil sie Pflicht ist, erfüllt. Es kann die Erfüllung einer Pflicht für uns in ihrem Vollbringen, wie in ihrem äußersten Erfolge angenehm oder unangenehm, nützlich oder schädlich sein. Allein die Rücksicht auf diesen Zusammenhang darf uns niemals bestimmen.

Die Forderung der Moral erscheint oft als ein übertriebener Rigorismus, ist aber die absolute Grundlage aller echten sittlichen Praxis. Aller Eudämonismus, wie fein er auch sei, führt zuletzt zur Sophistik und diese weiterhin zu Widersprüchen, die das Leben vernichten."

Das eigene Leben — so setze ich hinzu — ebenso sehr wie das des dereinstigen Gatten. Was ist die maßlose Genußsucht und die daraus entspringende blasierte Nervosität der Frauen unserer Tage denn anders als ein bis in seine äußersten Konsequenzen hin entwickelter Eudämonismus, dessen Devise lautet: „Man lebt nur einmal in der Welt." Selbstsucht und Eudämonismus sind Zwillingsgeschwister.

Die raffiniertesten Genußmenschen sind auch die ausgebildetsten Ichlinge. Herbart hat diesem Kapitel eine tiefe Untersuchung gewidmet, das von rechtswegen in den Händen aller „Gebildeten" sein sollte.

Ihr Eltern aber, die ihr nicht Schuld sein wollt an späterem Elend, hütet eure Kinder frühzeitig vor jenem Dämon des Eudämonismus, am sorgsamsten zumal eure Töchter. Dann werden die unglücklichen Ehen sich verringern!

Berichte aus allen Wissenschaften.

Völkerkunde.

Die Thibetaner.

(Schluß.)

Die herrschende Religion in Thibet, wie schon mehrmals gesagt, ist der Lamaismus. Die gottesdienstlichen Gebräuche der Lamaiten haben von denen der anderen sich zum Buddha-Dienste bekennenden Völker manches Abweichende. Die Thibetaner lieben in ihren Tempeln besonders eine rauschende Musik. Die Instrumente sind Trompeten von 6 Fuß Länge, sehr große kupferne Kesselpauken, ein rundes, scheibenförmiges Instrument, Gong genannt, von gehämmerter Glockenspeise, welches einen ungemein starken Schall hervorbringt u. dgl. m. Hierzu kommen Sängerchöre, zuweilen aus 2 bis 300 Knaben und Männern bestehend. Das vornehmste religiöse Fest ist das Neujahr, welches mit unserem Februar eintritt. Während der drei ersten Tage stellen die Gewerbs- und Handelsleute alle Geschäfte ein, und man beschenkt sich gegenseitig mit Thee, Wein, Früchten und anderen Speisen und Getränken. Am zweiten Tage giebt der Dalai-Lama im Tempel von Botala ein Fest, zu welchem alle chinesischen und thibetanischen vornehmen Beamten eingeladen werden. Bei dieser Gelegenheit wird von zehn Knaben ein kriegerischer Tanz aufgeführt. Den Tag darauf giebt man „das Schauspiel der tanzenden Geister", von Leuten vorgestellt, welche aus der Provinz Zzang kommen. Zu diesem Behufe wird ein ledernes Seil vom erwähnten Tempel bis zum Fuße des Berges, auf welchem er steht, ausgespannt. Die Possenreißer ergreifen das Seil und klettern mit großer Behendigkeit wie Affen hinauf. Oben auf der Spitze des Berges angelegt, bedecken sie sich die Brust mit einem Panzer von Hirschhaut, strecken Arme und Beine aus und gleiten pfeilschnell am Seile hinab. Nach dem Feste bestimmt man den Tag, an welchem die Lamas aller Klöster sich im großen Tempel von Lhassa versammeln müssen. Sie gehen dem Dalai-Lama entgegen, der seinen Platz auf einer hohen Estrade einnimmt und das Gesetz erklärt. Die Bewohner der entferntesten Gegenden wallfahtren bei dieser Gelegenheit in großer Menge nach Lhassa. Vor den Dalai-Lama tretend, legen sie sich Gold, Perlen und andere Kostbarkeiten auf den Kopf, beugen ein Knie und opfern ihm diese Geschenke. Nimmt der Großlama sie an, so drückt er dies dadurch aus, daß er einen Fächer schwingt oder seine Hand drei Mal auf das Haupt des Gebers legt. Diejenigen, welche von der „lebenden Gottheit" so aufgenommen worden sind, ziehen sich zurück und wünschen sich, im Gefühle des höchsten Entzückens, Glück vor den anderen, die zurückgewiesen werden. Am 15. Februar erleuchtet man das Innere des Tempels Lhassei-thiokhang zu Lhassa; auf Gerüsten stellt man in mehreren Reihen übereinander eine unzählige Menge von Laternen auf, verziert mit gemalten Menschen-, Drachen-, Schlangen-, Vögel- und vierfüßigen Tierfiguren, welche aus einem Teig von Mehl und Öl sehr künstlich verfertigt sind. Diese Beleuchtung dauert vom

Untergang bis zum Wiederaufgang der Sonne. Des Nachts beobachtet man sehr sorgfältig, ob der Himmel rein oder bedeckt ist, ob es regnet oder schneit, ob das Licht der Laternen klar oder trübe ist: denn diese Zeichen dienen als Vorherverkündigungen, ob das beginnende Jahr fruchtbar oder unfruchtbar sein werde. Am 30. Tage unseres Märzmonats beginnt das Fest Dordziak, d. h. Vertreibung des Teufels. Ein Priester spielt die Rolle des Dalai-Lama und ein Mann aus dem Volke die des Fürsten der Dämonen, Lagung-ghiabu. Sein Gesicht wird schwarz und weiß angemalt. Er erscheint vor dem falschen Dalai-Lama, der auf einem Gerüste in der Mitte des öffentlichen Platzes sitzt und spricht, indem er sich über denselben lustig macht: „Was wir durch die fünf Quellen des Verstandes wahrnehmen, ist keine Täuschung; aber alles, was du lehrst, ist falsch." Der Dalai-Lama verwirft diesen Satz; alle beide strengen sich an, die Wahrheit ihrer entgegengesetzten Behauptungen darzuthun. Am Ende nimmt jeder einen Würfel von der Größe einer Nuß; der Dalai-Lama wirft mit dem seinigen drei Mal und trifft immer die Zahl sechs; der Teufel wirft mit dem seinigen ebenfalls drei Mal, aber jedes Mal nur das As. Diese Zahl steht nämlich auf allen Seiten seines Würfels, während der Dalai-Lama auf dem seinigen überall sechs hat. Der Dämonenfürst, dadurch erschreckt, nimmt nun die Flucht. Priester und Laien machen sich auf zu seiner Verfolgung, mit Pfeil und Bogen, Flinten und Kanonen. Schon im voraus hat man auf einem Berge jenseits des Flusses Zelte aufgeschlagen, von wo aus man beobachtet, in welcher Schlucht er sich verbergen wird. Dann schießt man mit Kanonen auf ihn, um ihn zur weiteren Flucht zu vermögen, und die Feierlichkeit hat ein Ende. Besonders fromme Leute stellen beschwerliche Wallfahrten an und legen sich harte Bußübungen auf. Während die Geistlichen bloß die herrschende und zugleich die bloß verzehrende Volksklasse in Thibet ausmachen, bilden die Laien allein die gehorchende und arbeitende, auf deren Kosten jene leben. Die Laien teilen sich zwar nicht, wie bei den Hindus, in besondere Kasten, bilden aber den ganzen Bürger- und Kriegerstand. Die Dörfer gewähren keinen schönen Anblick. Die Bauernhäuser sind schlecht und gleichen an Gestalt und Größe eher einer Ziegelhütte als einer Wohnung. Sie sind von rohen Steinen erbaut, die ohne Mörtel über einander gelegt werden, und haben wegen der beständig herrschenden strengen Winde nie über drei oder vier kleine Löcher, um Licht einzulassen. Das Dach ist eine flache Terrasse, mit einer zwei bis drei Fuß hohen Brustwehr umgeben. Auf dieser liegen gewöhnlich Haufen loser Steine, in denen eine kleine Fahne, oder ein Baumast, oder sonst etwas steckt, woran eine lange Schnur mit Papierstreifen oder weißen Läppchen gebunden wird, die, von einem Hause zum anderen gezogen, zu einem unfehlbaren Zaubermittel gegen böse Geister dienen. In den Städten sind die Häuser aus Bruchsteinen gebaut und mehrere Stockwerke hoch. Bei den Vornehmen und Reichen sieht man die Gemächer mit allerlei Bildnereien verziert. Die nomadisierenden Stämme wohnen, wie anderwärts, unter Zelten von schwarzem Filz.

Die Mahlzeiten der Thibetaner sind, selbst auf den Tafeln der Vornehmeren, sehr einfach. Sie bestehen in Reis, Wurzeln, Früchten und Hammelfleisch, das

mit Milch und Gewürz gekocht wird. Wilder Honig und geronnene, getrocknete, in Butter geröstete Milch gehören zu den Leckereien. Da der Buddhaismus das Töten der Tiere verbietet, so essen viele kein Fleisch, die Mönche gar nicht, und mancher verkauft nie einen Hammel, damit er nicht in die Hände der verachteten Schlächter gerate. Man setzt die Speisen nicht auf die Tische, sondern auf die Bänke und ißt weder in Gesellschaft, noch zu einer bestimmten Zeit. Die gewöhnlichen Getränke sind Thee, welcher einen Zusatz von Butter und Mehl bekommt, und Chong, das aus gegorenem Reis oder Weizen bereitet wird, angenehm säuerlich schmeckt und gesund und stärkend ist. Man trinkt es sowohl warm als kalt. Die Geistlichen und Frauenspersonen enthalten sich aller geistigen Getränke. Beim Trinken opfert man immer den Göttern einige Tropfen. Gäste werden sowohl beim Empfange als beim Abschiede mit Früchten und Getränken bewirtet, welches zugleich ein gutes Mittel ist, dem Gaste die Zeit des Aufbruches anzuzeigen. Auch ist es Sitte, bei Besuchen sich eine seidene Schärpe zu schenken, in deren Enden die geheimnisvollen, heiligen Worte: Om ma ni padme um[1]) gewebt oder gestickt sind. Der Niedere giebt dem Höheren gleich bei seiner Ankunft eine weiße Schärpe in die Hand und erhält beim Weggehen eine rote über die Schulter. Leute gleichen Standes überreichen einander gleichfarbige Schärpen zu gleicher Zeit. Die Landleute tragen ein Kleid mit großem Kragen und einen Hut von feiner Wolle oder Kamelott. In der Hand halten sie einen Rosenkranz und um den Leib gürten sie einen Riemen oder ein baumwollenes Tuch, an welchem ein kurzer breiter Säbel ꝛc. befestigt wird. Die Weiber und

---

[1]) Über die Bedeutung dieses geheimnisvollen Gebets, welches in und außer dem Tempel von allen Verehrern des Buddha täglich unzählige Male hergesagt wird, weiß man nichts Bestimmtes. Es ist ohne Zweifel in der alten Sanskritsprache abgefaßt, aber die Worte sind nicht im eigentlichen, sondern im bildlichen Sinne genommen. Man ist weder über die Aussprache, noch über die Schriftzeichen einig. Manche Sprachforscher halten die zwei Wörter ma ni für ein Wort (mani), ebenso pad me (padme). Das Wort um lautet auch chom, chung und ung. Nach Pallas besteht der Sinn des Gebetes und die Kraft, welche die einzelnen Silben oder Wörter haben sollen, in folgendem: Om dient gegen tödliche Zufälle ꝛc., ma wirkt, Krieg und Seuchen abzuwenden ꝛc., ni hilft in allen Beschwerden des kummervollen Menschenlebens, pad ist nützlich zur Erlösung aus Drangsalen und Bewahrung dagegen ꝛc., me dient gegen Kummer, quälenden Hunger und Durst ꝛc., um endlich befreit von der Pein der heißen und der kalten Hölle. In Ansehung der sechs Gelübde oder Vollkommenheiten haben die Silben folgende Kraft: Om dient, zu der Abgeschiedenheit von der Eitelkeit der Welt zu gelangen ꝛc., ma dient zur Erlangung des wahren Eifers ꝛc., ni hilft zur Erreichung der Hochachtung ꝛc., pad bereitet die Erwerbung der Keuschheit ꝛc., me hilft zur Frömmigkeit ꝛc., um dient zur Erlangung der Weisheit ꝛc. Endlich haben die Worte auch eine Beziehung auf die Eigenschaften und Verrichtungen der Gottheit; nämlich Om bedeutet die fünf allwissenden Kräfte, ma das sich über alles verbreitende Erbarmen, ni das Mittel zur Rettung oder Erlösung der sechs Reiche der Schöpfung, pad die Seligkeit aller Schöpfungen, me die Vernichtung der Erbsünde und des Teufels, um alle göttlichen Vollkommenheiten zusammengenommen.

Nach einer anderen Erklärung, welche sich in mongolischen Handschriften befinden soll, wäre die Lesart und der Sinn des Gebetes folgender: Om, ich verehre die heiligen drei Vortrefflichkeiten; Mani, der philosophische Stein (Tschindamani); Bademe, die Wasserrose (Linchora, Zezek); Chun, das Geistige und die Ruhe mögen unzertrennlich sein.

kleinen Mädchen scheiteln das Haar in zwei lange geflochtene Zöpfe, die um so schöner gefunden werden, je künstlerischer das Flechtwerk ist. Unverheiratete erwachsene Frauenzimmer fügen einen dritten Zopf hinzu. Alte Weiber tragen ein rot- oder grünwollenes Häubchen, das oben spitz zuläuft, ferner tragen die Frauen Halbstiefeln, Röcke von schwarzem oder rotem Baumwollstoffe, oder von Seide in verschiedenen Farben und mit einem Rande von gestickten Blumen verziert. Die Finger schmücken sie mit Korallen, in silberne Ringe gefaßt. Auch am linken Handgelenk tragen sie schon von Kindheit an ein silbernes Armband und am rechten ein aus Muscheln zusammengesetztes, welches nicht eher abgelegt wird, als bis es abgenutzt ist. Die Weiber aller Klassen führen einen oder zwei Rosenkränze von Korallen, Lasurstein, Muscheln oder Holzkügelchen; bei den Reichen bestehen sie aus großen Stücken Bernstein. Um den Hals hängen sie eine kleine Büchse, welche das Bildnis ihres Schutzheiligen enthält, und auf der Brust tragen sie einen silbernen Ring, an dem kleine Kettchen herabhängen, womit der Shawl befestigt wird. Die Hüte wohlhabender Frauen sind mit Perlen verziert, aus Holz verfertigt und scharlachrot lackiert. Jedes Frauenzimmer, welches sich vor einem Lama zeigen muß, bemalt sich das Gesicht mit den Theeblättern, welche in der Theekanne bleiben. Geschieht dies nicht, so heißt das so viel, als wolle sie durch ihre Schönheit einen Geistlichen verführen, und dies ist eine Sache, welche niemals vergeben wird.

Die drei großen Zeitpunkte des Lebens: die Geburt, die Verheiratung und der Tod, sind bei den Thibetanern mit eigentümlichen Gebräuchen verbunden. Bei der Geburt eines Kindes leckt ihm die Mutter die noch klebrigen Augen, reibt es drei Tage nachher mit Butter ein und setzt es den Sonnenstrahlen aus. Einige Tage hört die Mutter auf es zu stillen und giebt ihm eine Suppe von geröstetem Mehl zu trinken. Ist das Kind groß geworden, so unterrichtet man es, wenn es ein Knabe ist, im Schreiben und Rechnen und irgend einem Handwerk; ist es aber ein Mädchen, so lehrt man es die Gewichte kennen, den Handel führen, spinnen, aber nicht nähen. Die Kinder beiderlei Geschlechtes werden gemeinschaftlich erzogen. Die Geburt eines Mädchens wird als ein glückliches Ereignis betrachtet. Da die Priesterschaft sehr geachtet ist, so widmen sich die meisten jungen Leute dem geistlichen Stande, und das ist die Hauptursache der schwachen Bevölkerung von Thibet.

Bei den Heiraten wird hauptsächlich auf die Wichtigkeit der Familien gesehen, zwischen welchen die Verbindung eingegangen worden ist. Am Manne schätzt man seine litterarischen Kenntnisse, am Mädchen Geschicklichkeit im Handel und im Haushalt. Zwischen reichen und vornehmen Familien werden die Heiraten durch Vermittelung einer Freundin eingeleitet. Bei den geringeren Ständen läßt der junge Mann, wenn er über die Wahl des Mädchens und mit demselben einig ist, eine oder zwei Verwandte oder Freundinnen einladen. Diesen überreicht die Familie Tücher und sagt: Bei uns ist ein hübscher, braver Jüngling, welcher mit der Tochter von der und der Familie ein Ehebündnis einzugehen wünscht. Die Vermittlerinnen nehmen die Tücher, begeben sich in das Haus des Mädchens

und bringen das Verlangen vor. Willigt die Familie ein, so setzt sie den Tag der Verlobung an, welche im Hause der Braut stattfindet und zu der alle Verwandten und Freunde eingeladen werden. Nun bringen die Vermittlerinnen Wein und Tücher von seiten des Bräutigams; jener wird getrunken, und diese werden unter die Familie verteilt. Auch befestigen die Mädchen eine in Gold gefaßte Verzierung aus Türkis, Sedzia genannt, auf dem Kopfe der Braut, und diese erhält außerdem noch Geschenke an Kleidern, Gold und Silber, Thee, Rind- und Schafvieh. Willigen jedoch die Eltern und Verwandten des Mädchens nicht in die Heirat, so trinken sie weder den Wein, noch nehmen sie die Tücher an. Ist endlich der Hochzeitstag herangekommen, so machen die beiden Familien ihre Einladungen. Die Gäste bringen mancherlei Geschenke zur Vergrößerung der Aussteuer, welche in Ländereien und Vieh besteht. Am Hochzeitstage wird vor dem Hause der Braut ein Zelt aufgeschlagen, in dessen Mitte drei oder vier Matratzen ausgebreitet sind. Auf dem Boden streut man eine Menge Getreidekörner umher. Die Braut wird am Arme hereingeführt und muß auf dem höchsten Sitze Platz nehmen. Vater und Mutter setzen sich an ihre Seite, rechts und links, dann die anderen Verwandten, je nach ihrem Range. Hierauf stellt man kleine Tische mit Früchten und anderen Speisen vor sie hin. Nach beendigter Mahlzeit nimmt man die Braut wieder unter den Arm und führt sie zu Fuß in das Haus des Bräutigams; ist dieses beträchtlich entfernt, so setzt man sich zu Pferde. Die Braut wird auf dem Wege mit Weizen- oder Gerstenkörnern beworfen, und ihre Familie beschenkt die Verwandten des Bräutigams mit Tüchern. Nach der Ankunft im Hause des letzteren setzt man sie neben ihn und bietet ihnen Wein oder Thee an. Bald darauf beginnt das Hochzeitsmahl, und neue Geschenke von Tüchern werden den Brautleuten von den beiderseitigen Verwandten gemacht. Am Ende der Mahlzeit nehmen die nächsten Angehörigen die übrig gebliebenen Speisen von der Tafel mit sich nach Hause. Den folgenden Tag gehen die Eltern und die ganze Verwandtschaft, mit den schönsten Kleidern geschmückt und um den Hals die geschenkten Tücher gewunden, mit dem jungen Paare auf den Straßen spazieren, statten Besuche bei den nächsten Verwandten ab, die ihnen bis zur Thüre entgegenkommen und Wein und Thee anbieten. Hat man getrunken, so setzt man sich mit unterschlagenen Beinen in einen Kreis und stimmt einen Gesang an. So geht es drei Tage hinter einander fort, und die Heirat ist vollzogen. Da die thibetanischen Weiber von stärkerer Leibesbeschaffenheit sind als die Männer, so liegt ihnen außer den häuslichen Geschäften auch alle Feldarbeit ob. Aus dieser Ursache nehmen zuweilen drei oder vier Brüder nur ein einziges Weib. Das Vermögen und der Erwerb ist allen gemeinschaftlich, und sie teilen sich auch nach Belieben in die Kinder, welche aus diesem Bündnis hervorgehen. Auch sind es die Weiber, welche durchgängig die Handelsgeschäfte betreiben. Diejenigen, welche weder ackern noch säen, spinnen oder weben können, werden von jedermann verachtet. Den Ehebruch betrachtet man keineswegs als verbrecherisch. Der Mann weiß davon, und wenn die Eheleute

sonst mit einander zufrieden sind, so wird der häusliche Friede dadurch nicht im mindesten gestört.

Sobald jemand gestorben ist, drückt man den Kopf zwischen die Knie herab und steckt ihm die Arme zwischen die Beine, in welcher Lage er durch Stricke festgehalten wird. Dann zieht man ihm seine gewöhnliche Kleidung an, steckt ihn in einen ledernen Sack oder Korb und hängt ihn an einem Balken auf. Männer und Weiber beweinen den Abgeschiedenen, Lamas kommen, um zu beten, und jeder bringt nach seinen Kräften Butter in den Tempel, um sie vor den Bildern der Gottheit zu verbrennen. Die Hälfte der Hinterlassenschaft fällt dem Tempel von Botala in Lhassa zu, die andere Hälfte den Lamas, welche man zur Verrichtung der Gebete eingeladen hatte, so daß demnach nichts von dem Eigentum des Verstorbenen für die Hinterbliebenen zurückbleibt. Einige Tage nach dem Tode trägt man den Leichnam auf den Schultern nach dem Platze der „Ausschneider," welche ihn, nachdem er an einer steinernen Säule befestigt worden, in kleine Stückchen zerschneiden, die den Hunden vorgeworfen werden; dies nennt man das „irdische Begräbnis." Die Knochen werden in einem steinernen Mörser zerstoßen und mit geröstetem Mehle vermengt; daraus macht man eine Art Klöße, welche man ebenfalls den Hunden zu fressen giebt, oder auch den Geiern vorwirft, und dies ist das „himmlische Begräbnis." Die Totenzerschneider bilden eine Art von Zunft und haben einen Vorsteher (Dheba). Die Kosten, welche das Zerschneiden eines Toten verursacht, belaufen sich wenigstens auf zehn Stück gemünzten Silbers. Die Leichname der Armen, für welche diese Summe nicht bezahlt werden kann, wirft man ins Wasser. Dieses heißt das „wässrige Begräbnis" und wird als ein Unglück betrachtet. Stirbt ein Lama, so verbrennt man seinen Leichnam und errichtet ihm eine Pyramide. Beim Tode eines Armen vereinigen sich die Verwandten und Freunde, um die Hinterbliebenen zu unterstützen. Beim Tode eines Reichen beschenkt man sie mit Tüchern, Wein und Thee. Während der 100 Tage dauernden Trauerzeit zeigen sich Männer und Weiber nicht in geschmückten Kleidern oder mit Ohrgehängen und Halsschmuck. Die Reichen lassen zuweilen Lamas kommen, welche für den Verstorbenen ein ganzes Jahr lang Gebete verrichten.

Nur junge Leute stehen in Thibet in Achtung, während man — zur Schande der Thibetaner sei es gesagt — das Alter geringschätzig behandelt. Auch vor Kranken hat man eine große Scheu und hält sich von ihnen entfernt. Den Tod in der Schlacht betrachtet man als einen Gegenstaud des Ruhmes für die ganze Familie. Die Blattern sind zwar eine sehr seltene Krankheit; wenn sie sich aber einmal zeigen, so greifen sie jedermann an und ohne Unterschied des Alters. Man bringt dann, z. B. in Lhassa, die davon befallenen Personen in ein außerhalb der Stadt befindliches Hospital, wo jedoch die meisten sterben. Die Ärzte beziehen ihre Arzneien meistens aus dem eigenen Lande und empfangeu nur einige aus Europa. Sie wenden sie nicht in flüssiger Gestalt, sondern nur als Pulver oder Pillen an. Der Arzt untersucht zuerst den Puls des Kranken und nimmt dabei dessen linke Hand in seine rechte und die rechte Hand in seine linke.

Bei leichten Krankheitsfällen reibt man den Körper mit Butter ein und stellt ihn an die Sonne. Bei trüber oder nebeliger Witterung decken die Ärzte ihre Kranken mit Papierblättern zu und räuchern sie mit brennenden Tannennadeln ein. Überdies hält man es, die Krankheit mag bedeutend oder unbedeutend sein, für Pflicht, Lamas kommen zu lassen, welche Gebete hersagen, und kleine Knaben und Mädchen, welche Gesänge anstimmen müssen.

Zu den öffentlichen Belustigungen der Thibetaner gehören vornehmlich Stiergefechte. Man wählt zu diesen Zwecken die stärksten und wildesten Tiere, welche man nur auffinden kann, gewöhnlich eine besondere Rasse. Ihr Kopf ist klein, der Hals dick, die Brust äußerst tief und die Vorderschenkel sehr kurz. Nach den Lenden zu wird ihr Bau schwächer, so daß die Hinterschenkel weit länger als die vorderen scheinen. Ihre Farbe ist ein dunkles, beinahe ein schwarzes Braun. Sie werden von mehreren Menschen mit festen Stricken auf den Platz geführt. Dann stürzen sie gewaltsam vor sich hin, als wollten sie sich durch nichts zurückhalten lassen, und ihre hervorstehenden Augen rollen mit Wut, als wären sie von dem bevorstehenden großen Kampfe unterrichtet. Mehrere Menschen stellen sich mit stark beschlagenen Stöcken um das Schlachtfeld herum. Die Stiere werden von entgegengesetzten Seiten losgelassen. Sobald sie ihre Freiheit fühlen, wühlen sie mit den Hörnern den Rasen auf, schlagen hinten aus und zeigen alle Symptome der heftigsten Wut. Sie fallen aber einander nicht sogleich an, sondern gehen bei einander vorüber, sehen sich von der Seite an, nähern sich einander langsam und in immer engeren Kreisen, bis nur noch ein kleiner Zwischenraum sie trennt. Dann wenden sie sich so, daß sie sich gerade gegenüberstehen, und rennen ungestüm mit den Köpfen gegen einander. Eine halbe Stunde lang unterhalten sie den Kampf mit außerordentlicher Kraftanstrengung, und der Boden zittert unter den Füßen, wenn sie mit den Köpfen zusammenstoßen. Vermindert sich endlich ihre Kraft und steht der Sieg auf dem Punkte, sich auf die Seite des Stärkeren zu wenden, so werden sie getrennt. Der schwächste wird von den Umstehenden fortgetrieben, der andere dagegen mit Seilen gefangen und in einen Stall geführt. Auf diese Art endigt sich gewöhnlich das Gefecht, und ist es nur immer möglich, so läßt man den stärkeren Stier nie seinen Vorteil verfolgen, weil sich dann das Gefecht mit dem gewissen Tode des Gegners endigen würde und man beide Stiere für künftige Spiele zu erhalten sucht.

Die Thibetaner bringen es im Schachspiele, in der Tonkunst und im Gesange ziemlich weit. Große Fortschritte in den Wissenschaften kann man nicht von einem tief im Innern des Erdteils wohnenden Volke erwarten, welches ferne vom Verkehr mit dem Auslande durch unübersteigliche Gebirge von der übrigen Welt abgesondert ist. Die thibetanische Sprache wird in die heilige Sprache (Utshen) und in die Volkssprache (Umin) eingeteilt. Die letztere wird in verschiedenen Mundarten geredet, ist aber den europäischen Sprachforschern noch ziemlich unbekannt. Das Alphabet der heiligen Schrift hat Ähnlichkeit mit den Charakteren des Sanskrit, aus dem es auch entlehnt ist. Die Buchdruckerei

gleicht der chinesischen. Auch in der Sternkunde sind die Thibetaner nicht unerfahren und darin vielleicht weiter als die Chinesen gekommen. Im ganzen aber ist sie freilich nur Sterndeuterei. Der thibetanische Kalender ist eine Aufzählung der glücklichen und unglücklichen Tage.[1]) Das Jahr (Lo) ist ein Mondjahr, und die Monate (Dowa) gehen von einem Neumonde zum andern und haben jeder 29 Tage. Sie folgen, von unserem Februar an, wo das neue Jahr eintritt, in nachstehender Ordnung auf einander: Tumba, Gueba, Sumba, Jheba, Gnabba, Truba, Tomba, Griba, Guba, Chuba, Chucheba und Chuneba. Der Tierkreis und die zwölf Weltgegenden sind dieselben wie bei den Chinesen und Japanern. Die thibetanischen Schulen haben bloß den Unterricht der Geistlichen zum Zwecke. In den Hochschulen, zwölf an der Zahl, wird auch Logik-, Stern- und Heilkunde und Rechtsgelehrsamkeit gelehrt, und sie sind so berühmt, daß sie selbst von Chinesen besucht werden. Der Kurs dauert 12 Jahre, und der Grade sind 9, wovon der höchste, wenn ihn der Lama erteilt, große Summen kostet.

[1]) Auch der thibetanische Kalender leidet an einer entsetzlichen Verwirrung, die namentlich infolge der Annahme von glücklichen und unglücklichen Tagen entsteht; denn alle solche, die für einen Mondeslauf als unglücklich gelten, werden ausgemerzt und nicht mitgezählt. Wenn z. B. der fünfzehnte ein dies nefastus ist, so zählt man den vierzehnten zweimal und geht dann unmittelbar zum sechzehnten über. Manchmal kommen mehrere Unglückstage hinter einander; diese wirft man alle hinaus und geht gleich zum Glückstage über. Die Thibetaner finden darin keinen Übelstand.

Die Chinesen und Mongolen und die meisten anderen Völker Ostasiens haben einen sechsjährigen Zyklus, der aus zehn Zeichen besteht, welche sie Stämme nennen, und aus zwölfen, die Zweige heißen. Bei den Mongolen und Thibetanern werden die Zeichen des zehnjährigen Zyklus mit dem Namen der fünf Elemente bezeichnet, den man zweimal setzt oder mit dem Namen der fünf Grundfarben und deren weiblichen Nuancen; der zwölfjährige Zyklus wird durch zwölf Tiere bezeichnet.

Zehnjähriger Zyklus.			Zwölfjähriger Zyklus.		
Mongolisch.	Thibetanisch.		Mongolisch.	Thibetanisch.	
1. Moto	Sheng	Holz	Khulukhana	Shiwa	Maus.
2. „	„	„	Ukhere	Lang	Ochs.
3. Gal	Mê	Feuer	Bara	Tak	Tiger.
4. „	„	„	Tolê	Yen	Hase.
5. Sherê	Sa	Erde	Lu	Dshug	Drache.
6. „	„	„	Mokhê	Phrul	Schlange.
7. Temur	Dshack	Eisen	Mori	Rta	Pferd.
8. „	„	„	Khui	Luk	Widder.
9. Ussu	Tshon	Wasser	Betspi	Prêu	Affe.
10. „	„	„	Takia	Shia	Huhn.
11.			Nokhe	Dshi	Hund.
12.			Khakhê	Phak	Schwein.

Die Thibetaner kombinieren den zehn- und zwölfjährigen Zyklus weit mannigfaltiger als die Mongolen und erhalten dadurch einen Zyklus von 252 Jahren. Die zwölf ersten tragen ganz einfach den Namen der zwölf Tiere; dann werden diese Namen mit jenen der fünf Elemente kombiniert und zweimal wiederholt, bis man beim Jahre 72 des Zyklus angelangt ist. Darauf fügt man noch das Wort Po, d. h. Männchen, hinzu und gelangt so bis zum Jahre 132; dann das Wort Mo, Weibchen, womit man bis 192 kommt; zuletzt setzt man abwechselnd noch Po und Mo bis zum Ende des Zyklus.

Da man viel auf Zauberei und Vorbedeutungen hält, so giebt es auch einige Schulen für solche Geistliche, welche sich damit beschäftigen und in der Dummheit des Volkes reichlichen Unterhalt finden.

Die Thibetaner sollen sehr geschickt in mancherlei mechanischen Fertigkeiten sein, aber es giebt nur wenige genauere Nachrichten über ihren Kunstfleiß. Man weiß bloß, daß sie starke, entweder braunrote oder weiße, selten über $1\frac{1}{2}$ Fuß breite Zeuge weben, die aber doch wegen der äußerst feinen Wolle sehr weich und leicht sind. Auch findet man gute Waffenschmiede, Maurer etc. Ausgezeichnet sind die Theetassen von weißem Metall, mit erhabener Arbeit, Goldverzierungen, Götzenbilder und Kirchengeräte aus Metall, so wie die lackierten Tassen. Die Lamas haben eigene solche Tassen, aus denen sonst niemand trinken darf. Sie sind vom feinsten Porzellan verfertigt, äußerst dünn, von reiner weißer Farbe, auf beiden Seiten mit dem Bildnisse eines Drachen geziert, das man aber, fast wie die Wasserzeichen in unseren Banknoten, nur bei genauer Betrachtung und in geringer Entfernung sieht. Aus Baumrinde verfertigt man ein gutes und starkes Papier.

Der meiste Handel wird mit China getrieben, wohin zwei Karawanenstraßen führen. Der vornehmste Handelsplatz ist Lhassa. Die Ausfuhr besteht in Tüchern und Zeugen, feiner Wolle, Goldstaub, Lamm- und Otterfellen, Rhinozeroshörnern und Pfauenfedern, welche beide letzteren Artikel jedoch, so wie einige Zeuge, aus Hindostan kommen. Eingeführt werden chinesische Zeuge, Thee, europäische Tücher und Eisenwaaren, rohe Seide, Perlen etc. Auch mit Assam, Nipul, Kashmir, Butan, Turkestan und der Mongolei wird Handel getrieben, ist aber durch die Eifersucht der chinesischen Regierung teilweise beschränkt. Nicht nur durch diese kommerziellen Verbindungen, sondern auch durch die zahlreichen fremden Pilger und durch die Geschenke, welche den beiden Großlamas jährlich von verschiedenen Völkerschaften dargebracht werden, kommt eine Menge Geld und Geldeswert in das Land. Die bekannteste Münze ist der Tank, der etwa 48 Pfennige gilt, und von dem man auch halbe hat. Für größere Zahlungen hat man Beutel mit Goldstaub, auch Gold- und Silberstangen, womit von den Unterthanen auch die Abgaben entrichtet werden.

Wien. A. J. Ceyp.

Tierkunde.

Die Leistungsfähigkeit des Pferdes.

Ein mittelgroßes, gesundes Pferd im Alter von 5—12 Jahren kann, ohne Schaden zu leiden, eine Arbeit von anderthalb bis zwei Millionen Kilogrammmetern im Tage leisten, zu welchem Zwecke es 8—11 Stunden innerhalb der 24 zu arbeiten hat. Jedenfalls muß die Zeit der Ruhe und Erholung länger sein wie die Zeit der angestrengten Arbeit. Als solche wird eine Leistung von 50 Kilogrammmeter per Sekunde angesehen.

Es zeigt sich also, daß die Kraftleistuug eines Pferdes eine sehr große ist. So könnte — wenn wir von Reibungswiderständen absehen — ein Pferd, ohne sich übermäßig anzustrengen, einen leichten Mann in einem Tage 40 Kilometer hoch heben, das ist um ein Drittel mehr als die Erhebung des höchsten Gipfel des Himalaya über dem Meere. Oder es könnte eines der größten Kriegsschiffe — von 10000 Tonnen Gewicht — in einem Jahre 70 Meter hoch heben.

Obwohl solche Berechnungen die große Kraft des Pferdes zu demonstrieren geeignet sind, so lassen sie doch aus zwei Gründen keine direkte praktische Anwendung zu, denn einesteils ist meist ein großer Reibungswiderstand zu überwinden, und andererseits hat, wenn das Pferd einen Wagen oder Reiter einen Berg hinanbringt, dasselbe nicht nur diese Lasten zu befördern und Reibungswiderstände zu überwinden, sondern auch sich selber emporzuheben. Je größer seine Kraft ist, um so größer ist auch — bei gesunden Tieren — sein Gewicht.

Wir haben also bei der Betrachtung der Leistungsfähigkeit eines Pferdes keineswegs bloß die normale Krafterzeugungsfähigkeit desselben — von 1½ bis 2 Millionen Meterkilogrammen im Tag — sondern auch sein eigenes Gewicht und die Reibungswiderstände zu berücksichtigen.

Was nun die Krafterzeugungsfähigkeit anbelangt, so ist klar, daß ein Shetland-Pony nicht so viel leisten kann wie eines der großen Londoner Brauerpferde (Clydesdaler Rasse). Zwischen diesen Extremen finden sich alle Abstufungen. Mit der Größe und dem Nahrungsverbrauch nimmt die Leistungsfähigkeit zwar stetig zu, jedoch nicht in einem einfachen Verhältnisse, sondern erst rascher und dann immer langsamer, sodaß sich das Verhältnis zwischen Nahrung (Erhaltungskosten) und Krafterzeugung (Arbeit) bei mittelgroßen Pferden, wie sie in allgemeinem Gebrauch sind, am günstigsten stellt. Nur für besondere und außergewöhnliche Zwecke werden sich besonders große oder besonders kleine Pferde empfehlen.

Ein mittelgroßes Pferd von 5 Meterzentner Gewicht bedarf im Tag in der Ruhe etwas über 4, bei der Arbeit 6½ Kilogramm Nährfutter. Es kommen somit auf den Gramm Nahrung 250—300 Kilogrammmeter Arbeitsleistung. Ein großer Clydesdaler (Londoner Brauerpferd) wiegt 10 Meterzentner und frißt doppelt so viel, leistet aber nicht die doppelte Arbeit. Andererseits frißt ein nur 2 Meterzentner schweres Pony mehr als die Hälfte von dem, was ein gewöhnliches, 5 Meterzentner schweres Pferd braucht, leistet aber weniger als halb so viel Arbeit.

Was nun die Reibungswiderstände anbelangt, so ist klar, daß dieselben nur in Betracht kommen, wenn das Pferd *zieht*, nicht aber wenn es *trägt*. Man sollte daher meinen, daß das Pferd Lasten leichter bergauf tragen wie ziehen könne. Dem ist aber nicht so, und zwar deshalb nicht, weil das *Tragen* einer Last an sich schon, selbst wenn das Pferd ruhig in der Ebene geht, bei jedem Schritt einen beträchtlichen Kraftaufwand erfordert.

Auf guter Bergstraße soll der Reibungswiderstand eines Wagens nicht mehr als ein Viertel seines Gewichtes betragen. Mit der Steigung nimmt der

Reibungswiderstand zu. In der Ebene ist er geringer. Doch sind in der Regel die Straßen ebensowenig wie die Wagen tadellos, und der Reibungswiderstand ist größer. Es läßt sich deshalb nicht gut eine Berechnung darüber anstellen, welches Gewicht ein Pferd, ohne überangestrengt zu werden, ziehen kann.

Legen wir der Berechnung die Kraftleistung von 50 Kilogrammmetern in der Sekunde zu Grunde und nehmen wir das Gewicht des Pferdes zu 5 Meterzentnern an, so finden wir, daß eine Last von einer Tonne (1000 Kilogramm), plus einem Viertel Zuschlag für Reibungswiderstand, mit einer Geschwindigkeit von nicht ganz 2 Metern in der Minute gehoben werden kann. Beträgt die Steigung der Straße 1:15, so würde das Pferd 30 Meter in der Minute zurücklegen und in einer Stunde die Last (eine Tonne) 120 Meter hoch hinaufgeführt und einen Weg von nahezu zwei Kilometern zurückgelegt haben, was der Geschwindigkeit sehr langsamen Schrittes entspricht, aber mit der praktischen Erfahrung eben nur dann stimmt, wenn Straße und Wagen vorzügliche sind.

Tragen könnte ein Pferd eine solche Last überhaupt nicht. Zwei Meterzentner sind schon eine starke Last für den Rücken eines Pferdes von gewöhnlicher Größe. Eine solche Last konnte — da hier der Reibungswiderstand wegfällt — das Pferd mit einer Geschwindigkeit von $4\frac{1}{3}$ Metern in der Minute heben (d. h. die Last von 2 Meterzentnern und sich selbst), und auf einer Straße von 1:15 Steigung $64\frac{1}{2}$ Meter in der Minute zurücklegen, was immerhin noch ein recht langsamer Schritt ist. Bei dieser Berechnung ist aber die Kraft nicht in Betracht gezogen, welche das Pferd zum Tragen der Last verbraucht; rechnen wir diese zu ein Viertel der Last (50 Kilogramm), so wird die Hebungsgeschwindigkeit um ein Drittel Meter in der Minute reduziert und die horizontale Geschwindigkeit auf 60 Meter in der Minute herabgesetzt.

Bei allen diesen Berechnungen wurde dauernde Arbeit angenommen, Arbeit, welche das Pferd leisten kann, ohne zu ermüden. Kurze Zeit hindurch kann natürlich das Pferd eine um vielfaches größere Arbeit leisten, kann viel schwerere Lasten trotz viel größeren Reibungswiderstandes eine steile Straße hinaufziehen, oder einen Reiter befördern. Die größte, auf einen Moment konzentrierte Kraftleistung des Pferdes ist der Hochsprung ohne Anlauf. Bei diesem drängt sich die Arbeit nicht nur auf einen Bruchteil einer Sekunde zusammen, sondern beschränkt sich auch auf nur wenige Muskeln des ganzen Körpers, allerdings die kräftigsten. Vorzüglich der größere und kleinere Gesäßmuskel sind es, welche durch ihre plötzliche Kontraktion den Hochsprung veranlassen. Diese Kontraktion erfolgt ruckartig und dauert nur etwa $\frac{1}{5}$ Sekunde. Die dabei geleistete Arbeit kann eine Hebung des Pferdes und Reiters — zusammen im Gewichte von 6 Meterzentnern — um anderthalb Meter bewirken; das ist eine Arbeitsleistung von $5 \times 1{\cdot}5 \times 600 = 4500$ Meterkilogrammen in der Sekunde, also grade neunzig Mal so viel als das Pferd bei dauernder Arbeit, ohne Schaden zu leiden, leistet.

Zwischen dieser kollosalen Instantanleistung eines guten Hunters und der gemächlichen Dauerarbeit eines dickbeinigen Ackerpferdes liegen alle möglichen Übergänge. Es ist klar, daß in einem und demselben Pferde nicht alle wünsch-

baren Eigenschaften vereinigt sein können, und man hat deshalb durch künstliche Züchtung Pferderassen erzeugt, welche für die verschiedenen, vom Pferde verlangten Leistungen geschickt sind. Da sind besonders zwei Gruppen von Rassen zu unterscheiden: solche, bei denen die Behendigkeit, und solche, bei denen die Kraft das Hauptmoment sind, hinter dessen Bedeutung andere Eigenschaften bei der Wertschätzung zurückgestellt werden. Rassen zu züchten, die bei möglichst wenig Futter möglichst viel leisten, hat man systematisch nicht versucht; denn in allen großen Gestüten, welche berühmte Pferde hervorbringen, handelt es sich eben nur um Erzeugung möglichst schöner Pferde ohne Rücksicht auf die Kosten der Fütterung, welche doch schließlich das Ausschlaggebende bei der Wertschätzung bleiben müssen. Unbewußt treiben aber die Bauern schon seit vielen Jahrhunderten gerade diese, ich möchte sagen ökonomische Zucht. Sie füttern ihre Pferde schlecht und verlangen von ihnen möglichst große Arbeitsleistung. Diese Züchtung hat zur Entstehung frugaler Pferde geführt, und solche vor allem sind es, denen die Zukunft gesichert ist.

Der deutsche Bauer brauchte ein starkes und genügsames Pferd: er züchtete die schwere norische Rasse. Der Orientale brauchte ein leichtes und vor allem schnelles Tier: er züchtete die orientalische Rasse. Aus der Mischung dieser beiden haben sich die heutigen Pferderassen gebildet. Ganz reine norische Pferde dürfte es kaum mehr geben, dagegen ist im Orient die orientalische Rasse noch intakt erhalten. Ziemlich reine Orientalen sind auch die englischen Vollblutpferde.

Anfänglich verwendete der Mensch das Pferd für solche Leistungen, für die es von Natur aus geschickt war. Später züchtete er unbewußt, paßte aber immer noch die zu leistende Arbeit dem Pferde an. Erst seit einigen Jahrhunderten hat man begonnen, durch rationelle Zucht umgekehrt die Pferde den Leistungen anzupassen, die von ihnen verlangt werden. Hierin liegt der große Fortschritt, welcher zur Erzeugung der Vollblutrennpferde, der russischen und amerikanischen Traber und der riesigen schweren Pferde, welche in England, Amerika und den englischen Kolonien im Gebrauch sind, geführt hat. Diese Rassen sind einseitig spezialisiert, einseitig in der verlangten Richtung. In dieser übertreffen sie aber auch alles, was im Mittelalter und Altertum von Pferden geleistet wurde.

Großer Kraftleistung im Schritt sind besonders die letztgenannten schweren englischen Pferde, die Cydesdaler angepaßt. Die Länge des Schrittes beträgt 1·4—1·8 Meter, und es werden 70—80 Schritte in der Minute gemacht. Dies ergiebt eine Geschwindigkeit der horizontalen Bewegung von etwa 120 Meter in der Minute oder 7·2 Kilometer in der Stunde. Dies in der Ebene und bei mäßiger Belastung (Artillerie und Kavallerie).

Als Traber zeichnen sich durch ihre außerordentliche Schnelligkeit die Russen aus dem Orlow'schen Gestüt und die bekannten Nordamerikaner aus. Die Schrittlänge beträgt beim Trabe 2·2—3·3 Meter. In der Minute werden bis zu 100 Schritte gemacht, und es wird eine Geschwindigkeit von 250—300 Meter in der Minute oder 15—18 Kilometer in der Stunde erreicht. Die königlichen

Hofwagen fahren mit einer Geschwindigkeit von 22 Kilometern in der Stunde. Die größte erreichte Trabschnelligkeit beträgt 750 Meter in der Minute.

Auf die amerikanischen Wagenpferde hat die Zucht der Schnelltraber einen so günstigen Einfluß ausgeübt, daß seit den letzten 40 Jahren die durchschnittliche Fahrgeschwindigkeit um 30% zugenommen hat.

Der Trab eignet sich für Wagenpferde nicht bloß wegen seiner Geschwindigkeit, sondern vorzüglich auch deshalb, weil er das Pferd verhältnismäßig nur sehr wenig ermüdet. Ausdauernde Traber sind häufig. Auch hierin haben die Amerikaner das Größte geleistet. Es hat ein amerikanisches Pferd eine Strecke von 162½ Kilometern in 583 Minuten trabend zurückgelegt, bespannt mit dem gewöhnlichen leichten Rennwagen. Das ist eine nahezu 10 Stunden andauernde Bewegung von 4646 Millimeter in der Sekunde. Die Maximalgeschwindigkeit bei kurzer Strecke betrug nicht ganz dreimal so viel: 12500 Millimeter in der Sekunde.

Die Schrittlänge des Renngalopps beträgt etwa 3·60 Meter, und es werden etwa 110 Schritte in der Minute gemacht, also eine Strecke von ungefähr 396 Metern zurückgelegt.

Gezüchtet, um eine kurze Strecke im Galopp möglichst rasch durcheilen zu können, sind bekanntlich die englischen Vollblutpferde. Die bis nun erreichte Maximalgeschwindigkeit betrug 863 Meter in der Minute, das ist 14383 Millimeter in der Sekunde. Es ist dies nur um 1/6 mehr als die Maximalgeschwindigkeit des Trabes und ermüdet das Pferd so sehr, daß selbst die ausdauerndsten Renner nur verhältnismäßig kurze Strecken im Galopp zurücklegen können.

Die Kraft und Schnelligkeit, die Genügsamkeit und Intelligenz des Pferdes sind die Eigenschaften, welche dasselbe vor allen anderen Haustieren auszeichnen. Neben dem Pferde kämen nur Esel, Maultier, Ochse, Kamel und Elephant als Trag- und Zugtiere in Betracht. Die drei erstgenannten zeichnen sich bekanntlich nicht durch Intelligenz aus, denn ihr Gehirn steht auf viel tieferer Entwickelungsstufe wie das Gehirn des Pferdes. Überdies fehlt dem Esel die Kraft, dem Maultier die Fortpflanzungsfähigkeit und dem Ochsen die Behendigkeit. Für Völker wie die Montenegriner und Spanier eignen sich allerdings Esel und Maultiere besser wie Pferde, aber wohl nur deshalb, weil die von diesen Völkern bewohnten Distrikte zu unfruchtbar sind, um Pferde zu ernähren — oder ist da vielleicht eine Art Wahlverwandtschaft mit im Spiele?

Vielfach werden Ochsen und Kühe als Zugtiere benützt, aber in der Regel nur dort, wo die Leute zu arm sind, um Pferde zu halten oder wo die Ochsen nach gethaner Arbeit für den Fleischhauer bestimmt sind. Gleichwohl giebt es Arbeiten, für welche Ochsen tauglicher sind als Pferde, wie z. B. für den Transport der wertvollen Cedernstämme durch den australischen Urwald. Trotzdem aber verschwindet die Bedeutung der Ochsen als Zugtiere ganz hinter jener der Pferde.

Obwohl in wasserlosen Wüsten Kamele stets unentbehrlich sein werden, so ist doch auch ihre Bedeutung nicht mit jener des Pferdes zu vergleichen.

Elephanten sind seit langer Zeit als Tragtiere im Gebrauch, und es haben die europäischen Kolonisten im Orient große Leistungen von ihrer Intelligenz und Körperkraft erwartet. Diese Erwartung ist aber keineswegs erfüllt worden, und man ist zur Einsicht gelangt, daß die Leistungen des Elephanten in keinem Verhältnis stehen zu den Kosten ihrer Erhaltung. In Ceylon, dem Elephantenlande par excellence, sieht man nur sehr wenige: überall sind Pferde an ihre Stelle getreten, und die Leute dort versicherten mir, daß zwei tüchtige Pferde mehr leisteten wie ein Elephant.

Wie, wird nun der Leser fragen, kommt aber gerade das Pferd dazu, die oberwähnten Eigenschaften in so viel höherem Maße zu besitzen wie andere Zug- und Tragtiere, daß es sich so viel besser für diese Zwecke eignet als die anderen? Wäre es, wie seinerzeit die Leute glaubten, zu diesem Zwecke erschaffen worden, es könnte seinem Zwecke kaum viel besser angepaßt sein. Die Paläontologie lehrt, daß das Pferd keineswegs so erschaffen wurde, wie es vor uns steht. Sie und die Geschichte zeigen uns, wie es zu dem geworden, was es ist.

Zu Beginn der Tertiärzeit lebte in Amerika ein Tier von der Größe eines mittleren Hundes, welches als der Stammvater des Pferdes angesehen wird. Dieser Eohippus hatte an den Vorderbeinen vier entwickelte und eine rudimentäre Zehe, an den Hinterbeinen drei. Es besaß 44 Zähne und nährte sich von Pflanzen. Seine Intelligenz muß auf einer sehr tiefen Stufe gestanden haben, denn die Gehirnhöhle im Schädel ist außerordentlich klein. Waffen zur Abwehr feindlicher Angriffe besaß dieses Tier keine, und so wurde es wohl von den größeren Raubtieren jener Zeit eifrig verfolgt. Das Heil des Eohippus lag in der Flucht. Nur die flüchtigsten und aufgewecktesten von ihnen konnten fortkommen. Die natürliche Zuchtwahl wirkte also in der Weise auf sie ein, daß sie flinker, stärker und gescheiter wurden. So wurde aus dem Eohippus der schafgroße Mesohippus mit beträchtlich größerer Gehirnhöhle und behenderen Beinen. Die Zahl der Zehen verringerte sich, während die mittlere sich kräftigte und auf ihrer Spitze stehend die Körperlast trug. In dieser Weise entwickelte sich der etwas größere Miohppus, dessen Reste in etwas jüngeren Tertiärschichten gefunden werden, aus dem Eohippus.

Ein Verwandter des letztgenannten, das Anchitherium, lebte in Europa. Sowohl hier wie in Amerika dauerte die Verfolgung dieser Tiere durch Raubtiere an, und die Zuchtwahl fuhr fort, in der gleichen Richtung umbildend auf ihre Nachkommen einzuwirken.

Die drei Zehen des Miohippus berührten noch den Boden und waren behuft. Erst bei Pliohippus, dessen Reste in noch jüngeren Schichten der amerikanischen Tertiärformation angetroffen werden, haben sich die seitlichen Zehen der Hufe verloren und sich soweit rückgebildet, daß sie den Boden nicht mehr berühren.

In den alleroberſten Tertiärschichten erst finden sich eigentliche, der Gattung Equus angehörige Pferde mit nur einer Zehe und zwei Zehenrudimenten (Griffelbeine).

Um diese Zeit breiteten sich die Pferde über ganz Süd- und Nordamerika aus, später gingen sie gänzlich zu Grunde, so daß zur Zeit der Ankunft des Columbus keine Pferde mehr in Amerika lebten.

In Europa gab es während der Glazialperiode zahlreiche Pferdeherden, welche die Steppen bevölkerten, die sich zu jener Zeit im Tieflande ausbreiteten. Als das Klima milder wurde, wanderten diese Pferde zum Teil nach Zentralasien aus, zum Teil blieben sie. Der ausgewanderte Teil erhielt seine Kraft, der zurückbleibende degenerierte.

Um diese Zeit scheinen die Ureinwohner Europas begonnen zu haben, Pferde zu zähmen. Die Degeneration, welche an der geringeren Dicke und Festigkeit der fossilen Pferdeknochen zu erkennen ist, mag wohl auf die Domestikation zurückzuführen sein. Diese Pferde waren nur 135 Centimeter hoch.

Die Menschen in Nordwesteuropa standen damals noch auf so tiefer Kulturstufe, daß sie nicht im stande waren eine bessere Rasse zu züchten, und noch viel später waren die Pferde der Germanen häßlich und klein: so beschreibt sie Cäsar. Erst unter Karl dem Großen begann man größere Pferde zu züchten: die norische Rasse, welche bis nun in dem Clydesdaler Riesen ihren Höhepunkt erreicht hat.

Obwohl die prähistorischen Funde beweisen, daß Pferde in Europa schon seit sehr langer Zeit im Gebrauch waren, so hat doch jedenfalls im Orient die Pferdezucht viel früher zu günstigen Resultaten geführt. In China ritten die Mandarinen schon im Jahre 2155 v. Chr., und bei den Babyloniern und Ägyptern blühte die Pferdezucht, lange bevor die Völker des Westens mit ihnen in Berührung kamen.

Unter den orientalischen Pferden sind jene die berühmtesten, welche auf dem Hochland von Zentralarabien gezüchtet werden und welche sich vor allen anderen durch Schnelligkeit, Genügsamkeit und Intelligenz auszeichnen.

Die durch die fortwährende Verfolgung bedingte Zuchtwahl war es, welche dem Pferde seine Behendigkeit und seine Intelligenz verlieh. Die weiten Wanderungen über ganz Amerika und Eurasien zwangen es zur Genügsamkeit und gewöhnten es, sich ebenso leicht an die Hitze des arabischen Sandes anzupassen wie an den russischen Winter.

Die weitere Entwickelung dieser durch die natürliche Zuchtwahl gelegten Keime verdankt das Pferd dem Einfluß des Menschen. Sobald es domestiziert war, hörte die natürliche Zuchtwahl auf dasselbe zu wirken auf, und die bestimmenden Momente für seine weitere Umbildung wurden der Charakter und die Bedürfnisse der Menschen, die es züchteten. So spiegeln denn die zwei Hauptpferderassen den Charakter ihrer Züchter wieder. In dem schweren, gutmütigen, ausdauernden und starken deutschen Bauernpferde erblicken wir ein Bild des Charakters unserer eigenen, langsam-gemütlichen, schwerfälligen und nicht allzu intelligenten, aber in ihrer Kraft und Biederkeit unüberwindlichen Vorfahren;

und ebenso stellt das leichte, zarte, intelligente und flinke Araberroß die Geistesrichtung des geschäftig-behenden und aufgeweckten, aber physisch wie moralisch schwachen Orientalen dar.

Innsbruck. R. v. Lendenfeld.

Geschichte.

Das politische Glaubensbekenntnis von David Friedrich Strauß.

Seit 1843 lebte der geistvolle Theologe und Kritiker David Friedrich Strauß in Heilbronn; hier war der ausgesetzteste Posten Württembergs gegenüber der demokratischen Bewegung, die von Frankreich ausging, und auch aus dem Leben Schubart's, das Strauß dort schrieb, weht die Luft der Auflehnung. Man sprach von nichts als von Volksrechten und fürstlichem Despotismus, und obwohl Strauß' Natur ohne Sympathie für revolutionäre Ideen war, so ließ er sich doch in das politische Leben hineinreißen. Bisher hatte er wenig oder gar keinen Anteil an politischen Fragen genommen. Jetzt, wo die Wahlen zum Frankfurter Parlament bevorstanden, entsannen sich die Liberalen in Ludwigsburg, der Geburtsstadt von Strauß, ihres Mitbürgers, der als Verfasser des Lebens Jesu in der Theologie, durch seinen Julian in der Politik weltberühmt geworden war, die Radikalen stimmten zu, und im April 1848 konnte Strauß' Wahl in Ludwigsburg als gesichert angesehen werden. Um den Gegnern, die sich zu rühren begannen, wirksamst das Feld zu entziehen, reisten drei Freunde zu Strauß nach Heilbronn, und er gesteht uns, sich dem Verlangen der Vaterstadt zu widersetzen, sei „für seine Gemütlichkeit zu schwer und für sein Herz vollends unmöglich" gewesen. Er reiste mit den drei nach Ludwigsburg und stieg bei Kaufmann Ruoff, seinem Oheime, ab. An verschiedenen Orten des Ludwigsburger Bezirks hielt er Kandidaturreden, von denen er sagt: „Meine früheren und späteren Arbeiten sind sämtlich am Tag oder Abend geschrieben: jene Reden auszuarbeiten, weckte mich der Drang früh 3 oder 4 Uhr, wo sie bei Licht niedergeschrieben wurden und bei Tagesanbruch fertig waren." Die Reden wurden am 17., 20., 22., 23., 24. und 28. April gehalten und finden sich im ersten Bande der „Gesammelten Schriften von David Friedrich Strauß," die Eduard Zeller herausgab, unter dem Titel „Sechs theologisch-politische Volksreden" (Bonn 1876). In begeisterten Worten pries Strauß die Tage, in denen er lebte; ähnlich wie einst Hutten bekannte er, es sei eine hohe Freude, jetzt leben zu dürfen, denn „seit die Welt stehe, seien solche Tage nicht gewesen;" zugleich aber ermahnte er zur Nüchternheit, während alles den Rausch vorzog, zum Maßhalten, während alle Welt nur „vorwärts rennen" wollte, und betonte als höchstes Gut: „Trachtet am ersten nach der Einheit, aber einer deutschen Einheit, also keiner nach französischem Zuschnitt;" er forderte „über den kleineren Häuptern ein Oberhaupt, über Württemberg, Preußen, Bayern u. s. f. ein einiges deutsches Reich! Aber kein machtloser Schatten, wie das alte untergegangene, sondern ausgerüstet mit all' den Ober-

hoheitsrechten, all' den Gewaltmitteln, welche zu kräftiger Handhabung der Einheit erforderlich sind, und welche unsere Fürsten, im Interesse des Gemeinwohls wie ihres eigenen, gewiß jetzt bereit sind, an ihr künftiges Oberhaupt abzutreten." So entschied er die Frage, die alle Köpfe bewegte, ob die künftige Staatsform für Deutschland-Republik oder konstitutionelle Monarchie sein solle, jetzt schon in letzterem Sinne; als Träger dieser Monarchie nannte er Preußen als in allem Österreich überlegen und kerndeutsch, trotz aller seiner Fehler empfahl er mit Paul Pfizer Friedrich Wilhelm IV. als künftiges Bundeshaupt. Von dem Kaiser sagte er: „Unter ihm soll fortan unsere Kriegsmacht stehen, daß er uns schirmen könne gegen den äußeren Feind; er allein soll uns bei den auswärtigen Völkern vertreten lassen, nicht jedes kleine Ländchen soll mehr seine eigenen Gesandten haben, die das Land viel kosten und draußen ohne Ansehen und Einfluß sind. Er wird sich mit einem Reichstag, aus den besten Männern aller deutschen Stämme, umgeben, mit ihnen Ein Gesetzbuch für ganz Deutschland ausarbeiten, daß nicht mehr am Main anders gerichtet werde als am Neckar, nicht mehr an der Donau verboten sei, was am Rhein erlaubt ist; sie werden einerlei Maß und Gewicht, Einen Münzfuß für Deutschland festsetzen, werden mit Einem Zollverbande das ganze Reich umschließen, werden es nicht länger dulden, daß der König von Hannover im Interesse des verwandten Englands, die Hansestädte in ihrem eigenen Sonderinteresse sich von dem deutschen Zollvereine ausschließen." Es waren einfache, ehrliche, überzeugte Ideen, denen Strauß Worte lieh, Ideen, die wir Kinder von 1848 infolge des Jahres 1870 in Erfüllung gehen sahen, und viele pflichteten ihnen bei; die pietistische Geistlichkeit aber entfaltete gegen Strauß eine unermüdliche Thätigkeit, verdächtigte und lästerte ihn, Pfarrer Stolz in Neckarweihingen belog seine Gemeinde, „wenn Dr. Strauß gewählt werde, dürfe man die Kinder nicht mehr taufen, nicht in die Schule schicken, brauche die Bibel nicht mehr, sondern lerne nur Kriegslieder in der Schule." (Adolf Hausrath, David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit, Heidelberg 1878). Das allgemeine direkte Wahlrecht zeigte sich in all' seinen zahllosen Schattenseiten, und Strauß erwähnte derselben später mit den Worten: „Man wird sagen: Er spricht gegen die direkte Wahlart, weil er bei derselben durchgefallen ist. Meinetwegen: weiß ich doch, daß ich, nachdem ich den Hergang mitangesehen, gegen sie sprechen würde, auch wenn ich mittelst ihrer durchgedrungen wäre."

Die Landbevölkerung war so verhetzt, daß Strauß am 29. April durchfiel und der Pietist Christoph Hoffmann gewählt wurde. Seine Freunde wollten nun Strauß in Baden anbringen, und der schwäbische Merkur forderte die Badenser auf, zum Entgelte für Mathy und Bassermann, welche in Württemberg gewählt worden seien, Strauß zu wählen. In der That nahm der „Vaterländische Verein" in Karlsruhe Strauß unter seine Empfohlenen auf, doch war es nicht möglich, ihn in Eppingen-Bretten-Philippsburg oder in Schopfheim durchzusetzen. An einen seiner Bewunderer in Baden, einen jungen Geistlichen in Lörrach, der vor einigen Monaten zu Karlsruhe in hoher Stellung starb, schrieb damals Strauß folgenden Brief, der hiermit zum ersten Male publiziert wird:

„Geehrtester Herr!

Sie haben mir durch Ihr freundliches Schreiben und die Teilnahme, welche Sie darin für meine Bestrebungen an den Tag legen, eine herzliche Freude gemacht. Zwar ob das, was Sie sich zunächst zum Zwecke gesetzt haben — mich in Ihrem Bezirk in die Wahl zu bringen — gelingen wird, ist auch mir mehr als zweifelhaft. Denn allen Umständen nach muß dort der Liberalismus eine ziemlich republikanische Färbung haben: ich aber glaubte mich — so wie ich unsere Verhältnisse ansehe, entschieden für konstitutionelle Monarchie aussprechen zu sollen. Sie haben meine politische Ansicht ganz richtig gefaßt; nur glaube ich, daß sowohl dem Volke gegenüber als auch in einer konstituierenden Versammlung, d. h. überhaupt in einer praktischen Stellung, es nur um dasjenige sich handelt, was praktisch durchführbar ist, nicht um das, was einer in der Idee, unter Umständen, wie sie die jetzige Wirklichkeit nicht bietet, für das höchste hält: und insofern müßte ich mich schlechthin für einen Konstitutionellen erklären. Unterdessen sind vielleicht meine 6 Ludwigsburger Kandidatenreden buchhändlerisch in Ihren Bezirk gelangt; auch hat ja die Karlsruher Zeitung einen Artikel von mir abgedruckt, sodaß also authentische Dokumente meines politischen Glaubensbekenntnisses in Ihren Händen sein werden, noch ehe Sie dieses Schreiben erhalten. Nur glaube ich eben, so wie ich mir wenigstens die dortigen Stimmungen vorstelle, daß es allzu zahm erscheinen wird. Da ist nun nicht zu helfen; wilder bin ich einmal politisch nicht, oder daß ich mich genauer ausdrücke, praktisch bin ich, auch in theologischer Beziehung, behutsamer als man von meinem theoretischen Radikalismus erwarten sollte; aber ich glaube, wir dürfen nicht vergessen, was der Dichter sagt:

Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen ꝛc.

Jedenfalls hat es mich gefreut, durch diese Veranlassung mit Ihnen in Berührung gekommen zu sein; vielleicht giebt es noch Gelegenheit, daß wir uns auch persönlich kennen lernen; inzwischen grüßt Sie herzlich und dankbar

Ihr ergebenster

Heilbronn, 16. Mai 1848. D. F. Strauß.

Nach der Niederlage in Ludwigsburg siedelte Strauß im Juli 1848 nach München über, die Ludwigsburger aber wollten durchaus die Scharte auswetzen und wählten ihn, nachdem er sich am 6. Mai bereit erklärt, fast einstimmig in die württembergische Kammer; er kehrte nach Stuttgart heim, wurde 20. Sept. in die Adreß-, dann auch in die Petitions- und Kirchenkommission gewählt, sogar von einigen zum Kammerpräsidenten vorgeschlagen. Er aber empfand bald großes Mißbehagen und berichtet uns: „Eine radikale Mehrheit überwog, die mich ebensosehr durch die Rohheit ihres Auftretens abstieß, als mir die Reinheit ihrer Absichten zweifelhaft war. Ich sah nur Zerstörungslust, aber wenig Bauverstand; ich konnte mir von aufgeregten Massen unter ehrgeizigen Führern,

bei denen ich ebensowenig politische Einsicht wie politische Tugend zu entdecken wußte, kein Heil für das Allgemeine versprechen." Er stimmte stets in konservativem Sinne, und als er am 16. November gegen die Glorifikation von Robert Blum zu sprechen wagte, als er ausrief: „Wenn der Schuß in das Herz Robert Blum's ein Schuß in das Herz der deutschen Freiheit war, war es nicht diese nämliche deutsche Freiheit, die in Auerswald und Lichnowsky in Stücke gerissen ward?" erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Seine Ludwigsburger Wähler, die immer radikaler geworden, erließen eine Adresse an ihn, um ihm ihr Mißfallen und ihre getäuschten Erwartungen auszusprechen, und nur mit Mühe bewogen seine Freunde den Gelehrten, trotz dieser Erklärung sein Mandat zu behalten. Als aber ein neuer Vorfall ihn verdroß, da riß ihm die Geduld, und er legte am 23. Dezember unter längerer schriftlicher Erklärung sein Mandat nieder, verzichtete auch auf seine Diäten, die ihm für die Kammerthätigkeit zustanden. Seine politische Laufbahn war zu Ende, so ungern ihn selbst König Wilhelm und der Minister Römer scheiden sahen. Anfang 1849 ging er wieder nach München. —

Heidelberg. Arthur Kleinschmidt.

Litterarische Revue.

Der Strom der lyrischen Produktion fließt in Deutschland nach wie vor im breitesten Bette, leider aber würde eine versuchte Goldwäsche nur wenig gediegene Körner aus dem Flußgrunde zu Tage fördern.

An der Spitze der lyrisch-epischen Dichter erscheint der jetzt achtzigjährige, unermüdlich produktive Österreicher Ludwig August Frankl, der bei Bonz in Stuttgart eine neue, allerdings kleinere Gedichtsammlung veröffentlicht hat. Dieselbe beweist, daß sich der Greis die jugendliche Frische der Empfindung zu bewahren gewußt hat und daß die Lebendigkeit seiner Schilderung die alte geblieben ist. Man lese die Romanzen „Ein tragischer König", welche das traurige Geschick Ludwig's II. von Bayern behandeln, oder „Papst Alexander Borgia", welche uns jene berüchtigten Gelage und Tanzorgien, die schon Lenau in seinem „Savonarola" geschildert hat, in den glühendsten Farben ausmalen, um dies bestätigt zu finden.

Ein starkes lyrisches Talent läßt sich dem Epiker Max Böheimb nachrühmen, der die Geschichte des „Königs Sebastian" von Portugal in schönen Versen schildert (Dresden, Hönsch & Tiesler). Wir haben des Dichters schon gelegentlich seiner früheren, meist bei E. Trewendt erschienenen Werke anerkennend gedenken dürfen und jetzt hindert uns an dem Lobe nur die allzugroße Buntheit der Form, welche die echte epische Ruhe zerstören muß. Auch Julius Grosse hat der künstlerischen Wirkung seines neuesten Werkes, des „Volksmliedes", durch den allzuhäufigen Wechsel der nicht einmal stets dem Inhalte der einzelnen Gesänge völlig adäquaten Form Abbruch gethan — was aber will das gegen Böheimb sagen, der in 22 Gesängen auf 138 Seiten 22 Mal die Form wechselt, von den eingestreuten, an sich ganz prächtigen lyrischen Ergüssen abgesehen?! Wenn unmittelbar auf einen in Hexametern geschriebenen Gesang vierfüßige Trochäen folgen, so ist das eine grelle Dissonanz, die den ruhigen Genuß des Dichtwerkes schädigen muß.

Eine interessante, lebendige, anschauliche und farbenreiche Dichtung aus der Zeit des Perikles bietet Franz Wendlandt in seiner „Lampra“ (Norden, H. Fischer.). Der bereits durch einige Novellen, Humoresken und Gedichte gut eingeführte Autor hat seine philologischen Studien über die perikleische Zeit und ihre Kultur hier zu einer anmutigen und fesselnden Erzählung zusammengefaßt, die sich von jener Böheimb's durch die Einheitlichkeit der Form vorteilhaft unterscheiden würde, wenn der Dichter nicht unglückseligerweise die vierfüßigen Jamben gewählt hätte. Bei größeren Werken macht gerade diese Versform in ihrer ruhigen, weichen Komplizität einen ungemein eintönigen und ermüdenden Eindruck, welcher der Wirkung der Dichtung vielleicht noch hinderlicher ist als der bunte Wechsel.

Als ersten Teil einer epischen Dichtung „Laskaris“, die gleichfalls, allerdings in einer späteren Periode, auf klassisch-hellenischem Boden spielt, hat Arthur Pfungst bei Wilhelm Friedrich in Leipzig den Abschnitt „Laskaris' Jugend“ erscheinen lassen. Auch dieser Dichter ist von Haus aus Philologe, man merkt ihm aber den Schulstaub nicht an, und so darf man auf eine gedeihliche Förderung des Werkes hoffen. A. Pfungst hat — da wir uns heute nun mal mehr als sonst wohl mit der Form haben beschäftigen müssen — den fünffüßigen gereimten Jambus gewählt, und das ist eine gute Wahl. Nur sollte sich der Verfasser vor ungeschickten Elisionen wie „Jed' Staubgeborner“ u. dergl. hüten.

August Diehl's „Opfer des Glaubens“ (Kommissions-Verlag von R. Friese in Leipzig), eine Novelle in Versen, behandelt zum tausendunderstenmale den tausendmal behandelten Stoff von der „zwangsweisen“ Gewinnung einer reinen Mädchenseele für das Klosterleben. Die sittliche Empörung des Verfassers ist ebenso berechtigt, wie seine Verse glatt und gewandt sind. Eine sehr hübsche und ansprechende Dichtung aus den Bergen des Harzes, die auch jenen Freude machen wird, die den Brocken und das Ilsethal nie gesehen haben, ist „König Hübich“, ein „Harzmärchen“ von C. Förstner (Quedlinburg, Vieweg), und auch die „Märchen und Träume“ von Anna Goetze „Am Waldesrand“ sind ein liebenswürdiges und anmutiges Büchlein (Wismar, Hinstorff).

Unter den Sammlungen lyrischer Gedichte ragen die Akkorde und Gesänge von Alberta von Puttkamer (Straßburg, Heitz & Mündel) besonders hervor. Die Dichterin, das ist sie in der That, verfügt über eine reiche Skala von Tönen; ihr gelingt gleichmäßig die kräftige, plastisch-anschauliche epische Schilderung wie der Ausdruck des zartesten, lyrischen Empfindens. Der Geist, aus dem heraus sie dichtet, spricht am besten aus den nachstehenden Mottos: „Sprich, damit ich dich sehe“, — Sokrates — und „En tout art, il faut s'arrêter long temps sur le vrai, pour arriver au beau“ — Taine. Nun, die Dichterin spricht zu uns, und wir sehen vor uns eine Frau von reicher Bildung des Geistes und Gemüts. Und daß das Suchen nach Wahrheit sie auch zur wahren Schönheit geführt hat, beweist uns fast jedes einzelne Gedicht des stattlichen Bandes, dessen zwar einfache, aber vornehme Ausstattung mit einem besonderen Lobe bedacht werden muß. Von ungemeiner Kraft der Darstellung ist in der Abteilung „Gestalten“ z. B. das Gedicht „Cäsar Borgia's Flucht“:

„Den Vatikan durchirrt ein dumpfes Rufen —
Was hastet auf den bleichen Marmorstufen
Von dunklen Männern fieberhaft ein Zug?
Die Falten eines Herzogsmantels flammen,
Am purpurnen Gewebe sinkt zusammen
Ein Adler mit geknicktem Flug!

„Das ist des Cäsar Borgia bronz'ne Miene!
Er deckt sich zitternd mit dem Hermeline
Das dämonschöne, fieberwunde Haupt,
Das einst mit Gorgomacht die Römer bannte,
Mit Schreckensblicke Land und Meer umspannte,
Vom blut'gen Lorbeer früh umlaubt . . .“

Nicht minder bedeutend sind: „Nero weint", „die Schlacht am Trasimener See", „Sappho", „Sigilgaïta" u. a. m., während in dem „Weingeigerlein von Brumstedt" u. a. m. ein liebenswürdiger Humor zum Ausdruck kommt. Sehr schön ist auch das Gedicht „der Thränenkrug", welches dieselbe alte Sage behandelt wie Paul Thumann's bekanntes Bild. „Roland's Ruh" erscheint, ohne die Selbständigkeit der Dichterin irgend anzweifeln zu wollen, als eine etwas breite Paraphrase von Strachwitz' prächtigem Gedicht:

König Karl der hielt ein Mahl mit Schall
Im Schlosse zu Paris,
Als auf der Jagd von Ronceval
Roland sein Leben ließ.

König Karl sprang auf in Angst und Zorn,
Er horchte lang und tief:
„Mir ist, als hört' ich Roland's Horn,
Das fern um Hilfe rief!

„Mir ist's, als hört' ich Olifant,
Das hallt aus der spanischen Mark,
Das hallt herüber aus Morgenland
Gewaltig und zauberstark! . . ."

Die Dichterin möge selbst beurteilen, ob nicht diese prägnante, schlagende Kürze weitaus wirksamer ist als ihre breite Ausführung. Es würde überhaupt nichts schaden, wenn sich unsere Romanzendichter mit Strachwitz' Eigenart vertraut machen wollten — sie können viel von ihm lernen! — In der Abteilung „Gesänge" finden sich auch mehrere Oden in antikem Stil. Die klassischen Metren sind völlig korrekt gehandhabt, weshalb aber die Verfasserin vor jede einzelne der vier alcäischen Oden das Schema setzt, verstehen wir nicht, da doch heutzutage jede halbwegs gebildete junge Dame in der Selekta selbst die verzwicktesten Chöre des Sophokles skandieren lernt. Es erinnert dies an Heinrich Heine's köstlichen Diener Hirsch, der, während sein Herr, der Marquis Gumpelino, sich mit Platen's Oden abquält, die „Richtigkeit" der Gedichte an dem mit Kreide auf den Fußboden gezeichneten Schema kontrolliert! Diese kleinen Ausstellungen vermögen selbstverständlich nicht, den bedeutenden Gesamteindruck, welche die „Akkorde und Gesänge" hinterlassen, irgendwie abzuschwächen; die Sammlung gehört zweifellos zu den hervorragendsten der letzten zwei Jahrzehnte.

Aus dem Nachlasse Johannes Nordmann's, des am 20. August 1887 gestorbenen Wiener Journalisten, Schriftstellers und Dichters, hat Em. Ranzoni einen Band „Gedichte" veröffentlicht, welche der Verfasser noch selbst geordnet hat. Nordmann ist ein liebenswürdiges, aber kein scharf ausgeprägtes Talent. Uns sprechen am meisten seine lyrischen Landschaftsbilder an; Nordmann war ein rüstiger Wanderer bis in späte Jahre, und gern folgen wir ihm auch jetzt an den Lago d'Iseo und zum Atternsee, nach Swinemünde und zum Mer de Glace, zur Tamina und nach Cortina, zum Brenner und zur Mendelscharte — man sieht, mit welchem Eifer er der Schönheit der Berge wie des Meeres gehuldigt hat. Welcher Besucher teilte nicht seine Begeisterung, wenn er sagt:

„Willst du mit einem Namen bezeichnen den reizendsten Winkel,
Nenn' ihn Cortina, du hast wahrlich das Schönste genannt!"

und wer, der jemals vom Kalterer Seeweine geschlürft, liest nicht mit zustimmendem Lächeln:

„Wenn draußen in der Sonne lag
Die Landschaft heiß zum Rösten,
Ich wußte mich an solchem Tag
In Kaltern stets zu trösten — —

Sobald die schmucke Kellnerin
Flink, ohne lang' zu fragen,
Den vollen Weinkrug stellte hin,
Zur Labung aufgetragen . . ."

Nun, die Erde, seine Heimat, die er so heiß liebte, mag dem frohgemuten Wanderer leicht sein!

Ein tüchtiges und sehr fruchtbares Talent zeigt sich uns in Richard Zoozmann, der seine bisher erschienenen zahlreichen Gedichte jetzt zu einer Gesamtausgabe: „In Klios und Eratos Banden" vereinigt hat (Norden, H. Fischer Nachfolger). Es ist ein Quartband von beiläufig 333 eng und zum Teil zweispaltig bedruckten Seiten! Auch Zoozmann wartet uns mit einer „Roncevalschlacht" auf, deren erster Vers also lautet — (der Gang der Handlung ist notabene völlig derselbe, wie bei Strachwitz):

„Das war im Thal
Von Ronceval,
Da brauste Schlachtenungewitter.
Das war im Thal
Von Ronceval,
Wo Roland fiel, der theuerliche Ritter!

„Theuerlich" ist in der That eine kostbare Bereicherung der modernen deutschen Sprache!

„Von Heimat zu Heimat". Ein Lebensbuch in Liedern von Gustav Weck (Leipzig, Th. Knaur) zeigt uns ein anspruchsloses, in vielen Sätteln gerechtes Talent und einen tüchtigen Charakter. Eine freundliche Begabung lassen auch die „Gesänge und Balladen" von J. F. Lohmann (Bremen, Heinsius) erkennen, und dasselbe läßt sich den „Weltliedern" von Carl Einsam (Berlin, F. Fontane), dem „Strandgut" von Reinhold Fuchs (Gera, Karl Bauch) und den „Liedern der Treue", Balladen und Gesänge von Emil Wolff (Altona, Reher) nachrühmen. E. Wolff hat sich bereits durch einige, teilweise mit großem Erfolg aufgeführte Dramen, namentlich „Herzog Ernst", vorteilhaft bekannt gemacht. Nebenbei sei bemerkt, daß Fuchs, Böheimb, Pfungst und Wolff sämtlich dichtende Philologen alt- und neuklassischer Richtung sind, sodaß wir unsern Artikel heute füglich mit „Philologenpoesie" hätten überschreiben können. Philologe ist auch Heinrich Vierordt, dessen „Vaterlandsgesänge" sich durch einen frischen, flotten Zug auszeichnen (Heidelberg, Winter), der sich auch in „Abnoba", „Lieder und Bilder aus dem Schwarzwald" von H. Robert (Stuttgart, Bonz) nicht verleugnet. Über die „Gedichte" von Hermund (??) Eiche (Hamburg, O Meißner) ist weder nach der guten noch nach der minder guten Seite viel zu sagen — es ist Durchschnittsware.

Von den Leistungen Jüngst-Deutschlands läßt sich allerdings nicht dasselbe behaupten. Unsere junge Dichtergeneration spaltet sich, soweit sie nicht in ausgetretenen Geleisen wandelt, in zwei Lager, das ästhetisch-revolutionäre und das politisch-gesellschaftlich-sozialrevolutionäre. Jene haben, wenn wir so sagen dürfen, ihren verlegerischen Mittelpunkt bei W. Friedrich in Leipzig gefunden, diese hat vorzugsweise das Verlagsmagazin in Zürich um seine Fahne gesammelt. Daß die stärkeren Talente bei den Sozialrevolutionären zu finden sind, haben wir gegebenen Falles stets hervorgehoben, während allerdings das weitaus größere Tamtamgeschrei von der „ästhetischen" Richtung vollführt wird. Eines aber ist beiden gemeinsam: das unendliche, unbedingte, unfehlbare Selbstbewußtsein, und keiner von allen, der nicht seine Genossen — sich selbst natürlich an der Spitze — als „Lichtgeister" apostrophierte!

Im allgemeinen ist das ja ein harmloses Vergnügen, und so mag es auch Herrn Hermann Friedrichs gegönnt sein, der seine „allegorische" Dichtung „An der Pforte der Zukunft" dem „Lichtgeiste" Georg Brandes gewidmet hat. Die Dichtung behandelt in allegorischer Durchführung den Kampf der „Zukunft", des Lichtweibes", mit der auf einem schreienden Esel daherreitenden „Finsternis", einen Kampf, der so lange hin und her wogt, bis die allsiegende „Liebe" die vermammonte und verpfaffte Menschheit errettet. Teilweise erscheint es, als ob dem Dichter,

denn diese Eigenschaft wollen wir Friedrichs keineswegs absprechen, Platens köstliche Hymne an die Aphrodite vorgeschwebt hätte:

„Inbrünstige, fromme Gebete
Dir, Cypria, send' ich empor,
Indem ich die Stätten betrete,
Die Haine, die heilig zuvor.
Du lächelst noch immer dem Gruße
Der Gläubigen himmlisch und mild —
Nicht konnten die Götzen der Buße
Verdrängen das göttliche Bild . . ."

Der letzte Gedanke wenigstens ist von ihm sehr breit ausgesponnen worden. Muß man es auch anerkennen, daß sich der Dichter bemüht, sein Thema in seiner ganzen geistigen Tiefe zu erfassen, so kann man sich doch nicht mit der cynischen Brutalität einverstanden erklären, welche er bei der Schilderung der Überwältigung der Tugend durch das Laster zur Schau zu tragen beliebt. Das ist wiederum das altgewohnte Übermaß von Cayennepfeffer und Paprika, mit dem Jungdeutschland insgesamt und in allen Verzweigungen seine stark anrüchigen Ragouts — nur allzuhäufig echte Spottgeburten aus den bekannten mephistophelischen Grundstoffen — zu würzen sucht. Man vergleiche nur die geradezu widerwärtigen Schilderungen auf S. 105 ff.

Durchaus auf dem Boden der sozialen Bewegung steht Karl Henckell, ein starkes Talent, dessen wir schon früher anerkennend gedacht haben, ohne deshalb seiner Lebensanschauung im einzelnen zuzustimmen. Er selbst erzählt, wie er sich erst nach langen geistigen Kämpfen zu einer klaren und festen Überzeugung durchgerungen hat, die nunmehr aber unerschütterlich bleiben werde. Und was seine neueste Gedichtsammlung „Diorama" betrifft (Zürich, Verlagsmagazin von Schabelitz), in der etwa ein Jahr des inneren und äußeren Lebens des Verfassers an uns vorüberzieht, so meint er, falls dieselbe für einen oder den andern der Gesinnungsgenossen umsympathisches enthalten sollte:

„Das wär' ein schlechter Magnet,
Der nicht auch abzustoßen versteht."

Die Gedichte Henckell's beschäftigen sich zumeist mit politischen Aktualitäten und zeigen durchweg einen stark satirischen Zug. Ob der Leser über dieselben Behagen oder das Gegenteil empfinden wird, hängt im wesentlichen von seiner politischen Stellung ab, — wir mögen uns an dieser neutralen Stelle nicht in den tobenden Kampf des Tages mischen. Eine kleine geographische Anmerkung müssen wir aber für den Dichter machen. Er schreibt:

„Zu Teltow, zu Teltow im Königreich Sachsen,
Wo sonst nur die kleinen, die feinen Rüben wachsen . . ."

Teltow aber liegt eine Meile südlich vor den Thoren Berlins, im Herzen der Mark, und die köstlichen Rüben sind ein echtes und unerreichtes Produkt gut brandenburgischen Bodens.

Gleichfalls eine Art poetischer Revue oder Rechenschaftsablegung über die inneren und äußeren Erlebnisse eines Jahres sind die „Neuen Lieder Excelsior" von Maurice Reinhold von Stern, denen als Motto die Zeile Longfellow's vorangestellt sind:

**And from the sky, serene and far,
A voice fell, like a felling star:
Excelsior!**

Wie wir ersehen, entstammt der Verfasser einer hocharistokratischen, russischen Adelsfamilie, und eine stürmisch bewegte Jugend liegt hinter ihm. Außer einer Gedichtsammlung „Stimmen im Sturm", hat er bisher mehrere populär-philosophische u. dergl. Schriften veröffentlicht, so: „Der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft. Ein Versuch zur Verständigung"; „das „Anderskönnen", ein Beitrag zur Frage der Willensfreiheit"; „Alkohol und Sozialismus"; seine Lyrik entbehrt weder der Zartheit noch des Feuers. Eine gewisse Ausreifung der Form bleibt zu erstreben.

Ferner liegt uns noch aus dem Schabelitz'schen Verlage ein „Roman" vor: „Glücklich?" von C. Reuling. Es will viel heißen, aber wir gestehen offen, daß uns ein ähnliches Sammelsurium von Trivialitäten und Gemeinsätzen noch nicht vorgekommen ist. Die kindische Art, einen aristokratischen Lebemann dadurch zu charakterisieren, daß man ihn unter Hinweglassung der persönlichen Fürwörter à la Prudelwitz sprechen läßt, deutet auf große Jugendlichkeit des Verfassers, ebenso die Anlage der durchweg auf Schrauben gestellten und trotzdem durchaus nach der landläufigen Schablone gehaltenen übrigen „Charaktere." Theoretische Auseinandersetzungen über Kunst, Politik und Gesellschaft sind überall ungeschickt, aber mit der Prätension überlegener Weisheit eingestreut — durchweg dilettantische Anfängerarbeit, aus der sich keinerlei Hoffnung auf die Möglichkeit einer Entwickelung zum Besseren ableiten läßt. Wenn der Verfasser noch einen anderen Leisten hat, mag er bei dem bleiben.

Zum Schluß möchten wir noch einiger außer Reih' und Glied stehender Schriften gedenken. Sehr hübsche Einfälle enthält die Epigramm-Sammlung „Brennnesseln" von Moritz Goldschmidt (Frankfurt a. M., Knauer). Da heißt es z. B. „Zeitgemäß":

„Baron v. B. ist verlobt? So, so!"
„„Ja, mit einer Million des Kommerzienrats O.;
Die Mitgift ist, wie ich erfahre,
Ziemlich hübsch — erst achtzehn Jahre.""

Und „Theaterkritik":

„Es zeigten sämtliche Ränge
Gestern Abend bei der Première,
Zuerst eine gähnende Menge,
Doch sehr bald eine — gähnende Leere."

Bedeutender und gehaltreicher sind allerdings die „Sprüche und Stachelreime" „Aus der Vogelschau" von Otto von Leixner (Berlin, Hans Lüstenoeder), in welchem die reife, durchdachte, ernste Lebensphilosophie des bekannten Schriftstellers einen so prägnanten wie formvollendeten Ausdruck findet. Das Doppelepigramm „Zwei Standpunkte" mögen sich unsere jungen Dichter zu Herzen nehmen:

I.

Er ist ein feiner Kritikus,
Sein Urteil stets erprobt —
Er hat mit tiefem Kunstverstand
Mein jüngstes Buch gelobt.

II.

Der Schwätzer hat sein Richteramt
Durch Flachheit stets entadelt —
Hat er ja doch mein jüngstes Buch
Mit frecher Stirn getadelt. . . .

In demselben Verlage ist noch eine kleine Schrift von Hermann Schrader erschienen, welche in mehr als 500 Gleichnissen und Redensarten „Das Trinken" behandelt. Es wird bei der trinkfröhlichen Jugend der deutschen Hochschulen und auch den alten Semestern sicherlich Anklang finden.

Litterarische Berichte.

Ein Achtundvierziger. Lothar Bucher's Leben und Werke von Ritter v. Poschinger. Band I. Berlin 1890. Paul Hennig.

In größter Zurückgezogenheit lebt jetzt in Berlin ein bedeutender Politiker, welchem die Nation zu wärmsten Dank verpflichtet ist. Dieser Staatsmann hat dem Fürsten Bismarck einst als treuer Berater zur Seite gestanden und in den Kämpfen um die Einheit Deutschlands eine der wichtigsten Rollen an Bismarck's Seite gespielt. Seine Ideen sind oft als leitende Gedanken zur Ausführung gebracht worden und seine Gedanken waren nur auf die Einheit und auf das Wohl des deutschen Volkes gerichtet. Von Jugend an für die Freiheit und Einheit Deutschlands begeistert, hatte Bucher in den Zeiten der Uneinigkeit der deutschen Volksstämme viel und schwer gelitten. Er erlebte aber auch die hohe Genugthuung, Deutschland groß und mächtig zu sehen; dieses Ziel war sein höchstes Ideal, welchem sein ganzes Leben geweiht war. In dem vorliegenden vortrefflichen Werke von Poschinger wird zuerst die parlamentarische Thätigkeit Bucher's in der National-Versammlung und dann in der zweiten Kammer geschildert. Das erste Mal trat Bucher seinem künftigen Chef Bismarck nach Verlesung der Kgl. Botschaft seitens des Ministerpräsidenten Grafen von Brandenburg, nach welcher die zweite Kammer aufgelöst wurde, persönlich gegenüber. Bismarck richtete an Bucher die Frage: „Was werden Sie nun thun?" „Ich werde wohl über das große Wasser gehen." „Sie meinen, daß Verfolgungen eintreten werden?" fragte Bismarck. „Ja", antwortete Bucher. „Das glaube ich nicht", schloß Bismarck. Nach 15 jähriger mühseliger, aber erfolgreicher litterarischer Thätigkeit wurde Bucher von Bismarck als „sein Mitarbeiter" berufen. — Nach Auflösung der zweiten Kammer traten die Verfolgungen ein. Bucher wanderte, nachdem er in dem Steuerverweigerungsprozeß mit angeklagt war und den Hinkeldey'schen Schatten stets hinter sich sah, nach England aus. In den ersten Jahren seines Aufenthaltes in London machte Bucher unter den ungünstigsten Verhältnissen die Lehrjahre des Korrespondenten durch und vertiefte sich in volkswirtschaftliche Studien, welche später nicht ohne Einfluß auf die Wirtschaftspolitik des Reiches blieben. Neben vielen Korrespondenzen aus England erschienen von Bucher in der Nationalzeitung auch Artikel „über die Sprengung der Klippe bei Seeford", „über L. Napoleon's Leben und Werke", „über das Parlament", „über die Londoner Fondsbörse", über „die Aktenstücke der Wiener Konferenz" u. a. Es giebt wohl keinen politischen Schriftsteller in Deutschland, welcher geistvoller und fesselnder als L. Bucher zu schreiben versteht. Die Leser der Deutschen Revue kennen L. Buchers Feder aus Beiträgen, welche derselbe in der „Deutschen Revue" zu veröffentlichen die Güte hatte; er ist allgemein bekannt als ein Meister des Stils und als der gewandteste und gedankenreichste Publizist der Gegenwart. Auch die politischen Gegner L. Bucher's haben das immer anerkannt. Wer aber persönlich Gelegenheit hatte, mit diesem hervorragenden Politiker und Schriftsteller zu verkehren, rühmt seine Bescheidenheit, sein Wohlwollen und seine Güte für alle, die ihm näher traten. Die Lebensgeschichte dieses Staatsmannes, von einem so bewährten Historiker der neuesten Zeit, wie Poschinger, geschildert, wird alle politischen Kreise zu Dank verpflichten und lebhaft interessieren. Wir werden nach Erscheinen des zweiten Bandes auf dieses Werk zurückkommen, welches für die Gegenwart und für die Geschichte einen besonderen Wert hat.

Ostafrika, der Sudan und das Seengebiet. — Land und Leute. Naturschilderungen, charakteristische Reisebilder und Szenen aus dem Volksleben, Aufgaben und Kulturerfolge der christlichen Mission, Sklavenhandel. Die Antisklavereibewegung, ihre Ziele und ihr Ausgang. Kolonialpolitische Fragen der Gegenwart. Nach den neuesten und besten Quellen. Von Dr. Johannes Baumgarten, Mitglied des Kolonialvereins. Ritter des Roten Adlerordens. Gotha, 1890. Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

Daß das Buch mit dem langen Titel nichts Eignes geben, sondern nur bekanntes wiederholen und dem großen Leserkreis zugänglich machen will, geht schon aus der stolzdurchglühten Vorrede hervor; daraus wäre an sich aber noch kein Vorwurf zu machen; die Kompilation ist eine Art der Thätigkeit, welche einen Schriftsteller auf die Dauer ebensowenig befriedigen kann wie das Uebersetzen oder jede andere Art der Wiedergabe lediglich fremder Gedanken, aber ein kompiliertes Buch, wenn es gut gearbeitet ist, kann großen Nutzen stiften und dem Publikum wie der Fachmännerwelt unter Umständen unentbehrlich werden. Aber das vorliegende Buch ist nicht gut gearbeitet. Der Verfasser meint zwar, „daß seine Arbeit die mühsame Durcharbeitung eines außerordentlich umfangreichen Quellenmaterials voraussetze und eine ganze Reihe bisher in den Kreisen der sogen. Gebildeten wenig beachteter, aber für die

Kulturaufgaben Deutschlands höchst bedeutsamer Gesichtspunkte und Aktualitäten aufs Tapet bringe;" aber er irrt sich. Einer hinter dem andern, wie die Soldaten beim Einzelvorbeimarsch, folgen auf einander die Auszüge aus den verschiedenartigsten und verschiedenwertigsten Schriftstellern. Die langen Ueberschriften und kurzen Vorbemerkungen, welche die einzelnen Abschnitte zu haben pflegen, dienen nicht zur Verbindung, sondern zur Wahrung des äußeren Abstandes. Nur in den wenigsten Fällen macht der Verfasser auf die abweichenden Ansichten der verschiedenen Schriftsteller aufmerksam. Von einer Begründung der Abweichungen, von einer Zurückführung derselben auf die verschiedenen Gesichtspunkte der Autoren ist nirgends die Rede. Die verschiedensten Parteien, Tendenzen und Auffassungen werden dem Leser einförmig vorgestellt, und wer sich zufällig erinnert, einen Gegenstand schon einmal von anderer Seite beleuchtet gefunden zu haben, dem fehlt das Register, um die frühere Stelle aufzusuchen. Daß die Namen bald französisch, bald englisch geschrieben werden, ist nach allem Vorangegangenen nicht weiter erstaunlich. — „Proseliten" (S. 176 letzte Zeile) wird der Verfasser bei keinem Vormann gefunden haben.

K. F.

Lebensbilder. Von Moritz Carriere. Leipzig 1890. Verlag von F. A. Brockhaus.

Eine Reihe interessanter und belehrender Schilderungen und Aufsätze, welche früher hier und da erschienen sind, wird uns in der vorliegenden Sammlung von dem auf so verschiedenen Gebieten bewanderten und durch seine Werke wohl bekannten Verfasser geboten. Es ist ja nicht gerade etwas wesentlich Neues, was wir empfangen; aber die knappe Zusammenstellung des Wissenswerten und die Art und Weise, wie nach eines langen Lebens unausgesetzter Arbeit in einem vielseitig gebildeten Manne die Urteile über die einzelnen, hier geschilderten Personen und Verhältnisse fest geworden sind, gewährt doch manches Interesse. Wir werden ja auch dem Verfasser nicht überall beistimmen können; die zahlreich mitgeteilten Briefe Ol. Cromwell's lassen die psalmodierende Frömmelei des Mannes, der aus angeblich göttlicher Erleuchtung für die Hinrichtung des Königs stimmte, noch widerwärtiger und die Schlußbemerkung als unverständlich erscheinen, im 16., 17. und 19. Jahrhundert sei uns Deutschen ein Cromwell höchst notwendig gewesen. Ebenso wird Bettina von Arnim uns durch des Verfassers Schilderung nicht sympathischer werden; sie bleibt eben eine Schwärmerin ohne litterarischen Wert, und die Erfindung ihres sogenannten Briefwechsels mit Goethe darf man keineswegs mit des letzteren „Dichtung" in seiner Lebensbeschreibung vergleichen. Neben diesen Aufsätzen aber enthält die Sammlung eine Reihe solcher, denen wir unbedingt zustimmen müssen; so z. B. die Schilderung der deutschen Geisteshelden im Elsaß, die Abhandlungen über Börne, Peter Cornelius, dessen Eigentümlichkeit in der Kunst geschickt aus der Eigenart seines Wesens erklärt wird, über Herm Imm. Fichte und Joh. Huber, welchen letzteren wir außer nach seiner theologischen auch nach seiner philosophischen Bedeutung und Wirksamkeit kennen lernen, und auch die in kurzen Umrissen gehaltenen Abhandlungen über Freiligrath und Geibel. Daß uns der Verfasser am Schluß seines Buches in sein eigenes Leben während einer Reihe von 30 Jahren, die er in angesehener und verdienstvoller Stellung und im Verkehr mit vielen berühmten Männern zugebracht hat, einen Blick thun läßt, dafür sind wir ihm dankbar.

C. S.

Die Hygiene der Schönheit. Von Paul Mantegazza. Königsberg, Ostpr., Verlag von Heinrich Matz.

Nicht die Schönheit einer Venus oder eines Apoll von Belvedere will Mantegazza in vorliegendem Bändchen behandeln, denn diese ist erfahrungsgemäß nur einzelnen bevorzugten Sterblichen verliehen; nein, jene Schönheit, welche auf der Gesundheit und einer naturgemäßen Lebensweise beruht und die sich zu erwerben und zu erhalten Pflicht eines jeden ist, denn da wohl jeder normal fühlende Mensch seine Augen mit Vorliebe und Genuß auf einer harmonisch gebildeten Erscheinung ruhen läßt, so sollte er auch selbst stets bestrebt sein, sich den Augen der andern so vorteilhaft als möglich darzustellen. Das erste und hauptsächlichste Erfordernis dazu ist, daß er sich der Gesundheit erfreue, denn was gesund ist, sagt Mantegazza, ist fast schon schön, und jedes Geschöpf ist schön, wie es aus des Schöpfers Hand hervorgegangen. Nur ist's ein anderes um die Schönheit des Kindes, des jugendlichen oder vollkräftigen Menschen und des Greises; jedes Lebensalter hat seine Schönheitstypen, die sehr wohl neben einander bestehen können; nur muß man sich zu jeder Zeit geduldig in das Unabänderliche fügen und z. B. nicht die Rosen der Jugend auf die Wangen zurückrufen wollen, wenn Schnee das Haupt deckt, oder das Haar durch künstliche Farbe und andere Mittel fälschen, wenn die Runzeln des Gesichts den Betrug verraten. Dadurch, behauptet Mantegazza, wird in der Regel nicht nur der beabsichtigte Zweck, eine entschwundene Jugend zurückzutäuschen, verfehlt, sondern in den meisten Fällen das Gegenteil erreicht, indem die Täuschung entdeckt wird und die böse Welt nur allzu gern geneigt ist, dem unter falscher Flagge Segelnden ein paar Jahre mehr anzurechnen, als ihm vielleicht zukäme. Nur die einfachsten und unschuldigsten Schönheitsmittel läßt Mantegazza gelten, vor allem klares, kühles Wasser, sonst nur milde, die Haut nicht reizende Seifen und Fette; ein abgesagter Feind aber ist er aller Schminken, die nur giftige Substanzen enthalten. Ausführlich ist die Pflege des Kör-

pers besprochen, besonders des Haares, das mit fast begeisterten Worten als höchste Schönheit des Menschen gefeiert wird. — Zu einer richtigen Schönheitspflege gehört indes auch die richtige Art sich zu kleiden, und so wird denn auch über die Kleidung des Menschen in bezug auf Stoff und Form des breiteren abgehandelt. Mantegazza erweist sich hier als außerordentlicher Verehrer der Wolle, die er, da von Seide wegen ihres Preises die große Mehrzahl absehen muß, fast allein gelten lassen möchte, und es mag dies ja wohl für das italienische Klima berechtigt sein, für andere Gegenden haben wohl auch Baumwolle und besonders Leinewand ihre Vorzüge. Fr. H.

Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch Ost-Afrika, Reise-Tagebuch von P. Aug. Schynse, herausgegeben von Karl Hespers, Köln 1890. Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem.

Die Schynse'sche Broschüre ist schon vor ihrem Erscheinen bekannt, ja berühmt geworden, aber die hochgespannten Erwartungen, mit denen man infolge der geschickten Verleger-Reklame an das Tagebuch herantreten mußte, haben sich gerechtfertigt. Eine Rückreise vom Süd-Ende des Viktoria Nyanza nach Bagamoyo, auf einem Wege, der uns nachgerade bekannter geworden ist, als viele Gegenden Europas, würde unter allen anderen Umständen eine neue Beschreibung nicht rechtfertigen, und doch ist die Broschüre nicht nur für die Gegenwart interessant, sondern sie wird auch für die Zukunft einen wertvollen Beitrag zur Geschichte unserer Zeit abgeben. Denn der Verfasser schildert als unparteiischer und glaubwürdiger Zeuge das Zusammenreisen Emin's und Stanley's und den Eindruck, den die Wiederberuhigung Afrikas auf die dortigen Völkerschaften gemacht hat; und dieser Geschichtsbeitrag ist um so wichtiger, als dem Verfasser die Gabe der lebenswahren und lebensfrischen Schilderung in nicht gewöhnlichem Grade verliehen ist. Die Thätigkeit des Herausgebers hat sich zum Vorteil des Ganzen anscheinend auf die Sammlung und Ordnung der Briefe und auf die Beifügung weniger Noten beschränkt. K. F.

J. G. Fichte und seine Vorgänger. Von Kuno Fischer. Zweite neu bearbeitete Auflage. (Geschichte der neueren Philosophie Band V). Heidelberg, 1890. Verlag von Karl Winter.

Johann Gottlieb Fichte gehört zu den schwerer verständlichen Philosophen; soll er doch (S. 746) behauptet haben, ihn habe niemand verstanden, während Kant wenigstens von ihm verstanden worden sei. Aber andererseits steht er uns dadurch näher, daß er sich z. B. durch die Reden an die deutsche Nation unmittelbar an das große Publikum wendete, sodann durch seinen Lebenslauf, welcher kampfbewegter war als der Kants. Allerdings kostete auch Kant neun Jahre die Freuden des Hauslehrertums; Fichte, ein armer Webersohn, mußte viele Jahre an den verschiedensten Stellen sein Brot (z. B. S. 259) in ähnlicher Weise verdienen. Referent glaubt, daß die vorliegende Darstellung der Lehren des Philosophen geschickt und zutreffend ist und somit denen empfohlen werden kann, welche nicht Zeit oder Lust haben, F. aus seinen Schriften selbst kennen zu lernen. Wiederholt wird Fichte's Einfluß auf spätere, besonders auf Schopenhauer, nachgewiesen, welcher für F. nur Haß und Verachtung hatte (S. 567, 617, 639, 652, f., 696, 727, 794, 824, 837). Hatte auch der Philosoph seine Entwickelung (im großen lassen sich drei Perioden unterscheiden, S. 324), so ist doch der Sinn und Zweck seiner „Wissenschafts-Lehre" hier völlig klar (S. 627, 644, 804 f., 821 f., 830). Zuerst wird uns in fünf Kapiteln eine Einleitung in die Geschichte der nachkantischen Philosophie gegeben; sodann behandelt das erste Buch den Uebergang von Kant zu Fichte (Reinhold, G. E. Schulze, Maimon, Beck, Jacobi). Das zweite Buch hat den Titel: Fichtes Leben und Schriften (elf Kapitel); das dritte: die Wissenschaftslehre (S. 399 bis 636); das vierte: neue Darstellung und Begründung der Wissenschaftslehre S. 639 f. Darunter Fichte's Ansichten über die Bestimmung des Menschen, die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, seine Anweisung zum seligen Leben, die Reden an die deutsche Nation, sein Universitätsplan. Sodann werden wir über die Veränderung in der Fortbildung der Wissenschaftslehre unterrichtet. Zuletzt giebt der Verfasser eine Charakteristik und Kritik der Fichteschen Lehre. Eine so kraftvolle Persönlichkeit mußte Antipathie und Sympathie lebhaft erregen. Wer ihn nicht leiden kann, soll uns erst beweisen, daß Philosophen verpflichtet sind, liebenswürdiger als andere Menschen zu sein, oder daß er keinen reinen, guten Willen hatte. Sind so manche seiner historischen und praktischen Ansichten antiquiert, und sind wir einer reinen Gedanken-Philosophie im Gegensatz zur Thatsachen-Philosophie überdrüssig geworden, so ist dies der Welt Lauf. Wir werden doch glauben dürfen, daß Fichte's Wirksamkeit nicht vergeblich war; wollen wir unsere Epoche der Romantik nicht missen, so müssen wir Fichte's Einfluß auf sie anerkennen; besonders seine energische Hinweisung auf Pestalozzi. Endlich drang Fichte kühn und beharrlich zum Uebersinnlichen vor, und es kann kein Zweifel sein, daß dies mit zu den wesentlichen Kennzeichen eines wahren Philosophen gehört. B.

Oberammergau und sein Passionsspiel von Karl Trautmann. Zeichnungen von Peter Halm. Bamberg 1890. Buchner'sche Verlagsbuchhandlung.

In der zierlichen und schönen Ausstattung der von K. v. Reinhardstoettner und K. Trautmann herausgegebenen bayerischen Bibliothek

liegt das oben genannte Büchlein als 15. Band derselben vor. Es verdient aus der Flut der Oberammergau-Litteratur hervorgehoben zu werden, da es von dem kenntnisreichen, in bayerischer Geschichte und Litteratur wohl bewanderten K. Trautmann verfaßt ist. Im 1. Kapitel werden wir in den Pfaffenwinkel nach Kloster Ettal von dem landeskundigen Verfasser geführt, wandern dann mit ihm die Landstraße weiter nach Ammergau, werden im 3. Kapitel über die Schauspielkunst in Altbayern belehrt und sofort davon unterrichtet, daß in der berühmten Ammergauer Passion nicht mittelalterliches Schauspiel, sondern die gegenreformatorische jesuitische Dramatik zu finden sei, und erhalten im 4. und 5. Kapitel über das Ammergauer Passionsspiel und seine Schicksale, über die Wandelungen des Textes und die Bühne Auskunft. Auch im letzten Punkte tritt Herr Trautmann mit Entschiedenheit der Ansicht entgegen, daß die vielbewunderte Dorfbühne eine mittelalterliche Erinnerung sei. Er weist darauf hin, daß sie ebenso wie die Kostüme von dem Jesuitentheater und den Prozessionsausrüstungen des 17. und 18. Jahrhunderts abstammen. Die Zeichnungen Peter Halm's sind in Zinkätzungen wiedergegeben und schmücken das auch mit gelehrten Anmerkungen versehene Buch, dessen Umschlagsausstattung schon guten künstlerischen Geschmack zeigt. Q.

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollern'schen Regenten von Friedrich von Klöden. Dritte Ausgabe, bearbeitet und herausgegeben von Ernst Friedel. 3 Bände. Berlin 1890. Weidmann'sche Buchhandlung.

Das erste Auftreten eines Geschlechtes in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise ist nicht allemal so bezeichnend für die Folgezeit gewesen wie das der Hohenzollern in der Mark Brandenburg. Nicht lassen wir uns durch die Großthaten unseres Herrscherhauses während der letzten zwei Jahrhunderte zu solchem Ausspruch verleiten, der Beweis dafür ist durch das Verhalten der ersten Hohenzollern in der Mark erbracht, und mit Recht kann von jedem gebildeten Preußen und Deutschen verlangt werden, daß er gerade davon Kenntnis nehme, um sich zu überzeugen, wie von Anfang an das Recht zu schützen unsere Fürsten bereit gewesen sind. Als Friedrich v. Klöden 1836 und 1837 „die Quitzows" der Oeffentlichkeit übergab, konnte er nicht ahnen, daß aus dem Samen, den, wie er uns berichtet, mit Liebe und Sorgfalt, aber auch mit unermüdlicher Ausdauer, der Burggraf Friedrich von Nürnberg dem verwilderten Boden der Mark aufzwang, des deutschen Reiches Herrlichkeit so bald erwachsen würde. Haben wir uns bisher bemüht, unserer Jugend die Anfänge der römischen Geschichte verständlich zu machen, um wie viel lohnender dürfte es sein, ihr ein Verständnis für das Anwachsen des brandenburgisch-preußischen Staates beizubringen auf Grund von Werken, wie deren F. v. Klöden eines geschaffen. Man mag mancherlei gegen seine „kolorierte Geschichte" einwenden, so viel ist sicher, daß es ihm noch keiner so gut hat nachmachen können, weil kaum jemand sich so in die Zeit der Quitzow's und Friedrich's, des ersten hohenzoller'schen Kurfürsten in der Mark, eingearbeitet hat, wie er. Er schildert „einen der wichtigsten Wendepunkte unserer brandenburgischen Geschichte und unseres Volkslebens, den Verfall der bestehenden Staatsmacht, die Auflehnung gegen das neue Regiment, den ohnmächtigen Kampf gegen dasselbe und den endlichen Triumph des erlauchten Hauses unserer Hohenzollern und des wieder zu Ehren gebrachten Rechts und Gesetzes," und zwar mit einer seltenen Anschaulichkeit und Lebendigkeit, die uns von dem Kampf der Fürstengewalt mit dem nach Unabhängigkeit und Freiheit ringenden Adel ein wahreres Bild entrollen, als dies v. Wildenbruch mit seinen Quitzows gelungen ist. Die von dem Stadtrat Ernst Friedel, einem tüchtigen Kenner märkischer Geschichte, veranstaltete Bearbeitung der „Quitzows und ihrer Zeit" von Klöden sei bestens empfohlen. L.

Bibliotheca Germanorum nuptialis. Verzeichnis von Einzeldrucken deutscher Hochzeitsgedichte und Hochzeitsscherze in Prosa von Mitte des XVI. Jahrhunderts bis zur Neuzeit. Zusammengestellt von Hugo Hayn. Köln a. Rh. 1890. Verlag v. Franz Teubner.

Der durch seine Bibliotheca Germanorum erotica vornehmlich den Bibliographen und Büchersammlern bekannte Verfasser hat in dem vorliegenden Büchlein ein dankenswertes Verzeichnis deutscher Drucke, die gelegentlich der Hochzeitsfeier verwandter und befreundeter Paare seit Mitte des 16. Jahrhunderts in Poesie oder Prosa erschienen sind, zusammengetragen. Es sind sämtlich Privatdrucke und deshalb Seltenheiten, nach dem Inhalt sehr oft Curiosa und Erotica. Unter den Verfassern sind einige berühmte oder wenigstens bekannte Leute, die meisten sind obscur, viele treten anonym oder pseudonym auf. Der bibliographische Fleiß des Herrn H. Hayn ist auch bei dieser Leistung anzuerkennen. Für manche Zwecke wäre die Beigabe eines Registers der in dieser Hochzeitslitteratur auftretenden Familiennamen recht erwünscht gewesen. Q.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XVI.

In der Thronrede, mit welcher König Wilhelm am 9. November 1863 in eigener Person den Landtag eröffnete, hieß es (nachdem zur Beseitigung der schwebenden Zerwürfnisse ermahnt worden war) in betreff der Heeres-Vorlagen:

„Ich habe nicht allein für die innere Wohlfahrt, sondern auch für die äußere Sicherheit des Staates Sorge zu tragen und muß in beiden Beziehungen auf Ihre Mitwirkung rechnen können . . .

Das Heer ist auch nach der Reorganisation, wie Ich dies schon im Jahre 1860 an dieser Stelle ausgesprochen, das preußische Volk in Waffen, und zwar in größerer Wahrheit, denn zuvor; denn während die verstärkte Organisation der Linie eine Erleichterung der älteren Landwehrklassen möglich macht, ist die Gesammtstärke der Landwehr unverändert geblieben. Diese Formation hat sich in den verflossenen Jahren auf Grund der Bewilligungen des Landtages während der Sitzungsperioden von 1860 und 1861 zu einer dauernden Staatseinrichtung ausgebildet, deren Bestand ohne bedenkliche Gefährdung der wichtigsten Interessen des Landes nicht mehr in Frage gestellt werden kann. Die Erkenntnis dieser Gefahr legt Mir die Pflicht auf, Meine nach der Verfassung erforderliche Zustimmung nur einem solchen Staatshaushalts-Etat zu erteilen, durch welchen die Erhaltung der bestehenden Heereseinrichtung sicher gestellt wird. Um den gesetzlichen Abschluß dieser Angelegenheit endlich herbeizuführen, wird Ihnen der umgearbeitete Entwurf eines Gesetzes über die Verpflichtung zum Kriegsdienst vorgelegt werden" u. s. w.

In den während der folgenden Wochen stattfindenden Verhandlungen der Militär-Kommission war es Roon's Aufgabe, den oben bezeichneten Standpunkt der Regierung und die Prinzipien, auf denen er beruhte, gegenüber den neuen, heftigen Angriffen der gegnerischen Majorität unentwegt festzuhalten. Es geschah dies mit derselben Klarheit und Sachkenntnis wie bei den früheren eingehenden Erörterungen. Die Kommission aber hatte ihre Taktik insofern geändert, als sie den vorgelegten Gesetz-Entwurf über die Verpflichtung zum Kriegsdienste diesmal

erst gar nicht in Beratung zog, obwohl ein solches Gesetz vorher — durch das im September aufgelöste Abgeordnetenhaus — ganz ausdrücklich zur Vorbedingung der Beratung des Militär-Etats gemacht worden war. Wohl aber hatte die Kommission das Militär-Budget durch ihre Vorschläge abermals in einer Weise verstümmelt, daß die Ausführung ihrer Beschlüsse nur durch die Auflösung der Armee möglich gewesen wäre; und zwar erfolgten jene Beschlüsse in denselben Tagen, in welchen die Rüstungen gegen Dänemark schon begonnen hatten, und während das Abgeordnetenhaus gleichzeitig (Adresse vom 18. Dezember 1863 in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit) von der Regierung Schritte verlangte (Lossagung vom Londoner Vertrage, Einsetzung des Erbprinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein u. s. w.), die das Vaterland mit allen großen militärischen Mächten Europas in ernste Konflikte verwickelt haben würden. Da war denn Roon vollkommen berechtigt — wie dies namentlich in der Plenarsitzung vom 11. Januar 1864 geschehen ist — dem Abgeordnetenhause Tendenzpolitik vorzuwerfen. „Sie fassen Beschlüsse, welche die Sicherheit des Landes gefährden . . . Wenn die Regierung solchen Beschlüssen Folge gäbe, würden Sie damit übereinstimmen? Ich bin der Ansicht, wenn die Regierung es thäte, so würde sie des schwersten Vergehens gegen die Sicherheit des Landes sich schuldig machen. Sie wissen dies recht gut, ebensogut wie die Regierung, aber Sie dringen darauf durch Ihre Beschlüsse, meinend, daß die Ihnen mißliebige Regierung dadurch gestürzt werden müsse; Sie stellen die Regierung vor die Alternative: entweder kein Budget, oder Ruin der Armee. Sie selbst können gar nicht wünschen, daß Ihren Beschlüssen diese letztere Folge gegeben werde, denn kein Patriot kann es wünschen. Meine Herren! Ich spreche jetzt ein Wort gelassen aus, das vielleicht manchen unter Ihnen verletzt, dennoch erkläre ich, daß ich es nicht unausgesprochen lassen kann, denn es ist die Wahrheit, und es ist gut, daß die volle Wahrheit ausgesprochen werde: Sie treiben Tendenzpolitik mit einem solchen Beginnen. Sie wollen das Ministerium stürzen — und fassen Beschlüsse, welche die Sicherheit des Landes gefährden; Sie treiben Tendenzpolitik, aber nicht bloß in der Beziehung, daß es sich für Sie dabei um den Sturz des Ministeriums handelt, sondern auch in der Beziehung, daß Sie der Regierung die äußere Politik vorschreiben wollen . . . In beiden Beziehungen beabsichtigen Sie etwas, was die Verfassung verletzt . . . Sie sind dabei (bei Ihren Beschlüssen) freilich wiederum in Ihrem formalen Rechte; die Regierung kann Sie deshalb nicht daran hindern. Aber indem ich gegen ein solches Verfahren Protest einlege vor dem Lande, erkläre ich, Sie darin in keiner Weise stören zu wollen. Deshalb will ich mich auf die Erklärung beschränken, hiermit ein für allemal gegen die aus einem solchen Streben hervorgegangenen Absetzungen Widerspruch zu erheben und auf die Bekämpfung der einzelnen Anträge prinzipiell zu verzichten. Ich glaube, es wird damit Ihrem Wunsche, diese Angelegenheit schnell zu erledigen, entgegengekommen. Wollen Sie nun Ihr hohes Spiel im Vertrauen auf den Gewinn, den Ihnen nach Ihrer

Meinung die Zukunft verheißt, fortsetzen: wohlan, so setzen Sie dieses gefährliche Spiel fort." —

Bekanntlich geschah letzteres; schon am 25. Januar wurde daher der Landtag durch Schlußrede des Minister-Präsidenten wieder geschlossen, nachdem das Abgeordnetenhaus die Vorschläge seiner Kommission genehmigt, d. h. den Militär-Etat in der bereits erwähnten Art verstümmelt und das Herrenhaus sich dadurch veranlaßt gesehen hatte, den ganzen Etat zu verwerfen. Ein Budget war also pro 1864 wieder nicht zu Stande gekommen.

Aber auch sonst war die Session gänzlich unfruchtbar verlaufen. Den neu vorgelegten Etat für 1863 hatte das Abgeordnetenhaus gar nicht in Beratung gezogen und einen Gesetzentwurf, welcher den Artikel 99 der Verfassung ergänzen und erläutern sollte, um der Wiederkehr des budgetlosen Zustandes vorzubeugen, hatte es abgelehnt. Dagegen hatte es die Aufhebung der gegen die Presse ergangenen Verordnungen durchgesetzt und noch kurz vor dem Landtags-Schlusse seine Privilegien zu Gunsten einiger Abgeordneten geltend gemacht, welche (während des polnischen Aufstandes) des Landesverrats angeklagt waren und sich in gerichtlicher Untersuchungshaft befanden. Die Regierung hatte diesen Anträgen Folge gegeben mit Rücksicht auf den Wortlaut der betreffenden Verfassungs-Bestimmungen und aus Achtung vor den letzteren, obwohl das Abgeordnetenhaus seinerseits nicht nur bei Verwerfung der zur staatlichen Existenz erforderlichen Militär-Kredite fortgesetzten Mißbrauch mit seinem ihm formell zustehenden Geldbewilligungsrechte getrieben, sondern sogar die Zustimmung zu einer Anleihe (von 12 Millionen Thaler) verweigert hatte, deren die Regierung des Königs zur Durchführung der Bundes-Exekution in Schleswig-Holstein und der damit zusammenhängenden kriegerischen Aktion bedurfte. — —

Bekanntlich ließ sich aber das Ministerium trotz jener systematischen Feindseligkeit der Abgeordneten-Majorität nicht irre machen in der Durchführung der ihm durch den Willen des Königs und die politische Lage zugewiesenen Aufgaben.

Sich stark fühlend durch das volle Vertrauen ihres Monarchen und die sie beseelende glühende Vaterlandsliebe, sowie in voller Einsicht der Wichtigkeit ihrer Entschließungen für die ganze Zukunft Preußen-Deutschlands — war und blieb die Regierung entschlossen, auf Grund der bestehenden Gesetze die ihr zustehende Exekutiv-Gewalt auch anzuwenden, d. h. wirklich zu regieren; und ist allmählich dazu gelangt, ein treues, gewissenhaftes und kräftiges Regiment herzustellen, sowie manche Schäden der inneren Zustände nach und nach wieder auszuheilen. — Vorläufig trat jedoch die Erledigung aller Fragen der inneren Verwaltung ganz in den Hintergrund im Vergleich zu den wichtigen Entscheidungen, welche in betreff der schwebenden deutschen und auswärtigen Angelegenheiten zu treffen waren. Diese hatten den Minister-Präsidenten und nicht minder den Kriegsminister in den letzten Monaten schon viel lebhafter als alle Verfassungs-Wirren beschäftigt und forderten nunmehr die volle energische Thätigkeit dieser leitenden Männer während des begonnenen Jahres 1864.

Durch den plötzlichen Tod des Königs von Dänemark war die seit 1848 gewissermaßen versumpfte schleswig-holsteinische Verfassungsfrage, als der würdige Deutsche Bund auf Preußens Anregung sich soeben angeschickt hatte, ihr mit der hergebrachten Vorsicht „im Exekutions-Verfahren" einigermaßen ernstlich zu Leibe zu gehen, ganz unerwartet akut geworden; und noch unter den Augen des am 25. Januar geschlossenen Landtages, ja unter dem lärmenden Widerspruche desselben, waren bekanntlich alle die politischen und militärischen Schritte erfolgt, welche schon am 1. Februar — zum atemlosen Erstaunen, ja Entsetzen des deutschen Philisters und der europäischen Kabinette — die vereinten preußischen und österreichischen Waffen über die Eider führten. Nachdem der Feldzug begonnen, galt es nun dafür zu sorgen, daß „kein Fuß breit deutscher Erde verloren gehe und ebenso kein Titel deutschen Rechtes geopfert werde."

Die große Schnelligkeit und Ordnung, mit welcher die Mobilmachung der preußischen Truppen sowie ihre Zusammenziehung und Beförderung nach dem Kriegsschauplatze sich vollzogen hatte, bildete einen sehr erfreulichen und bemerkenswerten Gegensatz zu den früheren Mobilmachungen. Hierzu kam, daß unter den Kompletierungs-Mannschaften der ins Feld gestellten preußischen Truppen (ca. 37000 Mann mit 110 Geschützen) sich nur 3000 Landwehrleute befanden, während nach der früheren Organisation etwa 20000 derselben hätten einberufen werden müssen; und daß von den zwölf mobil gemachten preußischen Infanterie-Regimentern acht zu den neu formierten zählten.

Hatte Roon damit schon bei Eröffnung des Feldzuges einen neuen Beweis für die erhöhte Schlagfertigkeit der Armee und der von ihm durchgeführten Heeres-Reformen geliefert, so lagen auch in seiner Hand alle weiteren Maßnahmen, welche während des ganzen Feldzuges zu treffen waren, um die gute Verpflegung der alliierten Truppen sowie reichliche Nachschübe sicher zu stellen. Durch die vorsorgliche und energische Thätigkeit, welche das Kriegsministerium hierbei unter seiner Leitung fortgesetzt entwickelte, hat Roon die nötigen Grundlagen nicht nur für den Beginn, sondern auch für den glücklichen Fortgang der siegreichen Operationen geschaffen.

Aber auch auf den Gang der Operationen selbst hat er während dieses Krieges einen sehr erheblichen Einfluß ausgeübt, da er der erste militärische Ratgeber des Kriegsherrn war und der Chef des Generalstabes der Armee damals noch keineswegs die maßgebende Stimme hatte, welche ihm bei den späteren Feldzügen, in denen der König die Armee ins Feld begleitete und persönlich kommandierte, eingeräumt worden ist. Auch blieb während dieses dänischen Feldzuges, mehr als bei irgend einem anderen der neueren Zeit, die militärische Thätigkeit der Armee fast unausgesetzt den hemmenden Einwirkungen der damals bekanntlich ganz ungewöhnlich verwickelten politischen Lage unterworfen. Diese überwinden zu helfen, dazu war der Rat und Einfluß Roon's ganz besonders geeignet, weil die Einsichten des Militärs und Staatsmannes sich in seiner energischen Person vereinigten, auch dem die Politik leitenden Minister von Bismarck damals niemand so vertraut war und so nahe stand wie er. Indem beide Männer, beständig

Hand in Hand, zielbewußt vorwärts gingen und sich in ihren Leistungen glücklich ergänzten, gelang es, den von Dänemark mit kurzsichtiger Zähigkeit fortgesetzten Kampf so zu Ende zu führen, daß er den Siegern schließlich das volle Recht gab, über Schleswig-Holstein in Gemäßheit der Waffenentscheidung zu verfügen; und welch' eine gewichtige Grundlage dieser Erfolg der ferneren Entwicklung der preußischen Politik — der inneren sowohl wie der äußeren — während der nächsten Jahre gegeben hat, das bedarf heute nicht mehr der Erörterung.— —

Der Verlauf des deutsch-dänischen Krieges selbst ist durch das unlängst erschienene Werk des großen Generalstabes in eingehender Weise geschildert worden. Dort ist bereits hervorgehoben, wie erheblich auch diejenigen Erfahrungen, welche auf allen militärischen Gebieten damals gemacht wurden, den nachfolgenden großen Kriegen zu gute gekommen sind; ganz besonders hatte auch die von Roon geleitete Heeres-Verwaltung zahlreiche neue Erfahrungen zu machen und später zu verwerten. Das Generalstabswerk hat zwar die Einwirkung des Kriegsministeriums während des Feldzuges auch schon vielfach erwähnt, mußte sich aber natürlich, seiner Aufgabe entsprechend, vor allem mit der Darstellung der eigentlichen Operationen und der mit diesen in Zusammenhang stehenden strategischen und taktischen Beziehungen und Erfahrungen beschäftigen; um seine Angaben zu vervollständigen, wird es sich daher rechtfertigen, aus den hinterlassenen Papieren hier noch einige eigenhändige vertrauliche Korrespondenzen hinzuzufügen', aus welchen der Umfang von Roon's persönlich mitwirkender Thätigkeit während der bezeichneten Episode ersichtlich wird und auch sein großer Einfluß auf die politisch-militärische Leitung des Feldzuges näher gewürdigt werden kann. —

Bekanntlich unterzeichneten Herr von Bismarck-Schönhausen und Graf Károlyi am 16. Januar 1864 das Protokoll, durch welches die Ausdehnung der Operationen der preußisch-österreichischen Truppen auf das Herzogtum Schleswig formell vereinbart und damit der Krieg sehr wahrscheinlich ward. Verabredungen in betreff der Versammlung der alliierten Truppen waren schon vorangegangen; und hierauf bezieht sich nachstehende Zuschrift Bismarck's an Roon:

Berlin, 12. Januar 1864.

Ich habe plötzlich Angst, daß das Eis zu früh schmilzt, und daß die Oestreicher, wenn ihre Truppen wirklich, wie sie behaupten, jeden Tag aufbrechen können, und ihnen vielleicht mehr Eisenbahnmaterial zu Gebote steht als uns, früher als wir an der Eider eintreffen könnten. Das würde dann Seiner Majestät unangenehm sein. Ist es nicht am Besten, die 5tägigen Eisenbahn-Vorbereitungen zur Abfahrt von Minden (zum Transport der 13. Division — d. H.) sofort zu treffen, damit am 17. oder 18. sicher gefahren werden kann? Sollte die ganze Operation, quod Deus avertat, in's Stocken gerathen, so hätten wir die Kosten vergeblich aufgewendet, und die Division stände an der Elbe statt an der Weser; das wäre so schlimm nicht, wie im anderen, doch wahrscheinlicheren Falle die Verspätung. Oder sind vielleicht die Anordnungen schon getroffen? Dann habe ich nichts gesagt und revoziere diese Tinte. Nach den Äußerungen des Königs gegen Sie zweifle ich nicht, daß die Sache ihren Gang geht. Nach Hannover

(wegen Harburg) habe ich nicht geschrieben, da Sie schließlich der Sicherheit des Elb-Ueberganges wegen Wittenberge vorzogen.

Ihr

v. Bismarck.

* * *

General Frh. von Manteuffel an Roon.

Berlin, 17. Januar 1864.

Ew. Excellenz berichte ich gehorsamst, daß der König das Commando der jungen Garde-Division an Generallieut. Mülbe oder Generallieut. Zastrow geben will . . .

Ich soll morgen 1/4 11 Uhr zum Könige kommen. Ew. Excellenz haben wohl die Güte mir Ihre Instruction hierneben zu bemerken und mir den Brief morgen früh wieder zu schicken.

Die Instructions-Entwürfe, die Ew. Exc. mir haben zugehen lassen, habe ich noch nicht vom Könige zurück. Der Passus in Betreff des Einschreitens gegen Sächsische und Hannöver'sche Truppen kann wohl nur durch direkte Ordre an die Generale gehen und muß nach meiner Ansicht den Charakter einer geheimen Vollmacht haben. Morgen früh will der König die Sachen schicken und ich überreiche sie Ew. Exc. dann gleich. Ist bei diesen Verhältnissen, da die Brigaden Canstein und Gondrecourt bis zu Antritt des Ober-Commandos unter General v. Hake's Befehl stehen, es nicht am besten, wenn der Feldmarschall auch schon am 20. das Ober-Commando antritt?

In sehr herzlicher aufrichtiger Verehrung

E. Manteuffel.

* * *

Berlin, 20. Januar.

Ew. Exc. benachrichtige ich gehorsamst, daß Se. Maj. der König gestern mir gesagt haben, daß Se. K. Hoheit der Kronprinz in das Hauptquartier des Feldmarschalls zu gehen wünschten . . . Dem General Mülbe wollen Se. Maj. das Commando der mobilen Division geben . . . Ich bemerke auch gehorsamst, daß ich bis jetzt noch nichts über die Mobilmachung des Garde-Husaren-Regiments habe und daß, soviel ich mich erinnere, Ew. Exc. auch noch von einer Batterie sprachen . . . .

Nach dem Schreiben des Generals v. Hake scheint die Sache zu beschleunigen. Ueber Marschdirektion an die Garde-Truppen würde ich in den Ordre-Entwürfen nichts sagen sondern weitere Bestimmung vorbehalten und nur erwähnen, daß die Division erst am Tage des Ausmarsches unter Befehl des Generalfeldmarschalls tritt.

E. Manteuffel.

* * *

Berlin, 29. Januar 1864.

Ew. Exc. hätte ich gern heute auf dem Balle gesprochen. Mir will es nicht in den Kopf, daß England, nachdem Preußen dem Drängen der eigenen Kammer, dem Drängen der Presse und Democratie des Landes, dem Drängen des Deutschen Geschrei's, dem Drängen sämmtlicher Deutschen Staaten, der Abstimmung

am Bundestage widerstanden hat, um den Boden des Vertrages von 1852 aufrecht zu erhalten, jetzt an Preußen eine categorische Frage thut, was es thun würde, wenn es Schleswig eingenommen. Graf Bernstorff ließ einmal den Englischen Gesandten 3 Tage auf eine Antwort warten, und nachdem er sie gegeben, kam der Englische Gesandte und sagte, er könne sie nicht verstehen. „Ja," antwortete Graf Bernstorff (ich meine den alten, unter Friedrich Wilhelm dem Dritten) — „ich habe auch drei Tage nachgedacht, um sie so zu fassen." Ich sollte denken, die Antwort müßte jetzt ähnlich sein und Verwunderung über die Frage aussprechen, nachdem man sich vergeblich 8 Tage den Kopf zerbrochen, um die Motive zu ihr zu ergründen. Dem Drohen fremder Mächte eine doch gewissermaßen bindende Erklärung zu geben widerspricht dem Nationalgefühl; ich sollte nicht meinen, daß England gleich und ohne sich mit Frankreich geeinigt zu haben, wozu doch auch noch Zeit gehört, Krieg ankündigt. Inzwischen aber haben wir mit Gottes Hülfe geschlagen und gesiegt und dann ist die ganze Situation im Innern und nach Außen geändert. Ich glaube die Differenz zwischen König und Ministerium besteht nur in einem Wie und nicht in einem Was, und glaube, daß man noch ein der Königlichen Auffassung entsprechendes Wie finden kann.

Diese Sentiments trage ich Ew. Exc. noch um Mitternacht vor und nur Ihnen, nicht anderwärts, Ich bin sehr müde.

In treuer Verehrung

E. Manteuffel.

* * *

30. Januar.

Ew. Exc. melde ich gehorsamst, daß ich mit dem 11 Uhr-Zuge zur Armee gehe, um doch auch im Feuer gewesen zu sein bei meinen grauen Haaren. Se. Majestät hatten es mir längst erlaubt, haben aber heute früh die Entscheidung noch vorbehalten; vorher aber wollte ich nicht gern darüber sprechen, damit Ew. Exc. mich nicht in den schweren Streit der Pflichten gegen Pflichten setzten . . . .

Sollte mir etwas Menschliches passiren, so nenne ich Oberst Treskow als meinen Nachfolger und empfehle Oberstlieut. Vegesack aus voller Ueberzeugung auf das Dringendste . . . Und nun sage ich Ew. Exc. Adieu und bitte den lieben Gott, daß er Ihnen Kraft und Gesundheit verleihe in der schweren Zeit, wie er es bisher gethan, und daß wir uns ohne kummervollen Blick wiedersehen.

In sehr aufrichtig herzlicher Verehrung

E. Manteuffel.

* * *

Bismarck an Roon.

Berlin, 1. Februar 1864.

Mit herzlichem Danke remittire ich die Anlage. Einigkeit mit Wien über Fassung der Antwort an England noch nicht hergestellt. Morgen vielleicht Conseil, nach unserer Besprechung.

Wrangel muß m. E. schleunig angewiesen werden, die zwischen Holstein und Schleswig streitigen Theile, welche die Sachsen nicht besetzt haben, für uns fest-

zuhalten, insbesondere Kronwerk und Bahnhof bei Rendsburg. Von Frankfurt aus ist der Bund schon darüber her, und Sydow sehr dafür (!) das den Bundestruppen einzuräumen, was sie einzunehmen nicht wagten und wollten, weil sie fürchteten dann auf Widerstand zu stoßen und unsere Reserven heranziehen zu müssen. Die Oertlichkeiten sind für uns auch militärisch wichtig, und wir wissen nicht, ob wir mit den Sachsen auf dem Fuß bleiben, daß wir unsere Verbindungen in ihren Händen lassen können. Geht es nicht, daß wir in Besitz der anderen holstein'schen Bahnhöfe, und namentlich in dem von Kiel bleiben?

Ist es denn wahr, daß Wrangel seine Truppen „Armee von Schleswig-Holstein" amtlich titulirt? Das wäre politisch ganz unzulässig und eine nutzlose Herausforderung der fremden Mächte.

Ihr v. B.

Nachschrift.

Soeben geht mir ein Telegramm zu, daß ein Graf Baudissin in Gettorf (Schleswig), nachdem unsere Truppen Eckernförde genommen, den Herzog Friedrich in Gemeinschaft mit andern Mitgliedern der Ritterschaft als Souverän proklamirt habe. Der Feldmarschall darf dies zwar seiner Instruktion gemäß nicht dulden. Aber es empfiehlt sich vielleicht, ihn telegraphisch (chiffrirt) wiederholt zu ersuchen, daß er mit aller Entschiedenheit gegen diese Demonstration einschreitet und ihre Wiederholung bei Strafe verbietet.

Ihr v. Bismarck.

Roon antwortete auf obiges:

„Nach den beifolgenden Dispositionen des Prinzen Friedrich Karl (4 Anlagen) ist es nicht wahrscheinlich, daß Ihr Telegramm die Wahrheit sagt. Eckernförde ist heute noch nicht genommen und Gettorf stark von uns besetzt. Wrangel ist in oder vorwärts Rendsburg bei den Oesterreichern, die Telegraphendrähte bei Rendsburg von den Dänen zerstört. Von Kiel nach dem Hauptquartier des Prinzen geht kein Draht. Ich werde sogleich an Wrangel schreiben. Der Prinz, der sein Hauptquartier heut in Hohenlieth, $^1/_2$ Meile von Gettorf hat, würde Demonstrationen nicht dulden. Die Anlagen erbitte ich morgen zurück!"

v. Roon.

Die erwähnten Anlagen bestehen aus einem Berichte des Prinzen Friedrich Karl, datirt Kiel, den 31. Januar, welchen dieser eigenhändig direkt an den König erstattet (nebst Marsch-Dispositionen ꝛc. für den 1. Februar), und welchen der König an Roon überwiesen hatte. In diesem Berichte heißt es u. a.

„Die Truppen sind wohlauf . . . Der Schnee liegt noch. Wir haben 4° Kälte gehabt, aber unter Mittag taute es auf den Straßen der Stadt.

Kiel ist durch die preußischen Soldaten erobert worden, womit ich sagen will, daß das ursprüngliche Mißtrauen der Einwohner geschwunden ist. Die Einwohner grüßen sehr höflich und schon gestern hatte Kiel wieder alle Flaggen aufgezogen.

Der preußische Consul hat sich uns mehrfach nützlich erwiesen. Ich habe hier das Gerücht ausgesprengt, daß der Kronprinz und der Feldmarschall morgen Abend hier Quartier nehmen werden und die Quartiere machen lassen; desgleichen, daß am 2. oder 3. die unter meinem Befehl stehenden Truppen von ihnen inspicirt werden sollen. Niemand ahnt unser morgendes Vorgehen.

Im Hafen von Eckernförde lagen bis heute früh 2 Kriegsschiffe, wobei Thor. Andere werden heute erwartet. Um mit diesen ein ernstes Wort zu sprechen, habe ich drei 6pfünd. Batterien gegen den benannten Hafen dirigirt. Die Dänen sind aber sehr vorsichtig, werden wahrscheinlich immer Dampf machen oder haben und sich in diesem Falle schleunig entfernen. — Ich kann natürlich nicht wissen, inwiefern meine Maßregeln zu dieser und zur Ueberraschung der Vortruppen gelingen werden, doch hoffe ich Gutes. Der bürgerliche Verkehr nach dem Feinde hin ist natürlich noch nicht unterbrochen, also Verrath leicht. —

Die Befehle, welche gestern der Feldmarschall (in Bordesholm) gab, und die vielen Kleinigkeiten, die er vortrug, waren eigentlich unverständlich. Hernach hatte ich eine kurze Unterredung mit General von Falkenstein, wo Nachstehendes festgesetzt wurde:

1. das Vorgehen des preußischen Corps am 1. Februar nach Harzhof und Gegend;
2. am 2. ist mein Auftrag, die Befestigungen bei Kochendorf und Holm zu überwinden, die Passage durch Eckernförde frei zu machen und bis gegen Missunde vorzugehen.
3. Am 3. die Bewältigung von Missunde.
4. Am 4. oder womöglich in der Nacht zum 4. der Brückenschlag.

Ich werde suchen Ew. Majestät während der Gefechte durch Telegramme Nachricht von wichtigen Ereignissen zugehen zu lassen.

Das Blut der Soldaten werde ich schonen und alle Befehle Ew. Majestät gewissenhaft im Auge haben und befolgen . . . —

* * *

Das am 1. Februar Vorm. 11 Uhr 46 Minuten eingegangene Telegramm des Feldmarschall Wrangel lautete (datiert „von dem Felde nördlich des Kronwerks Rendsburg"):

Die alliierte Armee hat heute 7 Uhr Vormittags mit ihren Spitzen die Eider überschritten. —

* * *

General Vogel von Falckenstein (Chef des Generalstabes der alliierten Armee) an den Kriegsminister von Roon.

H.-Qu. Damendorf, 5. Februar 1864.

Ew. Exc. geehrtes Schreiben beantworte ich erst heute, da nach Empfang desselben Ihnen anderseits die Berichtigung über die Proklamation des Herzogs von Augustenburg in Eckernförde sogleich zugeschickt worden ist. Bis jetzt sind alle Operationen ganz befriedigend ausgeführt worden, von großer Entscheidung

wird der morgende Tag sein. Gelingt unser Vorhaben, dann dürften Sie in kürzester Zeit gute Nachricht erhalten, wo nicht, dann würden wir noch ein schweres Stück Arbeit vor uns haben, das nicht in Einem Tage zu vollenden sein wird, „die Ueberwindung der Dannewerke", von wo aus wir seit dem 3. täglich mit einigen 84pfündigen Geschossen begrüßt werden.

Der politische Teil unserer Mission soll aufs entschiedenste durchgeführt werden, ob Schwierigkeiten sich notwendig dem entgegenstellen müssen, das lassen Sie sich von Herrn von Bismarck einfach mit ja oder nein beantworten — ein Mehreres zur Zeit nicht. — Es geht über menschliche Begriffe es zu fassen, welche Schwierigkeiten schon bis jetzt meinerseits zu überwinden gewesen sind um unser Vorgehen nur nicht zu Schanden zu machen. (Diese Bemerkung bezieht sich, wie aus andern Zuschriften hervorgeht, auf die großen Schwierigkeiten bei dem dienstlichen Verkehr mit dem alten Feldmarschall. — d. H.)

Gott sei Dank! finde ich für unsere militärische Operation allgemeine Unterstützung und zwar in der ersten Linie bei S. K. H. dem Kronprinzen, dem Prinzen Fr. Carl und dem General Gablenz und so hoffe ich die Scylla zu überwinden ohne in Charybdis zu fallen.

Ew. Exc. lege ich ans Herz durch Nachsendung von Truppen für unsere Position im Rücken zu sorgen. Rendsburg ist schon sehr stark von den Sachsen besetzt, diese wollen auch Kiel wieder besetzen, beide Orte dürfen nur allein in unsern Händen sein. —

Derjenige Theil Schleswigs, der von uns besetzt worden, ist ganz ausgesogen, es ist kein Fuhrwerk zu bekommen. 4000 in Holstein requirirte Wagen sind in Bewegung, um unsere Verpflegungs- und sonstige Kriegs-Bedürfnisse nachzufahren, die Wege oft grundlos, ein Nachfahren von Bivouakholz und Lagerstroh ist undenkbar, man legt sich, soweit es geht, in Alarmhäuser und nimmt für den Bivouak was man bekommen kann. Der diesjährige Februar erinnert mich lebhaft an den vom Jahre 1814 nur mit dem Unterschiede, daß die Verpflegung bei uns bis jetzt eine außerordentlich gute ist . . . . . .

* * *

Feldmarschall Frh. von Wrangel an Kriegsminister von Roon.

Flensburg, 11. 2. 64. Nm. 2 Uhr.

Verehrte Excellenz und lieber Freund.

Haben Sie meinen herzlichen Dank für Ihr vertrauliches Schreiben vom 6. d. M. — worauf ich zu erwidern die Ehre habe, — daß mein politisches Verhalten hier im Herzogthum Schleswig aus dem heute früh an S. M. des Königs abgesandten Telegramm — u. aus meinem auch unter dem heutigen Tage abgesandten Bericht — deutlich zu ersehen ist. —

Wie ich übrigens über unsere politische Lage denke, das habe ich in einem Schreiben an des Königs Majestät einige Tage vor meiner Abreise von Berlin eingereicht, von diesem Schreiben hat der König auch am Minister v. Bismarck

offizielle Kenntniß gegeben; auch heute denke ich noch so, wie ich es in dem Briefe dargelegt habe —, nichts desto weniger werden meine militärischen Handlungen so bemessen — wie es der Wille und Befehl des Königs ist — und dann werden Sie auch mit mir zufrieden sein.

Gott befohlen. — v. Wrangel.

* * *

Bismarck an Roon. (Berlin 15. Februar 64).

Unter obwaltenden Umständen billigt der König meinen Antrag, daß Wrangel Befehl erhalte, die Gränze von Jütland nicht zu überschreiten, ehe das Einverständniß mit Oestreich herbeigeführt ist. Um es herbeizuführen, schreibe ich nach Wien.

Der König erwartet Ihren Vortrag wegen telegraphisch an Wrangel zu gebenden, aber streng zu secretirenden Befehls.

Ihr v. Bismarck.

Roon erstattete diesen Vortrag noch selbigen Tages, aber wegen vorgerückter Stunde schriftlich. In dem bezüglichen Schreiben, durch welches er die zu chiffrierende Depesche zur Genehmigung vorlegte, fügte er hinzu: „Da unsere Vortruppen heute schon in Hadersleben sind, so ist Gefahr im Verzuge, und es wäre daher sehr wünschenswerth, wenn das Telegramm noch heute abginge."

Dies Telegramm ging auch noch am selben Abende im Hauptquartier (Apenrade) ein und erregte dort, wo man die politische Situation nicht vollkommen zu übersehen vermochte, die militärische Lage aber voll auszunutzen strebte, sehr lebhaftes Mißvergnügen. Das Werk des großen Generalstabes hat (auf S. 230 und 231) des Telegrammes und seiner Entstehungsgeschichte Erwähnung gethan, sowie der Gegenvorstellungen des Ober-Kommandos, und auch des auf Allerhöchsten Befehl ergangenen Schreibens des Kriegsministers, in welchem das vorläufige Verbot wegen Überschreitung der jütischen Grenze noch einmal schriftlich wiederholt ward (S. 235). Dagegen verschweigt das Generalstabswerk die persönlichen Reklamationen, welche der greise Feldmarschall in dieser Angelegenheit in einer der nächsten Nächte (von Hadersleben aus) telegraphisch nach Berlin und zwar direkt an den König gerichtet hat. Der alte Herr hatte dies Telegramm heimlich, d. h. ohne seiner Umgebung etwas davon mitzuteilen, selbst aufgesetzt und sofortige Expedition befohlen. Da dasselbe sich in sehr drastischen, den Blücher-Stil etwas imitierenden und dabei sehr unhöflichen Worten über die Einmischung der Diplomaten in die militärischen Operationen aussprach und nicht einmal chiffriert worden war, so wären fast persönliche Differenzen zwischen Bismarck und Wrangel dadurch entstanden; doch gelang es Roon und Manteuffel, die dadurch zwischen beiden eingetretene Spannung im Laufe der nächsten Wochen wieder auszugleichen. —

In denselben Tagen war der General-Adjutant Frh. von Manteuffel mit einem eigenhändigen Schreiben des Königs und persönlichen Aufträgen für den König von Sachsen nach Dresden gegangen; König Wilhelm wünschte mit diesem

persönlichen Schritte zu zeigen, wie unlieb die infolge verschiedener Reibungen damals bekanntlich eingetretene und immer schärfer werdende Spannung zwischen der preußischen und einigen anderen deutschen Regierungen (namentlich Sachsen und Hannover) ihm sei, und hoffte die (mit der Occupatian von Holstein ꝛc. zusammenhängenden) Differenzen durch seine persönliche Intervention am schnellsten zu beseitigen. General von Manteuffel berichtete über den vorläufigen Erfolg seiner Mission (am 16. Februar aus Dresden) an den König. In diesem Berichte wird zunächst seine gute und wohlwollende Aufnahme seitens des Königs von Sachsen erwähnt. Dann fährt er fort:

„Mit Minister von Beust hatte ich eine lange Unterredung. Er fährt heute Nachmittag nach Würzburg und meint, daß es für die dortigen Verhältnisse von Wichtigkeit sei, daß er meine Aufträge gehört, daß aber sein König schwerlich vor seiner Rückkehr werde antworten können; ich gab ihm zur Erwägung, ob es in Berlin einen guten Eindruck machen würde, wenn ich bis zu seiner Rückkehr hier spazieren ginge, und daß es jedenfalls gewisse Dinge in betreff der militärischen Fragen in Holstein gäbe, die sein König als Herr des General Hake vorläufig und gleich erledigen könne. Herr von Beust hatte den Brief Ew. Majestät noch nicht gelesen und ging zum Könige; ich habe mir mit ihm ein neues Rendezvous um 3 Uhr gegeben. Ew. Majestät Gesandten habe ich dann aufgesucht und habe ihn kurz von dem Inhalt meiner Unterredungen in Kenntnis gesetzt. Ich habe den Eindruck, daß für die unmittelbar vorliegenden Fragen Ew. Majestät Brief von Erfolg sein wird — ob er auch Einfluß auf die Dauer haben wird, kann ich noch nicht beurteilen. — —

Manteuffel.

* * *

General von Falckenstein an den Kriegsminister.

Hadersleben d. 3. März 1864.

Ew. Excellenz wollen aus den Anlagen gefälligst ersehen, was ich in Folge der von Ew. Excellenz durch meinen Sohn mir zugegangenen Mittheilung nach Besprechung mit Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen und mit Höchstdero Einverständniß an den Oberst von Blumenthal (Chef des Generalstabes des Prinzen Friedrich Carl. — d. H.) geschrieben und als Antwort darauf erhalten habe.

Hiernach dürfte Ew. Excellenz Ermessen anheimgestellt werden, ob unsere Flotte nach der Flensburger Bucht zu dirigiren, resp. dort zu stationiren wäre.

Wenn von dieser ganzen Angelegenheit ich Seine Excellenz dem Feldmarschall keine Mittheilung gemacht, so liegt der Grund darin, daß der Feldmarschall ein für allemal nichts vor mir vorgetragen wissen will, worüber er nicht direkt selbst in Kenntniß gesetzt worden.

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz haben auch Kenntniß von diesem Schreiben.

v. Falckenstein.

Der vorerwähnte Schriftwechsel zwischen Falckenstein und Blumenthal erörterte die Notwendigkeit zu baldigem ernsten Vorgehen bezw. zur Belagerung der Düppelstellung, zu welchem Zwecke der Kriegsminister die Absendung schwerer Geschütze bereits angeordnet und die Mitwirkung der Flotte in Aussicht gestellt habe. — —

Auf die ersehnte und am 6. März abends bei dem Oberkommando der alliierten Armee endlich eingelaufene Allerhöchste Erlaubnis zur Überschreitung der jütischen Grenze (vergl. Generalstabswerk, S. 326) bezieht sich nachstehendes Billet Bismarck's an Roon (vom 5. März 64.)

„noch nicht fertig, noch nicht loslassen! kein Feldjäger heut. Der schriftliche Text ist unterwegs, kommt voraussichtlich heut Abend oder morgen früh hier an, wird von Karolyi und mir vollzogen, und dann kann das alte Kind morgen, wenn alles gut geht, telegraphisch ermächtigt werden, mit neuen Stiefeln ins Wasser zu patschen.

Ihr v. B.

Nach dem Einmarsche in Jütland wurden Anfang März zwar neue Erfolge erzielt, aber die Umstände fügten es, daß dieselben wiederum den österreichischen Waffen zufielen (Gefecht bei Veile ꝛc.). Um so lebhafter wuchs daher von Tag zu Tag der Wunsch und das politische Bedürfnis der leitenden Berliner Kreise, daß auch die preußischen Truppen bald größere Erfolge erringen möchten. Die Thätigkeit derselben war durch den in diesen Wintermonaten besonders beschwerlichen Vorpostendienst gegenüber der Düppelstellung und durch zahlreiche kleinere Gefechte, infolge deren die Dänen nach und nach völlig in die Verschanzungen gedrängt wurden, zwar erheblich in Anspruch genommen, aber ein großer Sieg, eine Entscheidung war noch nicht errungen worden und wurde mit steigender Ungeduld erwartet. Prinz Friedrich Karl dagegen hielt ernstere Unternehmungen ohne Mitwirkung der Flotte und vor erheblicher Verstärkung an Belagerungsgeschütz für aussichtslos. Auch wollte derselbe seinen Plan, mit dem Angriff auf die Düppler Schanzen gleichzeitig nach Alsen überzugehen, nicht fallen lassen, und dadurch verzögerte sich der Beginn der förmlichen Belagerung in nachteiliger Weise.

Am 12. März empfing Roon vom General Manteuffel einen Bericht nebst vertraulichem Schreiben des Prinzen Friedrich Karl an den König zur Begutachtung, in welchem der Prinz seinen Standpunkt in dieser Angelegenheit darlegte. (S. Generalstabswerk S. 389 u. 390).

General von Manteuffel schrieb dazu:

„Darf ich meinen Gesammteindruck über beide Pièces aussprechen, so ist es eine alte Erfahrung, daß ein General, der seine nächste Aufgabe nicht lösen will, Schwierigkeit auf Schwierigkeit thürmt, die feindliche Stellung und Stärke hervorhebt, die seine herabsetzt und seine Energie bei Entwerfung weiterer Projekte zu zeigen sucht. Der Fall liegt hier vor. Ew. Excellenz theile ich vertraulich die Abschrift eines Briefes mit, den ich vorgestern an den Prinzen gerichtet. Das

Lesen der beiden obigen Piecen hat mir gezeigt, daß es nöthig war, Seiner Königl. Hoheit seine moralische Stellung zu den Düppeler Schanzen zu verdeutlichen zu versuchen; ich fürchte nur, daß meine Feder allein zu schwach ist. Der König spricht in seinen Bemerkungen von Hofkriegsrath; gewiß richtig, aber das ist nicht Hofkriegsrath, wenn ein General eine bestimmte Aufgabe erhält, und wenn dann darauf gehalten wird, daß er diese ausführt. Den Sturmversuch unter dem Vorwande einer Unternehmung in die Ferne, die von Wind, dänischer und preußischer Flotte abhängig bleibt, aufzuschieben, ist nicht Lösung der Aufgabe."

Roon vertrat ganz dieselbe Ansicht und brachte sie in einem schon am 13. März an den König erstatteten kurzen Berichte sehr energisch zum Ausdruck. In demselben Schreiben erbat er die Erlaubnis, den General v. Moltke einweihen zu dürfen, bevor er über die Sache und die dem Prinzen Friedrich Karl zu erteilende Antwort Vortrag erstattete. Zugleich beantragte Roon baldige Entscheidung, „weil Gefahr im Verzuge." Der König erklärte sich durch Randverfügung noch am selben Tage einverstanden und gestattete auch, daß General v. Moltke mit zum Vortrage käme. Am 14. März fand dieser gemeinschaftliche Vortrag statt. Aus dem Generalstabswerke, welches S. 388 und 389 darüber eingehende Mitteilungen macht, wissen wir, daß General v. Moltke früher Zweifel an der Ausführbarkeit des Überganges nach Alsen vor Einnahme der Düppel-Stellung ausgesprochen hatte; für das Projekt selbst war er jetzt aber günstiger gestimmt, und im Anschluß an seinen am 14. d. erstatteten Vortrag legte er eine Denkschrift vor, welche in ihren Resultaten wahrscheinlich übereinstimmte mit seinem Berichte vom 24. März (Anlage Nr. 46 des Generalstabswerkes). Auf jene Denkschrift bezieht sich der nachstehende, am 16. März nochmals an den König erstattete Bericht Roon's.

„Ew. K. M. die mir zur Kenntnißnahme allergnädigst mitgetheilte Denkschrift des Gen. Lt. Frh. von Moltke allerunterthänigst zurückreichend, erlaube ich mir dazu folgende unmaaßgebliche allgemeine Bemerkungen, über deren Richtigkeit Allerhöchstdero Weisheit befinden wolle.

Die Denkschrift reproduzirt die Ansichten, welche Ew. Majestät am 14. d. M. in meinem Beisein vorgetragen wurden und die Allerhöchste Zustimmung fanden. Sie ist mit der vorsichtigen Behutsamkeit abgefaßt, welche dem commandirenden General — wie dies Ew. Majestät grundsätzlich wollen — die volle Freiheit für seine Entschließungen und Unternehmungen beläßt, neben der ganzen Verantwortlichkeit für dieselben.

Ew. Majestät wollen die Erreichung des durch Allerhöchste Befehle und Anordnungen vorgezeichneten Zweckes, aber auf die Wahl der Mittel zu diesem Zwecke keinen beschränkenden Einfluß ausüben. Demgemäß beurtheilt die Denkschrift auch eins der von dem commandirenden General ganz vertraulich vorgeschlagenen Mittel in einer durchaus ruhigen und objektiven Weise. Sie erklärt die Anwendung dieses Mittels, selbst ohne Mitwirkung der Flotte, für möglich, falls gewisse Eventualitäten eintreten sollten.

Indem Ew. Majestät daher die Denkschrift, mit Allerhöchst Ihrer Zustimmung versehen, S. K. Hoheit mittheilen, ohne über den qu. Plan etwas Weiteres zu sagen, entsteht die Gefahr, daß man, entweder die Ankunft der Flotte oder das Eintreten jener gewissen (oder vielmehr ungewissen) Eventualitäten erwartend, bis dahin nichts Ernstliches zur kunstgerechten oder gewaltsamen Überwältigung der Stellung unternimmt; daß man sich darauf beschränkt, wie bisher zu recognosciren, zu tasten, einzuschüchtern, aber im Wesentlichen, d. h. zur Erreichung des von Ew. Majestät bezeichneten Zweckes der Überwältigung der feindlichen Stellung, keinen Schritt vorwärts kommt, so daß man, falls die Ankunft oder Mitwirkung der Flotte unmöglich wird, oder falls nicht etwaige andere günstige Eventualitäten eintreten, sich nach weiteren 4 Wochen in Bezug auf den vorliegenden Operationszweck noch genau so weit vom Ziele findet wie seither.

Dieser Gefahr bitte ich Ew. Majestät allergnädigst vorzubeugen, indem Allerhöchstdieselben, bei Übermittelung der Denkschrift, es ganz bestimmt aussprechen, daß Ew. Majestät, ungeachtet der in der Denkschrift bedingt anerkannten Ausführbarkeit des Planes, sicher darauf rechnen, daß man inzwischen zu der von Ew. Majestät entschieden gewollten Erreichung des vorliegenden Operations-Zweckes mit Nachdruck und Umsicht alle die Mittel in Anwendung bringe, welche dazu reichlich bewilligt worden sind. Wenn das gestern eingegangene Telegramm über die anscheinende Erfolglosigkeit einer Beschießung der feindliche Werke aus 26 Geschützen berichtet, so beunruhigt mich dies sehr lebhaft, nicht weil ich an der Tüchtigkeit oder Wirksamkeit unserer Artillerie verzweifele, sondern weil ich darin der Vorstellung zu begegnen glaube, es sei überhaupt nichts zu machen als etwa durch Ausführung des vorgeschlagenen Planes. Soll dieser aber überhaupt ins Leben treten, was ja unter Umständen möglich und nützlich sein kann, so wird das doch nur dann unter günstigen Chancen geschehen können, wenn der Vertheidiger von Düppel durch den Nachdruck unseres Frontal-Angriffs so vollständig beschäftigt und absorbirt wird, daß er alle Kräfte anspannen muß, um sich seiner zu erwehren. —

Noch Eins muß ich wiederholt hervorheben.

Ew. Majestät Armee muß in diesem Feldzuge irgend einen erheblichen Erfolg gewinnen, um den erlangten Respekt im Auslande wie im Inlande nicht nur nicht zu verlieren, sondern in einem solchen Grade zu erhöhen, daß wir dadurch über viele Schwierigkeiten hinweggehoben werden. Ew. Majestät Armee brennt darauf. Sie fühlt, daß die Opfer, welche sie bringt, für des Thrones und des Landes Ehre und Größe gebracht werden und daß aus dem unvermeidlich vergossenen Blut reicher Segen für Preußen aufsprießen wird.

Aus allen diesen Erwägungen bitte Ew. Majestät ich allerunterthänigst, Sr. Königl. Hoheit bei Übersendung der Denkschrift es ganz bestimmt auszusprechen, daß Sie, wiewohl die bedingte Ausführbarkeit des Planes anzuerkennen sei, dennoch mehr auf die unverzögerte, umsichtige, tapfere und nachdrückliche

Führung des direkten Angriffs Ihre Hoffnung setzen, als auf die nur bedingt mögliche Ausführung eines Planes, den die Zukunft vielleicht nicht begünstigt.

In tiefster Ehrfurcht v. Roon.

Prinzipiell wich Roon also von der Moltke'schen Auffassung besonders dadurch ab, daß er mit größter Energie auf eine baldige und sichere Entscheidung drängte und für das Übergangsprojekt sich wegen der so großen Unsicherheit der Chancen nicht zu erwärmen vermochte; auch Manteuffel teilte vor allem diese Auffassung: „Es giebt in der gegenwärtigen Kriegslage kein wichtigeres Kriegsobjekt als den Ruhm der Preußischen Armee", schrieb er in diesem Sinne in denselben Tagen an Roon, und beide suchten ein bezügliches Eingreifen zu erwirken. Es wurde auch soviel erreicht, daß in der Nacht vom 29. zum 30. März endlich die 1. Parallele eröffnet und zwei Nächte später bekanntlich der Batteriebau begonnen ward. Aber beides sollte doch nur die Aufmerksamkeit des Feindes ablenken, denn Prinz Friedrich Karl dachte noch an keinen ernsten förmlichen Angriff, blieb vielmehr bei seinem Vorhaben, mit ca. 20000 Mann auf Kähnen und Pontons bei Ballegaard über den dort 1900 m breiten Meeresarm nach Alsen überzusetzen. Alle Vorbereitungen waren so umsichtig als möglich getroffen worden, um dies schwierige Unternehmen in der Nacht vom 1. zum 2. April auszuführen. Der eingetretene Sturm jedoch, welcher auch die vorbereitete und geplante Unterstützung der Kanonenbootflotille (von Stralsund aus) unmöglich machte, ließ die Ausführung zunächst aufschieben; und als der Sturm auch in der folgenden Nacht anhielt, mußte der Plan bekanntlich ganz aufgegeben werden.

Roon hatte also mit seiner Auffassung Recht behalten. Die Schwierigkeiten jenes kühnen Projekts waren eben zu groß und unberechenbar, dasselbe war allzu abhängig von der Laune der Elemente. Leider hatten die dafür nötigen Vorbereitungen die Lösung der Hauptaufgabe (Überwältigung der Düppeler Schanzen) wieder erheblich verzögert. Es vergingen u. a. noch mehrere Tage, bis die bei Ballegaard placiert gewesenen 50 schweren Geschütze in die Angriffsbatterien geschafft werden konnten. Indessen hatte Roon sofort (am 6. April) eine Allerhöchste Ordre (an den Feldmarschall Wrangel, zur Mitteilung an den Prinzen Friedrich Karl) erwirkt, welche ausdrücklich befahl, daß „der direkte Angriff als der sicherere, wiewohl langsamere Weg nunmehr vorzugsweise ins Auge gefaßt werden solle." Schon einige Tage vorher war auch eine weitere erhebliche Verstärkung der Belagerungsgeschütze befohlen und in jener Allerhöchsten Ordre vom 6. April gleichzeitig der Generalleutnant Hindersin mit der technischen Leitung des gesamten Artillerieangriffs beauftragt worden. Zu jeder dieser Maßregeln hatte Roon die Initiative ergriffen, wie aus den von seiner Hand geschriebenen Ordreentwürfen ersichtlich. Die telegraphischen Remonstrationen, welche Prinz Friedrich Karl gegen die Ernennung Hindersin's an den König richtete, wurden zurückgewiesen; und erst von da an nahm der Angriff seinen ungestörten Fortgang. —

General von Moltke schrieb darüber an Roon:

Berlin, 7. April.

— — „Es ist wohl anzunehmen, daß . . . nun die ernstliche und gleichzeitige Beschießung der Stellung durch alle sehr bedeutenden Mittel der Artillerie bewirkt wird.

Die Landung auf dem nördlichen Theil der Insel Alsen halte ich immer noch für die entscheidendste Operation, weil sie durch Vernichtung des dänischen Landheeres den Krieg zu Ende bringt, was durch Wegnahme der Düppelstellung noch nicht erreicht wird. Sie ist aber, vollends jetzt, wo die Überraschung wegfällt, kaum anders ausführbar, als unter Mitwirkung unserer Flotte. Auf diese unsichere Eventualität hin können die Batterien bei Ballegaard nicht armirt gehalten, der ernstliche Angriff auf Düppel nicht ausgesetzt bleiben. Gelingt es indeß unseren Schiffen auszulaufen, so wird bei sofortiger telegraphischer Benachrichtigung es auch möglich sein, ihnen binnen 24 Stunden in der Alsener Föhrde den nöthigen Schutz durch Strandbatterien zu gewähren, indem dazu schweres Geschütz entweder von der nach und nach ankommenden Artillerie-Verstärkung oder selbst vorübergehend aus der Angriffs-Parallele entnommen und durch gezogene Feld-6pfünder verstärkt wird. — —"

Berlin, 8. April 1864.

Euer Exellenz übersende ich beifolgend s. p. r. den Bericht des Hauptmann v. B. (der sich auf dem Kriegsschauplatze befand) vom 6. d. M. Abends.

Prinz Friedrich Karl hält noch an seinem ursprünglichen Gedanken fest, bei Satruper Holz den Sund zu überschreiten und für diesen Zweck einen Teil der schweren Geschütze in Reserve zu halten. Man hat die zweckmäßige Auskunft ergriffen, dies Geschütz östlich Rackebüll zu placiren. Die Geschütze bleiben dabei nahe zur Hand, wenn man den Uebergang über das Wasser forciren will, was schließlich doch einmal geschehen muß.

Sonntag soll ein allgemeines 3tägiges Feuer eröffnet und dann gestürmt werden.

Mir macht die Sachlage ganz den Eindruck, als ob die Dänen wohl an einem der nächsten Tage die Düppelstellung räumen könnten, um ihre Armee in Sicherheit zu bringen. Die Landung auf Alsen event. auf Fühnen wird dann auf's Neue in Betracht treten.

v. Moltke.

Auch am 11. April teilte General von Moltke weitere Berichte aus dem Hauptquartier des Prinzen mit (vom Oberst von Blumenthal). Darin wird u. a. erwähnt: — — „Die Dänen haben eine Marine-Brigade formirt, die zu kleinen Landungen benutzt und auf 3000 Mann gebracht werden soll. Sie haben vor einigen Tagen unsern Ulanenposten an der Gjenner-Bucht aufheben wollen, was ihnen nicht gelungen ist. Dann bedrohten sie Apenrade, wo sie uns — durch einen Spion gewarnt — wachsam und verstärkt fanden; und jetzt glaube ich wollen sie nach Fehmarn — — —"

Für die Insel Fehmarn, deren glückliche Überrumpelung s. Z. große Freude erregt hatte, war schon einige Zeit vorher der Minister von Bismarck besorgt gewesen, wie sein nachstehendes, Ende März geschriebenes Billet an Roon zeigt:

„Ist nicht 2 Compagnien in Fehmarn sehr viel zu wenig? Ole Bull wird Succurs von Alsen holen, den Fehmarn-Sund dänisch occupiren, und unsere beiden Compagnieen sind in der Mausefalle, wenn unsere Artillerie nicht besagten Sund beherrscht. Wir haben ja Truppen in Holstein übrig, warum sollten wir die Insel nicht stärker besetzen? Verzeihen Sie mir diese Majors-Betrachtungen.

Ihr v. B.

Bekanntlich wurde die Besatzung Ende März in der That verstärkt, und zwar auch durch Artillerie; und später stellte sich heraus, daß noch weitere Verstärkungen notwendig wurden, weil die Dänen wiederholt versuchten, sich der Insel wieder zu bemächtigen. — —

Wegen Mitwirkung der Flotte an den Unternehmungen gegen Alsen war Roon — in seiner Eigenschaft als Marine-Minister — auch mit dem Prinzen Adalbert in dauernder Verbindung. Er schrieb demselben u. a. ausführlich am 9. April, um ihn über die Verhältnisse bei der Armee, das Mißlingen des Übergangs bei Ballegaard ꝛc. zu orientieren und zugleich aufzufordern, sich dennoch fortgesetzt bereit zu halten, um in einem günstigen Momente einzugreifen. Am 13. April beantwortete der Prinz-Admiral dieses Schreiben mit einem sehr eingehenden Berichte über die Situation, in welcher sich die preußischen See-Streitkräfte seit dem See-Gefechte bei Jasmund befanden. Am Schlusse dieses Berichtes heißt es: ‚So sehr ich nun bedaure, meine Mitwirkung einem Unternehmen versagen zu müssen, welches auf die Situation unserer tapferen Armee einen so wesentlichen Einfluß zu üben bestimmt ist, ebenso sehr und noch dringender wird es mir zur Pflicht, die Machtlosigkeit zu betonen, in welcher unsere Marine sich gegenüber der täglich wachsenden Ueberlegenheit Dänemarks zur See befindet" ꝛc.

Bekanntlich wurde — wohl hauptsächlich infolge dieses Berichtes, um die Mitte des April die Absicht, die Flotte bei den Unternehmungen des Landheeres mitwirken zu lassen, endgültig aufgegeben (vergl. S. 466 des Generalstabswerkes). —

Inzwischen war der Angriff auf die Düppelstellung seit dem 6. April sehr erheblich gefördert worden. Am 15. April schrieb General Moltke an Roon:

„— — Der auf gestern anberaumt gewesene Sturm ist infolge eines durch Oberstlieut. v. Strubberg (Flügel-Adjutant) überbrachten Schreibens Sr. Majestät des Königs verschoben. Heute Abend wird die 3. Parallele auf 200 bis 250 Schritt vor den Schanzen herangelegt werden; am 16. oder 17. soll gestürmt werden, wenn nichts dazwischen kommt. — — —

Ebenfalls am 15. April schrieb Feldmarschall Wrangel ausführlich an Roon und übersandte einen genauen Plan von Düppel und aller Angriffs-Arbeiten und Batterien. „Die Armee" — heißt es dann, „ist von einem unübertreffbaren Geist, nach Ruhm und Auszeichnung dürstendem Streben beseelt — um sich so

des Vertrauens ihres heißgeliebten theuren Kriegsherrn würdig zu zeigen — und glauben Sie mir, der Sturm würde, auch heute unternommen, gewiß und zuversichtsvoll gelingen — doch des Königs Andeutung gegen den Kronprinzen, aber mehr noch das Schreiben am Prinzen Friedrich Carl, ist die Veranlassung, daß der Sturm noch um ein paar Tage herausgesetzt worden ist. — — Könnte ich an diesem Ehrentage, mit den Waffen in den Händen, meinen Tod finden — dann mein lieber Roon — würde ich der Glücklichste von allen sein und mein König und mein Freund würde mein nie vergessen." —

Nach lebhaften Lobsprüchen über Haltung und Leistungen der Infanterie und Artillerie tadelt der Feldmarschall die Kavallerie, die, trotz des sie beseelenden guten Geistes, den Vorposten- und Sicherheitsdienst zu sehr vernachlässige. Das sei 1807 und 1813/14 nie vorgekommen. — —

Am 16. oder 17. April ging die Disposition des Prinzen Friedrich Karl zum Sturm auf Düppel ein. Der König schickte sie sofort an Roon. General Manteuffel war mit der Disposition nicht einverstanden; man könne zwar nicht von weitem urteilen, aber man müsse doch die künstliche Zusammensetzung der Kolonnen tadeln. Wer kommandiert sie? wer die Reserve? wer das Ganze? Dann . . . dann ist nichts als Detail darin, dann — dann gefällt mir die ganze Disposition nicht." —

Der König hatte bei Übersendung hinzugefügt:

B. 17. 4. 64. $^3/_4$ 11 Uhr Vrm.

Mit Bezug auf die Anlage, scheint es mir gebothen, den Prinz Admiral zu benachrichtigen, chiffrirt, daß in diesen Tagen es zum Sturm auf Düppel-Schanzen kommen kann, so daß es nöthig erscheint, daß er von heute an, die Dänische Flotte in der Ostsee beschäftigt, damit sie nicht auch noch zur Unterstützung nach Alsen steuert. Der Prinz müßte zu ergründen suchen, ob etwa eine détachirung zu solchem Zwecke geschehen ist, um dann vielleicht einen Coup zu wagen.

Der Prinz F. K. hat mir die Disposition zum Sturm eben eingesendet und Oberstlieut. v. Strubberg schreibt mir, daß der 18. wahrscheinlich zum Sturm bestimmt sei! — während der Prinz nichts davon meldet. Jedenfalls ist eine Benachrichtigung an den Prinz-Admiral schleunig nöthig. Wenn Manteuffel Ihnen die heutige Meldung noch nicht sendete, so fordern Sie dieselbe gleich von ihm.

Wilhelm.

Unter diesem Brief findet sich von Roon's Hand die Notiz: „Die Depesche an Prinz Adalbert sogleich aufgesetzt und um 1 Uhr expedirt."

v. R.

Nach dem am 18. April ausgeführten siegreichen Sturme, aber bevor nähere Nachrichten vorlagen, berichtet General Moltke wieder an Roon (19. April):

„— — Oberst v. Blumenthal schreibt mir, es habe erst die Ansicht vorgewaltet, man müsse sich mit Besetzung der Schanzen begnügen, „ich glaube aber

das wäre falsch, wir müssen wenigstens versuchen, beide Linien auf einmal zu bekommen, sonst können wir zum zweiten Male belagern. Ich fürchte, es kann etwas Massacre geben, unsere Leute sind bei ihrer sonstigen Gutmüthigkeit doch sehr erbittert darüber, daß die Dänen bis zum letzten Moment schießen, dann die Gewehre wegwerfen und um Pardon bitten."

Von dem Uebergange der Brigade Goeben nach Alsen, welcher in hohem Grade entscheidend sein mußte, schreibt mir Oberst Blumenthal nichts — — — Nachricht hierüber wäre sehr wünschenswerth.

v. Moltke." —

General von Goeben hatte bekanntlich nur demonstriert, weil er für einen wirklichen Übergang die Umstände nicht günstig genug fand. —

Gleichfalls sofort nach Eingang der Siegesnachricht schrieb der König (wie es scheint an Manteuffel):

„Ich habe den undämpfbaren Drang der Armee vor Düppel meinen Dank selbst zu sagen. Ich könnte noch heute Abend oder morgen per extra Zug hindampfen und den dritten Tag zurück sein.

Sprechen Sie mit Roon. Was meinen Sie Beide? — Um 4 Uhr bin ich von Magdeburg zurück.

Wilh.

„83 Kanonen!

4600 M. u. gegen 100 Offiziere gefangen. Unser Verlust 60 Offiziere, 6 todt und 600 Mann. — Blessirt GLt. Manstein u. Raven leicht, Oberst Bentheim und Korth desgl. —"

Auch den Kronprinzen hatte der König von seiner Absicht in Kenntnis gesetzt, wie nachstehende Depesche zeigt.

Flensburg, 20./4. 6^{48} Nm.

Königs Majestät, Berlin.

Alle glückselig über diese unerwartete Freude. Garde im Marsch auf Fridericia, wird in Apenrade festgehalten werden, damit Du sie morgen noch sehen kannst.

Friedrich Wilhelm
Kronprinz.

Der König sandte das Telegramm an Roon mit dem Zusatze: „Ich habe geantwortet, daß die Garde jedenfalls halt machen soll, weil diese Operation, gegen meinen Befehl durch Sie, begonnen hat. W.

Roon durfte bekanntlich seinen Monarchen auf dieser Reise zum Kriegsschauplatze begleiten und auch seinerseits die siegreichen Truppen begrüßen; er sah dort die Fahnen der vergrößerten Armee mit jungen Lorbeern wieder! Ein schönerer Lohn konnte ihm nicht werden; aber auch eine neue äußere Anerkennung empfing er durch die nachstehende Allerhöchste Ordre:

„Sie haben Mir bei der für den Staat so erfolgreichen Neuorganisation der Armee und in der umsichtigen Verwaltung Ihres umfangreichen Ressorts ausge-

zeichnet wichtige Dienste geleistet, und haben somit zu den glänzenden Resultaten, welche ein Theil der Armee auf dem Kriegsschauplatze errungen hat, wesentlich beigetragen. Ich ergreife mit besonderer Genugthuung die Gelegenheit Meiner hiesigen Anwesenheit, um auch Ihnen ein öffentliches Zeichen Meiner Königlichen Anerkennung dadurch zu geben, daß Ich Sie zum Chef des Ostpreußischen Füsilier-Regiments No. 33, an dessen Spitze Sie bereits als Commandeur gestanden haben, ernenne. Mögen Sie hierin zugleich einen erneuten Beweis Meines Ihnen gewidmeten persönlichen Wohlwollens erblicken. —

Flensburg den 23. April 1864. Wilhelm.

An den Kriegs- u. Marine-Minister General-Lieutenant von Roon.

Die empfangene Auszeichnung war insofern eine besonders große, weil die hohe Ehrenstelle eines Regiments-Chefs nach sonstigem Herkommen nur den ältesten Generalen der Armee verliehen zu werden pflegt, während Roon sich damals noch in der General-Leutnants-Charge befand. R. v. D.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Lange von Lanzig.

Historische Erzählung aus dem fünfzehnten Jahrhundert

von

Hermann Heinrich.

In der Stadt Rügenwalde tobte der Straßenkampf. Die deutsche Hansa stand dem kühnen Seeräuber Klaus Störtebecker gegenüber, der sich mit seinen Scharen der Ostseeküste furchtbar gemacht hatte. Heute galt es, die Macht des gefährlichen Feindes zu vernichten, ihn selbst gefangen zu nehmen und dem verdienten Tode zu überliefern. Deshalb hallte der Platz an der Kirche wieder von wildem Kampfgeschrei, und die Bürger sahen zum Fenster hinaus oder standen mit verschränkten Armen vor den Hausthüren. Lachend schauten sie dem Kampfgewühl zu, dann und wann ein Wort des Beifalls, der Überraschung oder der Aufmunterung in das Getümmel hineinrufend.

Sie konnten ruhig zuschauen, denn nicht starke Männer mit Helm und Schwert lieferten die Schlacht, ihre eigenen Knaben waren es, die, überschäumend von Jugendmut und Kampfeslust, ihre Kräfte an einander maßen und die oft erzählte Geschichte von Klaus Störtebecker und seinem Gesellen Gödike Michel in ihren Spielen zur Ausführung brachten. Eine Ecke zwischen der Kirche und einem Pfeiler stellte die Höhle im Kreidefelsen Stubbenkammer vor, in welcher die Räuber ihre Schätze bargen. Störtebecker machte verzweifelte Versuche, die Höhle zu erreichen, in welcher er nach der getroffenen Vereinbarung sicher sein

sollte. Es war ein Knabe von kräftigem Körperbau, dem die ungepflegten Haare wirr um das Gesicht hingen. Seine zerrissene Kleidung deutete auf niedere Abkunft, aber in seinem schönen Gesicht zeigte sich heldenhafter Kampfesmut, und Kampfesfreude leuchtete aus den blauen Augen. Ihm zur Seite focht ein Knabe, der sein Bruder sein konnte, aber kleiner und schmächtiger an Gestalt war. Dieser hatte offenbar die Aufgabe, Störtebecker's Genossen Gödike Michel darzustellen. Die beiden standen allein, denn ihre Genossen waren bereits gefangen und schmachteten im Turmverließ, das eine andere Ecke der Kirche bildete. Von allen Seiten stürzte die Übermacht heran, Stöcke und Fäuste waren in Bewegung, und mancher wuchtige Hieb traf die Köpfe der Brüder. „Ergebt euch!" tönten die Rufe der Hansa, aber als Antwort schallte es nur zurück: „Ihr Krämerseelen! Tod allen Mennen!" Da, als die Schläge der Feinde hageldicht auf die beiden Streiter niederfielen und diese selbst mit vorgebeugtem Kopf und ohne zu sehen, wohin ihre Hiebe trafen, sich einen Ausgang zu erzwingen suchten, drängte sich plötzlich ein Bauer durch die Schar der Streiter. Mit kräftigen Armen warf er die Buben nach rechts und links und stand gleich darauf neben den beiden Räubern. „Zurück!" rief er. „Das ist kein Spiel mehr! Ihr Buben thut ja, als ob eure Köpfe von Eisen wären." Die Jungen sahen überrascht in das erzürnte Gesicht des Mannes, aber sie wichen nicht, sondern protestierten laut gegen den Eingriff in ihre Rechte. Da riß der Bauer einem der nächsten den Stock aus der Hand, fuchtelte damit energisch über die Köpfe der Streitenden und rief: „Fort, ihr gottlosen Buben!" Die Knaben zogen sich zurück und eilten nach dem Gefängnis, um sich die Gefangenen wenigstens zu sichern.

Triefend von Schweiß standen die beiden Brüder vor dem Bauer, der sie mit ernstem, strafendem Blicke ansah.

„Wie heißt du?" fragte er den älteren.

„Bogislav."

„Und du?"

„Kasimir."

Der Bauer schüttelte den Kopf. „Bogislav und Kasimir," murmelte er, das armselige Aussehen der Brüder ins Auge fassend. „Da mögen sich Dohlen und Krähen Adler und Falke nennen."

„Was ist euer Vater?"

„Herzog," antwortete Bogislav.

„Herzog, was Herzog!" sagte der Bauer. „Was euer Vater ist, will ich wissen."

„Herzog von Pommern," entgegnete Bogislav keck und unwillig.

„Da hast du was für den Herzog," rief der Bauer empört, indem er Bogislav eine schallende Ohrfeige gab. „Schämst du dich nicht der Sünde, du großer Schlaps, alte Leute zum Narren zu haben?"

Bogislav warf ihm aus seinen großen, blauen Augen einen Blick zu, in welchem Schmerz und Zorn zum Ausdruck kamen. „Komm, Kasimir," sagte er dann, ergriff den Bruder bei der Hand und ging mit ihm davon. Betroffen sah der Bauer den beiden Knaben nach. Waren die Worte eine Lüge, dieser

Blick war es nicht. So frei und kühn mochte das Auge eines Fürstensohnes strahlen, so mochte es aufblitzen in Zorn und Schmerz im Gefühl erlittenen Unrechts. Beunruhigt ging der Bauer zum nächsten Bürger, der noch vor seiner Thüre stand und bei der Maulschelle hell aufgelacht hatte. Der Bauer fragte, was es mit den Knaben für eine Bewandtnis habe, und der Bürger gab in ziemlich verächtlicher Weise den erwünschten Aufschluß.

Herzog Erich von Pommern hatte sich nach zwölfjähriger Ehe von seiner Gemahlin getrennt. Die Ursache der Trennung war nicht bekannt, aber schlimm mußte es zugegangen sein in der herzoglichen Ehe, denn der Haß, welchen die Herzogin gegen ihren Gemahl nährte, kannte keine Grenzen. Sie hatte sich mit ihren Schätzen und den beiden Söhnen nach Rügenwalde zurückgezogen und lebte hier einsam auf dem Schloß, während ihr Gemahl in Wolgast ein glänzendes Leben führte. Allem menschlichen Gefühl entgegen übertrug die Herzogin den Haß gegen ihren Gemahl auch auf die beiden Knaben. Anfangs gab sie ihnen wenigstens noch, was zum Leben gehört, bald aber verstieß sie dieselben ganz, dergestalt, daß die Prinzen in zerrissenen Kleidern und Schuhen einhergingen und bei den Bürgern Nahrung und Schlafstätte suchten. So führten sie, von der Mutter verstoßen, von den Unterthanen mißachtet, von den Knaben häufig angegriffen und geschlagen, ein elendes Dasein, das sich durch nichts von dem Leben der Bettelkinder unterschied.

Der Bauer hatte schon davon gehört. Es war ihm stets unglaublich vorgekommen, und nun hatte er die Fürstenkinder im Bettlerkleide selbst gesehen. Tiefes Mitleid mit den unglücklichen Knaben ergriff ihn, und er bedauerte herzlich, Bogislav geschlagen zu haben. Suchend ging er um die Kirche herum und fand die Brüder auf der anderen Seite in der Nische der Kirchenthür. Kasimir saß auf der Schwelle und schluchzte heftig, während Bogislav neben ihm stand und seine rechte Hand wie zum Trost und Schutz auf des Bruders Haupt gelegt hatte. Sein Gesicht war finster, und sein Auge schweifte in die Ferne. Als er den Bauer erblickte, lehnte er sich trotzig an die Kirchenwand, legte die Arme auf der Brust übereinander und sah dem Bauer herausfordernd entgegen. Dieser kam nahe heran und sagte mit weichem, mitleidsvollem Tone:

„Herzog Bogislav, ich habe dir Unrecht gethan. Wer kann sich auch denken, daß in solchen elenden Lumpen des Herzogs Kinder einhergehen! Wollte Gott, daß sich eure Eltern bald eurer erbarmten, oder daß der Adel des Landes euch zu eurem Rechte verhilft. Herzog Bogislav, du thust mir im Herzen leid, und dein armer Bruder auch."

Der Trotz war aus Bogislav's Gesicht verschwunden, und zwei große Thränen liefen über seine Wangen. Aber aus Scham vor dem fremden Manne wandte er sein Gesicht der Thür zu. „Herzog Bogislav," fuhr der Bauer fort, „ich bin ein einfacher Mann und habe mit Fürsten und Herren nichts zu thun, aber du siehst so elend aus, daß es mich deiner erbarmt. Wenn dir niemand hilft, und die eigene Mutter dich verstößt, so kann Gott wohl auch einen Bauer zum Retter eines Herzogs machen."

Er wartete auf Antwort, aber die Knaben blieben still. Bogislav legte die Hände vors Gesicht und drückte den Kopf an die Wand, während der Bruder mit thränenfeuchten, aber unendlich glücklichen Augen zu dem Bauer aufsah. So freundlich hatte seit langer Zeit kein Mensch mit ihm gesprochen.

„Das wollte ich dir sagen, Herzog," schloß der Bauer. „Ich bin Hans Lange von Lanzig, wenn du mich einmal brauchst." Er wandte sich und schlug nachdenklich den Weg nach dem heimatlichen Dorfe ein.

Zu Hause angelangt, erzählte er seiner Frau von dem Elend der Fürstenkinder. Die Frau jammerte in großem Mitleid und rief: „Eltern und Bürger sind wahrhaftig übel beraten, daß sie ihre Pflicht so gering achten. Wehe dem Lande, dessen Herzog ein Bettler ist!"

„Ja, wehe dem Lande!" wiederholte Hans Lange. Er dachte an die Herren und Ritter umher, welche so gern die Schwäche des Fürsten in sträflicher Weise zu ihrem eigenen Vorteil benutzten, an die Unsicherheit auf den Landstraßen, an die Kämpfe um einen erledigten oder übel besetzten Fürstenthron, an die brennenden Städte und Dörfer und an das Elend der Bürger und Bauern. Das Pommerland wußte davon zu erzählen. „Wehe dem Lande!" —

So oft Hans Lange wieder zur Stadt kam, sah er sich nach den Herzogskindern um. Diese hatten bald alle Scheu vor ihm verloren. Der Bauer war der einzige im ganzen Lande, der ein Herz für sie hatte. Das fühlten die beiden Brüder. Sobald sie ihn sahen, liefen sie ihm entgegen, reichten ihm die Hand und beantworteten offen und bescheiden seine Fragen. Auf diese Weise hatte Hans Lange aus dem Munde der Kinder erfahren, wie sehr sie die Herzogin haßte. Zwar verbot ihnen die Mutter nicht, im Schlosse zu essen und zu schlafen, aber da sie den Kindern sonst nur mit unfreundlichem Gesicht und mit Scheltworten begegnete, auch sich um die sonstigen Bedürfnisse derselben nicht kümmerte, so hatten sich die Knaben daran gewöhnt, bei den Bürgern Unterhalt zu suchen. Sie fürchteten die Mutter; ihr Instinkt sagte ihnen, daß ihnen von derselben Unheil drohe, und auch deshalb zogen sie den Unterschlupf in der Stadt dem Aufenthalt im Schlosse vor. Dem Bauer waren sie beide von Herzen zugethan, und gern nahmen sie aus seiner Hand Wurst, Käsebrot oder Kuchen, wie er es ihnen gerade mitbringen konnte.

Eines Tages im Spätherbst, als der kalte Nordwind von der See herüberstürmte und das fahle Laub der Bäume durch die Lüfte wirbelte, standen die Brüder vor Frost zitternd vor dem Bauer. Niemand hatte daran gedacht, ihnen ein warmes Wams zu geben. Durch die dünnen, zerrissenen Röckchen pfiff der Wind, und die nackten Zehen sahen aus den Schuhen heraus. Der Bauer hatte gehofft, daß sich der Adel des Landes der Sache annehmen und den Kindern ein fürstliches Unterkommen verschaffen, oder daß sich der Vater seiner Söhne erinnern werde. Aber dem Adel schien es ganz recht zu sein, daß der Erbe des Herzogsthrones an Leib und Seele verkam, und Herzog Erich wußte entweder nichts von dem üblen Zustand seiner Söhne, oder das üppige Leben in Stettin hatte seine natürlichen Gefühle abgestumpft.

„So lange habe ich's mit angesehen," sagte Hans Lange, „aber länger halte ich's nicht aus. Das ist für einen Christenmenschen zu viel der Unbarmherzigkeit. Herzog Bogislav, wie jämmerlich gehst du mit deinem Bruder einher! Nun bedenke, daß du ein Fürst bist, und daß du dein Leben wahren mußt."

Bogislav weinte und klagte jämmerlich über die Hartherzigkeit seiner Mutter. Und als nun der Bauer die beiden Fürstenkinder zitternd und weinend vor sich sah, faßte er sich ein Herz und sagte: „Weinet nicht! Ich will euch in mein Haus nehmen und euch kleiden und sättigen. Darum gehet zu eurer Mutter und bittet sie, daß sie euch mit mir gehen lasse!" Die Augen der Knaben leuchteten, als sie diese Worte hörten, noch aber trauten sie ihren Ohren nicht. Erst als der Bauer seinen Antrag wiederholt hatte, eilten sie voller Freude dem Schlosse zu, während der Bauer ihnen langsam folgte, um vor dem Schlosse auf die Botschaft zu warten.

Die Herzogin Sophie saß vor dem Kamin ihres reich ausgestatteten Gemaches. Schwere, dunkle Möbel mit Engelsgestalten, Tierköpfen und schönem Blättergerank, sowie mit goldenen und silbernen Beschlägen verziert, standen an den Wänden. Dicke Teppiche in bunten Farben bedeckten Fußboden und Wände, und das gedämpfte Licht der bemalten gotischen Fenster stritt um die Herrschaft mit der roten Glut, welche vom Herde leuchtete und das Zimmer mit angenehmer Wärme durchströmte. Das Gemach machte einen sehr behaglichen Eindruck, und wer aus der rauhen Winterluft hereintrat, der mochte denken: „Hier ist's gut sein, hier laßt uns Hütten bauen." Ein Blick freilich in das Gesicht der Herrin hätte ihn eines anderen belehrt. Das Gesicht war bleich und mager, streng und stolz die Züge, und in den Augen glühte ein Verlangen nach Macht und Herrschaft. Kälte schien von ihrer Gestalt auszugehen, und sie selbst schien darunter zu leiden, denn obgleich sie auf dem bequemen Armstuhl nahe am Kamin saß und das Gesicht der Glut zugekehrt hielt, hatte sie doch ein purpurfarbenes Tuch um die Schultern gelegt und die Füße mit einer getigerten Decke zugedeckt. Finsteren Blickes starrte sie in die Glut; ihre Gedanken waren, wie so oft, bei dem Gemahl in Stettin.

Ein Klopfen an der Thür störte sie aus ihrem Sinnen. Die Thür öffnete sich, und der Kopf des Hofnarren mit der Schellenkappe steckte sich hindurch.

„Gnädige Frau!"

„Tritt herein, Görge! Was bringst du?"

„Etwas so Närrisches, gnädige Frau, daß nur der Narr der Überbringer der Botschaft sein darf. Sonst hätte es wohl Herrn Hans von Massow gebührt."

„Sprich!"

„Die jungen Adler suchen im Nest des Spechtes Unterschlupf. Freilich, sie sind in der Mauser."

„Du meinst die Prinzen?"

„Gnädigste Frau, wenn man sagt: „Die Prinzen", so muß man ihre Kleider um Verzeihung bitten, oder alle vernünftigen Leute müßten sich entschließen, Narrenwämser zu tragen. Ein Bauer ist da, der um die Gnade bittet, die Söhne Herzog Erichs an- und aufnehmen zu dürfen."

„Was sagst du? Ein Bauer?"

„Er nennt sich Hans Lange und ist aus Lanzig. Es ist spaßig, daß er das Ding so ernst nimmt. Er schwatzt wie ein Pfaffe von Christenpflicht und besteht darauf Prinzenerzieher zu werden. Soll ich ihm meine Kappe auf den Schädel drücken?"

„Wie? Ein Bauer erdreistet sich —"

„Ja, gnädigste Herzogin, seine Dreistigkeit wird nur von seiner Einfalt übertroffen, und wenn er durch seine Dreistigkeit gegen sich einnimmt, so söhnt er durch seine Einfalt jeden mit sich aus. Er hat die Prinzen den ganzen Sommer hindurch beobachtet und behauptet, das Herz müßte einem weh thun bei ihrem Elend. Sein Gesicht ist ein Vorwurf gegen die Mutter, die ihre eigenen Kinder verstößt, und doch kommt er, derselben seine Hilfe anzubieten und ihr eine Wohlthat zu erzeigen. Aber ich mißtraue dem Kerl."

„Warum?"

„Aus Brotneid. Ich befürchte, er will sich Eurer Durchlaucht empfehlen und mich hier im Schloß von meiner Stelle verdrängen."

Die Herzogin sah den Narren mit einem scharfen Blicke an. Sie verstand den Vorwurf, der in seinen Worten lag, hatte er seine Narrenfreiheit doch schon oft benutzt, ihr die unangenehmsten Wahrheiten zu sagen. Und doch war Görge ihr einziger Vertrauter, der einzige, dessen Treue ihr wahr erschien wie die Treue eines Hundes.

„Setz' dich zu mir!" gebot sie.

Der Narr nahm eine Fußbank und ließ sich zu den Füßen der Herzogin nieder. Seine buntscheckige Kleidung paßte recht gut zu den Farben des Teppichs und zur roten Glut des Kamins. Erwartungsvoll sah er zur Herrin empor, die nach kurzem Schweigen begann:

„Ja, ich bin eine Rabenmutter, Görge, ein Weib, das jedes menschliche Gefühl verbannt hat und nur ihren teuflischen Gelüsten folgt. Ich bin nicht wert, daß mich die Erde trägt und der Himmel bescheint. Nicht, Görge?"

Der Narr neigte sich tief. „Es ist nicht gut gethan, einer Herzogin zu widersprechen, gnädigste Frau."

„Ja, so sprechen die gefühlvollen Seelen," entgegnete die Herzogin bitter, „die alten Weiber und Pfaffen, die Hohlköpfe und Narren. Sie fragen nicht, warum thust du dieses oder jenes, sie sehen nur und verdammen. Du weißt es, Görge, was in meiner Brust wütet, du kennst meine Schmach, du verstehst meine Rache."

Görge nickte und führte den Saum ihres Kleides an seine Lippen.

„Mit hochgemutem Sinn reichte ich einst dem Herzog Erich die Hand. An der Seite des Fürsten wollte ich die Fürstin sein, mit ihm gebieten, mit ihm mich ergötzen an dem Schmuck der Krone. Denn ein mächtiger Fürst war mein Vater, und zum Herrschen hat mich die Natur bestimmt. Er aber sah in mir nur das Spielzeug seiner Launen. Er verspottete meinen Rat, beugte meinen Nacken und schändete meine Würde vor den Rittern und Edlen. Ich kämpfte mit ihm den

schwersten Kampf, und ich bin unterlegen. Schmach und Schande über den Tyrannen! Als ich vor ihn trat und meine Rechte forderte, antwortete er mir mit der rohen Gewalt seines Armes. Und diesen Mann soll ich achten, ihm soll ich ergeben sein wie eine Magd, lieben soll ich die Kinder, die sein Gesicht tragen und mich mit jedem Worte an den Vater erinnern? Und wenn alle Pfaffen der Erde ihr „Verdammt!" über mich aussprechen, ich will es nicht. Ich will ihn zu Grunde richten, ihn und sein Geschlecht, und über seinem Grabe Viktoria rufen. Dann mag die Hölle ihre Arme nach mir ausstrecken, ich will mit Jauchzen hinabfahren in die Flammen!"

Sie war aufgesprungen, hatte den Narren mit dem Fuße auf die Seite gestoßen und raste nun, Tuch und Decke hinter sich herschleppend, im Zimmer umher. Görge hatte schon manchen Wutausbruch seiner Herrin erlebt, heute aber hatte er die innersten Gedanken ihres Herzens erkannt. Nach und nach wurde sie ruhiger. Sie ordnete Kleider und Haare, setzte sich wieder auf den Lehnsessel und befahl nach längerem Hinbrüten: „Führe den Bauer herein!"

Draußen bekreuzte sich der Narr. „Ihr Heiligen," betete er in seinem Herzen, „nehmt die Prinzen in eure Hut und errettet sie vor den bösen Anschlägen der Mutter!" Zugleich gelobte er sich, ein wachsames Auge auf die Herzogin zu haben und die Knaben bei nahender Gefahr zu warnen.

Hans v. Massow, der Hofmeister der Prinzen, hatte den Bauer ins Schloß gerufen und sich mit demselben über die Prinzen und deren Erziehung freundlich unterhalten. „Hofmeister bin ich," seufzte der Herr, „aber mein ganzes Thun bestand nach dem Willen meiner Gebieterin bisher darin, jegliches Gute von den Knaben abzuhalten. Gott möge es bessern!" Der Narr trat ein und berichtete dem Bauer, daß die Herzogin ihn zu sich befohlen habe.

Unterwegs fragte Hans Lange den Narren, wie er sich vor der Herzogin verhalten solle, da er noch niemals mit Fürsten und Herren gestanden habe. „Lieber Vetter," entgegnete Görge, „sei nichts als Bauer, und du wirst nicht übel fahren."

Der Bauer trat ein und stand grade und ehrlich vor der Herzogin. Hochmütig sah sie ihn an und befahl: „Knie nieder, Bauer! Du stehst vor deiner höchsten Herrin!"

„Nicht also, Frau Herzogin," entgegnete Hans Lange. „Meine höchste Herrin ist die heilige Jungfrau, vor dieser beuge ich mich. Euch aber weihe ich gern, wenn Ihr es befehlt, Kraft und Gut."

„Du bist ein pommerscher Trotzkopf wie alle Männer in diesem Lande. Wie lange bist du verheiratet?"

„Dreißig Jahre, Frau Herzogin."

„Und deine Frau hat's ausgehalten?"

„Oh, sie ist fröhlich wie ein junges Roß."

Das klang so einfältig in dem Munde des Bauern, daß die Herzogin hell auflachte. „Auch die Frauen scheinen in diesem Lande anders geartet. Immerhin, wer ein Roß ist, verdient Zügel und Sporen."

Dann trat sie dicht an den Bauer heran und sagte: „Du also willst meine Söhne zu dir nehmen. Glaube nicht, daß du dafür einen Pfennig oder auch nur ein Schön Dank erhalten wirst. Aber wenn du an den Prinzen etwas versiehst, stehst du mit Gut und Leben dafür ein."

„Auf Lohn und Dank hoffe ich nicht," entgegnete der Bauer, „und schlechtes werden die Prinzen bei mir nicht lernen."

„So, und was werden sie denn bei dir lernen?" fragte die Herzogin mit stechendem Blick.

„Frau Herzogin, in ritterlichen Künsten weiß ich nicht Bescheid, aber was einem Bauer gut ansteht, wird auch einen Fürsten nicht erniedrigen. Pflügen und pflanzen, säen und ernten sollen sie, und stark sollen sie werden an Leib und Seele."

Die Herzogin nickte. Was konnte ein Bauer aus seinen Pfleglingen auch anderes machen als Bauern. Das war ganz nach ihrem Sinn. So mußten die Prinzen verächtlich werden vor allen Rittern im Lande, und ein Thronfolger, der mit Pflug und Spaten zu arbeiten gewohnt war, konnte ihren eigenen ehrgeizigen Plänen nicht gefährlich werden. Nach kurzem Besinnen sagte sie deshalb: „Gut Bauer, du hast meine Einwilligung. Nun sieh, wie du mit den Buben fertig wirst." Schon hatte sich Hans Lange zur Thür gewandt, als ihn die Herzogin noch einmal zurückrief. Es war ihr plötzlich eingefallen, wie gefährlich es sei, wenn die Knaben beisammen blieben. So konnten sie sich gegenseitig stärken und aufrichten und Pläne gegen die Mutter schmieden. Denn daß die Knaben sie nicht lieben konnten, das wußte sie, ja nach ihren eigenen Grundsätzen war es ihr gewiß, daß die Knaben sie hassen müßten. Nein, Bogislav sollte ganz verbauern, und daß Kasimir die Schwingen nicht zu sehr wüchsen, dafür wollte sie sorgen. „Ich habe mir die Sache überlegt," sagte sie deshalb. „Den Ältesten magst du mit dir nehmen und mit ihm thun, wie du gesagt hast, Kasimir aber soll im Schlosse bleiben." Hans Lange meinte nichts Anderes, als daß die Herzogin noch im letzten Augenblick einer mütterlichen Regung gegen den Jüngsten Raum gegeben habe. Er willigte ein und ging hinab.

Kasimir weinte bitterlich, als er vernahm, daß er nun allein bei der Mutter bleiben müsse. Bogislav aber tröstete ihn mit brüderlichen Worten, indem er versprach, ihn oft zu besuchen und ihm Kuchen und Käsebrot mitzubringen, soviel er essen möge, und als auch der Narr und Hans von Massow ihm freundlich zuredeten, beruhigte sich der Kleine, aber noch lange schaute er sehnsüchtig dem Bruder nach, der mit dem Bauer davonging.

Hans Lange hatte nicht die Absicht, seinen jungen Herzog verbauern zu lassen. Im Gegenteil wollte er alles thun, was in seinen Kräften stand, um ihn für seine zukünftige Würde zu erziehen. „Herzog Bogislav," sagte er deshalb, als er mit dem Knaben allein war, „du sollst mein Sohn sein. Ich will dir zu deinem Recht verhelfen und dir vorstrecken, was mein Vermögen ist. Aber ich habe auch Kinder, die ich nicht berauben darf. Darum sollst du mir versprechen, daß du meiner gedenken wirst, wenn du zur Regierung kommst. Dann sollst du

mir Zeit meines Lebens frei geben an Pacht Dienste und Landschaften. Mehr verlange ich nicht." Bogislav sah den Bauer dankbar an und legte seine Hand in die dargebotene Rechte. Nun kaufte Hans Lange bei einem Gewandschneider Zeug zu Rock und Hosen, Barchent zu einem Wams und sodann ein Paar neue Schuhe. Dann gingen sie den Weg zum Dorfe Lanzig hinaus. Auf der Anhöhe vor der Stadt machte der Bauer Halt. Eine großartige Aussicht bot sich ihren Blicken über Stadt, Wald und Meer; der Wind sauste um ihre Köpfe, schüttelte die Bäume und wühlte das Meer auf, daß die Wellenhäupter weiß schäumten und ihr Rauschen bis zu dieser Anhöhe drang. „Herzog Bogislav," sagte Hans Lange, „siehst du die Wellen, wie sie heranstürmen, als wollten sie das Land verschlingen? Aber die Dämme halten sie zurück, und Bürger und Bauern sitzen ruhig in ihren Häusern. Begierig wie das Meer geberden sich auch die Herren und Ritter im Lande, sowie alle, die das Schwert höher halten als den Pflug. Darum, wenn du einst zur Herrschaft gekommen bist, wolleſt du gedenken, daß dich ein Bauer genährt und erzogen hat, und einen Damm gegen große und kleine Schnapphähne aufrichten. Dessen erinnere dich, Herzog Bogislav!"

Unter der treuen Pflege von Hans Lange und seiner braven Ehefrau wuchs Bogislav zu einem schönen und kräftigen Jüngling heran. In ritterlichen Künsten, im Lanzenbrechen und Fechten mit dem Schwerte konnte ihn der Bauer freilich nicht unterrichten, aber in ritterlichen Gesinnungen war er ihm selbst ein leuchtendes Vorbild. Hans Lange war ein reicher Bauer. Er hatte einen großen Hof mit Ställen und Scheunen und viele Hufen des besten Weizenlandes. Eine Schar von Rossen und Kühen bildete seinen Viehstand, Knechte und Mägde dienten ihm, und Söhne und Töchter standen ihm helfend zur Seite. Er war ein König im Kleinen und beherrschte sein Reich mit unumschränkter Gewalt. Hier konnte Bogislav lernen, wie man im Regieren Strenge und Milde vereinigen, wie man alles selbst können müsse, um ein gerechter Herr zu sein, und wie das gute Beispiel im Wandel und bei der Arbeit mehr nütze als eine lange Predigt. Dabei war der Bauer ein Mann von schlichter Frömmigkeit und seinem Hausgesinde mit wahrer Liebe ergeben. Bogislav war schnell und gewandt bei der Arbeit und unverdrossen von früh bis spät. Aber obwohl ihm der Bauer bei der Arbeit nichts schenkte, duldete er doch nicht, daß ihn die Knechte als ihresgleichen betrachteten. Vielmehr gewöhnte er sie, in Bogislav ihren zukünftigen Herrn zu sehen und zu achten, wie er selbst ihn nie anders als mit „Herzog" anredete. So niedrig die Arbeit war, die der Jüngling verrichtete, so sollte er doch stets seines zukünftigen hohen Berufs eingedenk bleiben. Die Bäuerin klagte oft von Herzen darüber, daß der zukünftige Herzog zum Spotte des Adels und der Bürger wie ein gemeiner Bauer lebe und der feinen höfischen Erziehung verlustig gehe. Hans Lange aber sagte: „Das kommt schon mit der Zeit. Ist er ein Schwan, so wird er schwimmen."

Bogislav war achtzehn Jahre alt, als des Bauern Tochter, Anna mit Namen, seine Augen auf sich zog. Sie war ein schönes, flachshaariges Mädchen

von schlanker Gestalt und runden Formen und von solcher Herzensgüte, daß ihr das ganze Dorf freundlich zugethan war. Das Zusammenleben des jungen Herzogs mit den Kindern seines Wohlthäters hatte ein rein geschwisterliches Ansehen, und die Eltern ahnten nicht, daß Bogislav der Tochter in heimlicher Liebe zugethan war und im Stillen um ihre Liebe warb. Obgleich sie seine Liebe erwiderte, hatte sie seiner Werbung doch lange widerstanden, eingedenk des Unterschiedes, der zwischen ihr und dem Herzogssohne bestand, und eingedenk der Ehre ihres Namens. Da kam eines Abends der älteste Sohn des Bauers bestürzt zu den Eltern geeilt und erzählte, daß er Bogislav und Anna unter dem Hollunderbaume im Garten gesehen habe, wie er sie zärtlich umschlungen und mit ihr Liebeswort und Kuß getauscht habe. Tief betrübt rief der Bauer alle seine Kinder, Knechte und Mägde zusammen, stellte Bogislav und Anna vor sie und erzählte, was geschehen war. „Herzog Bogislav," sagte er zum Schluß, „ich habe dich in meinem Hause wie meinen Sohn gehalten. Nun frage ich dich, was du dir dabei denkst, daß du das Gastrecht also freventlich verletzest."

Bogislav erglühte, aber er schlug die Augen nicht zu Boden; „Vater," entgegnete er, „ich habe das Gastrecht nicht geschändet. Frei und ehrlich ist meine Liebe zu Anna, und wenn das eintrifft, wovon du immer sprichst, so gedenke ich, sie zu meinem Ehegemahl zu machen."

„Du bist ein Herzog und sie ein Bauernkind."

„Eben weil ich das bin, darf ich thun, was mein Herz erfreut. Sie gilt mir mehr als eines Grafen Tochter, und zur Fürstin kann ich machen, wen ich will."

Da hob Hans Lange seine Hand empor und rief feierlich: „Ich schwöre es vor Gott und allen, die zu meinem Hause gehören, daß ich keinen Teil habe an diesem Frevel, und alle, die sich frei fühlen von jeglicher Schuld, sollen ein Gleiches thun." Und alle hoben ihre Hände empor und bezeugten, daß sie von Bogislav's Liebe zu Anna nichts gewußt hatten. Dann wandte sich der Bauer wieder zu Bogislav und sprach:

„Herzog Bogislav, habe ich dich deshalb in mein Haus genommen, damit du eines Bauern Tochter freist? Für eines Herzogs Weib ist sie zu schlecht und für eines Herzogs Geliebte zu gut. Wahrlich, du bist nicht gut beraten, daß du dich und mich zum Gespötte des Landes machen willst. Wer wird den Herzog achten, der sich zu einem Bauernmädchen erniedrigt, und wer wird des Bauern nicht spotten, der sein Kind zu einem Herzogsthrone emporheben läßt? Nein, das darf nicht sein! Gedenke deiner Abstammung, wie ich der meinigen gedenke, und laß ab von deiner Liebe!"

„Vater," entgegnete Bogislav, „ich kann nicht anders. Ich will lieber sterben als von ihr lassen."

Da wurde Hans Lange zornig und rief: „Wie willst du ein Land regieren und kannst dich selbst nicht bändigen? Herzog Bogislav, du darfst nicht, was du willst, und gerade, weil du zu einem Herrn geboren bist, darfst du's nicht. Ich bin stolz darauf ein Bauer zu sein, wie meine Väter es waren, und meine Kinder

sollen nichts Anderes werden. Darum sei auch du stolz auf deinen Stand! Ich mache dir keinen Vorwurf wegen deiner Liebe, denn du bist wie ein verirrtes Wild. Aber nun höre auf meine Warnung. Ich verlange, daß du mir schwörst, du wolltest dich meiner Tochter nicht weiterhin bemerklich machen, weder durch Worte noch durch Geberden. Wenn du das thust, magst du in Frieden in meinem Hause leben, bis deine Zeit gekommen ist."

Bogislav sah bleich und zitternd auf Anna, als ob von ihr in dem schweren Kampf Erlösung erwartete. Sie aber rief: „Mein Vater rät dir gut, Herzog Bogislav, schwöre ihm!"

Da ergriff er des Bauern Hand und gelobte, so weit es in seiner Kraft läge, sich zu bekämpfen. Er hielt redlich Wort. Niemals zeigte er Anna in Wort und Geberde, wie er sie liebte, aber die Röte seiner Wangen schwand, und sein Körper wurde krank und hinfällig. Er suchte die Einsamkeit, und oft saß er am Meeresstrande, wo er laute Reden führte, als ob er mit den Wogen Zwiesprache hielte. Hans Lange vertraute auf die Zeit und hoffte, daß die künftigen Ereignisse den Sinn des Jünglings ändern würden.

Es war im Jahre 1474, als ein Nordlicht, wie es größer und schrecklicher seit Menschengedenken nicht erschienen war, das ganze Land erschreckte und aufregte. Alle Leute verließen ihre Häuser, eilten auf die Anhöhe außerhalb der Stadt oder an den Meeresstrand und betrachteten mit grauenvoller Bewunderung die gewaltige Himmelserscheinung. Feuerrot war der Himmel wie von einem Weltenbrande. Im fernsten Norden jenseits des Meeres stieg die Glut empor, verbreitete sich über das Himmelsgewölbe bis zum Scheitelpunkt hinauf, um erst auf der andern Seite des Himmels nach und nach zu verblassen. Und durch die rote Glut schossen vom Horizont gelbe Strahlen gleich Raketen. Von dem Abglanz des Himmels erschien das Meer, so weit das Auge sehen konnte, wie in Glut getaucht, und das Rauschen der Wellen ertönte wie ein mächtiger Psalm, der die Menschen zur Einkehr und zur Buße rief. Und aufs tiefste ergriff die ernste Mahnung die Herzen der Menschen. Vom Dome zu Rügenwalde ertönten die Glocken durch das verhaltene Geräusch der aus der Ruhe geschreckten Nacht, in Scharen folgten die Menschen ihrem Ruf, um im überfüllten Gotteshause Kopf an Kopf den Worten des Geistlichen zu lauschen und sich zu beugen vor Gott, dessen Allmacht und Größe ihnen in dem glühenden Himmelszeichen aufs neue offenbar geworden war.

„Was mag das bedeuten?" fragte die Bäuerin ihren Mann.

„Wenn Gott seine Macht und Herrlichkeit in solcher Weise offenbart," antwortete Hans Lange, „so thut er es nicht um kleiner Dinge willen; zu Mißwachs und Überschwemmung bedarf es eines solchen Zeichens nicht. Das bedeutet große Ereignisse unter den Mächtigen dieser Erde." Dann legte er ernst seine Hand auf Bogislav's Schulter und sagte: „Herzog Bogislav, mach' dich bereit, deine Zeit ist gekommen."

Kurze Zeit darauf traf die Nachricht ein, daß Herzog Erich in Wolgast gestorben sei.

Die Herzogin brannte vor Begierde, da sie ihrem Ziele so nahe war. Eilends sandte sie Boten an alle Ritter und Großen des Landes mit der Erklärung, daß sie das Erbe des verstorbenen Herzogs übernommen habe. Zugleich befahl sie den Herren, auf einen bestimmten Tag nach Rügenwalde zu kommen und der Herzogin zu huldigen.

Aber die Boten kamen übel an. Mit offenem Hohn wurde der Befehl der Fürstin zurückgewiesen. So lange des Herzogs Söhne lebten, war die Antwort, seien diese des Thrones Erben, nicht des Herzogs Witwe. Darüber verfiel die Herzogin in den heftigsten Zorn, und was zuweilen als schwarzer Gedanke in ihrer Seele aufgetaucht war, das wurde zum festen Entschluß. Sie beschloß, sich der Söhne auf die eine oder andere Art zu entledigen.

Hans Lange war wie von einem hohen Geist beseelt, seitdem die Kunde von Herzog Erich's Tod ins Land gekommen war. Nun galt es, für ihn und seinen jungen Herrn klug zu handeln und die Saat zur Ernte zu reifen. Ohne die Mithilfe der pommerschen Großen konnte Bogislav zu seinem Rechte nicht gelangen, das wußte er, aber ebenso war es ihm klar, daß diese dem Herzog nicht gutwillig huldigen würden. Mit Bogislav's Einverständnis schickte er deshalb seinen ältesten Sohn auf schnellem Roß mit Botschaft an den Markgrafen von Brandenburg, wohl wissend, daß der streitbare Albrecht Achilles nicht säumen werde, die alten Hoheitsrechte geltend zu machen, welche die Brandenburger an Pommern zu besitzen behaupteten. Er selbst aber kleidete sich festlich, bestieg sein Roß und ritt ins Land hinaus.

Der erste, den er besuchte, war Graf Werner von Schulenburg. Dieser war der reichste und mächtigste unter den pommerschen Großen, und sein Beispiel im Guten wie im Schlimmen fand überall Anerkennung und Nachfolge. Lange mußte Hans vor dem Schloßthore warten, ehe er Einlaß fand, endlich öffnete sich ihm die Pforte, und bald darauf stand er in dem mit Waffen und Harnischen geschmückten Saal dem Ritter gegenüber. Werner von Schulenburg empfing den Bauer absichtlich in diesem prächtigen Gemach, wie er selbst sich auch im reichsten Schmucke zeigte, um Hans Lange, von dem er mancherlei gehört hatte, einzuschüchtern und um so leichter abweisen zu können.

„Ich bin Hans Lange von Lanzig," sagte der Bauer.

Der Graf maß ihn mit einem verächtlichen Blick vom Scheitel bis zur Sohle, ließ ihn stehen und sagte: „Ich kenne dich nicht. Was ist dein Begehr?"

„Ich komme mit Botschaft vom Herzog Bogislav, Eurem Herrn," erwiderte der Bauer fest.

„Herzog Bogislav? Ich kenne keinen Herzog dieses Namens. Herzog Erich war mein Herr, und der ist tot."

„Aber Herzog Bogislav, Euer Herr, lebt. Er ist jung und kräftig und wird sein Recht zu wahren wissen."

„So mag er es thun. Ich habe nichts mit ihm zu schaffen."

Der Graf wandte sich zur Thür, als wollte er gehen. An der Thür aber wandte er sich noch einmal um und fragte: „Nun, was willst du noch?"

Hans Lange stand unbeweglich. „Herr Graf," entgegnete er, „Ihr habt den Ruf, ein kluger und verständiger Mann zu sein, aber was Ihr jetzt thut, ist eitel Thorheit."

„Bauer," rief der Graf, indem er die Stirn in Falten legte und die Augenbrauen hochzog.

„Urteilt selbst, Herr Graf, wem der neue Herzog am besten lohnen wird, demjenigen, der ihm zum Throne verholfen hat, oder dem, der ihn bekämpft."

„Aber er ist es noch nicht."

„So wird er es werden."

„Durch wen?"

„Wenn nicht durch Euch, so durch den Brandenburger."

Der Graf horchte auf. „Was weißt du von dem Brandenburger?"

„Nicht viel, Herr, aber genug, um Euch einen guten Rat geben zu können. Der Brandenburger zieht mit Heeresmacht heran, um Pommern zu unterwerfen. Ich selbst habe ihm von meinem jungen Herrn Kunde gesandt und um seine Hilfe gebeten. Wenn Ihr Euch nicht schnell zum Besseren bekehrt, so möget Ihr sehen, wie Ihr mit dem mannhaften Albrecht fertig werdet."

Der Graf stampfte mit dem Fuße auf und rief: „Das ist Verrat."

„Verrat?" rief Hans Lange dagegen. „Und wie nennt man das, Herr, wenn die Fürsten und Herren des Landes ihren angeborenen Herzog im Elend verkommen lassen, daß sich ein Bauer seiner erbarmen mußte, und welchen Namen verdient die That, die Ihr begeht, indem Ihr Euren rechtmäßigen Herrn verleugnet?"

Der Graf stand nachdenklich einige Augenblicke da, indem er den Bauer verwundert anschaute.

„Soll ich gehen?" fragte dieser.

„Nein, bleibe!" gebot der Graf. „Setze dich da und laß uns noch weiter darüber reden."

Beide setzten sich. „Du sprachst von einem guten Rat", sagte der Graf.

„Mein Rat ist in Bescheidenheit der, daß Ihr Herzog Bogislav eiligst sein Recht zukommen lasset und ihn mit allen Großen des Reiches zum Herzog ausruft. Wenn dann der Brandenburger kommt, kann er gehen oder, wenn's ihn gelüstet, die Gewalt Eurer Waffen erproben."

„Und wenn wir uns dazu nicht verstehen?"

„Dann wird sich der Herzog im Bunde mit den Städten und dem Brandenburger sein Recht selbst erkämpfen. Ihr zweifelt doch wohl nicht daran, daß die Städte auf seiner Seite stehen, denn ihnen ist ein Herr lieber als hundert Herren, und die Sicherheit im Lande schafft nur der Herzog. Und Ihr zweifelt doch wohl auch nicht daran, daß Ihr der Übermacht gewiß unterliegen werdet."

„Aber der Preis für die Hilfe des Brandenburgers!" rief der Graf. „Der Herzog muß von Albrecht Pommern zu Lehen nehmen."

„Besser ein Herzogtum zu Lehen als gar nichts," antwortete kurz der Bauer.

Der Graf dachte einen Augenblick nach und fragte dann: „Ihr meint also, daß der Herzog unsere Dienste gut belohnen würde?“

„So gewiß, Herr Graf, als er Euch seine Hand fühlen lassen würde, wenn er sich sein Herzogtum gegen Euch erkämpfen müßte. Ich bin nicht berechtigt, Euch bestimmtes zu versprechen. Darüber möget Ihr mit dem Herrn selbst unterhandeln.“

„Gut, ich will den Herzog selbst sprechen,“ entschied der Graf. „Ich will Euch ein Schreiben mitgeben, worin ich meinen Entschluß kund thue. Das möget Ihr den anderen Rittern und Edlen vorzeigen. Es wird Euch überall die Thüren öffnen. So mag die ganze Ritterschaft am Sonnabend vor Jubilate in Rügenwalde zusammentreffen und mit dem Herzog dort des Weiteren gewärtig sein.“

„Nicht vor Jubilate, Herr,“ entgegnete Hans Lange. „Wir wollen dieses wichtige Werk nicht mit Jubeln beginnen, wohl aber im Vertrauen auf die Barmherzigkeit des Herrn. Also am Sonnabend vor Misericordias Domini.“

Der Graf lächelte, indem er bedachte, daß des Herzogs Sache dadurch um eine ganze Woche Zeit gewönne. „Gut, so sei es!“ sagte er, „und jetzt nehmt als Botenlohn einen Becher Weins.“

Auf des Grafen Befehl brachte ein Diener zwei Becher. Der Graf nahm seinen Becher, sah den Bauer lächelnd an und sagte: „Hans Lange von Lanzig, du bist ein ganzer Kerl. Möge deine Art fernerhin gedeihen!“

„Zum Heil dem Herzoge und dem Lande,“ fügte Hans Lange hinzu. Er that einige tiefe Züge, denn das Reden hatte ihm die Zunge getrocknet. Dann verabschiedete er sich mit Dank von dem Grafen, der ihn huldvoll entließ.

Nach diesem ersten Erfolge und mit dem Briefe des Grafen in der Hand wurde es dem Bauer nicht schwer, auch die anderen Herren des pommerschen Adels für seinen jungen Herzog zu gewinnen. Hans Lange war überglücklich und dankte Gott in seinem Herzen. In Stettin kaufte er bei dem berühmten Waffenschmied Daniel Streicher eine vollständige Ritterrüstung, Harnisch, Helm, Schwert und Schild, ließ sie wohlverpackt auf einen Wagen bringen und dann trat er, neben dem Gefährt einherreitend, zufriedenen Herzens den Heimweg an.

Unfern von Rügenwalde hörte er in einer Schenke, daß Bogislav's Bruder Kasimir im Schlosse zu Rügenwalde plötzlich gestorben sei. Man sprach es nicht offen aus, aber man ließ es in Mienen und Andeutungen wohl erraten, daß Kasimir keines natürlichen Todes gestorben sei, daß vielmehr die eigene Mutter, weil sie nach der Herrschaft strebe, die Schuld davon trage. Hans Lange erschrak, und eine große Angst erfüllte ihn. Der Herzogin konnte man das Ungeheure wohl zutrauen, und wenn sie Kasimir getötet hatte, so mußte sie auch Bogislav nach dem Leben trachten. Dann war des Bauern jahrelange Mühe und Sorgfalt um den jungen Herzog vergeblich gewesen, und gerade jetzt, wo er sich seinem Ziele so nahe glaubte, schwebte Bogislav in größter Gefahr oder war ihr vielleicht schon verfallen. Wer weiß, was alles in den vierzehn Tagen seiner Abwesenheit zuhause geschehen war. Sofort gab er dem Fuhrmann Befehl,

langsam nachzukommen, schwang sich auf sein Roß und jagte, so schnell das Tier laufen konnte, nach Norden. An demselben Tage gegen Mitternacht kam er auf seinem Gehöft in Lanzig an.

Heftig pochte er die Leute aus dem Schlaf. „Hans, was ist geschehen?" rief die Bäuerin erschrocken, als sie ihren Mann in Schweiß gebadet und mit unstätem Blick vor sich stehen sah.

„Wo ist Herzog Bogislav?" fragte Hans dagegen.

„Bei der Herzogin in Rügenwalde."

„Um Jesu Christi willen, Weib, warum hast du ihn ziehen lassen?"

„Aber warum sollte ich nicht?"

„Sie trachtet ihm nach dem Leben."

Die Bäuerin erbleichte und rief: „Die Heiligen mögen ihn schützen! Wie konnte ich so etwas denken." Dann erzählte sie, daß die Herzogin mit Herrn v. Massow am letzten Nachmittag selbst nach Lanzig gekommen sei, den Sohn umarmt und ihn freundlich zu sich eingeladen habe. Sie wollte mit ihm wegen der zukünftigen Dinge sprechen. Dagegen konnte niemand Argwohn schöpfen, zumal es ganz natürlich schien, daß die Mutter nach dem Heimgange ihres jüngsten Sohnes gegen den ältesten eine mütterliche Regung fühlte.

„Ja, diese Teufelin!" rief der Bauer außer sich, „auch den jüngsten hat sie auf dem Gewissen."

Ohne sich durch Speise und Trank zu erquicken, eilte er nach Rügenwalde. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, schwarze Finsternis umhüllte die Erde. Ein heftiger Sturm hatte sich aufgemacht, der die Bäume peitschte und den Bauer stieß, daß er nach der Stadt mehr geflogen als gelaufen kam. Dann und wann zuckte ein Blitz durch das dunkle Gewölk, und ein dumpfer Donner rollte in der Ferne.

Hans Lange eilte durch die Straßen nach dem Schlosse. Unheimlich ragten die alten Mauern empor, und drohend schienen sie jedem Fremden den Eintritt zu verbieten. Er pochte an die Pforte, aber niemand öffnete ihm. Er pochte lauter und lauter, bis er zuletzt, von ungeheurem Schmerz und Zorn erfaßt, mit seinem ganzen Körper gegen die Thür stieß, als wollte er die eisernen Riegel zerbrechen. Totenstill war es im Hause, und an den hohen gotischen Fenstern zeigte sich nicht der Schimmer eines Lichtes. Der Bauer sah ein, daß seine Mühe vergeblich war. Aber ermattet und halb verzweifelt wandte er sich ab und ging langsam in die Straßen hinein. Inzwischen war das Gewitter heraufgekommen. Der Sturm peischte es über die Stadt, kreischend drehten sich die Wetterhähne auf den gezackten Giebeln, und grelle Blitze erleuchteten taghell auf Sekunden die Straßen. Anfangs achtete der Bauer des Regens nicht, den ihm der Wind ins Gesicht peitschte; war er doch vom Schweiß bereits ganz durchnäßt. Plötzlich aber prasselte der Regen nach einem ungeheuren Donnerschlag in Strömen herunter. Hans Lange mußte Schutz suchen und eilte zur Kirche, die ihm der Blitz soeben in ihrer ganzen Größe gezeigt hatte. Er war an derselben Thür, an welcher er einst die beiden Prinzen gefunden hatte. Die Erinnerung erfüllte ihn mit tiefem Schmerz, und hier, vom Gewittersturm umheult, kniete er nieder und flehte im

inbrünstigem Gebet Gott um Rettung seines jungen Herzogs aus den Händen seiner Mutter an. Der Gedanke an Gottes Güte und Allmacht belebte ihn mit Kraft und Hoffnung. Als er mit einem dreimaligen freudigen Amen sein Gebet schloß, umleuchtete ihn plötzlich ein Blitz von blendendem Glanz, und ein Donner umschmetterte die Stadt, als ob Kirche und Häuser mit einem Schlage übereinander geworfen wären. „Ihr Heiligen," murmelte Hans Lange, „es hat eingeschlagen." —

Bogislav war seiner Mutter willig nach der Stadt gefolgt. Zwar gedachte er hierbei der Liebllosigkeit, welche die Mutter ihren Kindern früher erwiesen hatte, aber die Güte Hans Lange's und seiner Familie hatte sein Herz versöhnlich gestimmt, und das gute Beispiel der Kinder des Bauers hatten ihm gezeigt, wie man die Eltern ehren müsse. Dazu kam das Weh um den verstorbenen Bruder und die Freundlichkeit, welche ihm die Mutter soeben erwiesen hatte; mit weichem Herzen und ohne Argwohn trat er mit seiner Mutter ins Schloß ein.

Er reichte Herrn Hans v. Massow und dem Narren freundlich die Hand. Dabei fiel ihm auf, daß sie beide seinen Gruß nicht mit der früheren Freude erwiderten; traurig sahen sie ihren jungen Herrn an, und es schien, als ob sie ihm im Druck der Hand und im Blick des Auges etwas Unsagbares andeuten wollten. Aber er achtete dessen nicht länger, als ihm die Mutter nach dem Eintritt in ihr Gemach noch einmal in herzlicher Umarmung und Liebkosung das Willkommen aussprach, ihm fürsorglich den Sitz bereitete und dann, ihm gegenübersitzend, seine kräftige Rechte mit ihren kleinen, weißen Händen umfaßt hielt. Diese Liebe that seinem Herzen wohl, und zum ersten Male erwachte in ihm eine kindliche Regung gegen seine Mutter. Er gelobte sich, alles Ungemach der Jugendjahre zu vergessen und die Pflichten des Sohnes treu zu erfüllen.

Die Herzogin sah ihn forschend an und sagte: „Du bist krank, Bogislav. Deine Wangen sind fahl und trüb Deine Augen. Was fehlt Dir, mein Sohn?"

„Nichts, Mutter. Ich bin nicht krank."

„Willst Du mich täuschen? Es ist Dir nicht wohl in Deinem Herzen, ich sehe es. Gewiß hat Dir der Bauer etwas zu leide gethan."

„Er hat mir nur gutes erwiesen, er und seine Familie. Ich war wie ein Sohn in seinem Hause."

Die Herzogin aber ließ sich nicht abweisen. Mit freundlichem Zureden und listigen Worten ruhte sie nicht eher, als bis er ihr die Geschichte von seiner Liebe zu Anna und deren Ausgang erzählt hatte. „Das thut mir so weh," schloß Bogislav, „und mir ist zuweilen, als ob ich sterben müßte."

„Sterben!" wiederholte die Herzogin mit seltsamem Ausdruck. „Man sagt, daß schon mancher am gebrochenen Herzen gestorben sei."

Dann lenkte sie das Gespräch auf die Reise Hans Lange's. „Er will die Herren für dich gewinnen. Meinst du, daß ihm dies gelingen wird?"

„Ihm gelingt alles," entgegnete Bogislav. Dies klang so fest und zuversichtlich, daß auch die Herzogin an dem Gelingen nicht zweifeln konnte. Auf einen Augenblick leuchteten ihre Augen unheimlich auf.

„Und wenn du nun Herzog bist, dann bin ich ja auch in deiner Hand."

„Fürchte dich nicht; ich will dir gutes und liebes thun."

„Das heißt, du willst mich am Regiment teilnehmen lassen. Du bist noch jung und bedarfst des verständigen Rats."

Bogislav sah sie verwundert an. „Dich am Regiment teilnehmen lassen? Kann ein Weib auch herrschen?"

Mit finsterem Gesicht sprang die Herzogin auf. Das war ganz die Stimme ihres verstorbenen Gemahls. Der Sohn glich ihm ganz und gar, selbst den verächtlichen Zug, der Herzog Erich um den Mund spielte, wenn er vom Weiberregiment sprach, glaubte sie an Bogislav wahrgenommen zu haben. Ein Sturm des Unwillens erfaßte ihr Herz, aber sie suchte sich, im Zimmer auf und ab schreitend, zu beherrschen.

„Habe ich dir wehe gethan, Mutter?" fragte Bogislav.

„O nein, es ist nichts," entgegnete sie, die Hände auf das Herz gepreßt. „Ich leide seit Jahren an Herzklopfen. Es kommt oft so plötzlich, du hast ganz Recht, ein Weib kann nicht herrschen. Ich dachte nur, weil du doch deine Jugend bei einem Bauer zugebracht hast und der ritterlichen Erziehung entbehrst. Da hätte ich dir gern zur Seite gestanden."

Bogislav fühlte sich herausgefordert, und sein Gesicht nahm einen finsteren Ausdruck an. „Es ist nicht meine Schuld, Mutter; ich werde mir zu helfen wissen und das Regieren habe ich wohl bei Hans Lange gelernt."

„Nun, das freut mich," entgegnete die Herzogin. „So bin ich meiner Sorge um dich ledig. Sage mir nun, welches Gutes und Liebes du mir zu erzeigen gedenkst."

„Ich will dir dies Schloß zum Witwensitz lassen nebst Jahrgehalt und Dienerschaft. Du sollst in Ruhe leben bis zu deinem Tode."

„In Ruhe meinst du?"

„Wie du es wünschest. Dies Schloß soll dein Herzogtum sein, in dem du gebieten kannst."

Die Herzogin lachte kurz und scharf auf. Schnell aber beherrschte sie sich und entgegnete: „So meine ich es auch. Ja, in Ruhe und Einsamkeit will ich mich — auf meinen Tod vorbereiten. Meinst du nicht so?"

„O, du kannst noch lange leben."

„Lebendig begraben," fügte die Herzogin für sich hinzu. Das war nicht nach ihrem Sinn. Zum Herrschen drängte sie ihre ganze Natur, und dieser Trieb, den sie so lange hatte unterdrücken müssen, er erwachte jetzt mit aller Macht. Mit lauerndem Blick betrachtete sie Bogislav, der nachdenklich zum Fenster hinaus sah, von der Seite. Der verdiente keine Schonung. An Körper und Geist dem Vater ähnlich, hätte er ihr dasselbe Schicksal bereitet, unter dem sie nun schon seit zwanzig Jahren litt. Erbitterung, Rachegefühl und Herrschsucht ergriffen ihr Herz mit sturmähnlicher Gewalt. „Es muß sein," dachte sie in ihrem Herzen. „Nur vor dem Toten habe ich Ruhe.

„Dann wären wir also einig, und ich bin wegen meiner Zukunft nicht länger in Sorge," sagte sie laut. „Nun, ich werde dir deine Güte zu lohnen wissen. Du wirst hungrig sein, Bogislav, ich gehe, dir einen Imbiß zu bereiten."

Kaum war die Herzogin hinausgegangen, als der Narr leise hereinschlich und schnell auf Bogislav zueilte. Sein angstvolles Gesicht stand in einem sonderbaren Gegensatz zu seiner bunten Kleidung.

„Herzog, hast du schon gegessen?" flüsterte er.

„Nein, warum, Görge?"

„Iß nicht, Herzog! Was sie dir auch anbieten möge, iß nicht, um aller Heiligen willen! Deinem Bruder ist die Gabe aus der Hand deiner Mutter übel bekommen."

Bogislav erschrak. „Du willst sagen, daß mein Bruder von der Herzogin, von meiner Mutter — ?" Er konnte das Entsetzliche nicht aussprechen. „Mensch, so sprich doch!"

In heftiger Erregung sank der Narr vor Bogislav auf die Kniee. „Verzeihung, Herzog! Sie ist meine Herrin, aber du bist mein Herz, mein Liebling. Auf meinen Armen hab' ich dich getragen, da du ein Kind warst. Rette dich vor ihrer Wut, Herzog! Wenn du leben willst, so enthalte dich jeglicher Speise!" Er sprang auf und eilte hinaus.

Bogislav war erschüttert. Daß eine Mutter solcher That fähig war! Kasimir, sein Bruder, war gefallen von ihrer Hand. Ein Schauer überlief ihn, da er erkannte, wie nahe er dem Tode stand. Nun wurden ihm die Andeutungen der Herzogin klar. Vergangenheit und Gegenwart verschmolzen zu einem Bilde. Der Schleier war von seinen Augen genommen, aber was er sah, war so entsetzlich, daß es ihn hätte zu Boden schmettern können.

Die Herzogin kehrte zurück. Auf einem silbernen Teller bot sie Bogislav ein Butterbrot, das mit Wildbraten belegt war, und nötigte ihn freundlich zum Essen.

„Ich esse nicht!" sagte Bogislav.

„Warum nicht?" fragte sie verwundert.

„Du weißt es ja. Ich bin nicht wohl. Ich habe keinen Appetit."

Die Herzogin hatte keinen Argwohn und ließ nicht ab mit freundlichem Bitten. „Nachher vielleicht," sagte Bogislav und schob den Teller zur Seite.

Bogislav war sehr schweigsam. Er dachte an den plötzlichen Tod des Bruders und an das schnelle Begräbnis desselben. Die Mutter hatte ihn nicht benachrichtigt und ihn von der Leiche ferngehalten. Nun wußte er, warum, und ein schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner Brust. Die Herzogin schrieb diese Bewegung seinem Liebeskummer zu und dachte: „Er ist wie sein Vater, Weiber und Waffen gingen ihm über alles. Da ist das Mittel, das ihn von allem Kummer heilen soll." Mit Spannung beobachtete sie die Bewegungen des Sohnes, jeden Augenblick hoffend, daß er nach der tödlichen Speise langen werde.

Im Laufe des Abends geschah es, daß, als die Herzogin kurze Zeit abwesend war, die Dogge derselben ins Zimmer gesprungen kam. Der Hund war von sehr

böser Art; seiner Herrin allein war er in Treue ergeben, jeden andern aber, selbst die Hausgenossen, bedrohte er mit seinem scharfen Gebiß. Als er Bogislav gewahrte, fletschte er die Zähne, kam langsam an ihn heran und knurrte leise. Bogislav ging um den Tisch herum, und als er dem Hunde nicht weiter ausweichen zu können meinte und dieser sich eben anschickte, nach seinen Beinen zu fahren, ergriff er schnell das Butterbrot mit dem Fleisch und warf es der Dogge hin. Der Hund fraß es gierig, leckte sich das Maul und legte sich dann knurrend nieder. Die Herzogin kam zurück, und als sie den Teller leer sah, meinte sie nicht anders, als Bogislav habe das Brot gegessen. Ihre Augen leuchteten in unheimlicher Glut. Sie hatte ihr Ziel erreicht.

Es war spät geworden; die Luft war schwül, und Bogislav begehrte nach seinem Bett. Die Herzogin wies ihm sein Lager im Turmzimmer an. „Schlafe süß, mein Sohn," sagte sie, und für sich selber setzte sie hinzu: „Den ewigen Schlaf." Sie war gewiß, daß das der Butter beigemischte Gift seine Schuldigkeit thun, und daß der Sohn am nächsten Morgen nicht mehr erwachen würde.

Bogislav lag unruhig auf seinem Lager. Er suchte den Schlaf zu verscheuchen, denn er traute der Herzogin nicht und wußte, wessen er sich von ihr zu versehen hatte, wenn sie den Betrug entdeckte. Schreckliche Bilder erfüllten seine Seele. Er sah den Bruder im Sarge, den toten Vater, der ihn mit warnendem Blick ansah, und dann den Bauer und seine Familie, die sich um ihn bangten. Gegen seinen Willen übermannte ihn der Schlaf, denn die Schwüle des Tages und die Gemütsbewegungen der letzten Stunden hatten ihn matt gemacht.

Die Herzogin hatte das Bett nicht aufgesucht. Mit der teuflischen Befriedigung, welche der Böse nach gelungener Ausführung eines langgehegten Planes empfindet, saß sie in dem Lehnsessel. Ihre Gedanken nahmen einen hohen Flug. Der Lehnsessel wurde zum Throne, das Gemach zum weiten Saal. Die Schar der Edlen Pommerns erfüllte im Festschmuck die Räume zu ihren Füßen. Huldigend neigten sie sich vor ihr, und von der Straße herauf klang der Ruf des Volkes: „Heil der Herzogin Sophie, Heil dem Pommernlande!"

Da traf plötzlich ein schmerzliches Wimmern an ihr Ohr. Sie horchte auf. Das kam nicht aus menschlicher Brust. Wieder ertönte es, lauter und schmerzlicher, und nun hörte sie, daß es unter dem Tisch seinen Ursprung hatte. Sie ergriff das Licht, hob die Decke empor und sah mit Befremden die Dogge, welche die Beine von sich gestreckt hatte und sich schmerzlich wand.

„Diana, mein Liebling, was ist dir?" sagte die Herzogin kosend. „Hast du dich wieder überfressen, du unartiges Tier? Gewiß hast du dem Koch wieder eine Wurst oder einen Schinkenknochen gestohlen. Siehst du, das ist deine Strafe. Aber sei nur ruhig, es soll dir verziehen sein."

Wer die Herzogin nur aus ihrem Verhalten zu den Menschen kannte, hätte nicht geglaubt, daß sie so zärtlicher Worte fähig war. Der Hund sah sie verständnisvoll an, aber der Blick erschreckte sie. Auf dem Bauche kriechend folgte er ihrem Ruf, unablässig wimmernd und die Zunge herausstreckend. „Aber mein Liebling," rief sie teilnehmend, „was ist dir, was hat man dir gethan? Wehe

dem, der dich verletzt hat; ich werde es rächen, als ob es mir selbst geschehen wäre."

Während sie dieses sprach und zärtlich das weiche Fell der Dogge streichelte, bemühte sich der Hund, aufzustehen, um an seiner Herrin emporzuspringen. Aber kaum stand er auf den Beinen, so fiel er wieder um, die ganze Hilflosigkeit seiner Lage verratend. Die Herzogin erkannte, daß es sich hier um etwas Schlimmeres als um eine Überfüllung des Magens handelte. Sie untersuchte ihn von allen Seiten, konnte aber eine Wunde nicht entdecken. Sollte er etwas Schädliches gefressen haben? In diesem Augenblick fiel ihr Blick auf den leeren Teller, der immer noch auf dem Tische stand. Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte sie. Sie ergriff den Teller und hielt ihn der Dogge hin. Wimmernd wandte sich der Hund ab. Mit aschfahlem Gesicht eilte sie auf den Zehen an die Thür des Turmgemaches, in welchem Bogislav schlief. Lautlos näherte sie sich derselben. Die Thür stand ein wenig auf. Bogislav selbst hatte sie nur lose angelehnt, um jede etwa nahende Gefahr schnell zu entdecken. Lauschend hörte sie die tiefen Atemzüge des Schläfers. Das war nicht der Schlaf eines Menschen, der mit dem Tode rang. Sie hatte den Todeskampf bei Kasimir mitangesehen und kannte die Wirkung ihres Mittels. Es war kein Zweifel, die Dogge hatte das Brot gefressen.

Es war totenstill im Hause, aber der Wind heulte um die Zinnen des Schlosses, aus der Ferne rollte dumpf der Donner, und fahler Lichtschein leuchtete zuweilen an den Fenstern auf.

Die Herzogin war außer sich. Das unmenschlichste Gefühl hatte sie erfaßt. Sie wütete, daß der Anschlag auf den Sohn mißlungen war, und sie weinte um das Leben ihres Lieblingshundes.

Und nun sah sie im Geiste die Folgen ihrer Handlungen. Kam Bogislav lebend aus dem Schlosse, so war es mit ihrer Herrlichkeit für immer zu Ende. Es war ihr klar, daß kein Zufall hier im Spiele war. Bogislav, der sonst bei gelegentlichen Besuchen im Schlosse gegessen hatte „wie ein junger Wolf," verschmähte ihre Gabe. Er mußte gewarnt worden sein. Ihre Absicht war enthüllt, und was sie nun von dem Sohne und dem Volke zu erwarten hatte, stand schreckensvoll vor ihren Augen.

Ein lautes Klopfen von der Seite, welche der Straße zugekehrt war, ertönte. Sie fuhr zusammen. Kamen die Rächer schon? Das Klopfen wiederholte sich, es wurde lauter, stürmischer. Ohne Licht schlich sie durch die Reihe der Gemächer bis zur Straßenfront. Sie blickte hinunter, aber dichte Finsternis verhüllte die Straße. Da leuchtete ein Blitz auf, und im Scheine desselben erkannte sie den Bauern.

„Der Blitz zerschmettere ihn!" rief sie leise.

Auch der wußte also bereits um ihre Anschläge, vielleicht erzählte man sich schon im Volke davon. Im Sturme der Nacht wollte der Bauer den Jüngling befreien, der bestimmt war, ihr die Krone zu entreißen. Zurück konnte sie nicht mehr, nur ein entschlossener Schritt vorwärts konnte sie retten. Sie hörte das

verzweifelte Wüten des Bauers und sah, wie er endlich die Pforte verließ. Das ganze Haus lag in tiefem Schlaf, und wenn auch jemand erwacht wäre, er hätte doch nicht öffnen können, denn die Schlüssel hielt die Herzogin selbst jede Nacht in Gewahrsam.

Der Wind raste um das Haus, der Regen schlug prasselnd gegen die Scheiben, fahle Blitze erhellten auf Momente die Zimmer, und der Donner wurde stärker und drohender.

Sie eilte zurück in ihr Gemach. Der Hund wimmerte leise, er lag in den letzten Zügen. Sie liebkoste ihn mit Streicheln, gab ihm die zärtlichsten Kosenamen und verließ ihn nur, um an der Thür des Turmgemaches zu lauschen. Bogislav lag noch immer in tiefem Schlafe, das verrieten seine festen, regelmäßigen Atemzüge. So ging sie lange Zeit, während draußen das Gewitter tobte und Blitz und Donner sich schnell folgten, vom Hunde zu Bogislav, von Bogislav zum Hunde. Furcht und Rachegefühl stritten in ihrer Brust um die Herrschaft, aber ein dämonischer Geist unterdrückte alles Furchtgefühl und trieb sie zu der entsetzlichen That. Sie nahm einen Dolch von der Wand und zog ihn aus der Scheide. Aber nein, sie wollte kein Blut vergießen; Blut befleckt und verrät und schreit zum Himmel. „Wenn ich ihn erwürgte?“ dachte sie. „Kein Mensch errät es, und ich kann sagen, er ist am Schlage — nein, am gebrochenen Herzen gestorben.“ Ein schreckliches Lachen entfuhr ihrem Munde. „Am gebrochenen Herzen!“ Ihre Finger krümmten sich, sie wurden zu Geierkrallen. Die ganze Entschlossenheit ihres boshaften Herzens schien in die Finger übergeströmt zu sein. Sie schlich zum Turmgemach; mit vorgebeugtem Körper lauschte sie. Nichts war zu hören als die Atemzüge des Schläfers. Mit der Geschmeidigkeit einer Katze zwängte sie sich durch die Thür und stand im Schlafgemach des Sohnes.

Vorsichtig schlich sie an das Lager. Trotz der dichten Finsternis fand sie sich zurecht. Hier lag der Kopf, hier der Körper. Ein schwacher Blitzschein, wie er mächtigen Schlägen oft voranzugehen pflegt, zeigte ihr den Schläfer, wie er, den Kopf etwas zur Seite geneigt, die Arme auf der Brust übereinandergeschlagen, dalag. Jetzt — sie hielt den Atem an, sie beugte sich hernieder, ihre Hände nahten sich vorsichtig und mit krampfhaft gekrümmten Fingern dem Halse. Da auf einmal leuchtete ein Blitz auf, der das Gemach taghell erleuchtete. Der Strahl durchzuckte das Gemach, und ein Donner, als ob das Schloß über ihrem Haupte zusammenstürze, schmetterte und knatterte um ihre Ohren. Die Mauern erzitterten, und die zersplitterten Scheiben flogen durch das Zimmer.

Von jähem Schreck erfaßt bebte sie zurück. In demselben Augenblicke fuhr Bogislav vom Schlafe empor. Im Scheine des wieder aufzuckenden Blitzes sah er das entstellte Gesicht der Herzogin und sofort erkannte er die Gefahr. „Mutter!“ rief er entsetzt. Sie floh in ihr Zimmer, verriegelte die Thüren und sank dann völlig gebrochen auf den Teppich, in demselben Augenblick, als die Dogge verendete.

Ein Feuerzeichen ging auf über der Stadt. Der Schloßturm, in welchen es eingeschlagen hatte, stand da wie eine riesige Fackel. Die Stadt kam in Bewegung.

An den Fenstern wurde es hell, Männer, Weiber und Kinder liefen halbangekleidet auf die Straße und eilten zum Schlosse, wo sie dem Brande wie einem seltenen Schauspiel zusahen. Auch Hans Lange war unter ihnen. Sein Gesicht war bleich, sein spärliches, nasses Haar hing wirr um das Gesicht, und unverwandten Auges sah er auf das Schloß, als wollte sein Blick die Mauern durchdringen. Er sah die Lichter an den Fenstern vorbeihuschen; die Dienerschaft war in Bewegung. Er hörte das Getöse eiliger Schritte und das Gewirr von Stimmen. Sein Gesicht leuchtete auf. War das nicht Bogislav's Stimme? Sein Herz klopfte so stark, daß es ihm fast den Atem benahm. Der Schlüssel rasselte im Schloß, die Thür ging auf, und Bogislav mit dem Narren und Hans von Massow stürzte heraus. Ein Freudenschrei kam aus des Bauern Munde, aber er stand wie angewurzelt, nur die Arme breitete er aus. Bogislav schaute sich um und erkannte den Bauer. „Vater!" rief er und stürzte in die ausgebreiteten Arme.

Voll Verwunderung und Rührung stand die Menge umher. Der Herzog in des Bauers Armen, das war ein seltsames und bedeutungsvolles Bild. Hans Lange und Bogislav gingen nach Lanzig hinaus, beide schweigend, aber voll Jubel im Herzen und mit Thränen in den Augen. Der Bauer hielt Bogislav's Hand in der seinigen, als wollte er verhindern, daß ihm der geliebte Pflegling zum zweiten Male genommen würde. Als Hans Lange nach den Erlebnissen im Schlosse fragte, schauerte Bogislav zusammen und antwortete nur: „Es war schrecklich, aber durch Gottes Hand bin ich errettet."

Nach der furchtbaren Gewitternacht war ein herrlicher Morgen angebrochen. Frisch und verjüngt stand die Natur im Sonnenlicht, wie funkelnde Diamanten blitzten die Regentropfen auf Gräsern und Blumen, und freudig leuchteten die Augen der Hausgenossen Hans Lange's. Sie hatten ihren Herzog wieder. Einer zweifachen Todesgefahr wunderbar entgangen, sah er eine schöne Zukunft vor sich, und die Zeit schien nicht ferne, wo er den Herzogsthron besteigen sollte.

Im Laufe desselben Tages kam der Wagen mit der Rüstung, welche Hans Lange für Bogislav gekauft hatte. Diesen hatten die Ereignisse der letzten Nacht ernst gestimmt und um Jahre reifer gemacht. Er sagte sich in seinem Herzen, Gott müsse ihn zu hohen Dingen berufen haben, da er so sichtlich unter dem Schutze des Höchsten stehe, und es erschien ihm gegenüber der großen Aufgabe kindisch, noch länger seinem Liebesschmerze nachzuhängen. Jetzt rief ihn Hans Lange herein, nahm ihn bei der Hand und sagte, auf die Waffenstücke deutend, die glänzend auf dem Tische lagen: „Herzog Bogislav, es ziemt sich nicht, daß du länger hier im Dreck sitzest. Ziehe hin zum Adel und zeige dich ihnen als ihr Herzog." Bogislav's Wangen erglühten vor Freude, als er die Waffen sah. Sofort griff er nach dem Schwerte, wägte es prüfend in der Hand und schwenkte es durch die Luft, als ob er einen Gegner vor sich hätte. Dann zog er die Sporenstiefel an, schnallte die Rüstung um und setzte den Helm auf. Der Ritter war fertig. Hoch gewachsen, von kräftigem Gliederbau, strahlenden Auges, so stand er vor dem Bauer wie ein geborener Fürst.

Da rief Hans Lange seine Frau und Kinder, Knechte und Mägde herein und sprach: „Sehet da, euer Herzog!“ Alle reichten Bogislav voll Ehrerbietung die Hand und wünschten ihm Glück zu seiner Fahrt. Bogislav aber wandte sich zum Bauer und sagte feierlich: „Dir verdanke ich, was ich bin. Deiner will ich gedenken bis zum letzten Atemzuge.“

Am nächsten Tage trat Bogislav seine Reise an. Der Bauer hatte ihm sein bestes Roß gegeben, und damit er nicht allein ritte, zwei Knechte zur Begleitung. Beim Grafen Werner von Schulenburg sprach er zuerst vor. Der alte Graf war höchlich erstaunt, in dem jungen Herzog einen Ritter zu sehen, der durch seinen Ernst Respekt einflößte und durch die Freundlichkeit seines Wesens einen gewinnenden Eindruck machte. Nur die Bewegungen erinnerten noch zuweilen an die bäuerische Erziehung. Er nahm ihn würdig auf, erkannte in längerer Unterredung den hellen Verstand des Jünglings und gelobte, treu zu ihm zu halten. So ritt Bogislav von einem Edlen zum andern. Überall überraschte er durch die Schönheit seiner Erscheinung, überall erhielt er die Zusage treuer Gefolgschaft, und mit jedem Besuch wuchs sein Selbstbewußtsein und die Hoffnung auf ein gutes Gelingen.

So war die Woche vor Misericordias Domini angebrochen. Unter Furcht und Hoffnung hatte die Herzogin auf dem Schlosse ausgehalten, denn immer noch meinte sie, daß unvorhergesehene Ereignisse ihr Unterstützung bringen könnten. Jetzt aber, da sie erfuhr, daß Bogislav den ganzen Adel des Landes für sich gewonnen habe, und daß am nächsten Sonnabend die Huldigung in Rügenwalde stattfinden sollte, war kein Halten mehr. Sie ließ Herrn Hans von Massow rufen und sagte: „Hans von Massow, wir müssen fliehen.“

„Wir?“ entgegnete dieser. „Nein, Frau Herzogin, nicht wir. Euch aber möchte ich raten, Schloß und Stadt so schnell wie möglich zu verlassen.“

„Wie?“ rief die Herzogin empört, „du willst deiner Herrin die Treue brechen?“

„Ich breche Euch nicht die Treue. Ihr aber habt mich verhindert, meine Pflicht an meinem gnädigen Herrn zu thun. Das will ich nun nachholen. An der Seite des Herzogs und sonst nirgends ist mein Platz.“

Damit wendete er sich und ging zur Thür hinaus. Bald darauf trat der Narr ein.

Die Herzogin fuhr ihn giftig an und schrie: „Du kommst doch auch, mir zu sagen, daß du mich in der Not verlassen willst? Ja, verlaßt mich nur, ihr Rattengeschmeiß. Gleiche ich doch einem Trümmerwerk wie der abgebrannte Turm.“

„Wäre ich eine Ratte, ich liefe davon,“ entgegnete Görge. „Aber ich gleiche der Katze, die sich an das Haus hält, und wenn es noch so baufällig und wüst ist. Frau Herzogin, ich gehe mit Euch.“

„Du?“ rief die Herzogin verwundert.

„Ja. Es könnte die Zeit kommen, wo Euch Euer Seelenheil am Herzen liegt. Dann mag der Narr, wenn Euch der Pfaffe seine Hilfe versagt, dessen

Stelle vertreten. Das Paternoster ist mir aus meiner Jugendzeit noch in der Erinnerung."

Die Herzogin schluckte die bittere Pille hinunter, denn der Narr war der einzige, auf den sie sich verlassen konnte. Sie raffte eiligst ihre Schätze zusammen und fuhr am Abend mit drei Wagen, die von einer gemieteten Wächterschar begleitet wurden, zur Stadt hinaus. Nach langem Umherirren suchte und fand sie in dem fernen Danzig ein Unterkommen.

Bogislav ließ sie ruhig und unangefochten ziehen. Es fiel ihm nicht ein sich für alles Leid der Vergangenheit zu rächen, wozu er wohl die Macht gehabt hätte. Vielmehr überließ er sie der Hand Gottes, die ihn bisher selbst so wunderbar geleitet hatte.

Der nächste Sonnabend war für die Stadt Rügenwalde ein hoher Fest- und Freudentag. Schon am Tage vorher war der junge Herzog ins Schloß eingezogen, und eine Schar von edlen Rittern mit ihren Knechten kamen heute von allen Seiten herbei. Das Schloß prangte im Fahnenschmuck, und auch die wohlhabenden Bürger steckten ihre Fahnen in den pommerschen Farben zu den Fenstern heraus. Gegen Mittag hatte sich der pommersche Adel im Saale des Schlosses versammelt, während das Volk vor dem Schlosse Kopf an Kopf des Augenblicks wartete, wo sich der Herzog zeigen sollte. Da erschallte ein dreimaliges Trompetensignal. Der Herzog im ritterlichen Schmuck und begleitet von einer Zahl prächtig gekleideter Diener trat in die weite Halle. Der Graf von Schulenburg rief: „Herzog Bogislav X., unser Fürst und Herr, lebe hoch!" Alle Anwesenden stimmten mit kräftigen und rauhen Kehlen ein, und aus dem Saale pflanzte sich der Freudenruf fort auf den Platz vor dem Schlosse.

Bogislav stieg die Stufen zu dem Throne empor; aber er setzte sich nicht, sondern stand hoch aufgerichtet vor den Herren. Alle leisteten den Eid der Treue, wogegen Bogislav gelobte, sie in ihren Rechten zu schützen, das Gute zu belohnen und das Böse zu bestrafen. Als die heilige Handlung vorüber war, sagte Bogislav: „Edle Grafen, Ritter und Herren! Es ist ein Bote von meinem Vetter, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, eingetroffen. Vergönnet, daß ich ihn hereinführen lasse, damit er vor euren Ohren seine Botschaft ausrichte." Vertrauensvoller Zuruf antwortete dem Fürsten, und aller Blicke richteten sich gespannt nach der Thür, durch welche ein Ritter in vornehmer Haltung eintrat. Würdevoll schritt er nach dem Throne und verneigte sich ehrerbietig vor dem Herzog.

„Sagt Eure Botschaft, Herr Ritter!" gebot Bogislav.

Der Ritter begann mit markiger Stimme, die durch den ganzen Saal schallte:

„Edler Herzog, Markgraf Albrecht von Brandenburg, mein edler Herr, entbietet Euch, seinem Vetter, brüderlichen Gruß und Handschlag. Da Ihr nun den Thron Eurer Väter bestiegen habt, wollet Ihr Euch Eurer Lehnspflicht entsinnen und das Herzogtum Pommern als Lehen aus seiner Hand annehmen. Wenn Ihr das thut, will er Euch in allen Rechten schützen und Euch mit der

Stärke seines Armes und seiner Kriegsmannen dienlich und förderlich sein. Weigert Ihr Euch aber dessen, so wird er mit Kriegsmacht seine Rechte zu wahren wissen."

Ein Gemurmel des Unwillens ging durch den Saal. Herzog Bogislav aber erwiderte ohne Aufenthalt:

„Sagt, Herr Ritter, dem Markgrafen Albrecht, meinem Vetter, was Ihr hier in Rügenwalde gesehen habt, einen Herzog, der von Lehnspflicht nichts weiß und fremden Schutzes nicht bedarf, eine Ritterschaft, die mit Kraft und Mut zu ihrem Fürsten steht, und ein Volk, das willens ist, mit dem Fürsten, Rittern und Edlen den Feind zu bekämpfen und zu besiegen. Im übrigen entbiete ich meinem Vetter brüderlichen Gruß und Handschlag. Dies meine Antwort."

Brausender Jubel erhob sich im Saal über diese Antwort des Herzogs. Der Bote aber verneigte sich und schritt würdevoll hinaus.

Der ernsten Handlung folgte ein fröhliches Mahl. Am nächsten Sonntag aber wohnte der Herzog mit dem ganzen Adel dem Gottesdienst in der Kirche bei.

Hans Lange feierte in diesen Tagen seinen höchsten Triumph. Bogislav hatte ihn eingeladen, an dem Huldigungsmahle teil zu nehmen, da er vor allen Rittern dorthin gehöre. Der Bauer hatte sich dessen aber entschieden geweigert. Unter der Menge vor dem Schlosse aber befand er sich und beim Gottesdienst in der Kirche verwandte er kein Auge von seinem fürstlichen Pflegling. Nachhause zurückgekehrt, sagte er mit Stolz zu seiner Frau: „Er ist ein Schwan, er kann schwimmen."

Und nun zog der Herzog mit einer Schar von dreihundert Rittern durchs ganze Land. Die Städte öffneten ihm gern ihre Thore und erkannten ihn an als ihren Herrn. Überall wurde er mit Jubel begrüßt, und das „Heil unserm Herzog Bogislav!" schallte ihm aus dem Munde Tausender entgegen.

Inzwischen hatte sich Markgraf Albrecht von Brandenburg mit einem großen Heere der pommerschen Grenze genähert, um die Anerkennung seiner Lehnsherrschaft von Bogislav zu erzwingen. Da er hörte, daß dieser in Pyritz verweilte, überrumpelte er die Stadt und schloß sie ein. Den jungen Adler zu fangen, danach stand sein Sinn, und er meinte, ihn schon zu zähmen, wenn er erst in seiner Gewalt wäre. Zwar schwuren die Pyritzer, Gut und Blut für ihren Herzog zu lassen, aber die Stadt hätte doch bald unterliegen müssen, zumal ein Ausfall mißlang. Unter den Rittern des Herzogs war ein Herr von Kussow. Dieser beredete den Fürsten, mit ihm zu fliehen, und brachte ihn im Dunkel der Nacht auf heimlichen Wegen aus der Stadt. So war der Herzog gerettet. Eben so wenig wie durch Gewalt erreichte Albrecht durch List. Denn als er bei einer späteren Unterredung mit Bogislav diesem die Hand reichte und sagte: „Lieber Oheim, hiermit leihe ich Euch Land und Leute," zog Bogislav schnell die Hand zurück und entgegnete: „Nein, Markgraf, so ist es nicht gemeint." Albrecht wollte einen Scherz daraus machen und sagte: „Oheim, Ihr seid ein Hitzkopf und laßt Euch bald irren." „Ja, Oheim," entgegnete Bogislav, „ich bin also nicht wohl zu flechten." Erst später kam ein Vertrag zwischen den beiden Fürsten zu stande.

Vor inneren und äußeren Feinden sicher, ließ sich der Herzog das Wohl seines Landes angelegen sein. Die Zeit seiner Regierung ist die glänzendste und ruhmreichste, welche Pommern unter den Herzögen erlebt hat. In die bis dahin sehr unredliche Verwaltung des Landes und seiner Einkünfte brachte er Ordnung, dem Handel und dem Ackerbau half er nach Kräften auf und die Schnapphähne und Straßenräuber, ob bürgerlichen oder adeligen Namens, ließ er aufknüpfen. Friede herrschte überall, und die Straßen waren so sicher, daß die Kaufleute für ihre Warenzüge kaum noch des bewaffneten Schutzes bedurften.

Drei Jahre waren vergangen. Da war eines Tages der Hof Hans Lange's festlich geschmückt. Obgleich es nicht Sonntag oder ein kirchlicher Festtag war, ging der Bauer mit Kindern und Gesinde im Festesschmuck einher. Der Hof war gefegt und aufgeräumt, Laubgewinde umgaben die Thür, bunte Bänder wallten von den Mähnen der Pferde, und mit Eichenkränzen waren die Hörner der wohlgepflegten Kühe umgeben. Hell leuchtete die Maiensonne auf Gärten und Felder, und heller Freudenschein strahlte aus allen Gesichtern.

Anna Lange, die Tochter des Bauers, hatte Hochzeit. Ein braver Bursche aus dem Dorfe hatte ihre Liebe gewonnen, und Hans Lange hatte hocherfreut seine Einwilligung gegeben. Diese Hochzeit war für ihn der freudige Abschluß seines Werkes; war sie ihm doch eine Bürgschaft dafür, daß Anna die Neigung zu Bogislav überwunden hatte, und daß die Vergangenheit keinen Schatten in die Zukunft werfen sollte. Deshalb sollte die Hochzeit auch mit dem den reichen Bauern eigenen Aufwand gefeiert werden. Eine große Anzahl von Kälbern, Schweinen und Geflügel hatten ihr Leben lassen müssen, Kuchen in allen Formen füllten die Kammern, und festliche Wohlgerüche umwehten das Haus. Das ganze Dorf sollte Teil haben an dem Feste, und keiner, der seine Wünsche dem Brautpaare darbrachte, sollte ohne reichliche Hochzeitsgabe von dannen gehen.

Die Sippe des Bauern und seine Ehrengäste saßen beim Hochzeitsmahl. Knechte und Mägde waren mit dem Aufwarten beschäftigt oder saßen an der Tafel, welche für sie auf dem Hofe hergerichtet war. Die ärmeren Dorfbewohner, große und kleine, erfüllten den weiten Hof, und besonders war die allezeit im Essen leistungsfähige Jugend vertreten. Mit vollen Händen reichte man ihnen dar, wonach ihr Herz verlangte, überall sah man fröhlich schmausende Menschen, ein munteres Gesumme wie um einen Bienenkorb umschwebte das Haus, welches zuweilen von hellem Gelächter und lautem Scherz übertönt wurde.

Da auf einmal sprengte eine Schar glänzender Ritter die Dorfstraße herauf. Die Gäste eilten an die Fenster, die Kinder an die Straße, um das seltene Schauspiel zu sehen. Wie erstaunten sie aber, als die Schar vor dem Gehöfte hielt und die Ritter von ihren Pferden sprangen. „Das ist Herzog Bogislav", rief Hans Lange. Gemessenen Schrittes und leuchtenden Auges ging er dem geliebten Gaste entgegen, schüttelte ihm herzlich die Hand und führte ihn in das Haus, während das Gefolge im Hofe hielt und den Erquickungen zusprach, welche ihnen Knechte und Mägde in überreicher Fülle darboten. Als der Herzog

eintrat, erhob sich die Hochzeitsgesellschaft ehrerbietig von den Sitzen. Bogislav grüßte zunächst die Bäuerin auf das herzlichste, dann reichte er der Braut die Hand. Sie erglühte unter der hohen Myrthenkrone und senkte den Blick. Freundlich und unbefangen aber schaute sie der Herzog an. Die ernste Arbeit um das Wohl des Landes hatte sein Herz frei gemacht von der jugendlichen Leidenschaft, und die Erinnerung an jene Liebe zu Anna glich einem lichten Sonnenstrahl, der das Herz erwärmt, aber nicht versengt. „Gott segne dich, Anna," sagte er mild. „Alles Gute, was deine Eltern mir gethan haben, da ich elend und unglücklich war, möge dir und deinen Geschwistern vergolten werden!" Dann reichte er auch dem Bräutigam mit herzlichem Glückwunsch die Hand. Anna sah die beiden Männer sich gegenüberstehen. Ihr Bräutigam, untersetzt und knochig, mit wetterhartem und keineswegs schönem Gesicht, konnte sich mit der edlen Erscheinung des Fürsten nicht messen. Und doch, wenn sie aufs neue hätte wählen dürfen, sie hätte nur ihn gewählt. Er war Fleisch von ihrem Fleisch, zu ihm gehörte sie; von Bogislav aber trennte sie eine Kluft.

Hans Lange brachte dem Herzog den Willkommentrunk entgegen. Dann sagte Bogislav: „Hans Lange, bist du mit mir zufrieden?"

„Ja, Herzog Bogislav," entgegnete der Bauer, „ich bin mit dir zufrieden. Du hast als ein rechtschaffener Fürst gehandelt."

Bogislav nickte und fuhr fort: „Ich habe dir Pacht, Dienste und Landschaft frei gegeben und damit unseren Vertrag erfüllt. Aber du hast mir mehr gegeben, als du versprachst, darum lasse mich auch also thun. Hiermit mache ich auch frei alle, die zu deinem Hause gehören, deine Kinder und Kindeskinder. Diese Freiheit will ich dir verbriefen, damit sie geachtet werde von jedem, der im Pommernlande regiert."

Der Bauer aber erwiderte ernst: „Nicht also, Herzog Bogislav! Meine Kinder sollen Bauern bleiben. Habe ich dir meine Liebe zugewandt, so hast du mir deine dafür gegeben. Der Vertrag ist erfüllt, und wir sind quitt."

Da sah der Herzog den Bauer eine Weile überrascht und ernst an. Dann sagte er: „Wahrlich, Bauer, in dir lebt eines Fürsten Geist. Gebe Gott, daß ich diesem Beispiele stets gern und treu nachkomme!"

Dann setzte sich der Herzog an seines Pflegers Seite, nahm teil am Mahle und plauderte lange Zeit fröhlich mit den Hochzeitsgästen. Als er endlich aufbrach, sagte er zu Anna: „Willst du mir eine Bitte gewähren?"

„Gern, Herzog Bogislav."

„So gieb mir ein Zweiglein von deiner Myrthe!"

Die Hochzeitsgäste nickten sich einander zu, wußten sie doch, daß ein solches Zweiglein Glück bringe in der Liebe, und daß der Herzog um die schöne Tochter des Landgrafen von Thüringen warb. Anna löste ein Reis von der Myrthe und steckte es selbst dem Herzog in das Wams. Dann nahm er Abschied, schwang sich auf das Roß und jagte mit seinen Reisigen unter den Hochrufen der Dorfbewohner davon.

Feldmarschall Lord Napier von Magdala.

(Schluß).

XIV.

Im März 1870 wurde Lord Napier zum Oberbefehlshaber in Indien ernannt, wo er am 9. April eintraf. Während der sechs Jahre, die er diese Stelle inne hatte, waren seine Gedanken und Sorgen ausschließlich auf die Hebung des moralischen und physischen Wohles und des Behagens der britischen wie der eingeborenen Truppen gerichtet. Vier kleine Kriege gegen die Luschai, Naga, Duffla und Perak fanden statt, während Lord Napier das Oberkommando führte, aber das Bemerkenswerteste in dieser Periode waren seine Reformen in der Verfassung und Verwaltung der indischen Armee. Indem er seine Truppen behaglich und zufrieden machte, die Stellung der Offiziere verbesserte und Eifer und Korpsgeist in ihnen erweckte, gelang es ihm, die ganze Armee auf eine höhere Stufe zu heben und jeden einzelnen dahin zu bringen, daß er alle seine Kraft zusammennahm, um zufriedenstellende Leistungen zu machen. Die Offiziere wurden dazu angeregt, ja gedrängt, ihre militärischen Kenntnisse aufzufrischen und zu erweitern; durch Einrichtung von Übungslagern und in anderer Weise wurde ihnen Gelegenheit gegeben, ihre Tüchtigkeit im Felde zu erproben. Genaue Reglements und Instruktionen für die Offiziere in diesen Lagern wurden einige Zeit zuvor bekannt gemacht und bei jedem Lager ein sorgfältig ausgearbeiteter besonderer Plan in allen Einzelheiten ausgeführt. Diese Lager dienten auch dazu, durch besonders für diesen Zweck bestellte Kommissionen spezielle Untersuchungen und Versuche in verschiedenen praktischen militärischen Fragen vornehmen zu lassen. Ein großer Teil von Lord Napier's persönlicher Arbeit ist in der neuen Ausgabe der Reglements für die Bengalische Armee (1873), die seit 1854 nicht revidiert worden waren, und noch mehr in den wertvollen Reglements für den Vorpostendienst, die auf seinen Befehl 1872 erschienen, niedergelegt. Die Vorschriften über die Ausbildung der Mannschaften wurden mit Rücksicht auf die neuesten Verbesserungen durchgesehen. Die Schießfertigkeit in der britischen Armee wurde eifrig vervollkommnet; zur Ermunterung derselben schenkte Lord Napier jährlich 100 Pfd. Sterl. für drei Preise aus seiner eigenen Tasche. Es wurde dafür gesorgt, daß keine Waffe in der Armee einrostete. Sogar die Kranken in den Rekonvaleszenten-Depots wurden aufgefordert, sich an den weniger anstrengenden Übungen und an den wöchentlichen Instruktionsstunden über die militärischen Pflichten zu beteiligen. Alle billige Rücksicht wurde genommen, aber die Disziplin wurde stets streng, jedoch nicht in barscher Weise, gehandhabt. Vernünftige Vergnügungen wurden für jeden Rang, jeden Geschmack beschafft; besonders geschätzt war der von Napier 1870 angeordnete wöchentliche Feiertag am Donnerstag. Dieser heißt noch bei den Truppen in einigen Teilen von Indien St. Napier's Tag!

Verbesserungen in Kasernen und Kantonnements wurden stetig vorgenommen, und fast alle Stationen, die als mangelhaft bekannt waren, wurden von Lord Napier selbst besucht und inspiziert. Alle im Interesse der Gesundheit erforderlichen Maßregeln wurden streng durchgeführt.

Dies sind nur einige wenige Beispiele von den Dingen, denen Lord Napier seine persönliche Aufmerksamkeit widmete, so lange er Oberbefehlshaber war. Dazu kommt noch vieles Andere: die Verteidigungsmaßregeln (über die er eine Anzahl bedeutender Denkschriften abfaßte), die Verkehrsmittel, die Verteilung, die Bewaffnung u. s. w., außerdem Fragen über innere und äußere Politik, Zivilverwaltung, das Zivil- und Militärfinanzwesen — Fragen, über die er als Mitglied des vizeköniglichen Rates seine Meinung zu Protokoll abzugeben hatte.

Bei der Erfüllung dieser vielfachen Amtspflichten hatte Lord Napier eine kräftige Stütze an seinen Untergebenen. Und das ist kein Wunder, denn er machte es zu seinem festen Grundsatz, allen einen möglichst weiten Spielraum für selbständige Thätigkeit zu geben und ihren individuellen Leistungen volle Anerkennung zu zollen.

XV.

Anfangs des Jahres 1876 wurde Lord Napier zum Gouverneur von Gibraltar ernannt, und am 10. April verließ er auf immer das Land, dem er 48 der besten Jahre seines Lebens gewidmet hatte. Von den Eingeborenen aller Klassen in Indien wurde sein Weggang wie ein persönlicher Verlust beklagt. Große Massen Volkes drängten sich bei seiner Einschiffung in Bombay um ihn zusammen, und viele von den dienstthuenden Truppen konnten die Thränen nicht zurückhalten.

In Kalkutta bildete sich ein Komitee, um die Mittel zur Errichtung eines Denkmals für seine vieljährigen Dienste zu beschaffen. Infolge davon wurde eine schöne Reiterstatue von Boehm ausgeführt, die jetzt vor dem Eingang zu Fort William steht.

Nach einem Aufenthalt von einigen Monaten in England ging Lord Napier Ende August nach Deutschland, da er dazu ausersehen war, den großen Manövern der deutschen Armee beizuwohnen, welche in diesem Jahr zwischen Merseburg, Leipzig und Berlin abgehalten wurden.

Während dieses Besuches in Deutschland war er auf einige Tage der Gast J. K. u. K. H. des Kronprinzen und der Kronprinzessin. Von dem Kaiser und der Kaiserin wurde er ebenfalls höchst wohlwollend empfangen. Lord Napier genoß seinen Aufenthalt in Deutschland gründlich und sprach nachher immer mit der größten Hochachtung und Verehrung von dem kaiserlichen Hause. Wohlthuend war ihm auch die warme Aufnahme, die ihm von den Offizieren der verschiedenen Armeekorps wurde. Er erneuerte einige alte Freundschaften und machte viele angenehme neue Bekanntschaften. Zu den Personen, zu welchen er sich am meisten hingezogen fühlte, gehörten der General (jetzige General-Feldmarschall) von Fabrice, damals sächsischer Kriegsminister, und der General (jetzige General-Feldmarschall) von Blumenthal. Große Anziehungskraft hatte für ihn auch die

echt ritterliche Erscheinung des nun verstorbenen General-Feldmarschalls von Manteuffel. General von Blumenthal bekräftigte durch sein Zeugnis Lord Napier's warme Verehrung für den Kronprinzen, den er als allezeit wohl aufgelegt, geduldig, gefaßt, klarsehend schilderte. General von Blumenthal erzählte, wie er in seiner Eigenschaft als Generalstabschef während des französischen Krieges S. K. H. oft acht Mal in einer Nacht habe wecken müssen. Der Kronprinz sei immer sogleich erwacht, habe seine Befehle klar, bestimmt und scharfsichtig gegeben und eine Minute nachher habe er schon wieder geschlafen. Eine andere interessante Bekanntschaft machte Lord Napier in dieser Zeit, die des General Todleben, des berühmten Verteidigers von Sebastopol. Als etwa ein Jahr später Todleben durch die Einnahme von Plewna neuen Ruhm zu dem früheren fügte, schrieb Lord Napier an General Brialmont, so sehr er auch das Mißlingen jener tapferen Verteidigung bedauere, so freue er sich doch, daß die Ehre der Einnahme einem Ingenieur zugefallen sei. Lord Napier ließ nichts unbeachtet, was ihm in militärischer Beziehung in Deutschland unter die Augen kam, und sein Urteil über viele Dinge ist sehr merkwürdig. Ein Punkt, der einen tiefen Eindruck auf ihn machte, war der große Wert, den das deutsche System der Heranbildung von Unteroffizieren hat. In diesem Sinne sprach er sich schon damals mit aller Entschiedenheit gegen seine Begleiter aus, und wie wir hören, hat er auch nachher bei den heimischen Behörden den großen Vorteil geltend gemacht, den eine den Unteroffizierschulen ähnliche Einrichtung für das britische Militär haben würde. Er glaubte, daß solche Schulen das beste Mittel sein würden, um den Schwierigkeiten zu begegnen, welche die Einführung der kurzen Dienstzeit mit sich gebracht habe.

XVI.

Lord Napier verließ Berlin am 22. September und eine Woche darauf schiffte er sich nach Gibraltar ein. Sehr neugierig waren einige Personen auf dem Schiff in Betreff eines Buches, in das er auf der Reise vertieft war. Endlich wurde die Neugier befriedigt: es war eine spanische Grammatik! Sein Wunsch, das Spanische gründlich zu erlernen, wurde jedoch durch Überladung mit Amtsgeschäften vereitelt; doch lernte er genug, um Romane mit Genuß lesen zu können. Unmittelbar nach seiner Ankunft daselbst erhob sich das Gerücht von einem Kriege mit Rußland. Die öffentliche Presse nahm einstimmig an, daß der Oberbefehl über die britischen Truppen Lord Napier angeboten werden würde. Die Ernennung dazu erfolgte thatsächlich anfangs 1878. Lord Napier ging nach England, um sich für den erwarteten Feldzug zu rüsten. Nach Abschluß des Friedens in Berlin machte er eine neue Reise nach dem Kontinent, besuchte die neuen Verteidigungswerke in Antwerpen, wohnte den Herbstmanövern im nördlichen Frankreich bei und ging dann wieder nach Deutschland.

Im Jahre 1879 wurde Lord Napier wieder nach England gerufen als Mitglied der königlichen Kommission für die Reorganisierung der Armee. Er unterzeichnete den Bericht seiner Kollegen mit einem gewissen Vorbehalt, aber viele von seinen damals vorgeschlagenen Änderungen sind nachher eingeführt worden.

Im November 1879 wurde er anläßlich der zweiten Heirat des Königs von Spanien als außerordentlicher Botschafter nach Madrid gesandt. Die Wärme und Herzlichkeit seines Empfangs ließ nichts zu wünschen übrig; er schrieb darüber unmittelbar nach seiner Rückkehr: „Die Spanier waren die Höflichkeit und Herzlichkeit selbst, die Hochzeit glänzend — die Kostüme so wie sie nur Spanien machen kann — solche Mantillen aus Gefunkel von Diamanten herabfließend! und eine Draperie, die nur eine spanische Hand so ordnen kann. — Die spanische Gesellschaft, die wir sahen, war ganz bezaubernd. Obwohl die „Times" unklug genug waren, in einem Leitartikel taktlos mit Gibraltar zu prahlen, so war doch nicht die geringste Spur einer Gibraltar-Erbitterung in dem herzlichen Empfange zu merken, der mir zu Teil wurde. Wenn unsere Tagesblätter Gibraltar ruhen ließen, so würden die Spanier viel weniger daran denken." Lord Napier empfand für den jungen König eine sehr warme Liebe und verfolgte den spätern Gang seines Lebens mit aufrichtigem Interesse. In Madrid wie in Gibraltar benützte er jede Gelegenheit, freundliche Beziehungen mit seinen spanischen Nachbarn zu pflegen.

Die indischen Angelegenheiten nahmen indessen seine ernste Aufmerksamkeit noch fortwährend in Anspruch und veranlaßten ihn zu manchen wertvollen Äußerungen. Die Abtretung von Kandahar war ein Irrtum, den zu verhindern er sein Äußerstes that, und den er immer beklagt hat. Seine gewaltige Denkschrift über diese Frage (1880) kann heute noch mit größtem Nutzen studiert werden. Vielleicht den besten Beweis für den Wert derselben liefert der Versuch der liberalen Regierung, sie zu unterdrücken unter dem Vorwand, daß Lord Napier in keiner offiziellen Beziehung zu Indien mehr stehe. Dadurch wurde aber die allgemeine Aufmerksamkeit nur um so mehr auf die Denkschrift gelenkt, die denn auch auf die Forderung des Parlaments endlich in das Kandahar-Blaubuch aufgenommen wurde. Lord Napier's Gutachten war gefordert und gegeben worden; daß es verworfen wurde, überraschte wohl niemand weniger als ihn selbst. Einige Monate vorher hatte er gerade über diese Sache an einen Freund geschrieben: „Ich habe es aufgegeben, Rat zu erteilen, die teilweise Annahme eines Rates ist schlimmer als völlige Verwerfung." Über alles, was ihn anging, bildete sich Napier sein Urteil sorgfältig und gewissenhaft; wenn man sich an ihn wandte, gab er seine Meinung klar, entschieden und rückhaltlos von sich. Sie wurde weder durch Privatfreundschaft noch durch Parteirücksichten beeinflußt, wie er selbst denn auch nie zu den Liberalen oder zu den Konservativen gerechnet sein wollte. Denn er hielt dafür, daß er als Soldat nur gegen den Staat Pflichten habe. Dieser Umstand verlieh seinen Meinungen einen höheren inneren Wert, aber er schwächte wohl hie und da den thatsächlichen Einfluß seines Rates.

Er war keineswegs zufrieden mit der Stärke oder Tüchtigkeit der britischen Armee, für die ihm allerdings ein sehr hohes Ideal vorschwebte, und noch weniger war er mit vielen von den gemachten Verbesserungsvorschlägen einverstanden. Aber wenn er mit dem Gang der öffentlichen Angelegenheiten auch noch so unzufrieden war, so teilte er doch nie die Entmutigung vieler seiner Landsleute.

Er behauptete immer, daß in solchen Fällen die Übel zugleich ihre eigene Abhilfe mit sich brächten und daß, wenn die Zeit der Prüfung komme, „der rettende Common-sense“ des englischen Volkes kräftig einschreiten würde, ehe bleibendes Unglück über das Land hereinbräche. In betreff der Armee war, wie wir glauben, seine Ansicht, daß die Truppen eben das seien, was ihre Offiziere aus ihnen machen, und daß ein General, der seine Soldaten herabsetze, sich in den meisten Fällen einfach selbst ein Armutszeugnis ausstellte. Über diesen Punkt äußerte er sich (1882) folgendermaßen: „Truppen können durch sorgfältige Behandlung soweit gebracht werden, daß sie leisten, was besseren Truppen unter ungünstigen Verhältnissen nicht gelingt. Jeder, der viel harten Dienst gesehen hat, muß sich an Augenblicke erinnern, wo auch die besten Truppen unter entmutigenden Umständen sich vergessen . . . Jeder Soldat sollte eine gründliche gymnastische Schule durchmachen und jeden einzelnen sollte man im Gebrauch der Waffen und in athletischen Spielen üben, um so das persönliche Vertrauen und das Gefühl der Selbständigkeit in ihm zu wecken und zu stärken. Ein Blick in die Geschichte der römischen Disziplin zeigt, wie sorgfältig da solche Übungen durchgeführt wurden.[1]) Wir schlugen jede Rasse mit den indischen Truppen — die disziplinierten Bataillone unter französischen Offizieren, wie De Boigne u. s. w., und die Sikhs, von Avitabile und Court eingeübt. . . . Beim Verfall des Mogul-Reiches wurden die muhammedanischen Armeen vernachlässigt und, des Krieges und der schweren Opfer ungewohnt, von den Mahratten in alle Winde zerstreut; und diese haben kämpfen gelernt und das Reich erobert, weil sie sich in kleinen Kriegen abgehärtet hatten und so kampfgewohnt und mutig geworden waren — gerade wie die Spanier von den Mauren kämpfen lernten, und die Sikhs zunächst durch den Widerstand gegen Bedrückung. Die Kampftüchtigkeit der Engländer kommt von ihren Bürgerkriegen her. Wenn Frieden herrscht, muß Erziehung und athletische Übung den Menschen die Gefahr verachten lehren. Ich glaube, daß jede Rasse, die nicht Jahrhundertelang das Sklavenjoch getragen, dahin gebracht werden kann, daß sie Mut hat. Ich muß mit der Bemerkung schließen, daß es überall in der Welt brauchbaren Stoff für Armeen giebt. Es ist eine schlechte Politik, das militärische Element in irgend einem Teile des Landes zu beseitigen oder sich auf eine aus Fremden gebildete Armee zu verlassen, welche nur darauf sieht, daß kein Land außer ihrem eigenen die Mittel eines militärischen Widerstandes hat.“

Lord Napier war völlig frei von den Vorurteilen des Alters und begünstigte die Verwendung junger Offiziere, vorausgesetzt, daß sie reif für ihre Aufgabe seien. Er wußte wohl, daß die Erfahrung nicht immer nach der Zahl der Jahre zu bemessen ist, und er hatte so wenig als Erzherzog Karl eine Vorliebe für „Prinz Eugens Packesel.“ Aber er bedauerte, daß unter den neuen Reglements wertvolle Offiziere, besonders im Geniekorps, für den Dienst oft verloren gehen, und das gerade zu einer Zeit, wo sie für gewisse Arbeiten am tüchtigsten sind. In Beziehung auf diese Fragen schrieb er (1880): „Ohne Zweifel ist die Jugend

[1]) Die Institutionen des Vegetius waren eins von Napier's Lieblingsbüchern.

eine Sache vom größten Wert. Ich bin überzeugt, daß die hervorragende Tüchtigkeit des Adels und der höheren Mittelklasse in Schottland, und bis auf einen gewissen Grad auch der Krieger aus der unteren Klasse ihren endlosen Kämpfen zuzuschreiben ist, welche fortwährend die Leute mittleren und höheren Alters wegschafften und die Jugend nötigten, die Stellen derselben im Kampfe einzunehmen, aber ich muß bedauern, daß tüchtige und erfahrene Männer gerade dann auf die Seite geschoben werden, wenn sie für wissenschaftliche Arbeit am reifsten sind."

XVII.

Am 1. Januar 1883 wurde Lord Napier's Ernennung zum Feldmarschall in der Gazette angekündigt, und zwei Tage darauf legte er sein Amt als Gouverneur von Gibraltar, das er 6 1/4 Jahre lang bekleidet hatte, nieder. Während dieser Zeit hatte er manche wohlthätige Veränderungen an diesem Ort, in der Festung wie in der Stadt, vorgenommen und durchgeführt. Auf seine Anordnung wurde ein vollständiges System von Kondensatoren eingeführt, um die Garnison für den Notfall mit frischem Wasser zu versehen. Es giebt keine Quellen in Gibraltar, und das Brunnenwasser ist salzig. Diese Vorsorge erwies sich nachher zur Zeit der Cholera als höchst wohlthätig für alle Klassen, Zivil und Militär. Es ist hier nicht der Ort, über das, was zur Verstärkung der Befestigungen gethan wurde, zu reden, aber auch in dieser Richtung wurde viel zu stande gebracht. Andere Verbesserungen waren die Errichtung eines neuen Bürgerhospitals und einer neuen Irrenanstalt, eines neuen, schönen Marktes mit reichlicher Wasserversorgung, eines wohl und gesundheitlich eingerichteten Schlachthauses, die Verbesserung und Erweiterung des Zivilgefängnisses, die Gründung einer Sparkasse und die Verbesserung der Ortsschulen. Die Straßen wurden hergestellt und zum Teil mit Holz gepflastert, die Stadt besser mit Gas und Wasser versehen und die Abzugskanäle in stand gesetzt. Neue Gärten wurden angelegt und dem Publikum geöffnet und Bäume gepflanzt, wo es irgend möglich war. Der Wert dieser Veränderungen kann nur von denen völlig geschätzt werden, die mit den früheren Verhältnissen vor Lord Napier's Ankunft bekannt sind.

Nach seinem Abschied von Gibraltar begab sich Lord Napier nach Oran und Algier, und seine Bemerkungen in seinem Tagebuch über die Militärhospitäler, die Industrieschulen und anderes lassen hier denselben scharfen und aufmerksamen Beobachter erkennen wie sonst. Er weist auf manche praktische Mängel im einzelnen hin, aber im ganzen hatte er einen sehr günstigen Eindruck von dem, was die Franzosen in ihrer Kolonie zu stande gebracht. Von Algier ging's nach Malta und weiter nach Kairo und Luxor. Seine Notizen über Malta enthalten folgende Bemerkung, die auch auf andere Fälle Anwendung finden könnte. Er schreibt: „Man hat vorgeschlagen, die innere Enceinte von La Valetta abzutragen, um mehr Raum für die Erweiterung der Stadt zu gewinnen und die äußere Linie zu verstärken und zur alleinigen Front zu machen. Wenn dies geschähe, so würden die Festungsgräben, die von beträchtlicher Tiefe und Breite sind, vortreffliche Reservoirs abgeben, die man aus dem Aquaedukt füllen und in diesem

Stand erhalten könnte. Wenn man diese Gräben überwölbte, so würden sie sichern Wasservorrat für immer gewähren."

Lord Napier blieb in Ägypten bis zum April. Hier fand er vieles, was ihn interessierte und beschäftigte; viele von den Personen, die er dort traf, werden sich noch heute des Eifers erinnern, mit dem er den Bau einer Eisenbahn von Suakin nach Berber befürwortete. Wäre diese damals begonnen worden, so wäre vielleicht der Verlauf der Dinge, mit denen Gordon's Name verknüpft ist, ein anderer geworden, und es gäbe einen Grund zur Selbstanklage für seine Landsleute weniger.

Lord Napier kehrte über Italien nach England zurück, wo er den Rest des Jahres zubrachte.

Im Januar 1884 trat Gordon seine unglückliche Mission nach Khartum an, und am 4. April machte Lord Napier im Hause der Lords die Regierung aufmerksam auf die dringende Notwendigkeit sofortiger Vorbereitungen für den Fall, daß man Gordon eine Expedition zu Hilfe senden müßte.

Auf die traurige Geschichte des Aufschiebens und Schwankens, welche nun folgte, brauchen wir hier nicht weiter einzugehen. Genug, Napier ließ kein Mittel unversucht und that sein Äußerstes, um der Regierung ihre Pflicht gegen Gordon und England zum Bewußtsein zu bringen.

Eine andere Sache, die ihn im Sommer 1884 sehr beschäftigte, war die Frage der Haltung gegenüber Afghanistan. Über diesen Punkt schrieb er am 18. August an einen Freund: „Was uns noch übrig bleibt, ist, wie mir scheint, eine tüchtige Kommission, um die Grenzen zu bestimmen, Wächter, die auf die Wahrung derselben sehen, und eine kriegsdrohende Haltung gegenüber Rußland, falls dieses weiter vorrückt. Hätten wir eine weitsehende Regierung und energische Staatsmänner, so könnten wir, deß bin ich sicher, Herat halten und die Zivilisation in dieses Gebiet bringen, aber das würde eine Regierung voraussetzen, wie wir sie nicht erwarten können bei dem in England fortgehenden Kampf des Sozialismus gegen alle alten Institutionen. Da die besten Pläne eines Ministeriums Gefahr laufen, durch eine Vereinigung republikanischer Fabrikanten mit den feindseligen Irländern vereitelt zu werden, scheint es vergeblich, eine feste und wohlgeleitete auswärtige Politik zu erwarten." In demselben Sinne schrieb er an einen anderen Korrespondenten: „Bei unserer Rückkehr nach Europa haben wir alle zu lernen, daß, während in Indien die Regierung das Volk beherrscht, in England das Volk die Regierung beherrscht."

Die Parlamentssitzungen im Frühling 1885 fielen in eine aufregende Zeit, denn der Feldzug im Sudan war in vollem Gange, und ein Krieg mit Rußland stand, wie es schien, vor der Thür. Infolgedessen beteiligte sich Lord Napier in dieser Saison häufiger als sonst an den Debatten. Er pflegte indessen nur über solche Gegenstände zu sprechen, von denen er eine spezielle Kenntnis hatte. Die einzige Ausnahme, der wir uns erinnern, war seine allerletzte Rede im Hause der Lords (16. Juli 1889), anläßlich einer rein philanthropischen Frage, nämlich der Beschützung der Kinder gegen schlechte oder unfähige Eltern. Wenn er über an-

dere Fragen abzustimmen hatte, so ließ er sich durch die beste Belehrung, die ihm zugänglich war, leiten, und nie durch Parteirücksichten. Wenige von seinen Freunden ahnten, durch welche Masse von Schriften er sich durchgearbeitet und wie sorgfältig er alles erwogen hatte, ehe er seine Stimme für das irische Landgesetz vom Jahre 1881 abgab — eine Sache, die völlig außerhalb seines persönlichen Interesses lag. Am Ende des Sommers in diesem ereignisreichen Jahre ging Lord Napier in die schottischen Hochlande, um die ihm so nötige Ruhe zu genießen; er wohnte der Versammlung der British Association in Aberdeen bei und besichtigte die Forth-Brücke, welche damals noch im Bau war.

XVIII.

Im Frühjahr 1886 bemühte sich Lord Napier im Hinblick auf möglicherweise vorkommende Fälle aufs angelegentlichste, ein gerechteres Urteil über die Stellung und die Verantwortlichkeit der Soldaten bei Aufständen zu verbreiten, als es gegenwärtig unter dem englischen Gesetze der Fall ist. Es gelang ihm aber nur teilweise.

Im Dezember 1886 wurde Lord Napier zum „Constable of the Tower of London" ernannt, das einzige Kommando im Königreich, welches der Königin unmittelbar untersteht, und am 13. Febr. 1887 fand seine feierliche Einführung statt.

Lord Napier trat sein neues Amt mit Interesse an und bedauerte nur, daß es ihm keine schwereren Pflichten auferlegte. Wie es nun einmal war, sagte er zu einem Freunde: „Die Leute wünschen mir Glück, aber ich weiß wohl, daß diese Würde das Leichentuch der Feldmarschälle ist." Gleichwohl waren seine Freunde erfreut, das alte, hochgehaltene Ehrenamt, das Wellington, Combermere und Burgoyne so lange innegehabt, nun ihm übertragen zu sehen. Unter seinem Kommando wurde das Publikum zum ersten Male, mit königlicher Bewilligung, in die Gärten des Towers zugelassen. Es war eine große Freude für Napier, zu bemerken, wie dankbar diese Erlaubnis besonders an Sonntagen von den Bewohnern des umliegenden sehr armen Stadtteiles benützt wurde. Bei dieser Gelegenheit sei übrigens auch bemerkt, daß Lord Napier im Hause der Lords sich stets für die Öffnung der Museen und Bildergallerien am Sonntage ausgesprochen hat.

Im Februar 1887 hielt Lord Napier eine interessante und bedeutende Rede gegen die vorgeschlagene Reduktion der Artillerie. Er berief sich dabei auf viele schlagende Beweise, die er aus dem Werke des Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen sowie aus anderen deutschen Quellen schöpfte.

Den Frühling brachte er zum Teil in Malta zu und vertiefte sich da mit großem Interesse in die alte und neue Geschichte der Insel. Im Blick auf die vielen Wechselfälle und die seltsame Rassenmischung, die die Bevölkerung zeigt, bemerkt Napier, „die Malteser müssen Ahnen in vielen Himmeln haben" — eine Äußerung, die den maltesischen Gelehrten, an den sie gerichtet war, in nicht geringes Erstaunen versetzte. Zu der Feier des königlichen Jubiläums kam er nach

England zurück und am Schlusse des Jahres präsidierte er auf dem Bankette, das zu Ehren des Oberbefehlshabers, S. K. H. des Herzogs von Cambridge, anläßlich seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums gegeben wurde.

Die erste Hälfte des Jahres 1888 brachte er in Frankreich und Oberitalien zu. In dem letzteren Lande gefiel es ihm ganz besonders gut, und er machte manche schöne Pläne für einen längeren Aufenthalt daselbst. Sein Interesse für Deutschland verlor er indessen nie, und bei dem Tode Kaiser Wilhelm's schrieb er: „Er hinterläßt für alle Zeiten ein glorreiches Vorbild der Vaterlandsliebe, der Pflichttreue und der Liebe, die stärker ist als der Tod!" Den Hingang des Kaisers Friedrich fühlte er aufs tiefste, wie einen persönlichen Verlust.

Im Juli machte er einen neuen Versuch, die Ansprüche seines alten Bundesgenossen, Königs Johannes von Abyssinien, zu unterstützen. Seine Rede darüber war kräftig und eindringlich und rief in Italien eine ziemliche Bewegung hervor, aber die Umstände sind stärker als das Recht, und des Königs Sache war verloren. Der Tod seiner alten Freunde auf dem Schlachtfelde im April 1889 schmerzte ihn tief. Dieses Jahr verlebte er hauptsächlich in London, im August jedoch ging er nach Paris, wobei ihm besonders daran lag, mit Pasteur bekannt zu werden und seine Behandlungsweise mit eigenen Augen zu sehen. Er hatte seit Jahren die Entwickelung der von Pasteur gemachten Entdeckungen verfolgt und besichtigte nun Pasteur's Anstalt aufs genaueste und mit größtem Interesse. Er brachte auch viele Stunden in der großen Ausstellung zu, wo er alles ins Militärwesen Einschlagende mit so großer Genauigkeit prüfte, als hätte er einer königlichen Kommission Bericht zu erstatten. Er ging weiter nach der Auvergne, wo die Gegend ihn nicht ansprach, aber die Spuren von Cäsar's Feldzug und die eigentümliche mittelalterliche Geschichte des Landes sein Interesse in hohem Grade in Anspruch nahmen. Im September finden wir ihn in Norwegen in jugendlicher Begeisterung mit Skizzieren und Fischen beschäftigt. Über die Szenerie schreibt er: „Bei trübem Wetter sieht alles düster und bleiern aus. Bei schönem Wetter, wenn Dünste aufsteigen und die Sonne untergeht, werfen sich solch' herrliche Farbenmassen, solch' tiefpurpurne Bergschatten auf das reichste Sammetgrün und die herbstlichen Orangetinten, daß nur der Pinsel eines Turner sich daran wagen könnte." Die Leute fand er ziemlich uninteressant. „Man kann," sagt er, „sich kaum vorstellen, daß diese nüchternen, häuslichen Leute die Nachkommen der Vikinger sind, die ganz Nordeuropa beunruhigten. Es ist heute nicht mehr eine Spur von kriegerischem Geist in ihnen zu finden." Vermutlich hatte er hierbei die von ihm schriftlich und mündlich so oft ausgesprochenen Ansichten über die Zukunft solcher Länder im Sinne, die ihren militärischen Geist untergehen lassen. Einen Monat später verlebte er glückliche Tage bei seinem ältesten Sohne in den schottischen Hochlanden und genoß das Leben im Freien mit Herzenslust wie ein Knabe. Wer ihn damals sah, erhielt den Eindruck, daß er sich ganz verjüngt habe. Auf dem Rückweg nach London besuchte er noch einmal die Forth-Brücke, deren Herstellung fast vollendet war. Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach London hielt er am 30. Oktober bei einem Festessen zu Ehren des eben von Indien

zurückgekommenen Vizekönigs Lord Dufferin eine vortreffliche Rede, in der er den Wert der eingebornen indischen Armeen und Offiziere stark hervorhob, die in England, wie ihm schien, nicht immer gebührend anerkannt werden.

Einen Monat später hielt er eine kurze, aber treffliche Rede über Gordon, den er als einen typischen Engländer beschrieb. „In dieser Zeit," sagte er, „wo wir gewohnt sind, unserer Freunde zu gedenken, wollen wir uns auch Gordon ins Gedächtnis zurückrufen und bei diesem edlen Vorbild verweilen — einem hellen Stern, der uns auf dem Wege der Pflicht vorauleuchtet." Viele wurden von diesen Worten tief ergriffen, aber niemand ahnte, wie bald sie eine Anwendung auf den Redner selbst finden sollten.

In London hielt sich Lord Napier recht ungern auf. Die Stadt sagte ihm nicht zu, er konnte das Klima nicht ertragen. Er hatte beschlossen, wieder außer Landes zu gehen, — da überfiel ihn eine Krankheit, die zum Tode führte. Am 8. Januar 1890 ging er zum letzten Mal aus, um einer Sitzung des Komitees für das Gordon-Knabenheim beizuwohnen. Er kam mit einer bösen Erkältung zurück; am 10. Januar stellte es sich heraus, daß es die russische Influenza war. Doch zunächst wurde keine Gefahr befürchtet; noch an demselben Tage diktierte er einen Brief in betreff einer öffentlichen Angelegenheit, und obgleich er schon sehr unwohl war, besprach er die Tagesnachrichten vom Ausland mit gewohntem Scharfsinn und mit Lebendigkeit. Seine wunderbare Konstitution, „die Konstitution eines Mannes in den dreißigen," wie der Arzt sagte, verlängerte den Kampf bis zum Äußersten; in den drei nächsten Tagen jedoch nahmen seine Kräfte stetig ab, und Dienstag den 14. Januar 1890, sanft umstrahlt vom Licht der untergehenden Sonne, entschlief er zu ewigem Frieden. Bis ans Ende war sein Geist mit der guten Sache beschäftigt, der er sein Leben geweiht hatte, und seine letzten Gedanken waren Indien und die Armee. Eine Woche später wurde er mit allen Ehren, die seine Königin und sein Land ihm erweisen konnten, in der St. Paul's-Kathedrale beigesetzt. Seit Wellington 1852 eben dahin gebracht worden war, hatte man kein ähnliches Leichenbegängnis gesehen.

Kurz nachher bildete sich ein Komitee, um die nötigen Mittel zu einem nationalen Denkmal zu beschaffen. Es wurde beschlossen, eine Reiterstatue auf dem Waterloo-Platze aufzustellen. Kein anderes Denkmal könnte passender sein für einen solchen „edlen Ritter." Wer ihn am besten kannte, wird sich ihn am liebsten als zu Pferde sitzend vorstellen.

XIX.

Unsere Aufgabe ist zu Ende; aber beim Rückblick auf das, was wir geschrieben haben, fühlen wir, welch' ungenügendes Bild von dem großen Manne diese Skizze giebt. Wir haben nur wenig erzählt von dem, was er that, aber es würde eine viel geübtere Feder erfordern, um die edle Weise, in der er es that, und die Fülle seiner Kraft zu beschreiben. Das wollen wir nicht versuchen, aber einige weitere kleinere Züge mögen den Leser in den Stand setzen, sich selbst einen Begriff von dem Manne zu machen.

Zu diesem Zwecke wollen wir zunächst aus der vortrefflichen Schilderung eines einsichtsvollen Beobachters einiges mitteilen[1]): „Bescheiden und allen Künsten der Selbstsucht und Selbstverherrlichung vollkommen fremd, stieg Lord Napier einzig durch sein eigenes Verdienst und seine Charakterstärke zu seiner hohen Stellung empor. Ein Muster von einem Soldaten, ein ausgezeichneter Reiter, ein Mann von hervorragender Tapferkeit im Felde, bezauberte er im Privatleben alle durch seine feinen, höflichen Manieren, seinen gebildeten Geist, durch Weisheit und Witz, durch seine Selbstlosigkeit, seine uneigennützige Freundlichkeit gegen hohe und niedere. Obwohl er bei der Königin und der königlichen Familie in hohen Ehren stand, hielt er doch keinen Bekannten für zu gering, um ihm Zeit und Aufmerksamkeit zu schenken, wenn Hilfe not that. Keine Mühe war Lord Napier zu groß, wenn es galt, der Witwe oder Waise eines alten Freundes oder Kameraden aufzuhelfen.

Niemand, der ihn kannte, wird den Zauber seiner Stimme, sein höfliches Benehmen gegen Frauen vergessen. Er glich dem „Großen Herzog[2])" in seiner Liebe zu den Kindern, in seiner Gabe, sie an sich zu fesseln. Das Greisenalter stellte sich sehr spät bei ihm ein . . . bis ans Ende blieb seine Geisteskraft ungeschwächt, sein Urteil klar und gesund wie immer. Seine Briefe an Freunde in Indien, die erst nach der Kunde von seinem Tode einliefen, sind wie immer voll scharfsichtiger, tüchtiger Bemerkungen über militärische und politische Angelegenheiten."

Lange, ehe sein Ruhm sich verbreitete, schrieb Dr. Russell in der „Times" von Oberst Napier's „guten Augen, die Vertrauen erwecken und Achtung gebieten" — eine Bemerkung, die eine scharfsichtige Beurteilung verrät. Schon in seinem Knabenalter wagte niemand, sich gegen Napier etwas herauszunehmen Es war etwas in seiner ruhigen, militärischen Würde, was auch den Niedrigsten und Rohesten zwang, sich ihm zu fügen. Davon giebt es manche Beispiele. Er nahm aber auch seinerseits die gewissenhafteste Rücksicht auf die Rechte und Gefühle anderer und führte gerne Napoleon's Mahnung an: „Respectez le fardeau," und dehnte dies auf alle aus, die in ungünstige Verhältnisse geraten waren. Gegen alle solche war er doppelt höflich und rücksichtsvoll und gewöhnlich fand er Mittel, ihre Last zu erleichtern, wenn auch nur durch aufmunternde Worte. Streng gegen sich selbst, war er immer nachsichtig im Urteil über andere. Ein höchst ekelhaft aussehender Landstreicher hatte einmal einer jungen Verwandten, die bei Napier war, einen Ausruf natürlichen Abscheus entlockt. „So mußt du nicht reden," sagte Napier zu ihr, „vielleicht hat der arme Kerl nie eine Chance gehabt."

Als einmal geäußert wurde, Napier habe bei einer gewissen Gelegenheit „mehr als seine Pflicht gethan," verwies er den, der das sagte, ruhig mit der Bemerkung: „Es giebt immer noch viel mehr Pflicht, die man hätte thun können."

[1]) Pioneer, 21. Jan. 1890.

[2]) d. h. Wellington.

Er war äußerst heikel in allem, was seine Person betraf, das hinderte ihn aber nicht, wo es galt, gutes zu thun. Wenn er, wie er das oft that, armen und elenden Hilfe brachte, ließ er nie merken, daß ihn die widrige Umgebung abstieß. Es ist ihm stets gelungen, seine Gaben in einer für den Empfänger nicht drückenden Weise mitzuteilen. In London hatte er nicht bloß immer Eßkarten in der Tasche für herumstreichende Bettler, denen er begegnete, sondern hatte auch mit einem Restaurateur die Einrichtung getroffen, daß er jedem, der eine Karte von ihm brachte, ein gutes Essen geben solle. An einem kalten, stürmischen Abend führte er selbst einen hungrigen, kleinen Straßenkehrer in dieses Speisehaus und bestellte einen Imbiß für ihn. Im Weggehen hörte er, wie der Wirt den Jungen mit rauhen Worten von den anderen Gästen hinweg an einen besonderen Tisch verwies. Lord Napier wandte sich plötzlich um und sagte: „Gut, wir wollen unser Essen hier haben," und setzte sich neben seinen zerlumpten Schützling. Er war sehr nachsichtsvoll gegen alle, die sich an ihn wandten, und bei alten Soldaten oder deren Witwen und Waisen hielt er es für seine Pflicht, ihnen immer zu helfen. Dies that er weit über seine Mittel hinaus. Man sagte von ihm, er habe „seine Zeit darauf verwendet, Versprechen zu halten, die er nie gemacht habe." Manche Forderungen mußten allerdings abgewiesen werden, aber dies geschah nie in barscher Weise. Seine weitgehende Nachsicht wurde zuweilen von denen, die ihn nicht genau kannten, mißverstanden, aber wenn einer thöricht genug war, sich durch eine abschlägige Antwort nicht abweisen zu lassen, so bekam er bald die eiserne Hand in dem Sammethandschuh zu fühlen. Seine Selbstbeherrschung war so vollkommen, daß wenige den feurigen Geist ahnten, den die ruhige Erscheinung verhüllte.

Ein hervorstechender Zug in Napier's Charakter war die merkwürdige Vereinigung von großer Weltkenntnis mit völliger Freiheit von weltlichem Sinn. Dies, glauben wir, findet sich höchst selten, während das Gegenteil so häufig ist. Er ließ sich nie dazu herab, seine Weltkenntnis zur Förderung seines eigenen Vorteils zu gebrauchen, aber kein bloßer Weltmann hätte einen unglücklichen Freund so taktvoll und verständig beraten können. Seine Einfachheit, welche die meisten, die über ihn schrieben, gerühmt haben, war die Einfachheit der vollkommenen Kraft des Geistes und nicht die Einfachheit eines unentwickelten Charakters: kurz, es war in seiner Einfachheit gar keine Naivetät.

Er setzte sich nie unnötigerweise über die herrschende Sitte hinweg, wenn er aber durch Nichtbeachtung derselben einem guten Zweck dienen konnte, so war er völlig gleichgiltig gegen die öffentliche Meinung. Volksgunst hatte keinen Reiz für ihn, für Schmeichelei war er völlig unzugänglich. Man hat ganz richtig bemerkt, daß er „im höchsten Grade die Macht besaß, Begeisterung für seine Person in anderen hervorzurufen," aber jede, wenn auch noch so aufrichtige Äußerung derselben war ihm widerlich. Er war nicht bloß ein treuer, zuverlässiger Freund, sondern „er besaß auch," wie einer seiner genauesten Bekannten vor vielen Jahren über ihn schrieb, „ein größeres Genie für Freundschaft als irgend einer, den ich je gekannt habe." Die Stärke seines Mitgefühls war sehr

hervorragend; er konnte sich in Lagen und Gemütsstimmungen versetzen, die seiner eigenen Erfahrung ganz fern lagen. Sein Urteil über seine Freunde war stets höchst großmütig, aber seine persönliche Zuneigung übte nie einen bewußten Einfluß auf sein Urteil aus. Er sah die Fehler in seinen Freunden klar, und wo es von Nutzen sein konnte, rügte er sie scharf, jedoch mit Liebe — das aber nur unter vier Augen, — nie in ihrer Abwesenheit, und es blieb nie ein Stachel zurück.

Es gab nie einen Mann, der so frei war von den Vorurteilen des Alters. Neuheit an sich war in seinen Augen weder eine Empfehlung noch ein Nachteil; er beurteilte die Dinge einfach nach ihrem praktischen Werte. Er verfolgte den Fortschritt in militärischen Erfindungen bis ans Ende mit solch' frischem und praktischem Interesse, als hätte er eine Armee für das Feld auszurüsten. Andererseits ergötzte es ihn oft, wenn er altes Wissen wieder entdeckt und als neuen Fund angekündigt sah.

Er hatte kein Mißtrauen gegen junge Offiziere als solche, und er konnte bis zu seinem Ende sich auf den Standpunkt eines jungen Mannes versetzen.

Ein wahres Grausen verursachte ihm die Idee selbst an die geringste Hinfälligkeit; und wenn ihm Fälle von Kameraden vorkamen, die ihre Energie überlebt hatten, pflegte er zu seiner Frau zu sagen: „Merke, du mußt mir Blausäure geben, ehe es soweit mit mir kommt." Bis ans Ende führte er ein thätiges Leben. Er begann oft schon um halb sechs Uhr morgens mit Schreiben, oder im Sommer mit Malen, und las oder schrieb gewöhnlich bis Mitternacht oder noch später. Wenige Leute waren so unabhängig von Essen und Schlafen wie er; das geringste von beidem genügte ihm. Arbeit schien seine Nahrung zu sein.

Sein Witz und Humor waren sehr bemerkenswert; schwerfällige Leute brachte er oft außer Fassung, wenn er mit vollkommener Ernsthaftigkeit die verrücktesten Theorien aufstellte. Er haßte alle Pedanterie, militärische wie jede andere, und Walter Scott's Worte: „er war sterblich und ein Schulmeister" waren oft auf seinen Lippen.

Er hatte von Natur ein reiches Maß von Lebenslust, die weder Zeit noch Sorge vertilgen konnte, und er war thatsächlich unabhängig von seiner Umgebung. Er liebte die Gesellschaft in mäßiger Weise, und die Gesellschaft wurde stets durch sein gewinnendes Wesen, seinen gebildeten Geist, seine Weisheit und seinen schlagenden Witz gefesselt. Aber er fühlte sich in der Einsamkeit vollkommen glücklich: anders als die meisten Männer der That besaß er im höchsten Grade Montaigne's „l'âme contournable en soi-même" und hätte, wenn er nicht ein Feind der Pedanterie gewesen wäre, wohl mit dem altenglischen Dichter von sich sagen können

„My mind to me a kingdom is."

Wir haben seine Liebe zur Kunst erwähnt; diese war ihm angeboren und anererbt. Seine Skizzen zeichneten sich durch vollkommene Treue aus, und kein Geologe würde über die Gebirgsformationen in denselben im Unklaren geblieben sein: bis ans Ende suchte er sich zu vervollkommnen. Bei der Betrachtung einer kleinen und keineswegs berühmten Landschaft in der Brera-Gallerie

in Mailand sagte er: „Ich möchte dieses Bild zu meinem Lehrmeister machen und es wochenlang studieren." Nachdem er über sechzig Jahre lang gemalt, nahm er noch als achtundsiebzigjähriger Greis Unterricht in der neuen Methode und der Farbenmischung des heutigen Tages. Seine Liebe zur Litteratur war vielleicht noch größer als die zur Kunst. Bücher waren ihm lebende Freunde. Die Poesie war eine wirkliche Macht in seinem Leben gewesen und verlor nie ihren Reiz für ihn. Die Geschichte in allen Zweigen las er in umfassender Weise und mit dem lebendigsten Interesse: alles war ihm volle Wirklichkeit; seine Auffassung der Ereignisse war so lebendig, daß er über einen Abschnitt aus der alten oder mittelalterlichen Geschichte mit so viel Feuer und persönlichem Interesse redete, als hätte er selbst eine Hauptrolle dabei gespielt. Er war ohne Frage, mit Schiller zu reden, einer von den „unendlich seltenen Lesern, welche darstellend denken können." Er las selbst eine Novelle nicht oberflächlich und hatte ziemlich viel natürlichen kritischen Scharfblick. Seine gelegentlichen Bemerkungen warfen oft ein überraschendes Licht auf den Sinn einer Stelle. In Scott's Novellen war er völlig zuhause und er pflegte zu sagen, daß Scott und Byron zu den wenigen nicht militärischen Schriftstellern gehören, die ein Gefecht richtig beschreiben können. Aber die Frische seines Geistes ließ ihn auch jede gute Novelle des Tages genießen. Sein Gedächtnis war so stark, daß er oft nach langer Zeit einen Reisegefährten mit einer lebendigen Zeichnung der Umrisse der Geschichte, der Verwicklung, den Nebenhandlungen, der Personen in dramatischer Folge unterhalten konnte! Er liebte die höhere Litteratur Frankreichs, mit der er sich eingehend beschäftigt hatte, aber auch gute französische Novellen gewährten ihm viel Genuß. Die „drei Musketiere" hatten keinen wärmeren Freund als ihn; er lachte oft herzlich über den „Roi des Montagnes" und hatte ein großes Gefallen an dem feingezeichneten „Roman d'un Brave Homme" von About u. s. w. Zur Zeit seines Todes las er wieder Pascal's „Pensées.".

Mit der deutschen Litteratur war er weit weniger und nur durch Übersetzungen bekannt; in dieser Art las er vieles von Göthe.

Wir haben bei dieser Seite seines geistigen Lebens länger verweilt, weil die meisten seiner Bekannten kaum einen Begriff davon hatten. Er trug eben sein Wissen nie zur Schau, und nur solche, die selbst wohl belesen waren, hatten einen Begriff von dem Umfang seiner Belesenheit und seiner Kenntnisse, die sich in seiner Unterhaltung spiegelten.

Das Andenken an fast jeden großen Soldaten hat sich der Nachwelt lieb und wert erhalten in einem Beinamen. Wollte man eine solche Bezeichnung suchen für Napier, so würde man ein treffendes Wort in jener alten deutschen Dichtung finden, die uns erzählt von dem „getriuwen Marschale Foitenant."

Maréchal Foi-tenant, Marschall Treufest! Das ist der passendste Ehrenname für ihn.

Aus den letzten Jahren des zweiten Kaiserreiches.

Erinnerungen[1]

von

Charles Ranroy.

Die Fehler der Republik von 1848 haben das zweite Kaiserreich möglich gemacht, aber wie alle seine Vorgänger ist auch dieses durch seine eigenen Fehler zu Grunde gegangen.

Die im Jahre 1849 erwählte Nationalversammlung hatte sehr bedeutende Männer zu Führern, Männer wie Thiers, den Grafen Molé, den verstorbenen Herzog von Broglie, den Grafen Montalembert, de Falloux, Berryer, aber zwischen ihnen bestanden heftige Spaltungen und Fehden, und der ehrgeizige Soldat, auf den die Versammlung ihre Hoffnung gesetzt hatte, der General Changarnier, war nicht zur Klärung der Lage und der Gemüter geschaffen. Auf der einen Seite diese Versammlung ein altes Weib, das nicht wußte, was es wollte .. auf der anderen Seite Ludwig Napoleon Bonaparte, der nur ein Ding in seinem ganzen Leben gewollt hat, den Kaiserthron, der aber dieses ordentlich gewollt hat, kurz ein Spiel, das schon von vornherein höchst ungleich war.

Ludwig Bonaparte beherrschte sich selbst und sein Geheimnis, er hatte freie Hand, die rechte Stunde zu wählen, er war im Besitze der thatsächlichen Gewalt, er zählte auf die Millionen Stimmen, die ihn zum Präsidenten der Republik gewählt hatten, und so konnte er sich zum Herrscher aufwerfen. Mag man die Sache nehmen, wie man will, so muß man sich doch sagen, daß er seine Maßregeln gut getroffen hat, und wenn der Widerstand in Paris am 4. Dezember 1851 ihm auch einige Besorgnis einflößen mochte, so hatten die Gegner doch keinen tüchtigen Krieger an ihrer Spitze, und es konnte nicht ausbleiben, daß der Staatsstreich gelang.

Als Napoleon III. auf den Thron gelangt war, hat er acht Jahre hindurch nicht von sich reden machen; bis zum italienischen Kriege (1859) war seine Herrschaft ohne Kontrolle. Durch die Unterzeichnung des Pariser Friedens (1856) war er zum Schiedsrichter Europas geworden, aber er verstand seine Stellung weder im Inlande noch im Auslande festzuhalten.

Die äußere Politik Napoleon's war wenig folgerecht. Auf der einen Seite bedrohte er die kleinen Staaten, Belgien, Genf ꝛc. in ihrer Existenz — und für Belgien war, wie der später veröffentlichte Vertragsentwurf beweist, die Furcht vor Napoleon durchaus begründet, — auf der anderen Seite ließ er in seinen Beziehungen zu den größeren Staaten einen unaufhörlichen Wechsel eintreten. Alles fing er an und nichts führte er durch; er sah niemals die Folgen seiner

[1] Vergl. über die frühere Zeit desselben Verfassers Les secrets de Bonaparte, 1889, 18° und Le Curieux, 2 Bde. 8°, 1883, 1888.

Handlungen vorher, mit einem Wort, es sah aus, als wenn die Launenhaftigkeit selbst zum Kaiser geworden wäre.

Großbritannien gegenüber waren die Beziehungen Frankreichs zu Anfang der Kaiserzeit schlecht, wie insbesondere der Umstand beweist, daß eine kriegerisch gehaltene Adresse der Obersten der französischen Armee Aufnahme in den Moniteur gefunden hat. Seitdem ein freierer Güteraustausch durch den Handelsvertrag von 1860 sehr zum Vorteil Englands ermöglicht worden war, war das Verhältnis zwischen beiden Staaten ausgezeichnet, um bis zum Jahre 1870 wieder sehr abzukühlen.

Der Krimkrieg wurde unternommen, um dem Russischen Reiche den Vertrag aufzuzwingen, welchen es nachher im Jahre 1870 ohne Schwierigkeit wieder vernichtet hat; aber schon am Tage nach der Einnahme von Sebastopol kokettierte Napoleon III. wieder mit seinem Gegner, den er dann durch seine Intervention in den polnischen Angelegenheiten nutzlos gegen sich aufgebracht hat.

Österreich-Ungarn hatte dem Kaiser keinen Grund zur Unzufriedenheit gegeben, als dieser am 1. Januar 1859 mit der bekannten, Aufsehen erregenden Ansprache an den Freiherrn von Hübner, den österreichischen Botschafter, hervortrat; trotzdem war Napoleon vertrauensselig genug, um im Jahre 1870 Verhandlungen wegen eines Bündnisvertrages mit Österreich anzubahnen. Aber wenn er auch leicht vergessen hatte, so zeigte die österreichische Regierung ein um so besseres Gedächtnis.

Das Eingreifen Napoleon's in die italienischen Angelegenheiten hat für Frankreich bedauernswerte Folgen gehabt. Nachdem bereits früher Rothan seine Erinnerungen veröffentlicht hat, sind im Jahre 1889 die Aufzeichnungen des ehemaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Thouvenel, unter dem Titel „Le secret de l'Empereur" an das Licht getreten. Wir ersehen aus diesem Berichte, daß Ludwig Bonaparte als Verbannter in Rom den damaligen einfachen Domherrn, späteren Papst Pius IX. als Chorknabe bei der Messe bedient hat; — daß der letztere im Jahre 1831, nachdem er inzwischen Erzbischof von Spoleto geworden war, dem jungen Napoleon 5000 Franken vorschoß und ihn der Rache der Österreicher und des päpstlichen Stuhles entzog[1]). Für diese Dienste wollte der Kaiser sich später erkenntlich zeigen, und daher kommt die Besetzung Roms, durch welche die äußere Politik so manches Mal gestört worden ist. Wie sehr war ihm doch Napoleon I. überlegen, welcher niemals durch Dankbarkeit zu glänzen versucht hat! Was bei einem Privatmann ein Charaktervorzug ist, wird bei einem Staatenlenker leicht ein Fehler. Um eine Wiederholung des Orsini-Attentats zu vermeiden, führte der Kaiser den italienischen Krieg mit dem Wahlspruch: „Italien frei von den Alpen bis zur Adria", aber er blieb auf halbem Wege stehen und unterschrieb den Frieden von Villafranca zum großen Mißvergnügen der Italiener, welche nichts weiter wünschten, als undankbar sein zu können, und die Einigung Italiens, welche ohne Frankreichs Hilfe niemals

[1]) Thouvenel, secret de l'Empereur. Bd. I, S. 374, Note.

möglich gewesen wäre, wurde ohne uns und gegen uns durchgeführt. Eben so ist es mit der Einigungsbewegung in Deutschland; auch diese hat mit Frankreichs Zustimmung ihren Anfang genommen und ist gegen Frankreichs Willen zu Ende geführt worden. Die Erinnerungen des Marschalls Randon, welcher um die Zeit der Schlacht bei Königgrätz Kriegsminister war, und die Äußerungen des klugen Drouyn de Lhuys, des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, welche wir aus dem letzten Buche [1]) des Grafen Vitzthum von Eckstedt kennen, beweisen, daß Frankreich damals eben so ohnmächtig und eben so wenig kriegsbereit war wie im Jahre 1870; und doch hat niemand eine Lehre daraus gezogen.

Hierzu kommt noch, daß der Kaiser gegen die Thronkandidatur des Herzogs von Montpensier in Spanien Einspruch erhob, wodurch der Zwischenfall mit dem Erbprinzen von Hohenzollern ermöglicht wurde; ferner das unglückselige Eingreifen in den amerikanischen Sezessionskrieg zu Gunsten der Südstaaten; endlich der mexikanische Krieg, den er gemeinsam mit England und Spanien begonnen und dann im blinden Vertrauen auf sein Glück allein fortgesetzt hat, bis endlich Maximilian in Queretaro seinen Tod durch die republikanischen Kugeln fand.

Überall zeigte der Kaiser Widersprüche, überall schwankte er wie ein Rohr, hin und hergezogen durch die Macht seiner beiden bösen Genien, der Kaiserin und des Prinzen Napoleon.

Die Kaiserin! Sie wohnte den Sitzungen des Ministerrates bei, das wissen wir von Thouvenel, — sie hat den Krieg von 1870 gewollt, das wissen wir von der Prinzessin Mathilde.

Der Prinz Napoleon! Ihn haben schon andere vor mir als den bösen Genius des Kaiserreichs bezeichnet [2]); er hat uns seine Erinnerungen versprochen, — wir werden ja sehen, was darin steht.

Die innere Lage wurde seit dem italienischen Kriege von Jahr zu Jahr schlechter. Bis zu dieser Zeit hatte in Frankreich vollkommenes Schweigen geherrscht. Die katholische Geistlichkeit hatte, mit Ausnahme Lacordaires, die Errichtung des Kaisertums mit freundlichen Augen betrachtet. Montalembert hat ihn sogar zu diesem Schritte aufgefordert, wie er mir selbst gestanden hat.

Die legitimistische Partei hatte das Selbstvertrauen verloren, die Charaktereigenschaften des Grafen Chambord machten es ihr sehr schwer, für ihn thätig zu sein; sein alter Vertreter, der Marquis von Pastorel, war Mitglied des kaiserlichen Senats geworden, und der Marquis von La Rochejaquelin war unüberlegt genug gewesen, ihm hierzu zu raten. Die orleanistische Partei machte eine rein akademische Salonopposition, sie erwachte erst im Jahre 1863 mit der Wahl Thiers' als Vertreters von Paris in der Deputiertenkammer.

Die Presse war nicht frei; zufolge einer Verordnung aus dem Jahre 1852 war sie von dem Ermessen des Ministers des Innern allein abhängig. Es

---

[1]) London, Gastein und Sadowa. Stuttgart 1889.

[2]) Vitzthum von Eckstedt, a. a. O.

war möglich, daß eine Zeitung ohne weiteres unterdrückt wurde, wie es mit dem Courrier du Dimanche wegen eines einzigen bissigen Artikels von Prévost-Parodol ergangen ist. Eine andere Maßregel war die einfache Warnung, aber diese war nichts als ein Vorbote des Todes.

Die damalige Presse glich der heutigen so wenig wie möglich; es gab damals nur sehr wenige Zeitungen, aber diese hatten wirklichen Einfluß auf ihre Leser. Das „Siècle" rühmte sich, eine Million Leser zu haben, und dies war auch wahr, denn das Blatt lag in allen Weinkneipen aus. Der Verleger, Leonor Havin, ein im übrigen ziemlich unbedeutender Mensch, war ein Freund des Prinzen Napoleon und durch den Einfluß seines Blattes im Jahre 1863 in Paris zum Deputierten gewählt. Die „Opinion nationale" wurde durch den Prinzen Napoleon mit Geldmitteln unterstützt, ihr Verleger war Adolphe Guéroult, ein ehemaliger Saint-Simonist, und auch dieser hatte im gleichen Jahre seine Wahl zum Deputierten von Paris seiner Zeitung zu verdanken.

Die „Gazette de France" wurde, wie noch heute, sehr gut geschrieben, fand aber sehr wenig Leser.

Das „Journal des Débats", welches damals schon wie heute in allen Bureaus gelesen wurde, hatte zwei ausgezeichnete Redakteure, nämlich Prévost-Parodol, welcher nachher ein so trauriges Ende nahm, und J. J. Weiß, welcher später das „Journal de Paris" gründete und heute von einer Krankheit langsam aufgezehrt wird.

Das „Temps" fristete sein Dasein nur kümmerlich und auch dies nur durch die Geldunterstützungen des Herzogs von Aumale, sein Verleger war Nefftzer, von dem wir die Worte gehört haben: „Ich bin Orleanist." Redakteure des Blattes waren Jules Ferry, Henri Brisson und Charles Floquet, welche nachher alle drei unter der Republik Minister-Präsidenten gewesen sind. Alle Blätter ohne Ausnahme machten Opposition, selbst die des Prinzen Napoleon. Der letztere ließ den Kaiser angreifen, so oft er nicht auf seinen Rat gehört hatte, und das kam recht häufig vor.

Die Deputiertenkammer hatte damals nicht das Recht der Interpellation; nur fünf ihrer Mitglieder gehörten zur Oppositionspartei, „die Fünf", wie man sie nannte, es waren Jules Favre, Ernest Picard, Hénon und die noch heute lebenden Emile Ollivier und Darimon. Hénon war ein Arzt aus Lyon, welcher niemals sprach, Darimon, „der letzte Küchenjunge des P. J." [1]), verstand sich wohl auf Nationalökonomie, aber nur sehr wenig auf Politik. Die Widerwärtigkeiten, welche er nach seinem Anschluß an die kaiserliche Politik erlitten hat, hat er in komischer Weise selbst erzählt. Der Kaiser hatte bald dieses versprochen, bald jenes hoffen lassen, aber nie etwas erfüllt, so daß er immer leer ausging. Emile Ollivier war ein wilder Republikaner, er eben so wie sein Vater und sein Bruder, bis ihn eines Tages der geschickte Morny mit einigen gewandten Schmeicheleien bei der Eitelkeit packte und ihn so zum Anhänger des Kaisers machte. Er war ein

[1]) Gemeint ist P. J. Proudhon.

guter, aber vielleicht etwas frostiger Redner. Ernst Picard hatte Geist, viel Geist sogar, aber er war etwas skeptisch, was in der Politik nur zur Schwäche führen kann; so lautete wenigstens später das Urteil Thiers', unter dem er Minister gewesen ist; er liebte es, mit den Worten zu spielen, so sagte er einmal der Regierung gegenüber: „wir sind keine Feinde, höchstens Gegner." Nach dem, was ich von ihm gehört habe, würde er sich dem Kaiser noch angeschlossen haben, wenn dieser nicht 1870 gestürzt wäre.

Jules Favre war die Seele der Oppositionspartei, durch seine hohe Gestalt, durch seine scharfe, oft herbe Beredsamkeit flößte er Achtung, aber keine Zuneigung ein. Wer gesehen hat, wie er in der Nacht vom 3. zum 4. September 1870 auf den Augenblick lauerte, wo er den Antrag auf die Thronentsetzung Napoleon's anbringen konnte, — wer dann später gesehen hat, wie er in Ferrières bei der Zusammenkunft mit Bismarck weinte, der muß sich leider sagen, daß Favre kein Staatsmann gewesen ist.

Die Wahlen im Jahre 1860 und kurz darauf der Tod Morny's haben dem Thron Napoleon's den ersten fühlbaren Stoß versetzt. In Marseille wurde Berryer zum Deputierten erwählt und neben ihm Marie, dasselbe Mitglied der provisorischen Regierung von 1848, welches die Nationalwerkstätten errichtet und somit auch den Juniaufstand hervorgerufen hat. In Paris wurden nur Abgeordnete der Oppositionspartei gewählt, unter ihnen Thiers und Jules Simon. Der letztere hatte damals noch nicht die große Bedeutung, welche er später errungen hat, aber er war doch schon ein hochangesehener Mann, nachdem er im Jahre 1852 als Professor an der Sorbonne abgelehnt hatte, dem Kaiser den Huldigungseid zu leisten. Daß Thiers gewählt wurde, war geradezu ein Ereignis, und der Minister des Innern, Persigny, welcher alles aufgeboten hatte, um die Wahl zu hintertreiben, wurde dadurch in seiner Stellung so erschüttert, daß er sein Portefeuille niederlegen mußte. Thiers war auch deshalb ein furchtbarer Gegner des Kaisers, weil er ihm nicht verzeihen konnte, daß er im Jahre 1851 verhaftet worden war, und in den letzten Tagen des Kaiserreichs hat er mehrmals hinter einander abgelehnt, in die Regierung einzutreten. Schon in den ersten Tagen nach seiner Wahl hatte er in der Kammer einen so überwiegenden Einfluß gewonnen, daß man daraus seine künftige Größe ahnen konnte.

Im Jahre 1867 ließ der Bürgerstand den Kaiser fallen, wie dieser denn auch in der Stadt Paris niemals beliebt gewesen ist; die Bevölkerung des platten Landes, welche stets der bestehenden Regierung anhängt, war zwar treu geblieben, aber auch der Arbeiterstand war mißtrauisch geworden. In diese Zeit fällt der Ursprung der internationalen Arbeiter-Assoziation, welche damals allerdings noch nicht dieselbe Bedeutung hatte wie später unter der Kommune. Ihr öffentlich ausgesprochener Zweck war das Studium der sozialen Frage und die Annäherung der Arbeiter der verschiedenen Länder an einander. Jules Simon hat für die Assoziation einmal Geld hergegeben, ich persönlich habe ihr sogar angehört, aber nur in den allerersten Jahren. Der Kaiser, welcher selbst ein alter Sozialist war, ließ dem Verbande Duldung zuteil werden, und Duldung fand auch die in Brüssel

erscheinende Zeitschrift „l'Association", welche sich hauptsächlich mit der Frage der Arbeiter-Vereinignng beschäftigte. Der Vermorel'sche „Courrier Français" brachte zuweilen eine ähnliche Richtung zum Ausdruck, aber Vermorel kam uns verdächtig vor, und wie ich sicher weiß, hat er auch später zugegeben, daß Rouher ihm wohlwollte.

Die Jugend war der Regierung entgegen, republikanisch gesinnt und begann sich recht bemerklich zu machen.

So lagen die Dinge, als ich eines Abends im Oktober 1867 in der Rue Monsieur le Prince in Paris einer Versammlung der republikanischen Partei beiwohnte. Dieselbe fand statt bei Emil Acollas, welcher damals Privatdozent war und heute Beamter im Ministerium des Innern ist. Die Abgeordneten, von denen man wegen ihres Charakters und auch wegen ihrer Stellung nicht erwarten konnte, daß sie zum Handeln bereit sein würden, waren nicht eingeladen, an Gambetta, welcher damals noch vollständig unbekannt war, dachte kein Mensch. Es waren daher nur folgende Personen anwesend:

1. F. Huet, ein neukatholischer Philosoph, ehemaliger Lehrer des Königs von Rumänien, er ist kurz darauf gestorben.
2. Alfred Naquet, welcher heut das Schicksal Boulanger's teilt.
3. Elisée Reclus, der bekannte Geograph.
4. Victor Versigny[1]).
5. Charles Louis Chassin, der Verfasser einer Geschichte Ungarns im Jahre 1848 (gemeinsames Werk von Chassin und Daniel Iranyi, heutigem Abgeordneten in der äußersten Linken in Ofen-Pest).
6. Gustav Hubbard, welcher im Jahre 1889 als Generalsekretär der Deputiertenkammer starb; er hat eine Geschichte des heutigen Spanien verfaßt.
7. Martin Bernard, der bekannte Revolutionär, welcher damals schon recht alt war[2]).
8. Ein Arbeiter aus dem Foubourg St. Antoine.
9. Charles Delescluze, welcher im Mai 1871 auf den Barrikaden den Tod gesucht und gefunden hat.

Delescluze war, wie immer, ehrgeizig und leicht in Erregung zu bringen. Versigny zeigte sich als gewandten Redner, Hubbard sprach davon, Ledru Rollin, vor welchem die kaiserliche Partei große Furcht empfand, aus London zu berufen. Indessen kam es zu keinem Entschlusse, da alle fühlten, daß die Zeit noch nicht gekommen sei. Eine Folge hatte diese Versammlung indessen; am 2. November 1867 fand die erste Demonstration auf dem Kirchhofe Montmartre[3]) statt. Ich habe dieselbe in dem „Phare de la Loire" beschrieben. Diese Zeitung, welche in Nantes erschien, war damals diejenige, welche die republikanische Auffassung am entschiedensten vertrat.

---

[1]) Vergl. über ihn Le Curieux Bd. 2, S. 219.

[2]) Vergl. über ihn Le Curieux Bd. 1, S. 47.

[3]) Man bekränzte auf dem Kirchhofe Montmartre die Gräber Cavaignacs und anderer Republikaner, namentlich des am 3. Dezember 1851 auf den Barrikaden gefallenen Volksvertreters Baudin, bis die Polizei dagegen protestierend einschritt.

Ich wurde von der Staatsanwaltschaft wegen einer Beleidigung der Behörden, welche in meinem Berichte enthalten sein sollte, verfolgt. Der Redakteur des „Phare", Evariste Mangin, lieferte, was für die damalige Zeit sehr bezeichnend ist, mein Manuskript an den Untersuchungsrichter aus, ohne gesetzlich dazu verpflichtet zu sein. Indessen wurde am 14. Dezember 1867 das Verfahren durch Gerichtsbeschluß eingestellt.

Das Briefgeheimnis wurde damals sehr wenig geachtet, ich selbst habe in dieser Beziehung eine Erfahrung gemacht, welche keinen Zweifel darüber aufkommen läßt. Ich bekam nämlich folgenden Brief:

H. H. (Hauteville-House), den 14. April (1868).

Lieber, verehrter Mitbürger!

Ihr Brief vom 27. Januar ging mir heute am 14. April zu; wenn die Beförderung eines Briefes so lange verschleppt wird, so ist es gerade so gut, als wenn er ganz unterschlagen würde. Es ist also besser, wenn wir unseren brieflichen Verkehr ganz aufgeben. In 2 Monaten werde ich indessen in Brüssel sein, wo ich viele Personen zu sprechen habe. Wenn mein guter Stern Sie auch dahin führen sollte, so würde es mir eine große Freude sein, mich über alle Dinge, die uns interessieren, mit Ihnen aussprechen zu können. Seien Sie meiner herzlichen Zuneigung versichert

Victor Hugo.

Die Adresse dieses Briefes war von einer fremden Hand und der Brief war über London gegangen. Ich kam bei dem Staatsrat um die Ermächtigung ein, gegen den Direktor der Posten Vandal wegen der Verschleppung meines Briefes gerichtliche Schritte zu thun (denn damals war zur Verfolgung jedes Beamten die Ermächtigung des Staatsrates erforderlich). Mein Antrag wurde indessen abgelehnt; es unterliegt keinem Zweifel, daß mein Brief 3 Monate im schwarzen Kabinet gelegen hat.

Das letztere war unter dem zweiten Kaiserreich sehr thätig. Die Überwachung betraf den Verkehr beider Herzöge von Broglie, des verstorbenen und des jetzigen, des Herrn de Falloux, des General Changarniers und sämtlicher Ausgewiesenen. Selbst die Briefe des Prinzen Napoleon wurden kontrolliert. Ich habe später selbst im Archiv der Polizei-Präfektur die Berichte des Agenten eingesehen, welcher den Prinzen bei Gelegenheit seiner Gesandtschaft nach Brüssel im Jahre 1853 überwacht hat. Der Prinz ist sehr schlecht behandelt worden.

Damals gingen die Ansichten der republikanischen Partei über die Frage des Deputierteneides sehr auseinander. In den ersten Zeiten des zweiten Kaiserreichs wurde ein gewählter Deputierter zu dem Sitz in der Kammer zugelassen, wenn er den Eid der Treue gegen den Kaiser und des Gehorsams gegen die Verfassung geleistet hatte. Da aber mehrere republikanische Abgeordnete die Vereidigung abgelehnt hatten, unter anderen auch Hippolyte Carnot, der Vater des jetzigen Präsidenten der Republik, so verlangte man den Eid vor der Wahl. Jeder, welcher sich um ein Mandat für die Deputiertenkammer bewerben wollte,

mußte vorher bei dem Präfekten eine Erklärung einreichen; dieselbe lautete: „ich schwöre dem Kaiser Treue und der Verfassung Gehorsam," und war von dem Kandidaten unterschrieben. Diese Verpflichtung rief einen lebhaften Meinungsaustausch hervor. Hippolyte Carnot hat sich endlich im Jahre 1864 dazu hergegeben, diese Bedingung zu erfüllen; Jules Simon, welcher im Jahre 1852 als Professor den Eid verweigert hatte, leistete ihn im Jahre 1863 als Abgeordneter. Die Ausgewiesenen widersprachen und konnten auch nicht anders. Ein interessantes Licht wirft auch auf diese Frage der Brief von Edgar Quinet an Hippolyte Carnot, welcher auch in seinem Briefwechsel abgedruckt ist und mit dem Worte beginnt: „Sie, Carnot, den Huldigungseid leisten."

Nachdem die Regierung so weit gekommen war, daß sie selbst Bewerbungen um ein Mandat nicht ohne den Huldigungseid zuließ, so fühlte ich mich veranlaßt, an den Senat deshalb eine Petition zu richten, die Deputiertenkammer durfte nämlich damals keine Petitionen annehmen. Mein Schreiben liegt wahrscheinlich noch in dem Archiv des kaiserlichen Senats, welches, mit dem Archiv des republikanischen Senats verschmolzen, im Luxemburg-Palast verwaltet wird. Am 19. Juni 1868 stattete der jetzt verstorbene General-Staatsanwalt am Kassationshofe und ehemalige Justizminister Delangle einen Bericht über meine Petition ab, welche folgenden Wortlaut hatte.

„Die Petition Nr. 600, welche sich auf den Huldigungseid der Wahlkandidaten für den gesetzgebenden Körper bezieht, ist in so pöbelhafter Weise abgefaßt und enthält eine solche Mißachtung der Wahrheit, der Staatsgewalt und des Gesetzes, daß eine Verlesung derselben nur den Erfolg haben würde, daß der Staatsanwalt den Verfasser vor die Strafkammer stellen müßte (Bewegung). Die Petitionskommission beantragt über diese Petition zur Tagesordnung überzugehen, ohne daß der Name des Urhebers genannt wird. (Sehr gut, sehr gut). Der Senat kann es nicht dulden, daß ein staatsfeindlich gesonnener Mensch unter dem Vorwande einer Petition die Gesetzgebung seines Vaterlandes beleidigt und etwas darin sucht, seinen Namen in einer Weise bekannt zu machen, welche ihn nur in den Augen übel wollender Menschen heben kann (sehr lebhafter Beifall). Die Petitionskommission beantragt Übergang zur Tagesordnung." Der Senat beschloß demgemäß.

Regierungskommissar Riché: „Das war ein kurzer Prozeß."

Einige Tage später fragte mich Sainte-Beuve: „Was haben Sie denn nur gesagt?" „Ich habe vom 2. Dezember gesprochen," versetzte ich, — worauf er erwiderte, „Da haben Sie den Stier bei den Hörnern gepackt;" und dabei war Sainte-Beuve Senator und war es durch den Einfluß der Prinzessin Mathilde geworden. In Wirklichkeit hatte ich nur daran erinnert, wie Louis Napoleon im Jahre 1848 den Eid auf die republikanische Verfassung geleistet und diesen später gebrochen hatte. Ich habe gar nicht einmal auf die Worte Louis Bonaparte's in der konstituierenden Versammlung Bezug genommen: „Ich allein, gebunden durch meinen Eid." Dieser Vorfall machte Aufsehen. Am 25. Juni brachte die „Gazette de France" einen Beitrag mit der Überschrift: „Ein kurzer

Prozeß" und mit der pseudonymen Unterschrift Aubry-Foucault, in welchem mir Recht gegeben wurde; am selben Tage nannte ich meinen Namen der „Gazette de France" und dem „Journal de Paris" und am 6. Juli bat ich den Senat um die Ermächtigung, Delangle zur Verantwortung zu ziehen. Eine Kommission von 5 Mitgliedern wurde ernannt, und am 21. Juli stattete der erste Präsident des Rechnungshofes Royer einen Bericht ab, welcher mit dem Antrage auf Übergang zur Tagesordnung schloß, was von dem Senat einstimmig angenommen wurde. Der Bericht wurde in der Nummer des „Moniteur" vom 22. Juli abgedruckt.

Einen Widerhall fand dieser Vorfall auch in den ersten Nummern von Rocheforts „Lanterne", welche heute noch immer wieder neu aufgelegt werden.

Henri Rochefort, welcher von der Regierung aus der Redaktion des Figaro verdrängt war, hatte nämlich kurz vorher seine „Lanterne" begründet. Dieses Blatt erschien in Heften im 32. Format in einem roten Umschlage, auf welchem sich eine Lanterne befand. Das Hübscheste hieran war aber, daß der Strick der Lanterne sich um das L und das R des Wortes Lanterne herumschlang; L. R. war eine unverkennbare Anspielung auf den Namen Louis Napoleon; und gegen diesen boshaften Witz konnte die Regierung nicht einschreiten, ohne sich lächerlich zu machen. Alte Leute, deren Jugendzeit in jene Jahre fällt, und viele von ihnen sind noch am Leben, erinnern sich noch mit innerem Behagen an den ungeheuren Erfolg dieser feinen Spötterei, an deren Stelle der Verfasser jetzt eine absichtliche Plumpheit gesetzt hat.

Mit diesen ersten Jahrgängen der „Lanterne" läßt sich nichts vergleichen als die andere Zeitschrift Rocheforts, die „Marseillaise", welche in den letzten Jahren des Kaiserreichs eine Auflage bis zu 210000 Exemplaren gehabt hat.

Der Baudin-Vorfall auf dem Montmartre-Kirchhof und der darauf folgende Prozeß brachten Gambetta in die Höhe, und die Wahlen des Jahres 1869 waren für das Kaisertum sehr ungünstig. Im Oktober 1869 habe ich es wagen können, in Bordeaux vor einer Versammlung von 100 Personen, trotz des Widerspruchs des Polizei-Kommissars, das Wort „Republik" öffentlich auszusprechen.

Die Ermordung Victor Noir's durch Peter Bonaparte brachte in Paris 200000 Menschen in Aufruhr, und wenn Rochefort nicht für das Kaisertum eingetreten wäre, hätte es schon damals gestürzt werden können.

Das liberale Kaisertum war nichts als ein versuchsweise eingeführter gemäßigter Orleanismus ohne die Orleans. Dann kam der für Frankreich so unglückliche Krieg von 1870/71, aber man wird mir als Franzosen ersparen, von diesem zu berichten.

Von edlen Frauen.

Von

Ida Arndts.

Auch die Litteratur hat ihre Moden, oder doch eigensinnig hervortretende, mit den Zeiten wechselnde Geschmacksrichtungen. So wandte sich um die Mitte des jetzt zur Neige gehenden Jahrhunderts das Interesse des litterarisch Gebildeten vorwiegend den Veröffentlichungen in Briefform zu. Wie ein Ereignis wurde der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe begrüßt. Ihre Beziehungen zu den Freunden, die von Einfluß auf ihr Leben gewesen, gewannen erhöhtes Interesse. Die Briefe Goethe's an Frau von Stein — wirklich nicht immer bedeutend — Schiller's Korrespondenz mit Charlotte und Karoline von Lengefeld gingen von Hand zu Hand. Die Bizarrerien Bettina's in dem Briefwechsel mit einem Kinde ließ man sich ebenso gefallen wie die Trivialitäten in Herder's schriftlichen Ergüssen an seine Braut Karoline Flachsland. Sogar durch die 3 Bände der Briefe Rahel Levin's arbeitete man sich und wunderte sich nur, daß die geistreiche Jüdin in denselben den Betrachtungen über das Wetter solch' großen Platz eingeräumt hatte. Der Mensch hatte Ende des vorigen und zu Beginn dieses Jahrhunderts viel Zeit zum Schreiben, und uns Epigonen fehlte vor 30 Jahren noch nicht die kontemplative Ruhe, um die Goldkörner echter Lebensweisheit aus dem vielen Unbedeutenden herauszusuchen, was diese Korrespondenzen brachten. Wir lernten durch sie die Zeit verstehen, in der die damalige ältere Generation zu dem geworden war, als was wir sie schätzten und liebten, aber nicht immer begriffen. Indessen bald nahm das immer rascher pulsierende Leben der Gegenwart unser ganzes Interesse in Anspruch: die Tagesblätter wurden immer reichhaltiger, die „Europa" und das „Morgenblatt" unserer Jugend waren alt geworden und genügten dem Heißhunger der Leser nicht mehr. Jedes Jahr tauchten neue Wochen- und Monatsschriften auf, die, häufig auch in ihrem belletristischen Teil, die Fragen besprachen, die die Gemüter bewegten. Die Geschmacksrichtung wurde auch in litterarischer Richtung eine ganz andere. Kein Platz war mehr in derselben für langatmige Briefwechsel, nachdem wir selbst uns in den Postkarten- und Telegraphenstil hineingelebt hatten. Während die Weltgeschichte mit breitem Pinsel al fresco ihre Schlachtenbilder malte, trat das Interesse für die Silhouetten von Annodazumal in den Hintergrund. Doch auch diese Periode gehört Gottlob! und fast möchte ich hinzufügen und unberufen! der Vergangenheit an. Das Schwert hat seine Arbeit gethan, die Feder arbeitet weiter, wie es sich ziemt für die „Nation von Denkern und Dichtern." Und wieder wendet sich das Interesse mit Vorliebe der litterarischen Detailmalerei zu. So möchte ich die Werke nennen, in denen wir uns aus den Briefen interessanter Menschen und den Lichtern und Schatten, welche aus denselben auf ihr Seelenleben fallen, gleichsam ein Bild von ihnen herausarbeiten. Wir treten dadurch in ein fast subjektives

Verhältnis zu ihnen, und das giebt ihnen einen besonderen Reiz. Daß ihn manche empfunden, sah ich an den beiden Werken, die die Briefe von zwei Edlen bringen. „Das Leben von Frau von Bunsen, aus ihren Briefen zusammengestellt von Augustus Hore" erschien 1888 in fünfter Auflage, während die „Mitteilungen aus dem Leben und den Briefen der Großherzogin Alice von Hessen" drei Auflagen erlebten. Beide Frauen, in den letzten fünfzehn Jahren gestorben, waren Kinder unserer Zeit, und ihr Herzschlag pocht in dem, was sie geschrieben. — Die Briefe von Frau von Bunsen an ihre Mutter, ihren Mann, die Kinder und Freunde gerichtet, lassen uns Blicke in ein überaus glückliches Leben thun. Als Frances Waddington stammte sie aus einer vornehmen englischen Familie; von bedeutenden und feinsinnigen Eltern wurde ihre Kindheit und Jugend behütet. Mit ihnen reiste sie als zwanzigjähriges Mädchen nach Rom. Dort lernte sie Karl Josias Bunsen kennen, der damals als Privatsekretär Niebuhr's in der Fremdenkolonie der ewigen Stadt eine hervorragende Stellung einnahm. Bald fanden sich die wirklich verwandten Seelen, und am 1. Juli 1817 wurde der Bund geschlossen, der beiden so viel Segen bringen sollte. Sie lebten in nahezu idealer Ehe: mit schwärmerischer Liebe hing ihr Herz an ihrem Mann, ihr Geist teilte und verstand seine Interessen, die sie nach allen Seiten hin förderte. Frau von Bunsen ist der bedeutendere Charakter, man fühlt aus ihren Briefen heraus, daß sie Eigenschaften hat, die ihrem Manne fehlten. Indessen sie selbst ist sich dessen nicht bewußt, ihre große Liebe ließ sie demütig zu ihrem Manne heraufsehen. Elf Kinder bevölkerten nach und nach das glückliche Daheim; zwei mußten sie auf dem Fremdenkirchhof an der Pyramide des Cestius zur frühen Ruhe betten, die andern neun wuchsen frisch und gesund heran. Kaum hatte der glückliche Vater der Großmutter die Geburt eines neuen Enkels angezeigt, so heißt's im nächsten Briefe: „Wir ritten nach Frascati, Baby mit der Amme auf dem Esel benahm sich sehr gesetzt." Vollkommene körperliche Gesundheit war eine der vielen Gaben, mit denen des Herrn gegen sie so freigebige Hand das Leben der Frau von Bunsen geschmückt hatte, und das Ideal der alten Hellenen, der gesunde Geist im gesunden Körper, war in ihr verwirklicht. Das Leben in Rom im Palazzo Caffarelli, den Bunsen als preußischer Ministerresident bewohnte, war ein überaus ansprechendes. Dort war der Brennpunkt aller geistigen Interessen der deutschen Kolonie. Stein, Hardenberg, Schnorr v. Carolsfeld, Thorwaldsen und viele andere bedeutende Menschen gingen dort aus und ein und fanden Verständnis für ihre oft so weit auseinander liegenden Bestrebungen. Auch mit dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., kommt das Bunsen'sche Ehepaar in persönliche Berührung, ebenso mit dem damaligen preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dessen geistige Eigenart Frau von Bunsen verstand und so hoch schätzte. „Seine Seele ist mit den höchsten und edelsten Bestrebungen erfüllt", schreibt sie über ihn an ihre Mutter. Diese persönlichen Begegnungen wirkten überaus fördernd auf die Carriere ihres Mannes, der, mehreremale nach Berlin berufen, den leitenden Politikern dort immer näher trat. In Rom war eine seiner Hauptaufgaben, die Angelegenheiten der katholischen Diözesen zu verhandeln, die damals noch nicht direkt mit

dem päpstlichen Stuhl verkehren durften. Trotzdem er persona grata im Vatikan war, gelang es ihm doch nicht, die drohenden Verwickelungen wegen der gemischten Ehen zu lösen. Bald nach der Gefangennehmung des Kölner Erzbischofs 1837 erklärte Gregor XVI., Bunsen nicht mehr empfangen zu wollen, und es war seines Bleibens nun nicht mehr in der ewigen Stadt; er kam um seinen Urlaub ein, der ihm in Gnaden gewährt wurde. Nach mehr als 20jährigem Aufenthalt dort, in zusagenden Verhältnissen, unter lieb gewordenen Menschen, war es ein hartes Losreißen. „Komm, laß' uns ein neues Kapitol suchen", sagt Bunsen zu seiner Frau, als sie 1838 Rom verlassen. — Ob sie es gefunden? Ich möchte es nicht behaupten; ich meine, die Sonnenhöhe des Lebens war für sie mit dem Abschied von Rom überschritten. Nachdem sie in England sich etwa ein Jahr der Ruhe des Privatlebens erfreut hatten, wurde Bunsen auf Drängen des ihm sehr gewogenen Kronprinzen zum Gesandten Preußens bei der Schweiz ernannt. Zwei Jahre verlebten sie dort in einem Landhaus bei Bern, bis das Vertrauen des nunmehrigen Königs Friedrich Wilhelms IV. ihn zum Botschafter Preußens beim englischen Hofe ernannte, in welcher Eigenschaft er 13 Jahre in London thätig war. Dort, im gastfreien Haus in Carlton Terrace, gehen die Koryphäen der Aristokratie des Geistes und des Blutes aus und ein und zählen die Familie des deutschen Botschafters zu den ihren. Sogar unser heimgegangenes Kaiserpaar weilte als Prinz und Prinzessin von Preußen unter ihrem Dache. Von der englischen Königsfamilie werden sie bei ihren häufigen Besuchen in Windsor mit Ehren überhäuft. Aber das Leben in der großen Welt hat keinen bestrickenden Reiz mehr für die sich immer mehr vertiefende Natur der Frau von Bunsen, obschon sie die Pflichten, die es ihr auferlegte, mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllte. Ihre Kinder sind inzwischen herangewachsen, die älteren Söhne verheiraten sich, und sie tritt mit den ihr überaus sympathischen Schwiegertöchtern in die innigsten Beziehungen. Bei Bunsen zeigten sich die asthmatischen Beschwerden, die ihn nie ganz wieder verließen. Auch seine politische Rolle ist ausgespielt, die heraufdämmernde Zeit brauchte neue Männer — sein königlicher Freund gab ihm die erbetene Entlassung. Die Familie zieht sich 1854 nach Heidelberg zurück, doch vermochte die nur durch schriftstellerische Arbeiten unterbrochene Ruhe des Privatlebens in der Musenstadt am Neckar es nicht, die angegriffene Gesundheit Bunsen's wieder herzustellen. Die ungewohnten Beschwerden des deutschen Winters machten sich in unangenehmer Weise fühlbar und steigerten den Krankheitszustand. Mehrmaliger Winteraufenthalt in Cannes, wiederholte Sommerkuren in Wildbad konnten den Fortschritt des Leidens nicht aufhalten. Die Schatten neigten sich und fielen tief in das bis dahin so sonnige Leben der Frau von Bunsen. Wohl brachte die Verheiratung des Sohnes Georg wie der Tochter Theodora Freude und Leben in die so eng vereinte Familie; aber das schwere Leiden des in qualvollen Nächten nach Atem ringenden Mannes war doch bitter hart für die an Krankheit so wenig gewöhnte Frau und machte ihr Mitleid zu einem faktischen Mitleiden. In den Briefen an ihre Freunde und Kinder finden wir einen andern Ton, sie klagt nicht viel, aber das helle, freudige

Dur, was uns bis jetzt vorwiegend aus denselben entgegentönte, ist langsam in ein bei der geistesstarken Frau überaus rührendes Moll übergegangen. Beim Tode einer Enkelin schreibt sie ihrer Schwiegertochter: „O, ich weiß es, wie die Erinnerung an die kleinen Arme, die unsern Hals umschlungen, uns wie ein Traum der Vergangenheit verfolgt und die Gegenwart verbittert." In einem andern Brief erwähnt sie ihrer traurigen Nächte und meint, „Ich wollte, ich hätte ein Rezept, um von der insomnie zu profitieren, die Madame de Staël le privilège de la vieillesse nennt." Im Frühjahr 1860 siedelt die Familie nach Bonn über, hoffend, daß das mildere Klima des Rheins und die vielen Beziehungen zu den Freunden aus alter Zeit den Zustand des Familienhauptes erträglicher machen werden. Es war nicht der Fall; schon im November desselben Jahres reißt der Tod das Band entzwei, das 43 Jahre die Gatten so innig vereint hatte. Mit der Fassung einer echten Christin trägt Frau von Bunsen den Schlag; betrachtet sie in dem Verstorbenen ja nur den „Vorausgegangenen." In seinem Sinne lebt sie weiter und sieht die Aufgabe, die er ihr gestellt, als ein teures Vermächtnis an. „Schreibe unser gemeinschaftliches Leben," hat er kurz vor seinem Tod zu ihr gesagt, „Du kannst es, mißtraue Dir selbst nicht." So nahm sie die Feder, die der Dahingeschiedene, wohl mit in liebender Fürsorge um ihr vereinsamtes Seelenleben, in ihre Hand gedrückt hatte. Ihr Geist hatte zu arbeiten, wenn das Herz ihr blutete. Die schweren ersten Witwenjahre vergingen ihr in geistigem Zusammenleben mit dem Toten, dem sie in der Geschichte seines Lebens ein Denkmal setzte, wie es ihr Herz verlangte. Doch, „Feige sind die Unglücksfälle, denn sie kommen stets in Scharen", auch Frau von Bunsen mußte die Wahrheit dieser Worte erfahren. Kaum ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes stirbt ihre in Karlsruhe an den Freiherrn von Ungern-Sternberg verheiratete Tochter Theodora bei der Geburt des fünften Kindes. Sie weilte damals mit ihren beiden Töchtern Mathilde und Frances an der Südküste Englands in St. Leonards. Von dort eilt die mehr als 70jährige Frau nach Karlsruhe, um mit ihren Töchtern sich der Pflege der Enkel zu widmen und für das häusliche, so grausam zerstörte Behagen ihres Schwiegersohnes zu sorgen. Was sie in selbstvergessender Liebe unternommen, wurde ihr zum Segen. Die Gegenwart machte ihre großen Anforderungen an ihre Zeit und ihre Gedanken und entzog sie dadurch dem weichlichen Sichversenken in die Vergangenheit. Junges Leben blühte um sie herum und gab ihr die geistige Elastizität wieder, die ihr in den Leiden der letzten Jahre etwas abhanden gekommen war. Noch ihre jüngste Tochter Mathilde sieht die Greisin vor sich heimgehen. Sie starb als Diakonissin in Neudettelsheim. „Immer mehr siedle ich mich drüben an", schreibt sie mit rührender Resignation. „Wenn ich auf jenen Zeitpunkt zurückblicke, an welchem ich fest zu stehen scheine, auf den Tag, der mich zur Witwe machte, will es mich seitdem mehr ein Warten, als ein Leben dünken." Und doch lebte sie als Mittelpunkt einer sie in verehrender Liebe umgebenden Familie immer noch ein reiches, gesegnetes Leben, aber „Puissances déchues sind wir doch alle, seit wir ihn verloren", schreibt sie, als schon

jahrelang der Epheu auf ihres Mannes Grab auf dem Bonner Kirchhof grünte. — Ihre noch immer so kräftige Gesundheit erlaubte ihr weite Reisen zu ihren Kindern nach England, nach Italien, mit ihnen zusammen weilt sie in der Schweiz. „Wie durch einen Flor sehe ich des Lebens Farben, blaß doch angenehm," schreibt sie von dort an ihren Sohn. In Karlsruhe, wo sie ihren bleibenden Aufenthalt genommen, ist sie ihren Enkeln, was sie ihren Kindern gewesen. Mit der großherzoglichen Familie steht sie in nahen Beziehungen, liebe alte Freunde gehen in ihrem gastlichen Hause aus und ein. In wunderbarer geistiger Frische ist sie im stande, ihre Interessen zu teilen und den Herzschlag der neuen Zeit zu verstehen. Im Sommer weilt sie im nahen Herrenalb, wo sie sich ankaufte. „Ruhig wie die Schatten auf der Sonnenuhr ziehen meine Tage dahin," schreibt sie von dort ihrer Enkelin. Die Besuche der Ihrigen, die familienweise in der Villa Waldeck bei ihr Sommerfrische hielten, brachte Abwechslung in dieselben, und sie konnte mit für ihr Alter noch großer körperlicher und geistiger Frische sich derselben freuen. Des Alters schwerste Kreuze, Einsamkeit und Krankheit, blieben ihr erspart. In der Osterwoche 1876, ohne vorhergegangene Krankheit, umgeben von ihren Kindern, that sie den letzten Atemzug.

Friedlich abgeklärt tritt uns der Charakter der seltenen Frau aus ihren Briefen entgegen, man möchte sie zu den „Fertigen" zählen. Als Tochter, Gattin, Mutter, Witwe und Großmutter durchlief sie in ihrem 83jährigen Leben alle Stadien, die naturgemäß den Frauen beschieden sind, und ihre Mitschwestern finden in den verschiedensten Lebenslagen bei ihr ein gutes, erhebendes Wort. — Die Mitteilungen aus den Briefen und Tagebüchern der vor nunmehr 10 Jahren verstorbenen Großherzogin Alice von Hessen lassen uns auch Einblicke thun in ein überaus reiches, zielbewußtes Frauenleben. Vieles mußte in ihnen aus Rücksicht auf lebende Personen lückenhaft bleiben, nur einzelne Lichter fallen auf ihr Leben, aber sie genügen, um sie als bedeutende Frau erscheinen zu lassen, die ihre Zeit verstand. Sie wurde 1843 als drittes Kind und zweite Tochter der Königin von England und des Prinz-Gemahls geboren. Der Sonnenschein einer glücklichen Kindheit wird ihr zuteil; im fröhlichen, von vielen Geschwistern belebten Daheim wuchs sie zur Jungfrau heran. Prinz Albert bemüht sich, ihr „jene redliche Gesinnung einzuflößen, ohne welche man seine Lebensaufgabe nicht richtig lösen kann." Ihre Mutter sagt von ihr: „Sie ist sehr gut, sanft und verständig, ich werde sie nicht heiraten lassen, so lange ich es vernünftigerweise hinausschieben kann."

Indessen schon bald knüpften sich die Bande, die sie später zu solch' glücklicher Frau machen sollte. Im Juni 1860 lernt sie bei dem großen Askottrennen den Prinzen Ludwig von Hessen kennen und im November schon verlobte sie sich mit dem 23jährigen Prinzen. Das Parlament warf ihr eine Mitgift von 30000 Pfd. aus, sowie eine Jahresrente von 6000 Pfd. „Sie wird keine großen Sprünge damit machen können," schreibt ihr vorsorglicher Vater. Im Juni 1861 versammelt sich die ganze Familie, auch die Enkel aus Potsdam, unser jetziger Kaiser unter ihnen, zum letzten Mal in Osborne um die Eltern

und Großeltern. Am 14. Dezember desselben Jahres endete der frühe Tod des Prinzen Albert die Zeit des ungetrübten Glückes der englischen Familie. In der Zeit des vernichtenden Schmerzes stand Prinzeß Alice, obschon selbst todtraurig, ihrer fast verzweifelten Mutter zur Seite. Das schwere Leid reifte wunderbar rasch die bis dahin noch verborgenen Seiten ihres Gemütes und Charakters. Das Gefühl des unersetzlichen Verlustes hat sie durch Jahre des persönlich größten Glückes begleitet und ihrem ganzen Leben eine ernste Richtung gegeben. Wenn zur Zeit der Mittsommersonnenwende der Regen herniederströmt, schaut der Winzer besorgt zum grauen Himmel empor; ist's doch die Zeit der Rebenblüte; „es ist dem Wein nicht gut, wenn's in die Blüte regnet," sagt der Volksmund und bestätigt die Erfahrung. Auch das junge Menschenkind, welches schon früh von Schicksalsschlägen heimgesucht wird, entwickelt sich anders als jenes, das nur Freude gekannt hat. Das frohe Vertrauen, daß zuletzt doch immer alles gut gehen müsse, der Mut des Gelingens und damit ein erheblicher Bestandteil des Glückes überhaupt, kommt ihm in etwas immer abhanden. So durchzittert denn ein leiser Hauch von Schwermut die Briefe der Großherzogin selbst in jener Zeit, wo sie als befriedigte Gattin und zärtliche Mutter zu den wunschlos Glücklichen gezählt werden konnte. Im Juli 1862 hatte sie ihre neue Heimat zuerst betreten, vom Volk mit Sympathie begrüßt, mit warmer Liebe in ihres Mannes Familie willkommen geheißen. In Darmstadt mußte die englische Königstochter sich zuerst in kleinere Verhältnisse einleben, aber es wird ihr leicht, da sie in ihrer Ehe volles Genüge findet. Jedes Jahr weilt sie längere Zeit mit den Ihrigen am englischen Königshofe und kehrt immer offenbar erfrischt von dort zurück. Wenn sie sich auch immer mehr in der deutschen Heimat einlebte, hing ihr Herz doch mit oft durchklingendem Heimweh an ihrem meerumrauschten Vaterland. Gesunde Kinder blühen um sie heran, und sie widmet ihnen die aufmerksamste Sorge. Ihr reger, sich immer mehr entfaltender Geist wendet sich den verschiedenartigsten Interessen zu: sie pflegt die Musik und Malerei und ist zuhaus auf den verschiedensten Gebieten des Wissens. Selten findet man Äußerungen über die politischen Verhältnisse, waren sie doch zu innig verwebt mit den ihrem Herzen nahestehenden Persönlichkeiten und mußten deswegen wohl unterdrückt werden. Diejenigen aber, die wir finden, zeugen von klarem, weitsichtigem Verstande und großem Gerechtigkeitssinn. Überaus sympathisch berührt wohl jedes Frauenherz ihr Grauen vor dem Kriege, dem sie in verschiedenen Briefen Ausdruck giebt. Leiden, die er im Gefolge hat, sucht sie so viel wie möglich zu lindern. Schon im Jahre 1863 stiftete sie, sich anlehnend an die Genfer Konvention, den Alice-Hilfsverein. Während der Ereignisse des Jahres 1866 leistet der Verein erhebliches, Prinzeß Alice ist selbst thätig in den Lazaretten und zeigt ihr organisatorisches Genie, welches immer die richtigen Leute auszuwählen wußte, um ihre Ideen auszuführen. Die Feuerprobe bestand der Verein im Jahre 1870, wo wieder Prinzeß Alice mit nun schon gereifter Erfahrung alles dirigierte und ratend, helfend, fördernd überall mit eingriff, wo es not that. Die vielen brotlos gewordenen Frauen und Kinder der zur Fahne ein-

berufenen Soldaten waren der Gegenstand ihrer besonderen Fürsorge. Ihnen wurde durch den von ihr gestifteten Verein zur Förderung weiblicher Industrie lohnender Arbeitsverdienst verschafft. Gemeinsame Sorge überbrückte die Kluft zwischen Pallast und Hütte. Prinzeß Alice ist „stolz, die Frau eines deutschen Offiziers zu sein." Sie hofft, „daß der Krieg, der so viele Helden hervorgebracht, nicht umsonst gewesen und Deutschland ein starkes, einiges Reich werde."

Millionen hofften es mit ihr, aller Hoffen wurde erfüllt. Frohen Herzens nimmt sie nach dem Friedensschluß, der ihr den Gatten wiedergegeben, die Arbeiten des Friedens wieder auf. Der öffentlichen Gesundheitspflege hatte sie von Anfang an ihre Aufmerksamkeit zugewendet. „Luft und Wasser finden den Weg in die Hütten der Armut," schreibt sie schon 1862 ihrer Mutter. Im Jahre 1863 hatte sie einen Wöchnerinnenverein gegründet, einige Zeit später nahm sie warmen Anteil an der Gründung einer Idiotenanstalt. Thatkräftig interessierte sie sich für den Kampf gegen Krankheit und Siechtum, den die Wissenschaft und Humanität der Gegenwart aufgenommen.

Wenn nun auch jede gemeinnützige Arbeit bei ihr Verständnis und Förderung fand, so stand die Sorge für das Los ihrer Mitschwestern, mithin die Frauenfrage, doch immer im Vordergrund ihres Interesses. Es war denn auch wohl auf ihre Veranlassung, daß im Oktober 1871 die Generalversammlung des Verbandes deutscher Frauenerwerbsvereine in Darmstadt tagte. Die von Prinzeß Alice gegründeten Vereine gehörten demselben an. „Ich hoffe es zu verhindern," schreibt sie ihrer Mutter, „daß übertriebene oder unweibliche Ansichten aufkommen, die mir schrecklich sind." Die Versammlung verlief in durchaus befriedigender Weise, und die Prinzessin nahm an allen Verhandlungen teil. Den Anregungen, die dort gegeben, verdankt wohl die 1875 erfolgte Stiftung einer Industrieschule zur Ausbildung von Handarbeitslehrerinnen ihren Ursprung. Den Alicеverein für Frauenbildung und Erwerb nahm sie in die Hand und senkte damit ein Samenkorn in die Erde, das jetzt, nach 15 Jahren schon, die segensreichsten Früchte getragen. In allen Elementarmädchenschulen des Großherzogtums Hessen und Baden sowie in vielen Schulen des Regierungsbezirks Koblenz sind Handarbeitslehrerinnen angestellt, welche in der Darmstädter Industrieschule oder in nach ihrem Vorbild eingerichteten Anstalten ihre Ausbildung genossen haben. Den Kindern, welchen keine anderen als die in der Elementarschule gebotenen Lehrmittel zur Verfügung stehen, wird durch sie ein systematischer, gründlicher Unterricht in der Anfertigung der in jedem Haushalt vorkommenden Arbeiten erteilt. Rastlos schaffte so Prinzeß Alice weiter, in kurzen Jahren eine ganze Lebensarbeit zusammendrängend. Doppelt ist es anzuerkennen, da schweres Leid ihr Herz bedrückt. Der durch einen unglücklichen Fall aus dem Fenster erfolgte Tod ihres zweiten Sohnes Fritz hatte ihrem Mutterherzen eine tiefe Wunde geschlagen und sie auch körperlich sehr angegriffen. Wohl rafft sich ihre energische Natur bald wieder auf, ihr tapferes Herz sucht dem Mann und den Kindern zu verbergen, wie sehr sie leidet. „Die schwersten Dinge trägt man am besten allein," schreibt sie an ihre Mutter. Und wieder: „Man gewinnt

seinen Kummer lieb, wie einen Teil dessen, was man besessen hat." „O wie fürchte ich mich vor den nächsten Monaten," entringt sich ein anderes Mal ihrer Feder, „mit ihren Vögeln und Blumen, an denen mein liebes Kind sich nicht mehr freuen kann." Ist das Herz ihr schwer, so flüchtet sie sich fast in die Arbeit für die Mühseligen und Beladenen, und selbst traurig, sucht sie des Lebens Leid bei anderen nach Möglichkeit zu lindern.

Als im Jahre 1877 ihr Mann dem Großherzog von Hessen in der Regierung folgte, hafteten die Augen vieler gespannt auf der seltenen Frau, die auf der Höhe des Thrones, aber auch so vollständig auf der Höhe ihrer Zeit stand. Indessen kaum ein Jahr war es ihr vergönnt, die Krone zu tragen. Im Winter 1878 erkrankten der Großherzog und ihre Kinder an bösartiger Diphtheritis. Die Großherzogin leitete, unterstützt von den Pflegerinnen des Alicevereins, die Pflege selbst. Tief leidet sie unter dem Tode ihres lieblichen Töchterchens. Sie sollte sie nicht lange beweinen. Ihr geschwächter Körper hatte den Ansteckungskeim in sich aufgenommen und vermochte demselben keinen Widerstand entgegenzusetzen. Nach 8tägiger Krankheit stirbt sie, 35 Jahre alt, am 14. Dezember, gerade 17 Jahre nach dem Tode ihres so tief betrauerten Vaters.

Großherzogin Alice, deren Wiege und Sarg an den Stufen eines Thrones stand, ist uns in ihrem Denken und Empfinden naturgemäß fremder als Frau v. Bunsen. Aber ihre Thätigkeit für ihre Mitschwestern war in ihrem kurzen, arbeitsreichen Leben eine so erhebliche, ihre Ideen wirkten so bahnbrechend, daß man sie kühn zu den Pionieren der Frauenfrage zählen kann. Beide Frauen waren durchaus ideale Naturen, ideal in ihrem Wollen und Streben, ideal in den Zielen, die sie erreichten. Solchen Charakteren geistig nahe zu treten, thut wohl in unserer vom Realismus beherrschten, ja nahezu erdrückten Zeit.

Ludwig Dessoir und seine Freunde.

(Schluß.)

Als Rudolf von Gottschall mit Ludwig Dessoir in Verbindung trat, besaß er bereits einen wohlbegründeten Ruf. Seine lebhafte Beteiligung an der 1841 beginnenden liberalen Bewegung Ostpreußens hatte den jungen Studenten früh bekannt gemacht; nach Beendigung der durch viele Widerwärtigkeiten getrübten Studienjahre schrieb Gottschall in der Stellung eines dramaturgischen Leiters der Königsberger Bühne mehrere mit Erfolg aufgeführte Stücke, von denen ‚Lambertine von Mericourt' und ‚Schill' wohl die bedeutendsten sind. In neue Bahnen lenkte der Dichter mit ‚Carlo Zeno': an Stelle der mehr oder minder tendenziös gefärbten Leidenschaft tritt Objektivität der Auffassung und Ruhe der Darstellung. Aus dem gleichen Bestreben erklären sich die beiden theoretischen

Werke der fünfziger Jahre, die ‚Deutsche Nationallitteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts' und die ‚Poetik', welche außerdem das moderne litterarische Prinzip auf ihre Fahne geschrieben haben. Der Schwerpunkt von Gottschall's damaliger Thätigkeit lag aber in der Dramatik: damals entstand ‚Pitt und Fox', ein Lustspiel, das noch heute in dem Repertoire der Wiener Hofburg einen ehrenvollen Platz behauptet. Ferner seien genannt, Mazeppa, König Karl XII., Katharina Howard (jüngst in Berlin zu neuem Leben erweckt), Herzog Bernhard von Weimar, Arabella Stuart und Nabob.

Mit dem letzterwähnten Stück beschäftigt sich der folgende Brief, der keiner weiteren Erläuterung bedarf.

Breslau, d. 28. Sept. 1860.

Geehrter Herr!

Sie können sich denken, daß mich der Inhalt Ihrer freundlichen Zeilen um so schmerzlicher berührt hat, je mehr ich bereits in meinen sanguinischen Gedanken die Aufführung des Nabob an der Berliner Bühne und die Darstellung der Titelrolle durch einen so gefeierten Künstler wie Sie für gesichert hielt. Indem ich Ihnen für den warmen Eifer, mit welchem Sie sich meiner und meiner Stücke angenommen, meinen herzlichen Dank sage, bedaure ich zugleich, daß Sie meinetwegen auch nur die kleinsten Unannehmlichkeiten gehabt haben. Mindestens sind Sie Zeuge des mich verfolgenden Unsterns gewesen und der Hartnäckigkeit, mit der man meinen Bestrebungen die Pforten der Hauptttheater verschließt und mir sogar die Möglichkeit nimmt, an Aufführungen zu lernen. Wäre nicht der innere Drang, der mich von Kindheit an beseelt, in mir lebendig, — ich hätte schon längst mein dramatisches Dichten und Trachten als die undankbarste Arbeit von der Welt bei Seite gelegt; denn es giebt keinen, einigermaßen bekannten, deutschen Dramatiker, dem von Seiten der Hauptttheater mit solcher Feindlichkeit begegnet wird.

Wäre das, was ich schriebe, Schund, man wäre vollkommen in seinem Recht und ich würde die Einsicht derjenigen preisen, die es verdammen und mich selbst von so verfehltem Treiben abzubringen suchen. Wenn aber die Herren ‚sehr viel Schönes' im ‚Nabob' finden — nun, da muß ich mich ja an dem Überflusse vortrefflicher Werke erfreuen, der es den Bühnenleitungen möglich macht, auch Stücke, die ‚sehr viel Schönes' enthalten, von den Theatern auszuschließen.

Ich habe wirklich künftig die Absicht, meine Stücke ruhig im Pult zu vergraben; denn das Resultat ist ziemlich dasselbe, und ich erspare mir dabei alles Ärgernis. Nonum prematur in annum — ich kann ja warten, bis die Konstellation günstiger geworden ist! Oder sollte ein ‚Mazeppa' und ‚Nabob' nicht nach zehn Jahren ebenso gut aufgeführt werden können wie jetzt? Man wird genötigt, in dieser Weise arrogant zu werden, wenn man sich nicht selbst aufgeben will.

Eine ‚Konstellation' ist aber dabei immmer im Spiel: das Glück der Karten. Ein König statt eines Buben — und es ist Gewinn, wo jetzt Ver-

luft ist; eine einzige Persönlichkeit am ungünstigen Platz — und man kann das Spiel zusammenwerfen. So sehe ich z. B. ganz klar, daß Herr Düringer für mich seit langen Jahren dasselbe ist, was noir für einen Spieler, der rouge geworfen. Sein Urteil hat ‚Pitt und Fox', ‚Mazeppa', den ‚Nabob', ‚die Welt des Schwindels' von der Berliner Hofbühne ferngehalten. Wären alle diese Stücke gegeben, das eine hätte gewiß mehr angesprochen als das andere, das eine hätte vielleicht einen durchgreifenden Erfolg gehabt, während das andere Mißfallen erregt — aber ich wäre in Berlin, auf dem deutschen Repertoire en vogue. — — —

Es bleibt mir jetzt nur übrig, den ‚Nabob' in der Wehlschen Schaubühne abdrucken zu lassen und sein ferneres Geschick dem Zufall, dem allgemeinen Wind und Wetter des deutschen Theaterlebens anheimzugeben. Schreiben Sie mir doch einmal, was an den Gerüchten vom Abgange Hülsens von der Schauspielleitung Wahres ist, und wie es besonders mit der Notiz über Dingelstedt steht. Erfreuen Sie recht bald durch einige Zeilen

Ihren aufrichtig ergebenen

Rud. Gottschall.

Wir schließen gleich ein weiteres Schreiben des Dichters an, welches am besten über das fernere Schicksal des ‚Nabob' unterrichtet. Es ist aus Leipzig datiert, wohin sich Gottschall auf einen Ruf der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus begeben hatte, um die Redaktion der ‚Blätter für litterarische Unterhaltung' und der Monatsschrift ‚Unsere Zeit' zu übernehmen.

23. Nov. 1865.

Geehrter Herr!

Beifolgend erlaube ich mir, Ihnen mein Trauerspiel ‚Der Nabob', für das Sie ein so freundliches Interesse an den Tag gelegt, in seiner neuesten gänzlich umgearbeiteten Gestalt zu übersenden, in welcher es demnächst am Wiener Burgtheater zur Aufführung kommen wird. — — —

Ich habe, wie Sie wissen, mit dem ‚Nabob' einen zweiten Versuch in Berlin, doch dabei den Fehler gemacht, mich gleich an Hülsen direkt zu wenden, der mir mit militärischer Pünktlichkeit schrieb, schon am nächsten Tage, das Stück sei abgelehnt — basta! Wie Sie mir damals die Freundlichkeit hatten mitzuteilen, zeigte sich Düringer nicht abgeneigt; doch das kam zu spät. Wenn es möglich sein sollte, einen dritten Versuch zu machen, so müßte zunächst Düringer für das Stück gewonnen sein. Es würden, gegenüber dem Intendanten, dann zwei neue Punkte geltend gemacht werden können:

1) die Einstudierung des Stückes an der Wiener Burg und

2) daß das Stück so gänzlich umgearbeitet sei, daß es im Vergleich mit früher als ein neues betrachtet werden könne. — — —

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ganz ergebenster

Hofrat Dr. Gottschall.

Aus einem dritten interessanten Brief über Berliner Theaterleben heben wir nur die folgende Stelle heraus:

— — — Ich verfolge das Berliner Repertoire mit Aufmerksamkeit, finde aber Leider! daß Künstler wie Sie wenig neue lohnende Aufgaben erhalten. Ich darf mir nicht schmeicheln, daß meine Stücke den Kohl fett machen werden, doch enthalten sie wenigstens Aufgaben für den Charakterdarsteller, während dies in den meisten anderen nicht einmal der Fall ist. Jedenfalls giebt es aber auch neue Dramen, die in Berlin nicht das Lampenlicht erblicken und in denen Ihre Kunst sich im schönsten Glanz zeigen könnte. — — —

Wie weit scheinen jene Tage zurückzuliegen! Heute ist Gottschall nicht nur allgemein als vortrefflicher Dramatiker anerkannt, dem alle Bühnen offen stehen, sondern auch seine Leistungen auf dem Gebiet des Romans haben verdiente Bewunderung gefunden und nicht minder seine litterarhistorische und kritische Thätigkeit, der das jüngere Geschlecht so manche wertvolle Anregung verdankt. —

Einzelne Briefe aus der Feder hervorragender Persönlichkeiten finden sich in dem Nachlaß in großer Zahl. Hieronymus Lorm, Robert Volkmann, Charles Kean (der Jüngere), Döring, Berndal, Liedtke sind unter vielen, vielen Anderen vertreten. Auch zwei Frauen: Jenny Lindt und Luise Mühlbach seien genannt, und ein Billet der letzteren nicht wegen eines bedeutenden Inhaltes, sondern nur zur Charakteristik der einst so gefeierten Schriftstellerin abgedruckt.

Verehrter Herr!

Vergebung, daß ich nicht schon gestern auf Ihren liebenswürdigen Vorschlag[1]) geantwortet habe. Aber es war gestern einer meiner großen Leidenstage, ich hatte die Migräne und bin dann unzugänglich, kann nicht lesen, denken, schreiben, sondern nur im Bett liegen.

Heute bin ich wieder gesund und freue mich außerordentlich auf den genußreichen Abend, den Sie mir bereiten wollen: Ich erwarte Sie von 6 Uhr an, — erwarte Sie nicht mit der kühlen, freundseligen Gelassenheit, mit der man gute Bekannte zu abendlicher Plauderstunde empfängt, sondern mit der ungeduldigen Spannung, mit welcher man dem Erscheinen eines längst verehrten und bewunderten Künstlers entgegenhofft!

Herzlich ergeben

Clara Mundt-Mühlbach.

* * *

Es ist bemerkenswert, mit welcher Vorliebe sich Ludwig Dessoir an Männer von festem, kernhaftem Charakter anschloß. An Laube hat er es stets hoch geschätzt, daß er mit allen seinen harten Ecken und Kanten doch eben ein Mann in des Wortes schönster Bedeutung war, und aus der gleichen Ursache

[1]) Ludwig Dessoir hatte sich zu einer Vorlesung in kleinem Kreise bereit erklärt. (D. Herausg.)

stammte seine innige Freundschaft für Berthold Auerbach. Auch Auerbach war aus festerem Holz geschnitzt als der Dutzendmensch unserer Tage. Er hatte eine Jugend überstanden, deren wechselvolle Schicksale jede schwächere Natur aufgerieben hätten, und wurde bis an sein Lebensende von Widerwärtigkeiten aller Art verfolgt. Und doch bewahrte er sich stets die heitere Ruhe des großen Philosophen, an dessen Lehre er mit schwärmerischer Begeisterung hing; zumal in reiferen Jahren erreichte sein Wesen einen seltenen hohen Grad innerer Klarheit.

In solcher Gemütsstimmung lernte ihn Dessoir kennen. Nach seiner 1845 erfolgten Übersiedelung nach Norddeutschland hielt sich Auerbach abwechselnd in Weimar, Leipzig, Dresden, Berlin und Breslau, 1849 auch eine Zeitlang in Wien auf; seit 1859 aber lebte er vorwiegend in Berlin. Mit diesem Jahre begann auch der vertrautere Verkehr zwischen dem Dichter und dem Künstler. Wenn es Frühling wurde, sah man beide fast täglich gemeinsam die Bellevue-Allee hinaufwandeln; ältere Berliner entsinnen sich gewiß noch der berühmten Spaziergänger. Auerbach, die Rechte auf einen festen Stock gestützt, mit hellem Rock und Hut, und neben ihm der beträchtlich größere Dessoir, den Cylinder auf dem Kopf und die Hände auf dem Rücken gekreuzt: so hat Paul Konewka, der bekannte Zeichner und Silhouettist, die beiden Gestalten in einer reizenden Bleistiftskizze fixiert, deren Original vor uns liegt. Darunter steht, in Auerbachs charakteristischer Handschrift:

Ludwig Dessoir
zur Rücken-Erinnerung an unsere Waldgänge
im Mai 1861
Berthold Auerbach.

Obwohl hauptsächlich gemeinsame Kunstinteressen die Freunde zusammengeführt hatten, so ergaben sich doch leicht noch andere Berührungspunkte mehr geschäftlicher Natur. Der Dichter nämlich, nicht befriedigt mit dem Ruhm des ersten Romanschriftstellers seiner Zeit, verlangte nach dem Kranze des Dramatikers und reichte ein Schauspiel „Der Wahrspruch" betitelt, bei der Intendanz des Königlichen Hoftheaters ein. Wie es dem Stück erging, verkündet der folgende Brief.

Quod non! Da habt Ihr[1]) die ganze Bescheerung, lieber Dessoir. Ich wartete von Tag zu Tag auf Antwort, ich wollte morgen den 29. mit meiner Familie abreisen, diese nach Schandau bringen und dann allein nach der Schweiz gehen, frohen Mutes auf Erledigtes zurückschauend und zu Neuem bereit. Ich hielt dieses alle Stimmung zerstörende Warten nicht mehr aus, ich ging, nachdem ich vorher bei Titus Ullrich angefragt, geradeswegs zu Hülsen. Ist sehr freundlich: „Ich habe das Stück noch nicht gelesen, aber von den Abstimmenden (eine Liste aus der Schublade ziehend) fünf dagegen und nur eine Stimme bedingt dafür. Ich werde es nun selbst lesen ꝛc.

[1]) Diese veraltete Form der Anrede hat Auerbach mit Franz Wallner gemein, der in seinen Briefen an Dessoir nie eine andere gebraucht.

Ich sprach meine innerste Überzeugung zu Hülsen aus, daß ich hier keinem Mißwollen entgegenstehen kann, daß die Sache es also an sich dahin gebracht haben müsse und ich will nun nichts wagen und mit Gewalt zwingen. Ich sprach nun aber auch offen aus, daß ich an Laube zu appellieren gedenke, und Hülsen sagte, daß er es dann bei Erfolg gewiß gebe, wie er überhaupt gern ein Stück von mir geben möchte.

Was ist nun zu thun, lieber Freund? Ein Brief von Euch trifft mich noch hier, denn als ich von Hülsen heimkam, zeigte es sich, daß mein Rudolph die Masern hat. Wir können nun nicht reisen, meine Frau vor 6 Wochen nicht, und ich nicht vor dem 6. Juli.

Schreibt mir also sofort. Ich gehöre nicht zu denen, die bei einem Mißerfolge der treuhelfenden Freundeshand vergessen, ich bleibe Euch so wie so stets zu aufrichtigem Dank verpflichtet. — Ich müßte lügen, wenn ich nicht bekennen sollte, daß mich die Sache sehr deprimiert, ich war so zuversichtlich, und das Ärgste wäre, wenn man ganz alle poetische Witterung verloren hätte. Ich glaube aber, daß es mir hier geht, wie schon tausendfältig im Leben, ich muß Alles erst aus zweifacher Mühseligkeit heraushauen.

Soll ich nun geradezu an Laube gehen? Schreibt bald d. h. gleich.

Von Herzen Euer

28. Juni 1861. Berthold Auerbach.

Ich bekomme so eben, Nachmittags 4 Uhr, einen sehr freundlichen Brief von Hülsen, worin auch er den Nichterfolg des Stückes erkennt. Ich lasse es nun wieder abholen.

Was weiter mit dem Stück geschah, ergiebt sich aus dem folgenden Schreiben, das wir für den Druck an dieser Stelle um einen allzusehr ins Einzelne gehenden Passus verkürzt haben.

Lieber Freund!

Ich habe nun [Eduard] Devrient ausführlich gesprochen. Seine Ausstellungen sind, daß zu viel Erzählung in dem Stück sei und eigentlich erst im 4. Akt der Konflikt zusammenstoße.

Seltsam! Nachdem ich alles gehört und teilweise auch berechtigt finde, bin ich doch noch der Zuversicht, daß die Arbeit durchschlagen kann und vielleicht muß. Ich will aber ohne weitere Zaghaftigkeit und Zögerung das Stück drucken und durch Michaelson in Vertrieb bringen lassen. Mag es seinen Weg dann selber machen und uns faktisch belehren. Übergebt Ihr nun anliegenden Brief samt Manuskript an Michaelson und besorgt Ihr die Sache. — — —

Mag nun das Stück mutig ins Publikum hinausspringen! der Teufel reimt sich auf Zweifel.

Ich muß noch hier verweilen, dann eile ich aber mit doppelter Lokomotive heimwärts.

Schreibt mir sicher!

Freundschaftlich Euer

Baden-Baden, 27. Sept. 1861. Berthold Auerbach.

Es sei gestattet, noch zwei kurze Billette an die Mitteilung der beiden längeren Briefe anzufügen. Das erste schildert den Eindruck, welchen Dessoir's Lear zum anderen Male auf den Dichter ausgeübt. Freilich, wer nicht selbst die großartige Leistung des Tragöden bewundert hat, wird schwerlich verstehen, daß der so zurückhaltende, lobkarge Auerbach sich zu einer wiederholten schriftlichen Anerkennung bewogen fühlte, aber wem noch die gewaltige, alles überragende Gestalt dieses Königsmenschen vor dem geistigen Auge steht, der begreift, daß es selbst den Gelassensten zur schriftlichen Aussprache drängen mußte.

8. Nov. 1865.

Nochmals, lieber Dessoir, meinen Glückwunsch zu Eurer Meisterdarstellung des Lear! Ich war gestern mit Spielhagen im Theater, wir waren beide vollauf erquickt von Eurer naturwahren, fein-psychologischen und dabei großstilisierten gewaltigen Auffassung und Dargebung.

Daß beim abgeschmackten Hervorruf bei offener Szene gezischt wurde, geschah (wie ich von allen Nachbarn bezeugen kann) nur um das widersinnige Zerreißen des Eindruckes zu verhindern.

Ihr könnt vollauf glücklich sein, und es macht glücklich, das Euch sagen zu können Euren

Berthold Auerbach.

Man kann in der That wohl sagen, daß Dessoir gerade mit seiner Interpretation der Shakespeare'schen Hochgestalten sich in den Bahnen jener tragischen Kunst bewegte, welche seit Ludwig Devrient, Wolff, Lemm, Moritz, Rott, Seydelmann zu den besten Traditionen der Berliner Hofbühne gehörte. Frei von aller Virtuosenspielerei — ein kunsteinsichtiger Professor rühmte den Tragöden stets als das „Non plus ultra der Nichtkulissenreißerei" — verstand er es, eine geistig scharfe Charakteristik mit der Richtung auf poetische Idealität in ganz einziger Weise zu verbinden. Gerade jetzt muß immer wieder an diese großen Überlieferungen der Dramatik erinnert werden, da das augenblickliche Übergewicht der alten Realistenschule, der entgegen einst Goethe französische Tragödien für das Weimarsche Theater übersetzte, um die Schauspieler „aus der gemeinen Natürlichkeit heraus zu treiben", die Thatsache in Vergessenheit zu bringen droht, daß alle Kunst in einer die Erfahrung überschreitenden Versinnlichuug der wesenhaften Wahrheit besteht.

Zum Schluß dieses vorletzten Abschnitts noch ein paar herzige Worte des Schwarzwald-Dichters:

Ja wohl möchte ich Euch schreiben, lieber Freund. Ich weiß, Ihr vermißt und entbehrt mich wie ich Euch. Wir haben ein schön Stück Leben persönlich mit einander gelebt, jetzt müssen wir lernen, uns in der Ferne am Bewußtsein genügen zu lassen, bis ich vielleicht doch wieder komme und mir den Kaffe aus der Glasmaschine schmecken lasse. Haltet mir Euer Herz so warm und stark wie der Kaffee und die Mitteilung immer war.

Getreulich Euer

Bonn, 26. Okt. 1866. Berthold Auerbach.

* * *

„Wenn es wahr ist, wie Schiller klagt, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht, dann darf ich mich doppelt glücklich schätzen, von Ihrem künstlerischen Schaffen, mein lieber, verehrter Dessoir, ein Zeugnis haben ablegen zu können; ein Zeugnis, das, will's Gott, auf die Nachwelt kommen und auch die folgenden Geschlechter belehren wird, in welchem Geiste Sie gewirkt. Denn nur der Geist, in dem wir wirken, kann Wert oder Dauer haben, sagt Carlyle."

Mit diesen Worten, welche Otto Franz Gensichen in handschriftlicher Widmung seinen Skizzen Berliner Hofschauspieler vorsetzte, ist auch die Absicht unserer Veröffentlichungen ausgesprochen. Wir haben versucht, an der Hand von Briefen vertraulichen Inhalts das Bild des großen Menschen und Künstlers wieder zu beleben, an den die Briefe gerichtet waren. Denn gerade der Schauspieler, der mit seiner Kunstleistung stets auch seine Persönlichkeit dem Publikum vorführt, lenkt unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf diese, während Dichter und Maler weit mehr hinter ihrem Werk verschwinden, das selbst in weitester Ferne von ihnen zeugt. Wir haben ferner versucht, einen Beitrag zur Kenntnis der litterarischen und dramaturgischen Entwickelung des deutschen Theaters zu liefern, indem wir zahlreiche Schreiben von Männern wie Auerbach, Laube, Brachvogel, Dingelstedt und Wilbrandt mitteilten. Aber wenn wir nunmehr abschließen, so sei es uns gestattet, noch einmal von dem zu sprechen, der in dem Mittelpunkt des Ganzen steht, von Ludwig Dessoir.

Seitdem der Künstler in Berlin ein festes Heim gefunden hatte, verließ er selten die ihm lieb gewordene Stadt. Nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten entschloß er sich dazu, den Ruhm seiner Künstlerschaft in die Ferne zu tragen. So schloß er sich, wie wir bereits wissen, im Jahre 1853 einer Gesellschaft der vorzüglichsten deutschen Schauspieler an, die in London eine Reihe von erfolgreichen Vorstellungen eröffnete. Hier, in der Heimat Shakespeares, gab der Tragöde den Othello; kein geringes Wagnis, nachdem der berühmte Edmund Kean in dieser Rolle die höchsten Triumphe gefeiert hatte, so daß kein anderer, selbst nicht der eigene Sohn Keans, es wagte, nach ihm in derselben Rolle aufzutreten. Und eben als Othello errang Dessoir vor dem mit traditionellen und nationalen Vorurteilen erfüllten Publikum seinen glänzendsten, für die ganze deutsche dramatische Kunst bedeutsamen Erfolg. Lewes, der Verfasser von „Goethes Leben", schrieb damals im Athenäum: „Ich habe noch nie vorher die Rede an den Senat mit einer so durchaus poetischen Empfindung und in so künstlerischer Ausführung gehört; nie sah ich einen Schauspieler, selbst nicht Kean [1]), so wahrhaftig und so tragisch in der Darstellung des Gefühls".

Vielleicht kann überhaupt der Othello als die Meisterleistung des großen Seelenmalers bezeichnet werden. Ein unbeschreiblicher Reiz lag auf der Gestalt dieses heißblütigen Mohren: wenn Dessoir das berühmte „Fahr' wohl!" im dritten

[1]) Es dürfte wohl wenig bekannt sein, daß Edmund Kean 1833 in der Rolle des Othello bei den Worten: fare well Othello's occupation — — auf der Bühne tot niedersank. (D. Herausg.)

Akt sprach, dann war es oft, als löste sich ein verwitterter Felsen, rollte ins Meer, und die ganze umgebende Natur seufzte ihm mit tiefnachhaltigem Echo den Scheidegruß nach. Mit feinem Nachempfinden hat Genschen Dessoir's Auffassung des Othello analysiert, obwohl er sie erst nach 1868 kennen lernte, wo die erschöpften physischen Mittel zur Verwirklichung der geistigen Intentionen nicht mehr ausreichten. In dem genannten Jahr nämlich war unser Künstler von dem bereits erwähnten Nervenleiden heimgesucht worden, das ihn nicht nur lange Zeit auf das Krankenlager bannte, sondern auch für die Folge in der Ausübung seiner Thätigkeit hemmte. Eine große Zahl von Briefen aus jenen Leidenstagen giebt Zeugnis von der allgemeinen Teilnahme; es sei hier ein auch sonst interessantes Schreiben Laubes mitgeteilt.

Wien, 2. Okt. 1868.

Endlich, werter Freund, hör' ich, daß Sie Ihrer Krankheitszustände Herr geworden sind und wieder spielen werden. Weiß Gott, Sie müssen Ihr Leben theuer bezahlen, und werden heimgesucht wie Hiob. Möge das Leid nun einmal ganz hinter Ihnen liegen!

Sie sollen, wenn es irgend geht, in nächster Zeit den Chatham spielen in meinem „Statthalter". So wird mir von Ihrer Intendanz geschrieben. Das würde mich sehr freuen. Vielleicht stärkt eine neue Rolle Ihre Nerven, die sich ja immer vom Geist zwingen ließen. — Ist es wahr, daß Sie als Ludwig XI. in Peronne auftreten wollen? Ist das Stück nicht veraltet, und wenn es das ist, wird es nicht den Eindruck Ihres endlichen Wiederauftretens abschwächen?

Bitte, geben Sie mir in einer Zeile Nachricht darüber, wie es Ihnen geht. Ich siedele wahrscheinlich nach Leipzig über, und könnte dann leichter zu den Statthalterproben hinüberkommen. Aber freilich, wahr muß es sein, daß Sie wieder auf beiden Füßen stehen; wir hätten sonst keinen Chatham.

Ihre hiesigen Freunde, die mit Vergnügen von Ihrer Herstellung gehört, grüßen Sie wie

Ihr

Laube.

Zum Beschluß möge ein Schreiben von Ludwig Dessoir selbst seine Stelle finden. Es ist an einen jungen Mann gerichtet, der von dem gefeierten Schauspieler sich Rat darüber erbat, ob er zur Bühne gehen solle oder nicht: so bildet es gleichsam ein letztes, von der wehmütigen Resignation des Alters getragenes Bekenntnis des großen Künstlers.

Hochverehrter Herr!

Ich habe mit der Antwort auf Ihren Brief vom 31. v. M. gezögert, weil es mir schwer wurde, Ihre Hoffnung auf eine Erwiderung nach Ihren Wünschen zu zerstören. Wenn ein alter Schauspieler, sei er in den besten und glänzendsten Verhältnissen, einem jungen Mann zuredet, diesem Stande sich zu widmen, so nimmt er eine große Verantwortlichkeit auf sich; hat aber der junge Mann

bereits eine Schule hinter sich, so ist es gewissenlos, ihm eine neue anzuraten, da der Erfolg völlig unsicher und unbestimmbar.

Ich wenigstens bin mit vielen verständigen und erfahrungsreichen Collegen der Überzeugung, daß das Talent der Schauspielkunst keineswegs bei einem Anfänger mit Gewißheit festzustellen ist. Man hat Anfänger gesehen von außerordentlicher Ungeschicklichkeit, ihnen alles Talent abgesprochen — nach Jahren hat sich herausgestellt, wie sehr man sich geirrt. Man hat Anfängern großes Talent beigemessen, sie nach Jahren auf derselben Stufe gefunden und bekennen müssen, daß man sich getäuscht. Der Genuß im und am Berufe ist in der Jugend beim Schauspieler aus Neigung groß, bei vorgerücktem Alter und nach ruhig gewonnener Einsicht in die Verhältnisse verschwindet dieser Flitterstaat, und Unmut bleibt zurück, wenn nicht Trostlosigkeit, über die Unsicherheit der Existenz; denn unter hundert Schauspielern, talentvollen Schauspielern, hat kaum Einer das Glück, eine Sicherheit für das Alter zu erlangen. Auch bei der Bühne haben Sie einen langen Weg, und — zehn gegen eins — ohne Ziel. Glück ist's, nicht Verdienst, wenn Einer nach 25 Jahren eine Stellung sich erringt, die ihn vor Sorgen schützt — aber dann ist der Nimbus abgestreift, und er erkennt das Glück nicht mehr an.

Ein Mann von Vermögen, der ruhig und unabhängig seiner Zukunft entgegensehen kann, hat Recht, seiner Lust zum Theater zu folgen und so die Jugend zu genießen, die er in schwärmerisch poetischem Aufschwung durchzittert, in keinem anderen Stande genußreicher durchlebt. Aber selbst dazu sind Sie zu alt. Mit 27 Jahren finden Sie dort, wo wir alten Kumpane unsere Lust, an deren Erinnerung wir zehren, gefunden haben, am sogenannten Vagabundenleben, den Geschmack nicht mehr. — Ich vergelte, wie Sie sehen, Vertrauen mit Vertrauen, und winke Ihnen zurück. Erfrischen Sie sich in Ihren Mußestunden mit Ihrer Poesie, wovon Sie bereits so schöne Proben gegeben, für deren Mitteilung ich Ihnen danke. Wissenschaft ist auch eine Quelle reichen Genusses, ja sie ist die Basis für jede Kunst — — — — — —[1])

Glauben Sie mir, das Wort: bene vixit qui bene latuit ist kein leerer Klang; der alte Ovid hat Recht: das wahre Glück reift nicht auf dem lauten Markt der Öffentlichkeit, in unserer eignen Brust, in dem stillen Frieden des Hauses finden wir es einzig und allein. Wenn Sie meinem wohlgemeinten Rate folgen, suchen Sie kein Glück in dem lauten Beifallruf der Menge; es schwindet so rasch als es erstanden. Gelingt es Ihnen, sich eine Häuslichkeit zu gründen, so werden Sie ruhig und zufrieden, und zwar auch hier wieder in jedem anderen Stande leichter als in dem meinen; denn wer der Außenwelt so ganz gehören muß und von ihrem Beifall abhängt, der heutzutage, unter uns gesagt, fast wertlos, weil er käuflich — der kann sich dem einzig wahren Glücke, seinem eigenen Herd, nie so hingeben, wie er sollte, um zufrieden zu sein.

[1]) Unleserlich. (D. Herausg.)

Glauben Sie mir, Sie werden, mit je größerer Schwärmerei und sanguinischer Hoffnung Sie sich der Kunst widmen, mit um so größerem Schmerz enttäuscht zu spät Ihre Illusionen erkennen. —

Ich bin offen und freimütig gegen Sie, wie Sie es gegen mich gewesen. Lassen Sie mich von Ihrer Zukunft etwas hören und seien Sie meiner herzlichen Teilnahme gewiß. Es soll mich freuen, recht innig freuen, wenn Sie meiner Warnung Gehör geben.

Ihr

Ludwig Dessoir.

Eine neue Welt.

Von

Camille Flammarion.

Schon wieder haben die Astronomen eine unerwartete, überraschende Entdeckung gemacht: einen neuen Himmelskörper, auf dem es keine Stunden, Tage und Nächte, keine Wochen, Monate und Jahre giebt, einen Stern ohne Zeitrechnung und ohne Kalender.

Und dieser Stern bewegt sich in unserer nächsten Nähe — natürlich im astronomischen Sinne, — ein telegraphischer oder telephonischer Anruf würde ihn in fünf Minuten erreichen, er gehört in dieselbe Himmelsprovinz, dasselbe Sonnensystem wie wir, mit einem Worte, es ist der Merkur.

Ja Merkur, jener schöne, stets vom Glanz der Sonne umstrahlte Stern, Merkur, den die bilderreiche Mythologie der alten Griechen zum Gott mit geflügelten Füßen, zum beständigen Begleiter Apollons, zum Götterboten und dann zum Schutzherrn der Heilkünstler, der Diebe und der Kaufherrn gemacht hat, der Planet, der sich zwar in unseren Breiten nur selten zeigt, weil er sich niemals weit von der Sonne entfernt, den wir aber alle kennen und bald als Morgenbald als Abendstern bewundern, ein Ebenbild der Venus, nur etwas kleiner und etwas zurückhaltender als sie, der Planet, den auch die Astronomen schon seit Jahrtausenden beobachten, und den gewiß auch die ersten Menschen im Paradiese, unsere Voreltern, des Morgens oder des Abends im Halbschlummer gesehen haben, dieser unser ältester Bekannter hat sich uns erst jetzt in seinem ganzen Charakter gezeigt. Durch neue, sehr sorgfältige Untersuchungen ist festgestellt worden, daß er der Sonne beim Durchlaufen seiner Jahresbahn immer dieselbe Halbkugel zuwendet. Diese Entdeckung ist ganz neu und sie war vollkommen unerwartet.

Bis auf den heutigen Tag hatte man geglaubt, daß auch der Merkur wie die Erde eine vierundzwanzigstündige Axendrehung mache, und dieser Glaube war nicht ohne gute Gründe.

Die Oberflächengestaltung des Merkur ist für uns sehr schwer zu erkennen, es handelt sich immer nur um schwache, bleiche Flecken, die sich nur sehr wenig von ihrer Umgebung abheben. Außerdem sind die Gelegenheiten, sie zu beobachten, sehr ungünstig. Denn da die Bahn des Merkur um die Sonne innerhalb der Erdbahn liegt, so steht er zur Zeit der größten Erdnähe zwischen uns und der Sonne; er dreht uns somit seine unbeleuchtete Fläche zu und kann daher überhaupt nicht beobachtet werden. Günstiger ist es zur Zeit der Quadratur; er ist dann eine halbe bis eine ganze Stunde nach Sonnenuntergang oder vor Sonnenaufgang auch mit unbewaffnetem Auge zu sehen und zeigt sich im Fernrohr in derselben Halbkreisform wie der Mond, wenn er im ersten oder letzten Viertel steht. Wenn er sich uns dann nähert, nimmt er allmählich eine sichelförmige Gestalt an, die nach und nach immer größer, aber auch immer schmäler wird, bis er wieder zwischen uns und die Sonne getreten ist. Wenn man also den Merkur in Kreisform und zugleich von der Sonne beleuchtet sehen will, so muß man warten, bis er hinter der Sonne vorbeigeht. Dann ist er aber sehr weit von uns entfernt und erscheint infolgedessen sehr klein, und außerdem ist es sehr schwer, ihn neben der ungleich helleren Sonnenscheibe zu erkennen.

Die physikalische Beobachtung des Merkur ist somit sehr schwierig, sie ist aber trotzdem von mehreren Astronomen, besonders von Schröter am Ende des vorigen Jahrhunderts, mit großem Eifer betrieben worden. Das Ergebnis der Untersuchungen war, daß er sich von einem Abende zum andern so gut wie garnicht veränderte, so daß man die Flecken, die man an einem Tage zu bestimmter Stunde erblickt hatte, am nächsten Tage in derselben Größe und Anordnung wieder sah. Daraus hatte man geschlossen, daß dieser Himmelskörper sich ebenso wie die Erde in genau vierundzwanzig Stunden um seine Achse drehe.

Immerhin aber war der Thatbestand noch nicht ganz sicher, weil man auf dem Merkur niemals beobachtet hat, daß die Flecken sich, wie beim Mars und beim Jupiter, von der Stelle bewegten. Bei den beiden letztgenannten Planeten genügen drei Stunden Beobachtung, um die Achsendrehung mit Sicherheit festzustellen; eine solche Beobachtung ließ sich aber beim Merkur nicht anstellen, da dieser niemals mehr als eine Stunde überm Horizonte bleibt.

Die Untersuchungen waren seit einhundert Jahren auf diesem Standpunkte stehen geblieben, als der Direktor der Mailänder Sternwarte, Schiaparelli, der Entdecker der rätselhaften Kanäle auf dem Mars und ihrer noch rätselhafteren Verdoppelungen, sich entschloß, das vorzügliche Glas, welchem er die Marsentdeckungen verdankte, zu entsprechenden Forschungen auch auf den Merkur zu richten.

Da der Merkur kurze Zeit nach der Sonne untergeht und nur ebenso kurze Zeit vor ihr aufgeht, so war es ohne weiteres klar, daß von einer täglich einstündigen Beobachtung des Planeten keine neuen Ergebnisse zu erhoffen seien, auch war es von Wichtigkeit, den Merkur zur Zeit der vollen Beleuchtung zu sehen. Es galt daher, die Morgen- und Abend-Studien aufzugeben und den Merkur bei Tage zu beobachten, zu einer Zeit, wo er in der Nähe der Sonne und somit zwar voll beleuchtet, aber zugleich von dem helleren Nachbar weggeblendet ist.

Auf diesem neuen Wege hat Schiaparelli denn auch einen großen Erfolg erzielt. Seit sieben Jahren (1882 bis 1889) werden alle günstigen Tage, an denen die Sonne scheint und die Erdatmosphäre klar und ruhig ist, zur Beobachtung des Merkurs vermöge des Äquatorialfernrohrs verwandt, und alles, was Schiaparelli mit seinen Adleraugen auf der Oberfläche des Planeten erblickt, wird mit der größten Sorgfalt nachgezeichnet. Auf diese Weise sind etwa einhundert und fünfzig Bilder hergestellt, von denen keines einem andern widerspricht.

Auf diesen Zeichnungen erkennen wir längliche, graue Flecken, unter denen wir uns wahrscheinlich Wälder oder Meere zu denken haben. Sie bewegen und verändern sich nicht wie die Wolken, sondern bleiben immer auf derselben Stelle des Planeten liegen; einige von ihnen haben eine ganz sonderbare Gestalt; so sind sie an einer Stelle im Westen so aneinander gereiht, daß das Ganze wie eine riesenhafte 5 aussieht. Von diesen Flecken können wir jetzt beobachten, daß sie sich nicht drehen. Zu welcher Stunde des Tages oder zu welcher Zeit des Jahres man sie auch beobachtet, so findet man sie immer auf einer und derselben Stelle.

Mag der Planet rechts oder links von der Sonne stehen, mag er sich uns als volle Kreisscheibe, als Halbmond oder als Sichel zeigen, die Flecken bleiben immer auf derselben Stelle der Kugel, und niemals bekommt man andere zu Gesicht als die bekannten, es sei denn, daß es sich um vorüberziehende Wolken handelt.

Der Merkurball beschreibt in 88 Tagen seinen Kreislauf um die Sonne und wendet ihr hierbei stets dieselbe Seite, immer dieselben Berge und Thäler, Meere und Wälder zu.

Seine Drehung um die Sonne entspricht somit genau der Drehung des Mondes um die Erde, denn auch dieser richtet stets dieselbe Halbkugel seines Körpers auf uns. Indessen haben diese ähnlichen Vorgänge nicht dieselben Wirkungen, weder auf die Lebensbedingungen, die durch sie geschaffen werden, noch auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Zeitrechnung. Für den Mond ist die Erde Anziehungszentrum und die Sonne Beleuchtungsquelle; er zeigt der ersteren zwar stets dieselbe Halbkugel, aber er wendet der letzteren nacheinander alle Teile seiner Kugelfläche zu; auf dem Monde wird daher jede Stelle eine Zeitlang beleuchtet und eine Zeitlang nicht; es hat daher jede Gegend ihren Tag und ihre Nacht, nur daß jeder etwa fünfzehn Mal so lang ist wie bei uns.

Für den Merkur ist dagegen die Sonne Anziehungszentrum und Lichtquelle zugleich, hier hat daher die eine, der Sonne zugekehrte Seite beständigen Tag und die andre, von der Sonne abgewendete Hälfte beständige Nacht; fürwahr höchst wunderbare Lebensbedingungen für die anzunehmenden Merkurbewohner, gerade wie wenn bei uns die Sonne niemals unter- und bei unsern Gegenfüßlern niemals aufginge!

Die Sonne befindet sich auf dem Merkur beständig im Zenith der Mitte der Taghalbkugel, indessen macht sie auf engem Raume kleine Wanderungen. Denn da die Bahn des Merkurs keinen Kreis, sondern eine ziemlich langgezogene Ellipse bildet, so hat seine Bewegung eine gewisse Unregelmäßigkeit, infolgedessen

es so scheint, als wenn die Sonne zu beiden Seiten des Zentralmeridians etwas hin- und herschwankt, und zwar beträgt diese Schwankung nach Ost und West je 23 Grad 41 Minuten, und die Sonne braucht zu dem Wege von West nach Ost 51 Tage und zu dem Rückwege von Ost nach West 37 Tage, zusammen also 88 Tage, die Dauer des Merkurischen Jahres.

Daraus folgt, daß auch die Rückseite des Planeten bald von rechts, bald von links etwas Sonnenlicht empfängt, und zwar reichen die zeitweilig beleuchteten Stellen bis zu 23° 41′ an jeder Seite der mittleren Tag- und Nachtscheidelinie hinaus, so daß die Rückseite nur in einer Breite von 132° 38′ jeder direkten Einwirkung des Sonnenlichtes entzogen und zu beständiger Nacht verurteilt ist.

Ein Land des ewigen Tages und ein Land der ewigen Nacht, beide hat Dante beschrieben, das erste im Paradies und das letztere in den finsteren Pechseen der Hölle.

Auf der Tageshalbkugel bleibt die Sonne auch beständig überm Äquator stehen. Stellen wir uns vor, daß wir in Columbien, Guaiana, im Congostaate, südlich vom Senegal, auf Zanzibar, Sumatra, Borneo, Celebes oder Neu-Guinea wohnten und beständig die heißen Strahlen der Sonne in unserem Zenith hätten, und was für einer Sonne! Die mittlere Entfernung der Sonne von uns beträgt 20 Millionen Meilen, vom Merkur aber nur 8 Millionen Meilen! Sie erscheint den Merkurbewohnern im Mittel sieben Mal so groß als uns und verbreitet im Mittel sieben Mal so viel Licht und Wärme. Dies Mittel trifft aber thatsächlich selten ein, denn da der Merkur eine ziemlich langgestreckte Bahn hat, so entfernt er sich vierundvierzig Tage von der Sonne, um sich ihr die folgenden vier- und vierzig Tage wieder zu nähern. Zur Zeit der größten Sonnenferne erscheint den Merkurbewohnern die Sonne nur vier und ein halbes Mal so groß wie uns, zur Zeit der größten Sonnennähe aber zehn und ein halbes Mal. Was muß das für ein Anblick sein, was für eine Hitze, und dabei beklagen wir uns noch, wenn uns unsere stark abgekühlten Sonnenstrahlen ein wenig auf dem Rücken brennen! Wenn wir uns denken, daß am Mittage unseres heißesten Tages zehn Sonnen nebeneinander über unserem Haupte ständen, und daß dieser Mittag ewige Zeit ununterbrochen fortdauerte, dann können wir uns von der Glühofentemperatur auf dem Merkur eine Vorstellung machen. Die Meere müssen mit kochendem Wasser erfüllt sein.

Ein ewiger Tag! Kein Morgen und kein Abend, keine Nacht, und keine Sterne, und die Bewohner ohne Astronomie, ohne sichtbare Himmelsbewegung und ohne Stundeneinteilung.

Der Merkur hat keinen Trabanten und somit auch keine Monats- und Wochenrechnung, so daß ihm auch dieses Hilfsmittel der Zeiteinteilung fehlt.

Und auch die Jahre fehlen. Auf welchen Zeitpunkt sollte man Anfang und Ende der Jahre setzen. Bei uns besteht das Jahr in einer bestimmten Zahl von Tagen und Nächten und Monaten, aber wie will man den unendlichen Tag in Jahre einteilen?

Gewiß nimmt dort die Sonne in regelmäßigen Zeiträumen scheinbar zu und dann wieder ab, und im Zusammenhang damit treten periodische Erhöhungen und Verringerungen der Temperatur auf der Planetenoberfläche ein. Das sind die wunderbaren Jahreszeiten des Merkur. Ob die Bewohner wohl wissen, daß sie sich um den Glühofen herumbewegen, der über ihnen hängt, und ob sie seine Größenveränderungen ($4\,^1/_2$ zu $10\,^1/_2$ oder wie 1 zu mehr als 2) als eine Folge der wechselnden Entfernung erkennen? Jedenfalls scheint dies das einzige natürliche Mittel zu sein, dessen sie sich bedienen können, um die Zeit zu messen.

Und keine Nacht kommt, um die Merkurbewohner zu erquicken! Vielleicht haben sie auch keinen Schlaf! Ob sie deshalb wohl mehr von ihrem Leben haben als wir; ob sie wohl altern? Man möchte glauben, daß sie ohne Stunden und Tage auch das Alter nicht kennen könnten. Vielleicht ist der Merkur das Land, in dem man ewig lebt.

Die Luft, die sie atmen, scheint aus einer höheren Schicht zu bestehen als die unsere, von Zeit zu Zeit bedeckt sich die Atmosphäre mit dunklen Massen, die unsern Wolken gleichen.

Unter diesen Umständen müssen die verschiedenen Klimate ganz gleichmäßig über den Merkur verbreitet sein.

Die größte Hitze herrscht auf der Mitte der Tagseite, wo die Sonne beständig in der Nähe des Zenithes steht, und die größte Kälte auf der Mitte der Nachtseite. Hier ist die Himmelsdecke mit Sternen besät, man kann astronomische Studien treiben, man sieht die Erde als einen Stern von besonderem Glanze, und selbst der Mond ist mit bloßem Auge zu erkennen, wie er sich dreimal in einem Merkursumlaufe um die Erde bewegt; also ein ganz anderes Leben und ganz andere Lebensbedingungen als auf der Taghalbkugel; es müssen zwei ganz verschiedene Völker sein, die dort wohnen, vielleicht machen sie Reisen, um sich zu besuchen, und die einen erfüllt der Tag mit seiner ungewohnten Helligkeit und Wärme mit demselben Erstaunen wie den andern die unbekannte Schönheit der Nacht.

Dies ist der äußere Charakter des Merkurs. Es fragt sich nun, ob er bewohnt ist, und ich halte es für wahrscheinlich, daß die Natur Organismen geschaffen hat, welche unter diesen Verhältnissen leben können und gerade unter diesen Verhältnissen sich wohlbefinden.

Bei jedem Schritte, den wir auf Erden machen, bringt uns die Natur einen neuen Beweis für jene schöne und große Lehre vom Überall-Dasein des Lebens entgegen, und es ist schwer, sich vor allen diesen Beweisen zu verschließen und sie unbeachtet zu lassen. Noch vor einigen Tagen habe ich wieder eine Stimme der Natur gehört und ich meine, sie spricht klar und deutlich genug für alle, die überhaupt hören und sich überzeugen lassen wollen. Ich ging allein am Meeresstrande in der Bretagne spazieren, ich blickte auf die unendliche See und endlich setzte ich mich auf einen jener Steinhaufen, welche zur Zeit der Flut von Wasser bedeckt sind, zur Ebbezeit aber trocken über dem sandigen Strand hervorragen, als steinerne Zeugen eines längst vergessenen Naturereignisses.

Der Strand war voll von Muschelchen, die gestern noch gelebt hatten, aber heute leer waren, im Sande wimmelten eine Menge von kleinen Tierchen, die in den Strahlen der untergehenden Sonne spielten; die von der letzten Flut in und zwischen den Steinen zurückgebliebenen Wasserlachen waren voll von kleinen Fischen, von Krabben und Garneelen, welche in beständiger Bewegung dahinschossen und sich gegenseitig verfolgten; einige Meerschweine zeigten sich als Vorboten des Sturmes, welcher in der nächsten Nacht ausgebrochen ist, sie zogen lange, dunkle Linien durch das phosphoreszierende Meer und näherten sich den äußersten, von den Wogen gepeitschten Felsen. In der Ferne hörte man, wie die kleinen Vögel im Walde ihr letztes Abendlied sangen.

Es kostete keine große Mühe, in der Phantasie über die Grenzen hinauszugehen, die meinem Auge zufällig gezogen waren, und mir den ganzen Ozean vorzustellen und alle die verschiedensten Tiere und Pflanzen, die in ihm leben und deren Zahl größer ist als die der Sterne am Himmel. Die Tiefseeuntersuchungen, welche in den letzten Jahren in allen Breiten erfolgt sind, und ihre wunderbaren Ergebnisse traten mir wieder deutlich in die Erinnerung. Wie hat sich doch die klassische Wissenschaft geirrt, als sie mit so untrüglicher Sicherheit zu wissen glaubte, das Leben habe eine Grenze. Wir haben gesehen, daß das Meer in allen seinen Tiefen bevölkert ist von Geschöpfen, welche gerade darauf eingerichtet sind, hier ihr Leben zuzubringen. Die Tiefen der See sind finster, kein Sonnenstrahl reicht dort hinab, aber die Mollusken machen sich selber Licht, und sie haben Augen, um es wahrzunehmen. In jenen Tiefen ist der Wasserdruck so groß, daß er ein großes Geschütz zersprengen könnte, und doch leben hier zarte, zerbrechliche Geschöpfe, mit unendlich feinen Zeichnungen an ihrem Körper und sie bewegen sich in der schweren, dichten Wassermasse so leicht, wie ein Schmetterling, der zwischen den Blumen spielt. Und während ich mir vorstellte, wie die unendliche See gleich der Erde und der Luft von zahllosen Wesen belebt ist, von dem ungeheuren Walfisch bis zu den kleinen, mikroskopischen Infusorien, die man überall in dem bewegten Wasser leuchten sieht, da sah ich, daß auch der Felsen, auf dem ich saß, voller Leben war. Ja, auch dieser Steinblock war ganz mit kleinen Lebewesen bedeckt, sie waren so groß wie ein Hirsekorn und bedeckten die ganze Fläche, nicht eines Fingers Breite war leer, und von diesen kleinen Schaaltieren hatte der Stein seine graue Farbe. Und das galt nicht von dem einen Felsen allein, alle anderen rings um mich her zeigten denselben Anblick, sie waren von demselben Tiere bedeckt. Und diese Felsen zogen sich am ganzen Ufer hin, in einer Länge von mehreren Kilometern. Wenn ich für jeden Zentimeter vier und für jeden Quadratzentimeter 16 solcher Tierchen annahm, so hatte ein Quadratmeter 160 000, und allein auf den Felsen, die ich übersehen konnte, lebten Milliarden von Milliarden, und was ist solch ein Uferstückchen gegen die Größe der ganzen Erde! So gut wie nichts.

Aber noch mehr. Die Felsstücke schließen tausende von Resten von untergegangenen Tierarten in sich, die sich eine der andern im Verlaufe der Jahr-

tausende langen geologischen Perioden gefolgt sind, und aus diesen Resten bauen sich Gebirge auf wie die Alpen und die Pyrenäen. „Der Stein, die Erde, das Wasser, die Luft, alles ist voll von lebenden Wesen", sagte ich mir, „überall und überall bin ich von Leben umringt. In der Zeit und im Raume, überall herrscht das Leben, und wenn auch die Himmelskörper nichts wären als Felsen, wie der, auf dem ich sitze, so hat die Natur uns gezeigt, daß sie nichts leer und öde lassen kann. Das Leben muß erwachen, es sei wo es sei, und es muß sich zu immer neuen Fortschritten entwickeln. Denn nur das Leben ist etwas Wirkliches, und die anorganische Welt ist nur ein Träger des Lebens."

Mit diesen Gedanken war ich aufgestanden und schritt den Dünenweg entlang, als ich zufällig gegen den Westhimmel blickte, der von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne purpurrot gefärbt war, und in geringer Erhebung über dem Horizont erblickte ich den Merkur, der wie ein Leuchtturm durch die Abenddämmerung flimmerte; außer ihm waren erst zwei andere Sterne zu sehen, der Arcturus und die Vega.

Ich sagte mir: „Jetzt siehst du, schweigender Planet, auch zu uns herüber, du siehst uns an deinem Himmel glänzen als einen weiten, fernen Stern, aber vor uns versteckst du dich unter den Strahlen deiner schönen Nachbarin Sonne und schüchtern genug verhüllst du deine Gestalt vor den Augen der Sterblichen. Es ist uns versagt, deine Länder und Meere, deine Wälder und Felder zu erkennen, vor allem aber ist es versagt, das Leben zu studieren, das in deinem Herzen schlägt.

„Aber die Natur, die dich geschaffen hat, ist dieselbe, von der auch die Erde gebildet ist, und aus den Lehren, die sie uns hienieden giebt, können wir alle ihre Werke verstehen. Wenn du, glänzender Stern, mir heute über dieser Küste, diesem lebenerfüllten Meere strahlst, so hast du auf meine Frage geantwortet und hast mit eingestimmt in den tausendstimmigen Ruf, der mir aus dem Meere, der Küste und der Erde, der mir von allen Seiten entgegen dringt, in das Loblied des überall herrschenden Lebens."

Vor zweitausend Jahren hat Seneca geschrieben: wenn die Menschen nicht seit ihrer Geburt an die täglichen, sie umgebenden Wunder gewöhnt wären, so würden sie sie höher schätzen, und wenn die Wunder des gestirnten Himmels nur von einem Lande der Erde aus zu sehen wären, so würde man weite Reisen dahin machen, um ihre Pracht bewundern zu können. Der Planet, den die Astronomen jetzt neu entdeckt haben, ist vielleicht das Land Seneca's. Hoffen wir, daß es dort keine Neronen giebt, und daß die Philosophen nicht von ihren Schülern in den Tod getrieben werden!

Über Ehre und gerichtliche Ehrenhändel.

Von

O. Mittelstädt.

What is honour? A word!
Shakespeare.

Seit Held Falstaff seinen berühmten Monolog über den „gemalten Schild beim Leichenzuge" gehalten, ist in Scherz und Ernst, mit grübelndem Tiefsinn wie im tändelnden Spiel spitzfindiger Worte über das gleiche Thema der „Ehre" oft und viel geredet worden. Daß über solchen Begriff von Dichtern und Philosophen und schlichten Weltkindern Geist und Witz aufgewendet werden konnte, ist eine Erscheinung, deren Wurzeln auf germanisches Volkstum zurückführen. In der antiken Litteratur wird man sich vergeblich nach ähnlichen Betrachtungen umsehen. Ja, ich möchte behaupten, daß der antike Mensch den modernen Ehrbegriff mit all' seinen schillernden Reflexen gar nicht verstanden haben würde. Was der Römer unter der Ehre im Rechtssinne sich vorzustellen vermochte, wurde nicht aus den dunkeln Winkeln selbstbewußter Menschenseelen geschöpft, sondern war der einfache, naturgemäße Ausfluß römischen Bürgerrechts, von dieser Civität getragen und durch sie begrenzt. Das nannte er die existimatio, den durch Gesetz und Sitte geschützten Zustand unverletzten Ansehens des einzelnen Bürgers im Staate. Alles, was die solchergestalt geschützte Rechtssphäre des civis Romanus antastete, minderte oder verletzte, enthielt zugleich einen rechtswidrigen Angriff gegen römische Bürgerehre. Hier, in diesen festen Grundlagen des Staats und Staatsbürgertums lag ausreichende Gewähr, daß der Ehrbegriff in klar erkennbaren, objektiven Schranken des Rechts gebannt blieb, daß er nicht verflüchtigt werden konnte in die ungreifbaren Elemente subjektiven Empfindens. Auch im deutschen Recht lag anscheinend zunächst nichts, was einen derartigen Auflösungsprozeß notwendig gemacht hätte. Daß auf germanischem Boden der Staat und das Staatsbürgerrecht als die scharf ausgeprägten politischen Grundlagen der Ehre zurückweichen mußten vor ständisch-sozialen Rechtsanschauungen, korporativen Bildungen und viel bunten Gewohnheiten kleiner genossenschaftlicher Kreise, daß das deutsche Gemüt den Ehrbegriff zu verinnerlichen sich bemühte und auf die reflektierende Abspiegelung desselben in den Meinungen und Gedanken der anderen mehr Wert zu legen begann als auf den selbstbewußten sicheren Besitz des Rechtsguts, bedingte nicht ohne weiteres die Gefahr einer ungesunden Entwickelung. So lange nur Stand und Körperschaft und Beruf in sich gefestigt dastanden, Recht und Sitte und Gewohnheit hier ihre Fundamente unverletzt bewahrten, blieben dem deutschen Ehrbegriff die ihm eigentümlichen Wurzeln nicht minder wohl erhalten. Selbst die Verbildungen und Auswüchse, welche das sich auflösende Ständewesen hierin zeitigte, berührten das eigentliche Rechtsleben unseres Volkes nur in geringem Maße. Es bedurfte der demokratischen Gesellschaftszersetzung unseres Jahrhunderts, um auf diesem Gebiete die alten geheilig-

ten Ordnungen zu zerstören, Willkür und Laune und unberechenbares Belieben an die verödete Stelle zu setzen.

Ob für das heutige Rechtsleben die Ehre wirklich noch als ein greifbares, erkennbares, begrifflichen Grenzen unterliegendes Rechtsgut bezeichnet werden darf, erscheint fragwürdig. Da das geltende Strafrecht unter dem Titel „Beleidigungen" ohne jede weitere Erklärung dieses Begriffs die Verletzung des fraglichen Rechtsguts der Ehre unter Strafe stellt, mußte die Doktrin sich irgendwie mit dem ihr von der Gesetzgebung gestellten Problem gedanklich abzufinden versuchen. Diese Lösungsversuche gehören, glaube ich, zu den verschwommensten, inhalts- und phrasenreichsten Partien der sonst durch begrifflichen Scharfsinn ausgezeichneten strafrechtlichen Litteratur. Während die ältere, von Kant und Hegel stark durchtränkte Schule deutscher Kriminalisten in der „sittlichen Würde", dem inneren „sittlichen Wert" und in dem „Bewußtsein, von anderen als sittliche Persönlichkeit anerkannt zu werden", die Wurzel des Ehrbegriffs entdeckt zu haben glaubte, meinen neuere, von den gesellschaftlich-wirtschaftlichen Anschauungen der Gegenwart mehr beeinflußte Rechtslehrer in der „sozialen Geltung" und in den Ansprüchen auf solche „Geltung" eine festere, reale Basis für Ehrverletzungen entdeckt zu haben. Die praktische Rechtsprechung unserer Gerichte hilft sich dafür mit der Formel der „bewußten Kundgebung der Mißachtung" gegen einen Dritten, ohne anzudeuten, wie der Gegensatz von „Mißachtung" zu bestimmen sei. Dies alles sind offensichtlich nichts als unbestimmte Umschreibungen für eine unfindbare Antwort. Ausdrücke wie „Wert" und „Würde", „Geltung" und „Achtung" bezeichnen im Grunde lediglich das Ergebnis oder die Thätigkeit des Vergleichens, Abwägens, Schätzens verschiedener Dinge und ihrer Eigenschaften gegen einander, d. h. sind an sich selbst absolut inhaltsleere, lediglich relative Begriffsbestimmungen. Von Substanz und objektiver Grundlage kann da überall nicht die Rede sein. Auch wüßte ich in der That nicht, woher in aller Welt, mindestens woher in dieser modernen Welt der Kriminalist sich den objektiven Maßstab für die ihm zugemutete Schätzung der jedem Individuum zukommenden Geltung, Achtung oder Würdigung herholen sollte. Solcher Maßstab war klar erkennbar, so lange der Staat positiv bestimmte, welche konkreten Güter und Rechte nicht ohne Eingriff in die geschützte Rechtssphäre des Einzelnen und in dessen staatsbürgerliche Stellung verletzt werden dürfen. Der verschieden abgestufte Wert dieser Güter und Rechte bedingte auch die verschiedene Stärke der gegen sie möglichen Injurien. Ähnlich normiert das deutsche Strafgesetz positiv, welche staatsbürgerlichen und bürgerlichen Gerechtsame unter den „bürgerlichen Ehrenrechten" zu verstehen seien, die vom Strafrichter aberkannt werden dürfen (Landeskokarde, Wehrfähigkeit, aktives und passives Wahlrecht, Ämter, Würden, Titel, Orden ꝛc.), und schafft damit ein scharf abgegrenztes Gebiet bürgerlicher Ehrlosigkeit. Nicht minder war jener Maßstab vorhanden, so lange innerhalb der ständischen Ordnungen der geschriebene oder ungeschriebene Ehrenkodex der Standesgenossen auf alter Übung ruhende Satzungen an die Hand gab, was mit ständischer Ehre vereinbar, was damit unverträglich sei. Einige fossile Reste aus jenen Tagen haben sich in den

mit dem Duellwesen unserer Offiziere und Studenten zusammenhängenden Einrichtungen von Ehrengerichten und dergl. auch heute noch erhalten. Staat und Stand reihen eben das Individuum fest in ihre organischen Rechtsordnungen ein und regeln damit von selbst die der äußeren Persönlichkeit im Gesamtorganismus zukommende Währung. Was aber bleibt davon übrig, sobald Staat und Stand versagen und das Individuum, ausschließlich auf sich selbst gestellt, zum Atom des gesellschaftlichen Körpers herabsinkt, ohne Halt und Wurzeln in geschichtlich gewordenem Boden, dennoch voll schrankenloser Ansprüche nach oben strebend. Wer soll diesem Atom die „soziale Geltung" zumessen? Die Gesellschaft! Aber was bedeutet „Gesellschaft" mehr als der übereingekommene Ausdruck für das in wirtschaftlicher Umbildung befindliche heutige Chaos des Volkskörpers? Man spricht von gesellschaftlichen Klassen, wie man von den schillernden Farben des Regenbogens oder den in steter Mischung befindlichen Schichten des Meerwassers spricht. Gesellschaft und gesellschaftliche Klassen sind wahrlich die unbrauchbarsten Instanzen, um sittlichen Wert und soziale Geltung nach klaren Unterscheidungsmerkmalen zu tarifieren. Und was man heute unter Berufstand zusammenzufassen pflegt, besitzt dafür keine bessere Zuständigkeit. Unser Kaufmannsstand ist ziemlich empfindlich für alle den Kredit beeinflussenden Imponderabilien: daß die kaufmännische Ehre als solche darunter immer weniger mitzählt, dafür hat das Vorbild amerikanischer Geschäftssitten zur Genüge gesorgt. Wie während der Börsenstunde die Kurse steigen und fallen, mißt die Börse dem Einzelnen seine „soziale Geltung" zu. Was bleibt dem haltlos auf sich selbst gestellten Individuum also übrig, als daß es den Maßstab seiner individuellen Ehre in der eigenen individuellen Willkür und in den ewig wechselnden Reflexen seiner eigenen Persönlichkeit gegenüber dem gesellschaftlichen Wirbeltanz um ihn herum sucht? So viel Achtung, sittliche Würde und gesellschaftliche Geltung der Einzelne sich selbst beimißt, so groß ist das Rechtsgut seiner „Ehre". Je unsicherer in dem struggle of live die augenblickliche Position, je ungesunder das Selbstgefühl und je krankhafter die Reizbarkeit im Zusammenleben, desto entwickelter die Vorstellung des eigenen lieben Ich und desto gesteigerter der Anspruch, das letztere von anderen anerkannt zu wissen. Gerade dieses schlechthin willkürliche, regellose, in der luftigsten Subjektivität sich verlierende Ehrgefühl des Einzelnen, das bildet in Wirklichkeit die hauptsächlichste Grundlage für den sogenannten objektiven Thatbestand moderner Beleidigungen. Um solchen Thatbestand zu erfassen und festzustellen, wird dem Strafrichter zugemutet, die verworrenen Empfindungen des in seiner vermeintlichen Ehre Gekränkten nachzuempfinden. Je nachdem er für derartige Nachempfindungen mehr oder weniger befähigt ist, wird er seinen Beruf als Injurienrichter erfüllen oder verfehlen.

Das hier Gesagte gilt gleichmäßig für die wirkliche Injurie im engeren Sinne wie für üble Nachrede und Verleumdung. All' diese Kategorieen von Ehrverletzungen haben den festen Rechtsboden verloren und schwanken haltlos umher im Nebel unklarer Empfindungen. Vordem gab es gewisse „böse Worte", die als solche von Alters her ihren unveränderten Kurs beibehielten und als

eine bestimmte Kategorie des Friedensbruchs mit bestimmten Strafen abgegolten werden mußten. Dahin gehörten Ausdrücke, wie „Mörder", „Dieb", „Ketzer", Schmähworte mit einstmals sehr greifbarem, jedermann verständlichem Inhalte. Heutzutage kann jedes Wort zum „bösen" gestempelt werden. Es kommt nur darauf an, ob man mit ihm eine bösartige Beziehung zu verbinden vermag. Der eine empfindet „Jesuit" als Beleidigung, der andere vielleicht „Freidenker", der eine will nicht „Reaktionär" gescholten werden, der andere nicht „Radikaler"; ein Staatsmann fühlt sich gekränkt, weil man ihn mit einem „Schornsteinfeger" verglichen hat, und ein tief in demokratischer Wolle gefärbter Schornsteinfeger empfindet in dem Vergleich mit einem „Höflinge" vielleicht dieselbe Kränkung. Und was bedeuten heute noch ehrenrührige Thatsachen, deren Verbreitung besonders verpönt sein soll? Das Gesetz definiert sie als solche, geeignet „verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen." Wenn der Gesetzgeber erst so weit ist, daß er unmittelbar an den Popanz der „öffentlichen Meinung" appellieren muß, damit diese ihm hilft, die Grenzen normwidrigen Handelns zu regeln, dann ist er sicherlich am Ende seines Witzes angelangt!

Entschlossene Köpfe haben deshalb die ganze Voraussetzung eines sogenannten objektiven Thatbestandes von Ehrverletzungen über Bord geworfen und unter dem Zugeständnis, daß objektiv allerdings jede denkbare Lebensäußerung eine Beleidigung einschließen könne, das Problem ausschließlich von der subjektiven Seite zu erfassen sich bemüht. Der böse Vorsatz, die innere Absicht, zu beleidigen, darauf allein käme es an, und das allein dürfe entscheiden, ob eine Beleidigung vorliege oder nicht. An sich ein höchst berechtigter Gedanke! Denn wenn zweifellos die Ehre ein Rechtsgut darstellt, welches irgend welcher Beschädigung oder Minderung durch natürliche Gewalt absolut entrückt ist und lediglich durch das sittliche oder gesellschaftliche Urteil anderer Menschen berührt werden kann, so ist klar, daß das factum injuriosum überhaupt nicht in der Außenseite der Dinge, vielmehr wesentlich nur in den inneren, subjektiven Momenten des menschlichen Vorstellungslebens gesucht und festgestellt werden muß. Unglücklicher Weise begegnete sich jedoch jener Gedanke mit einer anderweiten, einer ausdehnenden Auslegung der Strafgesetze huldigenden Richtung im heutigen Strafrecht, welche insbesondere die Lehre vom Dolus beherrscht, und die Verquickung beider Tendenzen bewirkte eine weitere Verflüchtigung des strafrechtlichen Thatbestandes der Beleidigungen. Um ein wirkliches oder vermeintliches Übel im privaten oder öffentlichen Leben zu bekämpfen, kann jedermann leicht einmal in die Lage kommen, beamtete oder nicht beamtete Personen beleidigend anzugreifen, obwohl dem Angreifer die Person des Beleidigten ganz gleichgültig und nur die Sache von Interesse ist. Hieraus und dieweil der Zweck unmöglich die Mittel heiligen kann, ist die anscheinend unverfängliche Folgerung hergeleitet worden: der Begriff strafbarer Beleidigung erfordert nicht, daß der Endzweck des Handelns, die Absicht im engeren Sinne, gerade darauf gerichtet ist, einen anderen in seiner Ehre zu kränken; es genügt vorsätzliches Handeln mit dem Bewußtsein des beleidigenden

Erfolgs; mehr als solches Bewußtsein des strafbaren Erfolgs gehört überhaupt zum Begriff des bösen Vorsatzes nicht. Damit war der alte gute animus injuriandi, mit welchem Theorie und Praxis so mancher Jahrhunderte ausgekommen war, auch zum alten Eisen geworfen, und die letzte Scheidewand, welche das Gebiet strafbarer Ehrverletzungen von erlaubten Meinungsäußerungen erkennbar trennte, niedergerissen. Denn, wenn es an sich schon ein äußerst anfechtbarer Satz ist, von dem „Bewußtsein" zukünftiger Ereignisse und bevorstehender Wirkungen menschlicher Handlungen zu sprechen, — streng genommen kann es für das Gebiet der Erscheinungswelt nur ein Bewußtsein gegenwärtiger und vergangener Thatsachen, darüber hinaus aber nur ein Bewußtsein von Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten geben — so wird für den Beleidigungsthatbestand jener als „Bewußtsein" gedachte Vorsatz vollends zum Unding. Ob irgend ein von mir hingeworfenes Wort die Wirkung haben wird, einen anderen in seinem Ehrgefühl, oder, richtiger gesagt, in dem Reflex seines Ehrgefühls auf seine Mitmenschen zu kränken, kann ich weder voraussehen noch vorherwissen. Allenfalls kann mir eine Vorstellung darüber durch die Seele gehen, ob jene Wirkung eintreten kann. Der Vorsatz also, auf welchen man strafrechtlich den Thatbestand der Beleidigungen radizieren möchte, löst sich auf in das Bewußtsein, eine von mir ausgehende Kundgebung sei geeignet, als Ausdruck der Mißachtung verstanden oder gedeutet zu werden. Welche menschliche Äußerung in der Welt kann hierzu nicht gemißbraucht werden, wenn Mißverstand und böser Wille ihr Spiel mit ihr treiben? Und von welchem Wort läßt sich solch Mißbrauch nicht denken, sobald man den gehörigen Aufwand grübelnden Scharfsinns einsetzt? Was giebt das für eine verwickelte und verworrene Summe hin und her reflektierter Vorstellungen, deren Ergründung den modernen Strafrichter zur Feststellung der modernen Injurie führt! Da ist erst in der Seele des Herrn Hans eine Art Vorstellung vorhanden, wie er sich wohl sittlich oder sozial in den Vorstellungen seiner Mitwelt abspiegelt. Hat sich nun im reflektierenden Hirn des Kunz bei irgend einer seiner Lebensäußerungen die Vorstellung gebildet, diese seine Äußerung könne jene subjektiven Abspiegelungen des Herrn Hans ungünstig beeinflussen, so hat Kunz eine Beleidigung verbrochen! Nachdem über diese denkwürdigen Bewußtseinsvorgänge in den Köpfen zweier dunkler Ehrenmänner einige Wochen in's Land gegangen, wird der Strafrichter angerufen, hierüber ein Urteil abzugeben. Neue Abspiegelungen und neue Reflexionen juristischen Gepräges in die Seelen des Beleidigers und des Beleidigten hinein! Kann man da im Ernst noch viel von Rechtsprechung, von der Herrschaft gesetzlicher Normen reden? Waltet hier zum besten Theile nicht ausschließlich Willkür, geleitet von etwas juristischem Taktgefühl?

Der Auflösungsprozeß, in dem sich die Materie der Beleidigungen befindet, hat des weiteren aber auch dahin geführt, Rechtsgarantien zu erschüttern, welche der wohlmeinende Gesetzgeber ausdrücklich zu dem Zwecke etabliert hat, die vernünftige Freiheit der Meinungsäußerungen vor dem Unfug der Injurienprozeße zu schützen. So verfügt § 193 unsers Strafgesetzbuchs, daß alle „tadelnden Ur-

teile über wissenschaftliche, künstlerische oder gewerbliche Leistungen", alle in der Rechtsverteidigung oder „zur Wahrnehmung berechtigter Interessen" gemachten Äußerungen, „Vorhaltungen und Rügen der Vorgesetzten über ihre Untergebenen", „dienstliche Anzeigen und Urteile von seiten eines Beamten" nicht unter den Begriff der Beleidigungen fallen, es sei denn, daß „aus der Form der Äußerung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, das Vorhandensein einer Beleidigung hervorgeht." Der Vorschrift liegt der einfache und eigentlich selbstverständliche Gedanke zu Grunde, daß die Beleidigung, wie jedes Delikt, rechtswidriges Handeln voraussetzt, und diese Voraussetzung fortfällt, solange ich mich innerhalb der geschützten Sphäre mir zustehender privater oder öffentlicher Rechte und nur in dieser Sphäre bewege. Wie soll ich öffentliche Übelstände rügen, Amtsmißbrauch rechtlich verfolgen, mich gegen Verleumdung wehren oder mich sonst gegen mir widerfahrene Unbill verteidigen, ohne meinem Angreifer Mißachtung zu bezeigen oder Thatsachen zu behaupten, welche den Übelthäter „in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen" geeignet sind? Allmählich hat jedoch scholastische Gelehrsamkeit in den § 193 soviel hineingeheimnißt, daß sein einfacher Sinn verdunkelt worden ist, und eigentlich heute niemand mehr weiß, was dahinter verborgen liegt. Ist ein Staatsanwalt oder Strafrichter der unkontrollierbaren conviction intime, die Grenzen berechtigter Kritik seien überschritten, dieser oder jener Ausdruck sei zu stark, hätte vermieden werden können, oder es liege sonstige Ungebühr vor, dann wird trotz § 193 wegen Beleidigung angeklagt und verurteilt, weil, wie die Formel lautet, „aus Form und Umständen" Beleidigung hervorgeht.

Während der Gesetzgeber mit seiner dem § 193 Strafgesetzbuches hinzugefügten Einschränkung kaum mehr sagen wollte, als daß selbstredend Schein und Wesen der Rechtsverteidigung nicht gemißbraucht werden dürfen zu mutwilligen Invektiven, daß unter „Umständen" oder bei Anwendung gewisser „Formen" des sprachlichen Ausdruckes schon hieraus eine nicht mehr rechtliche Zwecke, sondern schmähsüchtige Ziele verfolgende Absicht gefolgert werden könne, ist allmählich die Floskel von „Form und Umständen" so verallgemeinert und verflacht worden, daß ihr nur noch eine formale Bedeutung als unvermeidliche Phrase in den Urteilsgründen geblieben ist, sie aber materiell überall angewendet werden kann, wo es dem Strafrichter angemessen erscheint. Schließlich ist der Sinn alles Thuns durch „Form und Umstände" bedingt.

Hiergegen möge man nicht einwenden, daß es sich bei alledem doch mehr um theoretische Schwierigkeiten doktrinärer Begriffsbestimmung handelt, der gesunde Menschenverstand, die praktische Lebensauffassung aber meist recht gut zu unterscheiden wisse, was eine Beleidigung sei, was nicht, und im übrigen jeder ehrsame Bürger dem Zank und Streit aus dem Wege gehen könne. Von der Ofenbank aus läßt sich immerhin so räsonnieren, aber jedermann kann doch sein Leben lang nicht hinter dem Ofen sitzen bleiben. Zunächst darf nicht übersehen werden, daß der Begriff des „beleidigen", „verächtlich machen", „beschimpfen" u. s. w. denn doch erheblich weiter greift, als jene den gemeinen Injurien abholde Vorstellung sich einbilden möchte. Der Begriff in seinen verschiedenen Abstufungen

bildet die Grundlage für eine erhebliche Zahl recht bedeutsamer Delikte: Majestätsbeleidigung, Verleumdung von Staatseinrichtungen und obrigkeitlichen Anordnungen, Gotteslästerung, Beschimpfung kirchlicher Institutionen und Gebräuche u. dergl. mehr. All' diese Thatbestände geraten ins Schwanken, verfallen einer mehr oder weniger willkürlichen, rein subjektiven Auffassung, sobald der Grundbegriff der „Beleidigung" sich weichlich ausdehnt und in schrankenlose Unbestimmtheit verliert. Die private Injurie hat es doch immer noch mit einer konkreten Person, ihrer bürgerlichen Erscheinung und deren greifbaren Komplementen zu thun. Bei jenen anderen Delikten schiebt sich als verletztes Objekt an die Stelle des konkreten Menschen ein Abstraktum von Staat oder Amt, Gesetz oder Obrigkeit, Kirche oder Religionsgesellschaft. Es liegt auf der Hand, daß die Unsicherheit, welche auf dem Boden der einfachen Ehrverletzung eingerissen ist, sich im Gebiet jener Vergehungen wider Staat und Religion ins Ungemessene steigern muß. Wer aber ist dessen sicher, daß ihm im friedfertigsten Gespräch über Gott und göttliche Dinge, über diese Zeit und ihre Geschichte nicht irgend ein Ausdruck entschlüpft, den ein anderer unliebsam empfindet und der am grünen Tisch des Gerichtssaales hinterher mißdeutet werden kann?

Sodann ist es aber auch nicht jedem beschieden, seine Tage in der stillen Luft von Stube und Haus zu verbringen. Die meisten von uns sind durch Amt oder Beruf auf das öffentliche Leben angewiesen, müssen im Thun wie im Leiden, mit Wort oder Schrift an seinen Kämpfen, seinen Parteiungen, seinem Streit teilnehmen. Hier ist des Stoffes und des Anlasses zur Verübung irgend welcher Ehrenkränkungen kein Ende abzusehen. Besonders schlimm gestaltet sich das Verhältnis für die Tagespresse, die Publizistik wie für die gesamte zeitgenössische Litteratur überhaupt. Ich bin der letzte, welcher die Presse von den Normen des gemeinen Rechtes eximieren und ihr irgend welche Sonderrechte einräumen möchte. Aber die Presse ist thatsächlich eine das geistige Leben der Gegenwart beherrschende Macht geworden, ein Element der Luft, in der wir leben, und ohne das wir nicht mehr geistig atmen können. Also sollte man der Presse soviel natürlichen Raum und legitime Freiheit gönnen, als sie für ihre Existenz braucht. Ist es einmal ihre Aufgabe, die Geschehnisse des Tages täglich zu berichten, über Menschen und Dinge dieser Gegenwart zu reden und zu urteilen, so sollte man solchen Berichten, Reden und Urteilen doch nicht ein Maß von Empfindlichkeit entgegensetzen, vor dem schließlich jedes öffentliche Wort verstummen müßte. Die alte vormärzliche Zensur war darin unendlich verständiger und toleranter, als es thatsächlich die heutige Strafrechtspflege ist. Nicht ohne Schaudern kann man sich die Kette von Preßprozessen vorstellen, denen unsere Klassiker, Goethe voran, ausgesetzt sein würden, wenn sie am Schluß dieses 19. Jahrhunderts ihre unsterblichen Werke zu veröffentlichen hätten. Heutzutage gewährt selbst die beste, friedfertigste Absicht und die maßvollste Form dem Schriftsteller keine Gewähr mehr, nicht auf Antrag irgend eines gemütlich afficierten Nebenmenschen als Injuriant vor den Strafrichter geschleppt zu werden. Kein gewissenhafter Jurist, mag er journalistisch und kriminalistisch noch so versiert

sein, wagt heute mehr darüber vorgängig Rat zu erteilen, ob irgend eine Redewendung, ein Wort, ein Ausdruck erlaubt, oder etwa vom Gesichtspunkt des § 95, oder 131, oder 166, oder 184, oder 185, oder 186 Strafgesetzbuch dem unvorsichtigen Freunde eine Gefängnisstrafe bis zu fünf Jahren zu erwirken angethan ist. Denn was im Wege der Auslegung oder Unterlegung nicht alles aus einer Anzahl von Buchstaben herausgetiftelt werden kann, entzieht sich jeder Berechnung. Und den verantwortlichen Redakteuren periodischer Zeitschriften gegenüber hält man auf Grund der bekannten Rechtsvermutung des § 20 unseres Preßgesetzes sich für befugt, jedes unter ihrer Verantwortlichkeit gedruckte Wort, mag es an sich noch so unverfänglich sein, so auszulegen, als bestände die gesetzliche Präsumtion eines bei solchen Leuten regelmäßig vorhandenen verbrecherischen Willens.

Das sind keine gesunden Verhältnisse und keine eines freien, mannhaften Volkes würdige Rechtszustände. Versucht man die Ursachen des Übels zu ergründen, so wird man auf zwei Erscheinungen hingeführt, von denen die eine mit gewissen unerfreulichen Eigenschaften deutschen Volkscharakters, die andere mit vorübergehenden Entwickelungskrankheiten unseres politischen Lebens zusammenzuhängen scheint. Der Deutsche zeichnet sich durch ein Maß von angeborener Händelsucht und Prozeßsucht aus, in welchem ihm, wie ich glaube, weder Engländer noch Franzosen gleichkommen. Der geringste Anlaß genügt, um die Obrigkeit anzurufen und sich kopfüber in einen unabsehbaren Rechtsstreit hineinzustürzen. Zumal eine Denunziation kostet nichts und verspricht ein wohlfeiles Vergnügen. Die Folge ist, daß Gerichte und Staatsanwälte mit Injurienklagen und Injurienanzeigen überhäuft sind, und ihnen unter dieser Masse persönlicher Empfindlichkeiten der Maßstab und die Unterscheidungsmerkmale für wirkliche Ehrverletzung und bloße Unhöflichkeit immer mehr abhanden kommen. Erheblicher noch fällt ein zweites Moment ins Gewicht. Das öffentliche Leben ist in Deutschland verhältnismäßig noch jung, und allzuviele unserer Behörden und beamteten Personen wollen sich an die frische Luft dieser Öffentlichkeit nicht gewöhnen. Daher erstaunlich viel Nervosität in Ausübung der Amtsgewalt und entsetzlich dünne Haut gegenüber den unvermeidlichen Püffen und Stößen des Marktgedränges. Einem guten Teil unserer Unterbeamten steckt überdies der Unteroffizier und das mit der militärischen Disziplin verknüpfte Bedürfnis in den Gliedern, jeden Mangel an Ehrerbietung und Subordination alsbald bestraft zu sehen. In den oberen Amtsschichten herrscht eine ähnlich übertriebene Vorstellung von der Amtswürde und von den Gefahren, die amtliche Autorität durch ungebührliche Worte ungesühnt antasten zu lassen. Hat doch selbst Fürst Bismarck lange Jahre hindurch es seiner Amtsstellung schuldig zu sein geglaubt, jeden nach seiner Auffassung beleidigenden Angriff gegen seine Person zur strafgerichtlichen Verfolgung zu bringen, und diese Bismarckbeleidigungsprozesse werden zu tausenden gezählt haben. Oft mußte man zweifelhaft sein, ob der große Staatsmann die Bedeutung der Strafgerechtigkeit für seine politischen Zwecke überschätzte, oder ob er die Justiz überhaupt mehr zu unterschätzen geneigt sei. Jedenfalls hat sein hohes Beispiel nach unten hin nur weiter ungünstig gewirkt. Derartigen Zu-

mutungen von Behörden und Beamten gegenüber befinden sich die Staatsanwälte aber stets in mißlicher Lage. Auch sie glauben dabei interessiert zu sein, die staatliche Autorität in all' ihren Organen gegen Unbilden zu schützen. Der sich beleidigt fühlenden Autorität aber rundweg zu erklären, man finde in dem inkriminierten Ausdruck keine Beleidigung, erregt neue Empfindlichkeiten, Verstimmungen, unerquickliche Beschwerden bei der vorgesetzten Dienstbehörde und allerlei sonstige Weiterungen. Im Zweifelsfalle erscheint es daher immer korrekter, dem Gericht die Entscheidung zu überlassen und zu diesem Behuf die gewünschte Beleidigungsanklage zu erheben. Die Gerichte wiederum werden durch derartige Anklagen wegen Amtsverletzung nicht minder in die peinliche Zwangslage versetzt, entweder die übertriebene Empfindlichkeit einer in ihrer Würde verletzten Amtsstelle durch Feststellung einer mühsam herausinterpretierten Injurie zu schonen, oder aber durch eine Freisprechung jene Amtsstelle mindestens in ihrer Einbildung weiter zu kompromittieren. So schwillt von allen Seiten der trübe Strom dieser gerichtlichen Ehrenhändel bergehoch an, und in seinen Fluten verschwinden rettungslos die letzten festen Grenzmarken, welche das Delikt der Beleidigung von erlaubten Meinungsäußerungen zu trennen bestimmt waren.

Wo ist hier Hilfe gegen diese unleidlichen Übelstände unseres deutschen Beleidigungsunwesens zu erhoffen? Die Gesetzgebung vermag herzlich wenig gegen tief eingewurzelte krankhafte Richtungen des Volksgeistes. In der Hauptsache kann, wie ich glaube, die Besserung nur sehr allmählich mit der langsam zunehmenden Gewöhnung an die frische Luft der Öffentlichkeit und mit dem hiervon abhängigen Wachsen und Sichkräftigen gesunden Selbstgefühls in allen Bestandteilen der Nation heranreifen. Anscheinend steckt noch immer allzuviel kümmerliche, kleinbürgerliche und kleinstaatliche Lebensanschauung, Empfindsamkeit und Zimperlichkeit im deutschen Gemüt, was alles nur mit der Zeit auswachsen und abgestoßen werden kann. Sich gegen Verleumdungen zu wehren, „bösen Leumund" nicht Jahr und Tag auf sich sitzen lassen, wie ein Schweizerisches Statut aus dem 15. Jahrhundert gebietet, mag auch heute noch Ehrenpflicht wie Rechtspflicht heischen. Und geflissentliche Ehrabschneiderei mit harter, infamierender Strafe zu belegen, erscheint mir durchaus am Platz. Gerade aber die Unsitte, um jeder Bagatelle willen, um jedes sinnlosen Scheltwortes, jedes derben unzieulichen Ausdrucks halber den Injurienrichter anzurufen, hat es zu Wege gebracht, daß die Gradunterschiede zwischen wirklichen und scheinbaren, zwischen ernsthaften und kaum ernsthaft zu nehmenden, zwischen schweren und leichten Ehrverletzungen in der gerichtlichen Praxis verwischt worden sind, der böswillige Verleumder die Aussicht hat, mit derselben milden Strafe davon zu kommen, die einmal für das einfache Schimpfwort oder für ungebührliche Redeweise üblich geworden ist. Der die Verleumdung betreffende § 187 des Strafgesetzbuches wird thatsächlich viel weniger zur Anwendung gebracht, als er es verdient. Auch diesem rechtsgefährdenden Durcheinander verschiedenartigster Deliktsformen kann nur ein Ende bereitet werden, wenn man auf die heutzutage eingerissene unverständige Ausdehnung des Beleidigungsbegriffes verzichtet. Etwas könnten darin unsere Beamten

und Behörden mit gutem Beispiel vorangehen. Glaubt man, den Uniformrock des Gendarmen, des Schutzmanns, Nachtwächters u. s. w. im Interesse Obrigkeitlicher Autorität und öffentlicher Ordnung vor jedem Stäubchen Unflat ängstlich schützen zu müssen, das ihnen im Lärm der Straße unvermeidlich anfliegt, so mag es immerhin bei dieser Kategorie von Amtsbeleidigungsprozessen sein Bewenden behalten. Aber über solche subalternen Kreise des Unterbeamtentums hinaus sollten unsere Behörden zu vornehm denken und zu gleichmütig gesonnen sein, um wegen jeder ihnen im amtlichen Verkehr begegnenden Impertinenz sofort den Staatsanwalt in Bewegung zu setzen. Dasjenige Maß von Achtung und Ansehen, das unsere Richter und Verwaltungsbeamten im Volke genießen, hängt verzweifelt wenig davon ab, ob gelegentlich ein lästiger Querulant oder ein ungeschickter Skribent für eine ungehörige Redewendung kriminell büßen muß, oder der Frevel strafrechtlich unverfolgt bleibt. Und auch unsere Staatsanwälte sollten dahin wirken, die Grenzen strafbarer Ehrverletzungen nach allen Seiten hin thunlichst einzudämmen. Gerade sie sind in erster Reihe dabei interessiert. Denn gerade sie sind fortgesetzt berufsmäßig damit beschäftigt, in ihren Anklageschriften, wie in ihren Plaidoyers objektiv ehrverletzende Dinge gegen die von ihnen Angeklagten zu behaupten, und der Spieß der Beleidigungsklagen könnte auch einmal gegen sie gekehrt werden. Der § 193 des Strafgesetzbuches für sich allein, zumal so wie diese Form jetzt zusammengeschrumpft ist, würde sie weder vor Verurteilung noch vor der Trakasserie schützen, als Angeklagter vor dem Schöffengericht zu erscheinen. Die beruhigende Einrichtung der Kompetenzkonflikte aber besteht zwar in Preußen, jedoch nicht allerwärts in deutschen Landen; auch dort ist ihr Fortbestehen nicht für alle Zeit garantiert. In einer freien Stadt, welche jene schöne Einrichtung nicht kannte, ist es dem Verfasser dieser Zeilen vor langen Jahren einmal geschehen, daß ihm als öffentlichem Ankläger in einem Plaidoyer wegen Verleitung zur Auswanderung bei Schilderung des Elendes der Verführten der Ausdruck „Sklavenhandel" entschlüpft sein sollte; alsbald wurde er von dem Vertreter eines jetzt verflossenen südamerikanischen Kaiserreichs ob dieser Injurie strafgerichtlich belangt und zur Sühne verlangt, der unvorsichtige Staatsanwalt solle verurteilt werden, während zweier Jahre im Gefängnis über die Annehmlichkeiten des staatsanwaltlichen Berufes weiter nachzudenken! Ähnliches könnte jedem etwas temperamentvollen Staatsanwalt jeden Tag angethan werden. Man gebe sich also nicht der kurzsichtigen Vorstellung hin, daß, weil die Presse vielleicht am meisten unter dem Unwesen der Beleidigungsklagen aller Art aktuell zu leiden hat, deshalb nur ein einseitiges gewerbliches Interesse dagegen eifert. Unter dem Übel leidet die gesamte Rechtsordnung, und seine unheilvollen Wirkungen bedrohen den Staat mit seinen Organen nicht minder wie den einfachen Privatmann.

Ohne Wandel in den privaten wie öffentlichen Gewohnheiten des Volkes, ohne den wünschenswerten Abhärtungsprozeß von Haut und Nerven im Volkskörper bleibt die Gesetzgebung dem herrschenden Beleidigungsunfug gegenüber allerdings machtlos. Der Begriff von Ehre und Ehrverletzung entzieht sich nun

einmal jeder scharfen begrifflichen Determination. Und jede noch so vorsichtig gefaßte Begriffsbestimmung des Gesetzes bliebe ein toter Buchstabe, solange ungesunde populäre Strömungen und eine weichlich diesen Strömungen nachgebende Praxis der Behörden, Beamten, Gerichte mit elementarer Gewalt gegen die gesetzlichen Schranken anstürmen. Nur in einer Beziehung könnte vielleicht auch auf legislativem Wege eine gewisse Abhilfe versucht werden. Der Köhlerglaube an die alleinseligmachende Kraft der Freiheitsstrafen hat bewirkt, daß Strafmittel, welche sonst auf dem Boden der Injurienprozesse in lebendiger Übung waren, in Verfall geraten sind. Ich denke an die Formen des Widerrufs und der Ehrenerklärung. So ungeheuerlich, wie der Thatbestand der Beleidigung objektiv und subjektiv in das Gebiet rein fahrlässiger Verschuldung hinein ausgedehnt worden ist, wäre es durchaus rationell, den Gesichtspunkt thätiger Reue, der ja mannigfachen Fahrlässigkeitsdelikten gegenüber im geltenden Strafgesetzbuche Anerkennung gefunden hat, auch zu Gunsten der Injurie weiter zu verwerten. Es müßte also nicht allein dem Strafrichter gestattet sein, in leichteren Fällen statt auf Freiheits- oder Geldstrafe lediglich auf öffentlichen Widerruf oder öffentliche Ehrenerklärung zu erkennen. Das Gesetz müßte auch positiv bestimmen, daß ein auf Aufforderung des vermeintlich Beleidigten alsbald vom angeblichen Beleidiger förmlich erklärter Widerruf jeder beleidigenden Absicht, eine öffentliche Berichtigung gutgläubig verbreiteter unrichtiger Thatsachen und ähnliche rechtzeitig abgegebene Proteste unter Umständen geeignet seien, als Schuld- oder Strafausschließungsgrund jede Strafverfolgung unwirksam zu machen. In Verbindung mit § 11 des Preßgesetzes und dem ohnehin bestehenden Berichtigungszwange der verantwortlichen Redakteure könnte eine derartige Reform insbesondere der periodischen Presse ihre Notlage den stetigen Beleidigungsgefahren gegenüber wesentlich erleichtern. Ob es nicht eine unberechtigte Milde ist, wenn § 187 des Strafgesetzbuches gestattet, die böswillige Verleumdung, die bewußte Lüge in ehrenkränkender Absicht mit nur drei Mark Geldstrafe zu ahnden, mag hier unerörtert bleiben. Die summarische Art, wie in den §§ 185, 186 des Strafgesetzbuches die einfache Injurie und die leichtfertige üble Nachrede unter eine Strafandrohung bis zwei Jahre Gefängnis gestellt sind, scheint mir weder an sich vernünftig noch mit der heutigen Gestaltung des Beleidigungsbegriffs verträglich. Auch aus diesem Grunde wäre es angemessen, durch Einführung weiterer Abstufungen der Strafmittel in obigem Sinne die dem Strafrichter erteilten Vollmachten der Strafzumessung in festere Schranken zu weisen. Selbst wenn eine solche Maßregel unmittelbar zunächst keine erkennbare Wirkung auf die Rechtsprechung ausübte, könnte doch mittelbar dadurch dem Volksgeist eine andere Richtung gegeben und der krankhafte Beleidigungskitzel, an dem wir leiden, mindestens in seinen häßlichsten Erscheinungen ausgetilgt werden. — So, wie die Dinge zur Zeit bei uns liegen: difficile est satiram non scribere!

Ein vergessenes Monument.

Von

J. Schwabe.

Man muß sich wundern, daß in unserer denkmalseligen Zeit die Erinnerung an ein Projekt, für welches sich im Jahre 1827 viele Herzen in Weimar, darunter das Goethe's und des Großherzogs Karl August erwärmt hatten, noch nicht wieder aufgetaucht ist. Und doch war der Gegenstand jenes Projektes ein Denkmal, dessen ethische Bedeutung für unsere Nation helleuchtend vor aller Augen stand und noch heute stehen und das Interesse aller Verehrer unseres großen Dichterpaares in Bewegung setzen würde, wenn seine Errichtung von neuem geplant werden sollte.

Die Rede ist von einer gemeinsamen Grabstätte für Schiller und Goethe.

Nach Überwindung großer Schwierigkeiten war es meinem Vater, der damals Bürgermeister von Weimar war, im März 1826 gelungen, aus einem Wust von Sargtrümmern, Moder und Gebeinen den Schädel Schiller's aufzufinden und zu retten vor dem nahe bevorstehenden Schicksal, vermischt mit jenen Trümmern und den Gebeinen seiner 22 Grabgenossen, die im Laufe der letzten 32 Jahre mit Schiller im sogenannten Kassengewölbe beigesetzt worden waren, in einer Ecke des alten Gottesackers eingescharrt zu werden. Mein Vater hatte den Wunsch, daß die glücklich aufgefundene kostbare Reliquie auf dem neuen städtischen Friedhof der Erde übergeben, und diese Stätte durch ein einfaches Denkmal ausgezeichnet werden möchte. Er führte eines Vormittags Schiller's Schwägerin Frau von Wolzogen und den Kanzler von Müller nach dem von ihm auserwählten Platz, dem von allen Seiten sichtbaren höchsten Punkte des zu einer sanften Anhöhe aufsteigenden Friedhofes. Hier machte er beide mit seinem Plane bekannt und fand ihr volles Einverständnis. Bei einem Badeaufenthalt zu Wiesbaden im Sommer desselben Jahres machte er einen Ausflug nach Köln, wo er den Sohn Schiller's, den Appellationsgerichtsassessor Ernst von Schiller, besuchte. Er teilte diesem die Auffindung des Schädels und seine Absichten in Betreff der Bestattung desselben mit. Ernst von Schiller war durch diese Mitteilungen sehr bewegt und sprach einige Tage darauf in einem längeren Briefe meinem Vater seinen Dank und sein Einverständnis mit jenem Plane aus, fügte auch hinzu, daß er im September nach Weimar kommen werde, um „der zweiten Beerdigung" seines Vaters beizuwohnen.

Dieser Plan kam nicht zur Ausführung, wurde jedoch nach wenigen Monaten in erweiterter und vervollkommneter Gestalt wieder aufgenommen, nachdem Schiller's Schädel und Gebeine eine kurze Ruhestätte im Saale der Großherzoglichen Bibliothek gefunden hatten.

Der Großherzog und Goethe waren mit der Beerdigung des isolierten Schädels nicht einverstanden; Goethe trug sich mit dem Gedanken, daß auch die zum Schädel gehörigen Gebeine aufzufinden sein müßten. Es stand damals die Aufstellung

der von Dannecker gearbeiteten Marmorbüste Schiller's, gegenüber der berühmten Tripel-Büste Goethe's, im Bibliothekſaal bevor. Die erstere war von Dannecker der Schiller'schen Familie verehrt worden, und von dieser hatte sie der Großherzog für 200 Dukaten erworben. Die eine Hälfte dieses Betrages war aus der Schatulle des Großherzogs, die andere aus der Kasse der Oberaufsicht über die Anstalten für Kunst und Wissenschaft bezahlt worden. Die Tradition, daß diese Büste von den Schiller'schen Hinterbliebenen angekauft und der Bibliothek zu Weimar geschenkt wurde, ist hiernach zu berichtigen. Karl August und Goethe hatten nun beschlossen, Schiller's Schädel in dem hohen Postament, auf welchem die Dannecker'sche Büste zu stehen kam, niederlegen und verwahren zu lassen. Ein feierlicher Aktus sollte hierbei stattfinden, und diesen verschob man bis auf Ernst von Schiller's erwartete Ankunft in Weimar. Die Geschwister Schiller hatten ihre Zustimmung zu dieser eigentümlichen Bestattung oder Verwahrung des väterlichen Hauptes gegeben.

Die Feierlichkeit fand am 17. September 1826 im Saale der Bibliothek statt. Goethe's Sohn, der Geheime Kammerrat von Goethe, und Schiller's Sohn Ernst, sowie der Kanzler von Müller hielten Reden, von denen die beiden ersten von Goethe sen. verfaßt waren. Diese drei Reden, unter denen die zweite und dritte durch Gedankentiefe, Schönheit der Form und Innigkeit des Gefühls ausgezeichnet sind, mögen hier folgen.

1. Ernst von Schillers Rede.

Vielgeliebter Freund! Verehrungswürdige Versammlung!

Nachdem es der rastlosen Bemühung hiesiger Freunde meines verstorbenen Vaters, Friedrich von Schiller, und insonderheit dem dabei an den Tag gelegten schätzbaren Eifer des Herrn Hofrats und Bürgermeister Schwabe gelungen war, von den durch die Zeit in Unkenntlichkeit und Verwirrung geratenen irdischen Überresten meines Vaters vor der Hand diesen Schädel herauf zu bringen, und nachdem aus dem Zusammentreffen so vieler Umstände durch die Untersuchung und den Ausspruch kunstverständiger Männer, wie auch durch das Zeugnis deren mehrerer, welche meinem Vater im Leben oft und stets nahe gewesen, die Identität dieses Schädels als unzweifelhaft heraus gestellt zu betrachten sein dürfte, da entstand die Frage, wo und auf welche Weise dieser teure Überrest aufbewahrt und erhalten werden sollte.

Wenn auch ein natürliches Gefühl sowohl den hinterbliebenen Angehörigen Schiller's, als auch dessen Freunden es anfänglich wünschenswert erscheinen ließ, dieses Haupt dem Schoß der Erde wieder zu geben, so mußten doch diese Empfindungen der erhabeneren Ansicht des Großherzogs weichen, nach welcher dieser merkwürdige und uns teure Schädel der gänzlichen Zerstörung entzogen und der Mit- und Nachwelt dauernd erhalten werden sollte.

Nachdem Se. Königl. Hoheit diesen erhabenen Wunsch auszusprechen und zugleich zu äußern geruht hatten, diesen Ueberrest auf hiesiger Bibliothek, dem Vereinigspunkt so vieler herrlicher Schätze, aufbewahren lassen zu wollen, so

habe ich sogleich diesen Wunsch den übrigen nahen Gliedern meiner Familie eröffnet, welche alle mit mir darin übereinstimmen, die erhabene Ansicht Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs dankbar und unterthänigst zu verehren.

Ich bin daher von der hinterbliebenen Familie Schiller's beauftragt, dir, teurer Jugendfreund, als dem stellvertretenden Sohne des vieljährigen und geliebtesten Freunde meines Vaters, dessen verehrtes Haupt zu überreichen, damit du den gnädigsten Befehl, welchen Se. Königl. Hoheit der Großherzog über die fernere Bestimmung zu erlassen geruhte, ausführen möchtest.

Weimar, den 17. September 1826. Friedrich Wilhelm Ernst von Schiller.

2. Rede des Geh. Kammerrat von Goethe.

Teurer Freund! Verehrteste Anwesende!

Die erste Pflicht, welche ich heute zu erfüllen habe, ist die, meinen Vater zu entschuldigen, daß er diesem feierlichen, hochwichtigen Akte nicht selbst beiwohnen kann.

Es war früher sein fester Wille, dieses zu thun, doch am heutigen Morgen wurden in ihm alle Gefühle mächtig rege, welche jene Vergangenheit vorüberführten, wo er mit seinem geliebten, unvergeßlichen Freunde Schiller die schönsten Tage verlebt, auch manche Trauer erduldet hatte — einem Freunde und Zeitgenossen, dessen früher Tod einen Riß in das Leben meines Vaters brachte, welchen weder Zeit noch Mitwelt zu heilen im stande war. Auch uns Lebende, die Söhne der Unzertrennlichen, vertrautester Freund! trennte das waltende Schicksal, indem es mich hier fesselte, dir aber in der Ferne dein Los bereitete. Im Geiste sind wir aber uns immer nah, und danken wollen wir der Leitung, die uns so in dem größtem Lebensmomente zusammenführt.

Wenn mir nun heute mein Vater auftrug, an seiner Stelle dieser Feier beizuwohnen, so fühle ich ganz die Wichtigkeit und Ehre dieses Vertrauens, und darf gewiß Ihnen sämtlich nicht näher ausführen, wie mein Gefühl von allen denen Gefühlen durchdrungen und erhoben ist, welche bei großen Gelegenheiten den Geist erheben, ja bestürmen.

Die zweite Pflicht, welche wir Anwesende sowohl, als jeder Weimaraner gewiß gern erfüllen wird, ist, den Dank auszusprechen gegen dich, geliebter Freund, und die übrigen Hinterlassenen deines großen Vaters, wenn du heute das teure Haupt eines Geliebten, Verehrten einem Lande, einer Stadt weihst, wo sein hoher Geist die schönsten Blüten entfaltete und die herrlichsten Früchte trug.

Doppelt aber muß unser Dank sein, da du außerdem noch die von dem Professor Dannecker im Jahre 1805 mit so vieler Liebe als Kunst ausgeführte Marmorbüste des großen Mannes unserem durchlauchtigsten Landesfürsten und dieser Anstalt überließest und so gleichsam den ernsten Tod mit dem heitern Leben verbandest.

Was nun die Aufbewahrung dieses heiligen Ueberrestes anlangt, so soll derselbe in jenem Postament, auf welchem schon die vorerwähnte Büste steht, in einer würdigen Hülle niedergelegt werden. Der Schlüssel zu diesem Behältnis soll stets

in den Händen der Großerzoglichen Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Kunst und Wissenschaft bleiben, und nur solchen Personen die Anschauung des Verwahrten verstattet sein, von denen man mit Gewißheit voraussetzen kann, daß nicht Neugierde ihre Schritte leitet, sondern das Gefühl, die Erkenntnis dessen, was jener große Mann für Deutschland, für Europa, ja für die ganze kultivierte Welt geleistet hat.

Und nun sei mir vergönnt, noch einen wichtigen Punkt zur Sprache zu bringen. Schon sind mit wohlempfundener Dankbarkeit die Bemühungen anerkannt, welche von wohlgesinnten Männern diesem Geschäft gewidmet worden, wir aber sehen uns in dem Falle, sie nochmals um geneigte Verwendung anzugehen. Es ist nämlich zu vollkommenem Abschluß dieser Angelegenheit höchst wünschenswert, die noch außer diesem teuren Haupt vorhandenen Reste des zu früh Geschiedenen nach erfolgter genauer Anerkennung ebenfalls so lange hier aufbewahrt zu sehen, bis man über die Vorschläge zu schicklicher Beisetzung und zu würdiger Bezeichnung der Stelle sich vereinigt, und worüber mein Vater seine Gesinnungen zu eröffnen sich vorbehält.

Und indem wir auf diese Weise dem auflösenden Moder einen köstlichen Schatz entziehen, so gleichen wir darin den frommen Alten, die, nach erloschenem Holzstoß, aus verglommenen Kohlen, aus unreinlicher Asche fromm das Uebergebliebene sammelten, um solches in würdiger Urne bewahrt, mit lang dauernden Monumenten zu schmücken.

Jetzt ersuche ich Sie, Herr Bibliothekar Professor Riemer, die teuren Reste zu übernehmen und mir zu folgen, damit wir sie gemeinschaftlich und in Gegenwart dieser geehrten Versammlung an dem ihnen bestimmten Ort niederlegen.

Weimar, den 17. September 1826.

Julius August Walther von Goethe.

3. Schlußworte des Kanzlers von Müller.

Auch mir sei vergönnt, im Namen der achtbaren Zeugen und Teilnehmer dieses heiligen Vorganges, im Namen jener nächsten Freunde und Mitwirkenden, die zufällige Abwesenheit leider fern hält — ja, im Namen aller rings im deutschen Vaterlande mit uns sinnverwandten Verehrer Schiller's — Worte der Ehrfurcht und der Liebe hier auszusprechen, wie die hohe Bedeutung des Augenblicks sie mir eingiebt.

Es ist dem menschlichen Gefühl so natürlich, von den Gegenständen seiner innigsten Verehrung sichtbare Symbole und Denkmale zu wünschen und zu fordern, um selbst das Unsichtbare und Unsterbliche noch im gewohnten Kreise des Sichtbaren gleichsam bannen und festhalten zu können. So haben tausend edle Gemüter — nicht zufrieden mit jenem unzerstörbar lebendigen Monumente, das Schiller's unsterblicher Geist sich selbst durch die herrlichsten Leistungen in der Brust dankbarer Zeitgenossen und Nachkommen gesetzt hat — seit Jahren ersehnt, auch ein sichtbares Denkmal an seinem Grabe sich erheben und frommen Wallfahrten zum Ziele dienen zu sehen.

Wenig Vertrautesten nur konnten die wichtigen Gründe, die mannigfachen Hindernisse klar und offenbar werden, die einem solchen Unternehmen bis jetzt entgegen standen. Doch der Tag der Erfüllung ist angebrochen, jene Gründe sind erledigt, jene Hindernisse gehoben, und die heiligen Manen empfangen ihr längst bestimmtes Opfer. Selbst die zerstörenden Naturkräfte mußten wundersam mitwirken, um eine unzerstörbar eigentümlichste Reliquie des edelsten Wesens wieder ans Licht zu heben und der ehrfurchtsvollen Betrachtung und Bewunderung spätester Zeiten zu sichern.

Wenn nun schon der kleinste sichtbare Überrest jener Guten und Trefflichen der Vorzeit, die ein frommer Sinn für immer heilig sprach, Tempel und Altäre hervorrief und noch nach Jahrhunderten dem gläubigen Pilger Segen spendet — wie viel glücklicher wir, die das edelste Gehäus, die unmittelbare Werkstätte, welche die schaffende Natur einem ihrer auserlesensten Lieblinge auf der Stufe seiner irdischen Entwickelung anwies, der Zerstörung für immer entreißen sehen und demselben heiligen Tempel der Kunst und Wissenschaft zu sorgsamster Bewahrung anvertraut, den jener hohe Geist so oft im Leben heitersten Blickes begrüßte und mit den ewigen Gebilden tiefster Forschung und zaubergleicher Dichtung schmückte!

Sie, hochachtbarer Vorsteher dieser Stadt, Sie alle rings vereinte Freunde des Unvergeßlichen und seiner nachgelassenen Lieben, Sie ernten hier den Lohn treueifrigster Widmung; wir erblicken den edlen Sohn des edelsten Vaters, tief gerührt so heilige Überreste anerkennend, sie im Namen seiner ganzen hochverehrten Familie an würdigster Stätte zum ewigen Gedächtnis weihen.

Alsobald enthüllt sich unserem Auge das schönste und bedeutendste Denkmal, das die bildende Kunst dem entschwundenen Genius zu setzen vermag: sein eigenes, lebenstreues Bild, das die kunstvolle Hand des gemütsverwandten Freundes und Landsmannes in Marmor grub, grüßt uns segnend und mild, wie einst im Leben, und was kein Phantasiegebilde zu erreichen vermochte, jene heilige Form selbst, mit der die schaffende Natur hienieden einst den unsterblichen Geist umkleidete, ist uns und spätesten Enkeln zu dankbarer Huldigung gewonnen.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten,
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.

Abwesend-gegenwärtig ist uns das teure Haupt dieser Anstalt, der ehrwürdige Priester dieses Tempels, und *sein* Brustbild ist es, das in nächster Nähe zuerst den Blick des liebsten Freundes grüßt. Nein! dies ist kein Fest der Trauer, der Trennung; frisch wie der blühende Lorbeer, der sich hier um die Stirn des Gefeierten schlingt und auf ewige Verjüngung der Natur deutet, webt Liebe und Verehrung sein Gedächtnis um unser aller Brust mit goldenen Fäden der Erinnerung, schlingt das Bewußtsein seiner Unsterblichkeit den frischen Blütenzweig der Hoffnung in unser Leben.

Und so sei sie gesegnet, die Stunde der Erfüllung edelsten Wunsches und Willens unseres hochsinnigen Fürsten; gesegnet die Stunde, wo ein frommer, vorurteilsfreier Sinn so heilige Reliquie in dieses stille Asyl der Forschung und Betrachtung niederlegt, und wenn einst der späte, weitgereiste Wanderer diese heilige Stätte mit Ehrfurcht betritt, so leuchten, wie jenes ewige Zweigestirn am nächtlichen Himmel, seinem Bilde entgegen die vereinigten Bilder: Schiller und Goethe." —

Als diese Feierlichkeit statt fand, war in Goethe bereits die Absicht zur Reife gekommen, aus der großen Menge der im Souterrain des sogen. Kassengewölbes, in welches Schiller vor 21 Jahren beigesetzt worden war, wirr durcheinander liegenden Gebeine das zu dem aufgefundenen Schädel gehörige Knochengerüst zusammensuchen zu lassen. Für das Gelingen dieses Unternehmens war die Aussicht in den Augen eines Astrologen — und ein solcher war ja Goethe — nicht ungünstig. Die Identität des Schädels war erwiesen; der sich daran schließende erste Halswirbel, dann der zweite, dritte u. s. w. mußten zu finden sein, wenn die Knochen überhaupt noch zu finden waren, wogegen kein Zweifel vorlag. Man wußte ferner, daß Schiller die bei weitem größte Statur unter den mit ihm im Kassengewölbe beigesetzten Personen gehabt hatte, und daß er, selbst im Verhältnis zu seiner Körperlänge, ungewöhnlich lange Arme gehabt hatte.

Wenige Tage nach der Niederlegung des Schädels auf der Bibliothek ließ Goethe zwei sachkundige Männer, den Prosektor Schröter und den Museumsschreiber Färber, von Jena nach Weimar kommen und beauftragte sie mit der Aufsuchung der noch im Kassengewölbe befindlichen Gebeine Schiller's. Ihren mehrtägigen Bemühungen gelang es, das Skelet fast vollständig zusammen zu bringen. Goethe war über diesen Erfolg sehr erfreut und schrieb an den Kanzler von Müller:

„Nachdem die heiligen Reste, über unser Hoffen und Erwarten, nahezu vollständig zusammengebracht und beigelegt worden, so bitte die beiden Männer billig honoriren zu lassen; ich werde, wenn dieses geschehen, von meiner Seite noch ein Gratial hinzufügen.

Mich des glücklichen Erfolges freuend

Weimar d. 28. Sept. 1826. Goethe.

Die aufgefundenen Gebeine wurden in einen sargartigen, anständig ausgestatteten Kasten gelegt und gleich dem wieder in seinen Behälter im Fußgestell der Dannecker'schen Büste gebrachten Schädel auf der Bibliothek verwahrt.

Trotz der guten Absicht, die Überreste Schiller's in ehrenvoller Weise aufzubewahren, fehlte es nicht, daß viele Stimmen, darunter auch die des Königs Ludwig von Bayern, laut wurden, welche jene Aufbewahrung der sterblichen Reste des großen Mannes in zwei verschiedenen Behältern und in einem Bibliothekssaal mißbilligten, und man muß zugeben, daß darin für das Gefühl der meisten auch vorurteilsfreien Menschen etwas Verletzendes lag.

Um so erlösender und willkommener war ein neuer Plan, der gegen Ende des Jahres 1826 auftauchte und die Errichtung einer gemeinsamen Grabstätte für Schiller und Goethe zum Ziel hatte. Auf dem früher von meinem Vater ausgewählten Platze sollte ein einfaches Grabmonument erbaut werden, in welchem zunächst die aufgefundenen Überreste Schiller's und nach Goethe's Tode auch dieser beigesetzt werden sollte. Diese Idee wurde von den Verehrern der beiden Dichter auf das wärmste begrüßt. Auch der Großherzog und besonders Goethe schenkten ihr volle Sympathie. Goethe hatte sich bekanntlich bei Gelegenheit einer aus seiner Vaterstadt Frankfurt an ihn ergangenen Anfrage auf das entschiedenste dagegen erklärt, daß ihm bei seinen Lebzeiten ein Denkmal gesetzt werde. Aber hier lagen doch ganz andere Umstände vor. Zunächst war ein wesentlicher Unterschied zwischen einem Grabmonument und einer Porträtstatue, wie man sie in Frankfurt beabsichtigt hatte. Und mußte Goethe sich nicht von dem Gedanken, dereinst mit dem Freunde, den er so sehr geliebt hatte, an derselben Stätte vereint zu ruhen, auf das stärkste angezogen fühlen? Man hatte bereits verschiedene Zeichnungen entworfen, die sich Goethe vorlegen ließ. Mehrere Abende saß er mit dem Oberbaudirektor Coudray zusammen und redigierte die Projekte. Am meisten sagte ihm eine von Coudray gefertigte Skizze zu, welche eine auf einem großen Würfel stehende, oben abgestumpfte Pyramide darstellte. Der untere Raum der Pyramide war hohl und konnte zwei Särge nebeneinander aufnehmen. Die Öffnung war mit Broncegittern geschlossen, welche den Blick auf die beiden Särge frei ließen.

Da die beiden maßgebenden Persönlichkeiten dem Unternehmen geneigt waren, zweifelte kaum noch jemand in Weimar an der Ausführung, zumal da der Großherzog unterm 6. Februar 1827 folgendes Reskript an die Landesdirektion ergehen ließ.

Karl August ꝛc.

Es ist Uns der Gedanke und Vorschlag hinterbracht worden, daß für unsern wirklichen Geh. Rath und Staatsminister von Goethe, Excellenz, und für den verstorbenen Hofrath von Schiller ein Denkmal errichtet werden möge, in welchem die irdischen Ueberreste des letztern und dereinst auch des ersteren beigesetzt werden könnten, daß hierzu aber ein mehr geeigneter Platz nicht aufzufinden sei, als der obere Theil des an den neuen Gottesacker, vor dem Frauenthor stoßenden, dem hiesigen Stadtrath eigenthümlich zustehenden Grundstückes, welches ohnehin früher oder später zu dem nicht hinlänglich geräumigen Gottesacker beizuziehen sein würde. Da Wir der Ausführung eines solchen Gedankens nicht entgegen sein wollen, so weisen Wir Unsre Landesdirection gnädigst an, jenes zu einer Zentralbaumschule eingerichtete Grundstück dem hiesigen Stadtrath zurückzugeben und das dafür bisher aus dem Polizeifonds gezahlte Pachtgeld wieder einzuziehen, damit der erforderliche Platz zu jenem Denkmal davon abgetreten, der übrige Theil künftig, soweit nöthig, zu dem Gottesacker mitgezogen werden könne.

Es wird hiernach darauf Bedacht genommen werden müssen, die Baumschule, deren gegenwärtige, durch die Thätigkeit und Einsicht des Sekretairs Wangemann bewirkte gute Verfassung Uns angerühmt worden, auf einen andern Platz zu versetzen, und Wir sind nicht abgeneigt, hiezu selbst die Hand zu bieten, wenn sich unter den von Unsrer Disposition abhängenden Grundstücken ein dazu passendes vorfindet, welches entbehrt werden kann.

Wir glauben übrigens erwarten zu dürfen, daß der Stadtrath mit Rücksicht auf den Zweck der Verwendung für den zur Errichtung des Denkmals zu überlassenden Theil jenes Grundstückes um so weniger eine Entschädigung in Anspruch nehmen werde, als Wir dagegen die Kapelle der auf dem Gottesacker erbauten Fürstengruft zu dem Gebrauch bei städtischen Leichenbegängnissen eingeräumt, und der Stadt dadurch einen außerdem nicht zu vermeidenden beträchtlichen Aufwand erspart haben.

Daran geschieht Unser Wille ꝛc.

Weimar, d. 6. Februar 1827. Karl August
Großherzog zu Sachsen."

Dieses höchste Reskript wurde von der Landesdirektion dem Stadtrat zu Weimar zugefertigt in Verbindung mit der Aufkündigung des Pachtvertrags über das für das Denkmal ausersehene Grundstück.

Dem Stadtrat wurde in voller Ratsversammlung über diese Angelegenheit von meinem Vater Vortrag gehalten, und über den darauf erfolgten einstimmigen Beschluß der Gemeindevertretung berichtete er, wie folgt:

Hochpreisliche Landesdirection.

Weimar d. 8. März 1827.

Bericht des Stadtraths
den obern Theil des neuen
Gottesackers, der zeither
zur Centralbaumschule
benutzt wurde, betr.

Die von Einem hohen Collegium mittels Rescripts vom 14. v. M. uns geschehene Aufkündigung des Pachts über den obern Theil des neuen Gottesackers, der zeither zur Centralbaumschule benutzt wurde, nehmen wir als verpachtender Theil an, dergestalt, daß unter den vorliegenden Umständen das Pachtverhältniß sofort als aufgelöst erscheine.

Dem höchsten Willen Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs, unseres gnädigsten Landesherrn:

Den zu einem Denkmal für die irdischen Ueberreste des Hofraths von Schiller auf jenem Theil des Gottesackers bestimmten Platz, der dereinst auch als Begräbnißplatz für Se. Exzellenz den wirklichen Herrn Geh. Rath und Staatsminister von Goethe dienen soll, abzutreten,

wollen wir nicht bloß als treue Unterthanen auf das Vollständigste nachkommen, sondern wir erkennen auch, als Vorsteher der hiesigen Stadt, die Ver-

pflichtung gern an, unsererseits nach Kräften alles beizutragen, damit das Andenken jener hohen Männer, die von hier aus durch Wort und Schrift lehrten und wirkten, und den Ruhm unserer Vaterstadt in der gebildeten Welt so bedeutend erhöhten, auch in äußeren Zeichen möglichst erhalten und durch dieselben insbesondere die dankbare Anerkennung ihrer großen Verdienste durch uns als Zeitgenossen, den künftigen Geschlechtern bewiesen werde.

Sonach überlassen wir den höchsten Punkt des uns eigenthümlich zugehörigen Gottesackers für immer zu dem zu errichtenden von Goethe-Schiller'schen Denkmal, und werden demnächst mit Zuziehung Sachverständiger Sorge tragen, daß die nächsten Umgebungen desselben durch zu fertigende Gartenanlagen und Anpflanzungen, soweit solche immer zum Ganzen des Gottesackers passend erscheinen, verschönert und stets in einem der Würde des Denkmals angemessenen Zustand erhalten werden.

Daß Se. Königl. Hoheit der Großherzog huldreichst verstatten will, daß die Kapelle der Fürstengruft zu dem Gebrauch bei städtischen Leichenbegängnissen mit benutzt werde, verehren wir mit dem innigsten und ehrfurchtsvollsten Dank, und erkennen darin einen neuen Beweis der landesväterlichen Fürsorge und der huldreichsten Gesinnungen unseres gnädigsten Landesherrn, deren Fortdauer unser Glück sein wird.

Hochpreißliche Landesdirection bitten wir ehrerbietig, diesen unsern tiefgefühlten Dank Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog darzulegen.

In vollkommenstem Respect verharrend ꝛc.

der Stadtrath."

Diesen Bericht des Stadtrates teilte Goethe gegen Ende des März 1827 dem Appellationsgerichtsassessor von Schiller abschriftlich mit.

Zur Ausführung des schönen Planes war nun der erste notwendige Schritt, daß die Zentralbaumschule, ein Institut, dessen Bedeutung seinem anspruchsvollen Titel durchaus nicht entsprach, geräumt wurde, um den Platz für das zu errichtende Grabmonument wenigstens soweit freizugeben, daß die nötigen Vorarbeiten vorgenommen werden konnten. Aber ungeachtet mannigfacher Bitten und Erinnerungen von seiten meines Vaters verzögerte sich dieses Räumen so sehr, daß im Laufe des ganzen Sommers nichts für die Einrichtung des Ortes gethan werden konnte. Es mochte ja sein, daß die Versetzung der jungen Bäumchen im Herbst vorteilhafter war als im Frühjahr und Sommer. Auf diesen Vorwand stützte sich wenigstens die Verwaltung der Baumschule bei ihrem Zögern, welches wahrlich nicht zu rechtfertigen war. Wie durfte man mit Rücksicht auf das Gedeihen einiger Baumstämmchen eine so wichtige, ja große Angelegenheit auf die lange Bank schieben!

Aber es zeigte sich immer deutlicher, daß jener klägliche Vorwand eben nichts Anderes als ein Vorwand war. Es wurde immer klarer, daß gegen das Unternehmen feindselige Intrigen thätig waren, und diese Intrigen waren so mächtig, daß das hoffnungsvolle Unternehmen in der Geburt erstickt wurde.

Man war in Weimar ganz allgemein der Überzeugung, daß diese Intrigen von der „Freundin" des Großherzogs, der Frau v. Heygendorf, ausgingen. Jedermann wußte, daß Goethe von Frau v. H. wenn nicht gehaßt, doch noch weniger mit ihrer Gunst beehrt wurde. Dem schon seit mehr als zwanzig Jahren bestehenden intimen Verhältnis der schönen und liebenswürdigen, aber intriganten Dame zum Fürsten hatte Goethe von Anfang an kein Zeichen seiner Billigung gegeben, in gesellschaftlicher Beziehung hatte er sich gegen Frau v. H. stets kühl ablehnend verhalten. Goethe und sein fürstlicher Freund hielten zwar noch an dem in der Jugend geschlossenen Bunde fest, aber ihr persönlicher Verkehr hatte nicht mehr die frühere Innigkeit, die von seiten des Fürsten einen fast schwärmerischen, von Goethe's Seite einen ruhigeren, treuhingebenden Charakter gehabt hatte. Aber wie gesagt, sie hielten noch fest zu einander, und erst im Jahre 1817 brachte es Frau v. H. zu einem ernsten Konflikt zwischen den beiden alten Freunden. Es war die Frage, ob der Hund des Aubry, ein vortrefflich dressierter Pudel, in den geweihten Räumen des Weimarischen Theaters, welches durch Goethe's vieljährige Leitung den Ruhm einer klassischen Bildungsstätte erreicht hatte, als agierender Künstler auftreten dürfe oder nicht. Goethe verweigerte kurzweg die Erlaubnis; der Großherzog dagegen, ein eifriger Tier- und Jagdfreund, hegte den Wunsch, den vierbeinigen Künstler zu sehen. Verhandlungen gingen hin und her, Goethe blieb fest bei seiner Weigerung. Ohne Zweifel würde der Großherzog zuletzt Goethe's Verhalten gewürdigt und auf das Vergnügen verzichtet haben, den Kunstpudel auf den Brettern der Hofbühne zu bewundern, wenn nicht Frau v. H. geschickt die willkommene Gelegenheit benutzt hätte, sich an Goethe für sein Verhalten gegen ihn zu rächen. Sie wußte Goethe's Ungefälligkeit gegen den Herzog, seine angebliche Pedanterie und Tyrannei bei dem Fürsten, dessen Ohr sie hatte, in das gehörige Licht zu setzen und brachte es dahin, daß dieser den bestimmten Befehl gab, den Hund des Aubry auf die Hofbühne zu bringen. Es ist bekannt, daß Goethe, aufs tiefste indigniert, sofort von Weimar abreiste und von Jena aus sein Gesuch um Entlassung von der Intendantur einreichte. Karl August begab sich nach Jena, wo er mit Goethe im botanischen Garten zusammentraf. Goethe ließ sich nicht bewegen, sein Entlassungsgesuch zurückzunehmen, doch die Freunde versöhnten sich in einer langen Umarmung.

Seitdem waren zehn Jahre hingegangen, in denen das Verhalten Goethe's gegen Frau v. H. keine Änderung erfahren hatte. Da bot sich abermals dieser Dame die Gelegenheit, ihrer Abneigung gegen Goethe Ausdruck zu geben, und diesmal traf sie den greisen Jupiter weit empfindlicher als vor zehn Jahren. Ihr Einfluß auf den Großherzog war, je älter dieser wurde, um so mehr gewachsen. Sie war es, die der Wegräumung der Baumschule Hindernisse in den Weg zu legen wußte und dieses unbedeutende, aber notwendige Geschäft nicht zu stande kommen ließ, sodaß sie Zeit gewann, auf den Großherzog einzuwirken und seine anfängliche Geneigtheit, den Plan des Schiller-Goethe'schen Grabdenkmals zu fördern, in das Gegenteil zu verwandeln. Am 24. Septbr. 1827 erhielt Goethe von Karl August ein eigenhändiges Billet folgenden Inhalts:

„Hier einige Autographen für die Sammlung. — Es wird so verschiedentlich über die Aufbewahrung der Schiller'schen Relicten (seines Kopfes und Skelets) auf hiesiger Bibliothek hin und her geurtheilt, und meistens wohl mißbilligt, daß ich es für rathsam halten möchte, selbige in dem Kasten, in welchem sie liegen, inclusive des Hauptes, von welchem vorher noch ein Abguß zu nehmen wäre, in die Familiengruft einstweilen setzen und aufheben zu lassen, welche ich für mein Geschlecht auf dem hiesigen neuen Friedhofe habe bauen lassen, bis daß Schiller's Familie einmal ein anderes darüber disponirt. So Du hiermit einstimmst, so werde ich dem Hofmarschallamte die Anweisung geben, Schiller's Ueberbleibsel unter seinen Beschluß bei meinen Ahnen zu nehmen. Karl August."

Goethe wußte, woher der Pfeil kam, von dem er jetzt so schmerzlich verwundet wurde. Stolz und schweigend, wie es seiner großen Natur entsprach, verzichtete er auf die Ausführung des ihm lieb gewordenen Projektes und sofort nach Empfang jenes Schreibens ging er an die Vollziehung des fürstlichen Befehls. Die darauf bezügliche Niederschrift Goethe's zu den Akten ist durch ihren höchst zeremoniösen Geschäftsstil bemerkenswert. Sie lautet:

„Nachdem Ihre Königl. Hoheit der Großherzog unterm 24. Sept. gnädigst geäußert, daß Höchstdieselben in mannichfaltigen Betrachtungen den Entschluß gefaßt, zu denen auf Großherzogl. Bibliothek befindlichen Resten unseres edlen Schiller auch den bisher davon getrennten und abgesondert verwahrten Schädel hinzufügen zu lassen, nicht weniger geneigt seien, diesen glücklicher Weise wieder zusammen gebrachten Gebeinen bis auf Weiteres einen Platz in der auf dem neuen Friedhof erbauten Großherzoglichen Familiengruft gnädigst zu gönnen, so hat man vor allen Dingen nöthig erachtet, für ein dauerhaftes, manchen Zufälligkeiten widerstehendes Gefäß Sorge zu tragen, sobald aber solches bereitet worden, nachverzeichnete Behandlung angeordnet. Goethe."

Und so geschah es. Am 16. Dezember 1827 früh halb sechs Uhr fand in stiller, aber sehr feierlicher Weise die Überführung des Sarkophags, welcher Schiller's Gebeine enthielt, von der Bibliothek nach der Fürstengruft auf dem neuen Gottesacker statt. Vier Jahre und einige Monate danach bewegte sich ein unabsehbarer Trauerzug nach demselben Orte. Er geleitete den mit Ordenssternen, Lorbeerkränzen und Blumen bedeckten Sarg Goethe's zur Fürstengruft, wo er dicht neben dem Schiller's seine Stätte fand.

Es war ein edler Herzenszug von Karl August und Karl Friedrich, daß sie ihre eigene Familiengruft zur letzten Ruhestätte der beiden Dichter bestimmten. Diese ruhen nun in hoher fürstlicher Gesellschaft. Wenn man die Gruft betritt, kommt man zuerst in einen von dem übrigen Gewölbe architektonisch geschiedenen Vorraum, in welchem die mit Lorbeerkränzen geschmückten Särge Schiller's und Goethe's stehen. Im Hauptteil des Gewölbes stehen die Särge der fürstlichen Toten. Um die geheiligte Stätte betreten zu dürfen, bedarf man des Geleites

des mit dem Verschluß betrauten Hofmarschallamtsdieners, der ziemlich weit entfernt in der Stadt wohnt. Die Aufnahme der beiden großen Söhne unseres Volkes in die Großherzogliche Ahnengruft war die höchste äußerliche Ehre, welche Weimar's Fürstenhaus ihnen zu erweisen vermochte. Aber bedauern darf man es immerhin, daß die Errichtung der gemeinsamen Grabstätte unter freiem Himmel an dem dazu auserwählten, von allen Seiten sichtbaren und stets zugängigen Orte unterblieben ist. Karl August bestimmte in dem Handbillet vom 24. September 1827, daß „die Schiller'schen „Relicten" einstweilen in der Fürstengruft beigesetzt und verwahrt werden sollten, „bis, daß Schiller's Familie einmal ein anderes darüber disponirt." Eine unwiderrufliche Bestimmung ist also nicht getroffen worden, wohl ebensowenig in bezug auf Goethe's irdische Überreste.

Unter den vielen Papieren aus dem Nachlaß Goethe's, welche im Goethemuseum verwahrt werden, befindet sich ohne Zweifel der Entwurf zu dem gemeinsamen Grabmonument für Schiller und Goethe, denn es ist nicht denkbar, daß Goethe diese Zeichnungen nicht sollte verwahrt haben, wie er es doch mit unzähligen Schriftstücken von weit geringerem Interesse that. Hoffentlich bringt uns einer der nächsten Bände des Goethejahrbuches eine Kopie der interessanten Zeichnung.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Psychologie.

Über das Träumen.

Das Träumen hat von jeher für den Menschengeist etwas eigentümlich Anziehendes gehabt, und zu allen Zeiten tauchten je nach dem Stande des allgemeinen Wissens Versuche auf, dies eigenartige Phänomen zu erklären. Entsprechend der alteingewurzelten Vorstellung von der Trennung des Menschen in zwei von einander ganz unabhängige Dinge, Körper und Seele, erschien der Traum Jahrhunderte hindurch als das freie, vom Körper losgelöste Seelenleben, und noch in unserer Zeit klingt vielfach eine solche Grundanschauung nach.

Demgegenüber hält die fortgeschrittene Naturforschung daran fest, daß ohne ein nervöses Substrat keine psychologischen Aktionen zu stande kommen können; und dieser Satz muß, wenn er überhaupt richtig ist, auch für die geistigen Vorgänge während des Schlafes seine Geltung haben. Jene nervösen Substrate sind nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse die Ganglienzellen in der Großhirnrinde; der prinzipielle Unterschied zwischen Träumen und Wachen ist demgemäß — physiologisch betrachtet — in einer veränderten Leistungsfähigkeit dieser Gebilde zu suchen, und es erscheint der Traum als Ausdruck der mehr oder weniger herabgesetzten Leistungsfähigkeit des Zentralnerven-Apparats. Psycholo-

gisch müßte eine solche Veränderung in den nervösen Zentral-Organen als Alteration des Bewußtseins, der Aufmerksamkeit, des logischen Denkvermögens, oder wie wir unsere höchste intellektuelle Kraft jeweils benennen wollen, zum Ausdruck kommen; und in der That machen eben diese Momente das Charakteristische des Traumes aus. Im übrigen ist jedoch daran festzuhalten, daß die Traumthätigkeit nicht ein Ding sui generis ist, und daß keine qualitativen, nur quantitative Unterschiede zwischen den geistigen Prozessen im Wachen und Schlafen bestehen; nicht ohne eine große Reihe interessanter Ausblicke in die Werkstätte unseres bewußten Denkens werden wir demgemäß das Studium der Träume betreiben.

Zunächst müssen wir, wie das schon der große Physiologe Haller gethan hat, den Traumreiz und seine Weiterentwickelung sondern. „Man wird leicht gewahr," sagt der geniale Forscher, „daß Träume entstehen müssen, so oft irgend ein gegenwärtiger Reiz oder die Spur einer vorigen Empfindung so lebhaft wird, daß sie die Ruhe der Seele stört und derselben ihre Vorstellungen mit Gewalt aufbürden kann." Dabei ist unter dem gegenwärtigen Reiz ein von außen auf das Gehirn wirkender, und unter der Spur der vorigen Empfindung das Weiterspinnen einer angefangenen Gedankenreihe zu verstehen. Eine sehr hübsche Illustration hierzu erzählt Maury (Le sommeil et les rêves): „Sous l'empire d'une faim, . . . je vis, dans l'état intermédiaire entre la veille et le sommeil, une assiette et un mets . . . . Endormi, quelques minutes après, je me trouvai à une table bien servie et j'entendis dans ce rêve le bruit des fourchettes des convives;" und ähnliche Träume hat wohl jeder einmal erlebt.

Wie schon dieses Beispiel zeigt, begnügen wir uns aber im Traum keineswegs mit einer Vorstellung, sondern es knüpfen sich an das Gefühl des Hungers die Bilder von Tellern, Speisen und sogar einer großen Gesellschaft. Es hat sich also die ursprüngliche Idee weiter entwickelt, andere verwandte Ideen aufschießen lassen, und das bezeichnen wir als Ideen-Assoziation.

Werfen wir von dem hiermit gefundenen Standpunkt einen Blick auf unser bewußtes Denken und machen wir mit dem Satze von der Gleichheit der Prozesse im Wachen und Träumen Ernst, so werden wir auch für das erstere einen Anstoß gebenden, äußeren Reiz und eine Weiterentwickelung suchen müssen. Von selbst kommt uns ja nie ein Gedanke: „Nous ne pouvons point, par un effort de volonté, éveiller directement une pensée absente, et . . . toute la suite de nos idées dépend de causes qui agissent d'une manière absolutement inexplicable pour nous" sagt der scharfe Beobachter Dugald Stewart (éléments de la philosophie de l'esprit humain), und wir werden nicht umhin können, ihm Recht zu geben. Man könnte vielleicht den „Einfall" als Einwand dagegen vorbringen wollen, und es scheint dies Wort wohl gewählt worden zu sein, um das anscheinend Unvermittelte in dem Auftreten eines Gedankens hervorzuheben. Allein bei näherer Betrachtung kommt uns nachträglich gar manchmal der Weg zum Bewußtsein, auf dem wir zu einem scheinbar so abgelegenen, grundlosen Gedanken gelangt waren, und sollte das auch einmal nicht gelingen, so folgt aus der Plötzlichkeit noch nicht das Fehlen eines inneren Zusammenhanges.

Es wird uns also zunächst interessieren, etwas Näheres über die äußeren Reize zu erfahren und dann die Bedingungen kennen zu lernen, nach denen sich die Ideen zusammenfügen; denn hierin liegt der wesentliche Unterschied zwischen Wachen und Träumen.

In der uns umgebenden Außenwelt finden sich jederzeit eine ungeheuere Anzahl von Gelegenheiten, die auf uns Reize ausüben, Eindruck machen können. Nehmen wir nun diese alle in unser Bewußtsein auf? Nein, gewiß nicht; nur einen Teil; vielleicht gar nur einzelne, und zwar nach einer Auswahl, die wir gemäß unserer geistigen Konstitution treffen. Dabei lassen wir uns von zwei Gesichtspunkten hauptsächlich leiten: erstlich werden abnorm starke Reize aufgenommen, die sich uns gleichsam mit Gewalt aufdrängen; und zum anderen solche, welche innerhalb unseres gewohnten Gedankenkreises liegen[1]). Einer Sammlung zerbrochener Tanagratöpfe kann der eine mit dem besten Willen keinen Geschmack abgewinnen, während der andere bei einer Beethoven'schen Symphonie einschläft.

Was geschieht aber mit den anderen Reizen, die wir nicht direkt in unser Bewußtsein aufnehmen? Gehen sie spurlos an uns vorüber, und sollte hier der Wirkung keine Gegenwirkung, der Ursache keine Folge mehr entsprechen? Wir werden uns bei dieser Frage an den Satz erinnern müssen, daß, was uns nicht sinnfällig erscheine, nicht nichts sein müsse, und werden uns die von uns vernachlässigten äußeren Eindrücke als zwar unmeßbar kleine Kräfte[2]) vorstellen, die sich aber summieren, und deren Resultante dann groß genug ist, um über die Schwelle des Bewußtseins hinüberzugelangen. Diese zum Bewußtsein gekommene Resultante möchte ich als das Gefühl bezeichnen, dessen Quellen für uns im Verborgenen liegen und von dem deshalb auch niemand weiß, von wannen es stammt. So ließen sich z. B. „jene weitschauenden Männer," welche mit „ihrem Seherblick" die chemische Wissenschaft „inauguriert haben" (A. W. Hoffmann, Demetrius Mendelejeff, Hermann Kopp) von ihrem „chemischen Gefühle" leiten, welches der jeweilige Zustand der Chemie noch nicht durch eine Denkoperation zu ersetzen erlaubte[3])." Des Ferneren ist es wohl kaum eines Beweises bedürftig, daß man eine Sprache nicht sowohl aus Grammatik und Lexikon erlernt als dadurch, daß man sich durch vieles Hören ein Gefühl dafür aneignet. Vor mir liegt ein Brief von Gustav Schwab, in welchem er denselben Gedanken weiter

---

[1]) Vauvenargues, Max. et Réfl. No. 230: „La plupart des hommes sont si ensserrés dans la sphère de leur condition, qu'ils n'ont pas même le courage d'en sortir par leurs idées."

[2]) Zur Illustration der Wirkung solcher kleiner Kräfte diene eine Stelle aus Pascal, Pensées IV No. 5. „Il ne faut pas le bruit d'un canon pour empêcher ses pensées: il ne faut que le bruit d'une girouette ou d'une poulie. Ne vous étonnez pas s'il ne raisonne pas bien à présent; une mouche bourdonne à ses oreilles; c'en est assez pour le rendre incapable de bon conseil. Si vous voulez qu'il puisse trouver la vérité, chassez cet animal . . . o ridicolosissimo eroë!"

[3]) Victor Meyer. Chemische Probleme der Gegenwart. Rede. 62. Naturforscherversammlung in Heidelberg 1889.

ausführt, da man nur auf diese Weise sich „mit dem Genius der Sprache bekannt" machen . . . „und sich einen Takt in der Sprache und einen Stil erwerben" könne. Und wer möchte den Einfluß verkennen, den das so oft unerklärbare Gefühl auf unser gesamtes inneres und äußeres Leben ausübt?" „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Während diese unbemerkten Eindrücke zusammen das Gefühl entstehen lassen[1]), ruft ein ins Bewußtsein eingetretener Eindruck, seinerseits als Reiz wirkend, neue Vorstellungen hervor. „Ein gutes Wort wirkt schöpferisch und erweckt neue Gedankenreihen." (A. Feuerbach). Da es der Verbindungen unter den einzelnen Vorstellungen wohl ebenso unzählige giebt wie Anastomosen unter den einzelnen Ganglienzellen, so ist leicht einzusehen, daß ein und derselbe Reiz unzählbare Wege einschlagen könnte. Ob er das thut, ob er in der That alle denkbaren Assoziationen auslöst, wissen wir nicht. Zum Bewußtsein jedenfalls kommt nur die eine oder andere; und zwar wählt auch hier wieder der geistige Gesamthabitus für uns aus. Man hat vielfach nach den Gesetzen gesucht, nach denen sich die Vorstellungen verknüpfen sollen, und fand als solche Prinzipien die der Ähnlichkeit oder des Kontrastes, der Beziehung zwischen Mittel und Zweck, der Koexistenz oder Succession oder endlich den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung. Im einzelnen Falle wird sich die Bahn der Assoziationen nach dem gewohnten Gedankenkreis, der Hauptdomäne unseres Bewußtseins, richten. Der Anblick einer Landschaft wird einem Künstler zu einem Bilde, ein religiöses Gemüt zu Betrachtungen über die Größe Gottes begeistern, einem Landwirt blühende Fluren vorzaubern und einen Krieger an Manöverzeiten in ähnlichem Gelände erinnern.

Es giebt in der Natur keine Sprünge; alle Veränderungen entwickeln sich auseinander heraus, oft schneller, oft langsamer, je nach der ursächlichen Kraft. So erlahmt auch unsere höchste intellektuelle Kraft nur allmählich, und außerdem ist a priori gar nicht zu sagen, welchen Grad diese Erlahmung haben wird; auch dies hängt von den zu Grunde liegenden Ursachen ab, ungefähr wie eine Violinsaite nicht immer den einmal eingestellten Ton wiedergiebt: ihre Spannung läßt je nachdem, schneller oder langsamer, mehr oder weniger nach.

Purkinjeh hat den glücklichen Gedanken gehabt, der konzentrirten Aufmerksamkeit, „der Besonnenheit" des Feldherrn im Gewühle der Schlacht, des Schiffmannes im Meeressturm einen Zustand „verminderten Wachens" gegenüber zu stellen, wie es „das dolce far niente der Italiener, die träumerische Ruhe der Orientalen" veranschaulicht. Beide wachen, und es ist doch nicht dasselbe Wachen.

Wenn wir von diesem Standpunkte aus das ohne Beteiligung des ordnenden Bewußtseins sich vollziehende Spiel der Ideen-Assoziationen betrachten, so

[1]) Leibnitz, nouveaux essais, Livre II chap. I, § 15. „Toutes les impressions ont leur effet, mais tous les effets ne sont pas toujours notables. Toutes nos actions indélibérées sont des résultats d'un concours de petites perceptions, et même nos coutûmes et passions en viennent."

sehen wir uns ohne Zwang zu der Annahme geleitet, daß die phantastischen, unsinnigen Träume in die Zeit des tiefen Schlafes fallen möchten, während die an sich nicht widersinnigen, nur seltsam ungewohnten Träume, die sogar unser Interesse wachrufen können, dem leichten Schlaf entsprächen. In einem erst kürzlich erschienenen Aufsatze[1]) ist dementsprechend der statistische Beweis versucht worden, daß die Träume bei leisem Schlafe häufiger sind als bei tiefem und daß ihre Lebhaftigkeit aufs engste mit der Häufigkeit verknüpft ist. Die Intensität des Schlafes, der Grad der Ordnung in unsern psychischen Prozessen und die relative Leistungsfähigkeit unserer Ganglienzellen sind eben vollkommen parallel verlaufende Dinge.

Noch wäre die Frage zu erörtern, ob wir in jedem Schlafe träumen, oder ob es auch einen traumlosen Schlaf giebt. „Dormir, pour l'esprit, ce serait ne pas rêver; et il est impossible, d'établir qu'il y a, dans le sommeil, des momens où l'esprit ne rêve pas. N'avoir aucun souvenir de ses rêves ne prouve pas, qu'on n'a pas rêvé;" sagt Jouffroy in seinen mélanges philosophiques; und der Streit ist heute noch keineswegs geschlichtet. Es ist leicht ersichtlich, daß die Frage sich dahin zuspitzt, ob wir auch im tiefsten Schlaf, bei ad maximum daniederliegender Ganglienthätigkeit, noch träumen. Das ahnte schon unser genialer Haller, wenn er schreibt: „Vielleicht ist dies (die Traumlosigkeit) auch der Zustand in den ersten Stunden des Schlafes; ich sage vielleicht, weil die Erfahrung hier schwer zu machen ist." Die Erfahrung ist freilich schwierig, sogar unmöglich; aber auch die Spekulation wird dadurch erschwert, daß wir z. B. vom Lichte oder den Schallschwingungen wohl die untere noch erkennbare Grenze genau zu bestimmen vermögen, nicht ebenso aber die geringsten Grade psychischer Prozesse. Vielleicht thun wir gut, in dieser Frage zu individualisieren, oder wenigstens dem geistig hochentwickelten, vielbeschäftigten Gedanken-Arbeiter den in mehr äußerlichen Beziehungen zu seiner Umgebung stehenden Bauern gegenüberstellen. Für den letzteren steht — und meines Erachtens hat damit Joh. Müller ganz Recht — „nichts der Annahme entgegen, daß bei Abhaltung aller neuen Sinneseindrücke im Schlafe eine völlige Beruhigung aller Vorstellungen für einige Zeit möglich sei. Ob andererseits bei einem lebhaften Temperament und bei einem stark entwickelten Geistesleben die gewohnten Assoziationen, falls die nervöse Erschöpfung nicht gar zu groß ist, sich nicht mehr verknüpfen sollen, darüber ist es vorerst kaum möglich, ein sicheres Urteil abzugeben.

Straßburg i. Els. Buttersack.

[1]) Philosophische Studien von W. Wundt. Band V.: Friedrich Heerwagen, Statistische Untersuchungen über Träume und Schlaf.

Litterarische Berichte.

Die Kunst unserer Zeit von H. E. v. Berlepsch. München 1890. Verlag von Franz Hanfstängl. Lieferung 6.

Von diesem vortrefflichen Illustrations-Werke, welches auch in seinen Textschilderungen sich dadurch auszeichnet, daß der Verfasser nicht die üblichen kritischen Phrasen anwendet, wird in der neuesten Lieferung die Münchner Jahres-Ausstellung geschildert. Eine Reihe von Werken bedeutender Maler wie „Vor dem Tanz" von Piltz, „ein arabisches Frauenbad" von Bredt, „Die Tänzerin" von Savini, „Der Windstoß" von Rotta, „Der Dörfling" von Ludwig Bockelmann u. a. sind in vorzüglichen Illustrationen wiedergegeben und eingehend besprochen. — Wir hoffen, daß die nächsten Lieferungen noch eine Reihe interessanter Meisterwerke von der Münchener Ausstellung reproduzieren werden. Für das Publikum wird „die Kunst unserer Zeit" ein recht beachtenswertes Unternehmen bilden, durch welches die moderne Malerei in allen ihren Richtungen in Wort und Bild fortgesetzt vor Augen geführt wird. R.

Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte von Berthold Litzmann. Erster Teil. Hamburg und Leipzig 1890. Verlag von Leopold Voß.

Professor B. Litzmann in Jena übergiebt den Freunden unserer Litteratur- und Theatergeschichte den ersten Band einer sehr ausführlichen Biographie des großen Schauspielers Fr. L. Schröder. Von dem bekannten Buche Meyers von Bramstedt unterscheidet sich das vorliegende sofort dadurch, daß es Schröder im Zusammenhange mit den litterarischen Fragen und Bewegungen seiner Zeit betrachtet. Das Buch wird dadurch mit manchem ausgestattet, was nicht unbedingt zur Sache gehört, wenigstens nicht in größerer Ausführlichkeit. Aber der Verfasser giebt auch in diesen Episoden Zeugnis von seiner guten Kenntnis der betreffenden Litteraturperiode. In dem eigentlichen Gegenstande seiner Arbeit tritt überall die eingehendste Forschung und die sorgfältigste Behandlung hervor. Der Stoff, den Meyer gesammelt hatte, ist von Herrn L. eifrig vermehrt worden. In dem ersten Teil erhalten wir zuerst die Vorgeschichte des Helden in der Geschichte des Ehepaar Schröder, Vater und Mutter. Dann folgen die ersten Kinder- und Wanderjahre (1744—59). Das zweite „Kämpfe und Irrungen" überschriebene Buch des ersten Teiles erzählt von den zum Teil wundersamen Schicksalen des früh gereiften Knaben auf der Fahrt von Königsberg nach der Schweiz zu den Eltern, die ihn bei ihrem fluchtartigen Aufbruch von Königsberg dort zurückgelassen hatten. In Solothurn trat Fr. L. Schröder zuerst auf. Mit dem Stiefvater Ackermann, der sich 1749 mit Schröder's verwitweter Mutter verheiratet hatte, gab es häufige Zusammenstöße. Die Gründe dafür werden uns durch genaue charakterisierende Schilderungen Ackermann's, der Mutter und des jungen Künstlers dargelegt. Ueber Eckhof, über die Schönemann'sche und Ackermann'sche Schule erhalten wir belehrende Ausführungen, und zum Beginn des zweiten Abschnittes des zweiten Buches eine Darstellung Hamburgs um 1764. Im Jahre 1764 zog Ackermann mit seiner Gesellschaft in Hamburg ein. Der Band schließt mit dem Jahre 1767, als Ackermann mit dem Seyler'schen Konsortium den Vertrag schloß, durch welchen er und ein Teil seiner Familie und Gesellschaft zu der Bühne des Konsortiums übertrat. Schröder wies die Erlaubnis, zu bleiben, verächtlich zurück und verließ Hamburg. Q.

Die deutsche Emin-Pascha-Expedition von Rust, Kapitän-Leutnant a. D. Mit 1 Karte. Berlin 1890. Verlag von Friedrich Luckhardt.

Nicht den Verlauf der Expedition, sondern im wesentlichen seine eigenen Erlebnisse schildert der Verfasser in dem elegant ausgestatteten Oktavbändchen. Nur einzelne Bruchstücke aus dem Peters'schen Briefe S. 2—5 der deutschen Kolonialzeitung von 1890 sind in den Text hineingearbeitet, von dem Borchert'schen Unternehmen erfahren wir nur das, was der Verfasser selbst gesehen oder was ihn persönlich interessiert hat. Das Werk selbst ist eine erweiterte Wiedergabe des Berichtes S. 5—9 a. a. O., erweitert hauptsächlich durch eine breite Schilderung des Natur- und Völkerlebens an der Tanagegend, welche teils in die Erzählung hineingewoben, teils am Schlusse zusammengestellt ist. Das Buch ist interessant geschrieben und macht den Eindruck großer Zuverlässigkeit, zu rühmen ist auch, daß der Verfasser sich von den Verhältnissen der Massai, wa Pokomo und Somali gründliche und zuverlässige Kenntnisse verschafft hat. Zu tadeln ist aber die mangelnde Uebersichtlichkeit, das Fehlen der üblichen Uebersichtsmittel (Inhaltsverzeichnis und Register) sowie die Karte, die schlechteste, die Ref. je gesehen hat. Das letztere mag durch die offenbar sehr schnelle Herstellung des Werkes zum Teil entschuldigt werden, aus demselben Grunde vielleicht auch die an einzelnen Stellen etwas nachlässige Ausdrucksweise; so finden wir auf Seite 45: zurren (schnüren), abschlieren (abgleiten), aufstoppen (festhalten), Stopperknoten (Knoten), Schlepptau (Leitseil), Ausdrücke, welche in dem Zusammenhange, da eine komische Wirkung wohl nicht beabsichtigt ist,

entschieden unangebracht sind. Das Buch verdient eine weite Verbreitung und wird gewiß noch eine Mehrzahl von Auflagen finden, es kann dem Verfasser eine Abstellung der gerügten Mängel nicht dringend genug angeraten werden.

K. F.

Die Ueberfüllung der gelehrten Fächer und die Schulreformfrage. Von Heinrich Matzat, Direktor der Landwirtschaftsschule zu Weilburg a. d. Lahn. Mit einer Vorrede von Dr. H. Thiel, Geh. Ober-Regierungs- und vortragendem Rat im Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten. Berlin 1889. Weidmannsche Buchhandlung.

Trotz der großen Bedeutung welche die Frage der Schulreform unstreitig für alle Kreise des Staatslebens gewonnen hat, gehört schon fast eine Ueberwindung dazu, an immer neue Vorschläge zur besseren Gestaltung des höheren Schulwesens mit gleichem Interesse heranzugehen. Bei den fast allgemeinen Angriffen auf das humanistische Gymnasium besteht das wenige Neue, welches in diesen gutgemeinten Beiträgen sich findet, meist nur in einer neuen Erörterung über das Ueberflüssige, ja Schädliche des altsprachlichen Unterrichts, besonders des Griechischen, oder in verschiedenen Vorschlägen dessen, was man an seine Stelle setzen, oder der Art, wie die Schule fürs Leben vorbereiten soll. Die meisten dieser Kundgebungen und so auch die vorliegende betonen, um sogleich hieran unsere Kritik anzuknüpfen, die Notwendigkeit einer leichteren Vorbereitung fürs praktische Leben und der Vermeidung dessen, was nicht direkt einen Nutzen für dieses hat. In der That eine traurige Erscheinung, der wir leider heut fast überall begegnen, dieses bloße, fortwährende Hinweisen auf den praktischen Nutzen, welches schon ebenso übertrieben worden ist als die früher, wie wir gern zugeben, zu geringe Behandlung der Realien. Die höhere Schule soll keine Fachschule sein, nicht einseitig zum Gelehrten-, Kaufmanns-, Landwirts- und Industriellenstand vorbereiten, sie soll eine allgemeine wissenschaftliche Grundlage und geistige Schulung gewähren, und wer diese empfängt, wird zu jedem, auch dem allerpraktischsten Berufe tüchtig. Es ist nicht wahr, wie es in dem vorliegendem Buche heißt, daß ein Schüler, je weiter er auf dem Gymnasium komme, desto mehr für den praktischen Beruf verdorben werde, als ob nicht zahlreiche praktische, tüchtige Männer aus dem Gymnasium hervorgegangen wären. Wie dieses nach des Verfassers Ansicht die Schuld an der Verbildung trägt, so nach ihm auch an der Ueberfüllung der gelehrten Fächer. Denn da die kleinen Städte nicht ein Gymnasium und ein Realgymnasium, sondern höchstens nur das erstere haben, so werden die Schüler, heißt es, selbstverständlich zum Studium gedrängt. Dem widerspricht jedoch die vom Verfasser selbst angeführte Thatsache, daß nur ein geringer Prozentsatz von Gymnasiasten das Abiturientenexamen errreicht, viele doch also schon abgehen, ohne die gelehrten Fächer zu füllen. — Genauere Berücksichtigung verdient der weitere Vorschlag des Verfassers, Gesamtschulen zu gründen, welche den Schülern zunächst eine allgemeine, aber für das praktische Leben brauchbare Vorbildung und nach Absolvierung der II b das Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis gewähren, befähigtere aber, die auf diesem Standpunkte eine Prüfung bestanden haben, durch drei folgende Oberklassen für die gelehrten Studien weiter vorbereiten. Aber wird diese Vorbereitung, die nun auch das Griechische umfassen soll, genügen? Kann sie es, wenn die grammatische Durchbildung fehlt, deren hohen Wert der Verfasser völlig zu verkennen scheint? Gerade dieses Moment wird heutzutage viel zu wenig betont, daher dieser heftige Kampf gegen die alten Sprachen. Der in dem Buche weiterhin vorgeschlagene Unterrichtsplan dürfte doch wohl viele befremden, zumal wenn u. a. in Klasse IV das cleusische Fest und die schwereren Balladen Schillers, in III b der Götz von Berlichingen, in III a der Wallenstein und Klopstock's Ode „Mein Vaterland" durchgenommen werden sollen. — Die Erörterungen und Vorschläge des Verf. werden vielleicht von vielen gebilligt, von vielen angefeindet werden, was ja auch unvermeidlich ist; für die nun bald zu ersehnende Entscheidung über die wichtige Frage der Schulreform müssen natürlich alle Meinungen Beachtung finden, und wenn das Buch Matzat's zu dieser Entscheidung seinen Teil beiträgt, so wollen wir es trotz unserer vielfach abweichenden Ansichten willkommen heißen.

C. S.

Allgemeine Staats-Lehre. Als Einleitung in das Studium der Rechts-Wissenschaft. Von Herman Henschel. Erste Lieferung. Berlin 1890. Verlag von Siemenroth und Worms.

Der Verfasser will das gesamte Wissen vom Menschen und vom Staate, den Inbegriff alles dessen, was Gegenstand der allgemeinen Bildung sein kann, in einem Werke zusammenfassen und den angehenden Juristen mundgerecht vorführen. Wenn ihm der Plan gelingt, so schafft er damit ein Werk, welches für jeden Juristen und vielleicht auch für die Angehörigen der anderen Fakultäten, für den Stand der Kaufleute und Gewerbetreibenden von großem Werte sein muß. Der Anfang, der uns hier in 96 Seiten groß Quart vorliegt (Text, Erläuterung, durchmischt von einer Reihe von jedenfalls interessant gewählten, statistischen Tabellen), ist vielversprechend; ein Urteil ist aber erst nach Abschluß des ganzen Buches möglich.

K. F.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten).

Bellamy, Edward, Im Jahre 2000. Ein Rückblick auf das Jahr 1887. 8. (Otto Hendel, Halle.)

Bulle, Oscar, Dante's Beatrice. 8. (Paul Hüttig, Berlin.)

Defoe, Daniel, Soziale Fragen vor zweihundert Jahren. 8. (C. L. Hirschfeld, Leipzig.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Zweite Abtheilung, 58. und 59. Lief., enthält Handwörterbuch der Chemie. Lief. 38. und 39. — Dritte Abtheilung, 5. Lief., enthält Handbuch der Physik. Lief. 5. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Floeßel, Ernst, Die Schwiegermutter. 8. (Hönsch & Tiesler, Dresden.)

Friedlor, August von, Der Liebe Fluch. Tragödie in 5 Akten. 8. (Oskar Parrisius, Berlin.)

Gloatz, Paul, Die Probleme der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. 8. (R. Herrosé, Wittenberg.)

Haeger, Albert, Gedichte eines Freigeistes. 8. (Verlags-Magazin, Zürich.)

Hallier, Ernst, Das Coelibat. Novelle. (Otto Meißner, Hamburg.)

Handbuch der Physik, herausgegeben von Prof. Dr. **A Winkelmann,** unter Mitwirkung von Prof. Dr. F. Auerbach, Prof. Dr. F. Braun, Dr. S. Czapski, Prof. Dr. K. Exner, Prof. Dr. W. Feussner, Dr. L. Grätz, Prof. Dr. H. Kayser, Prof. Dr. F. Melde, Prof. Dr. A. Oberbeck, Dr. J. Pernet, Prof. Dr. Fr. Stenger, Dr. K. Waitz. Lex. 8. — Fünfte Lieferung. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Juling, Das Gymnasium mit zehnjährigem Kursus. 8. (Carl Meyer, Hannover.)

Jungfer, Joh., Der Prinz von Homburg. 8. (Kurt Brachvogel, Berlin.)

Kalender für 1891. Trewendts Volkskalender. 47. Jahrgang. 8. **Trewendts Hauskalender.** 44. Jahrgang. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Kilian, Dr. Eugen, Goethes Götz und die neu eingerichtete Münchener Bühne. 8. (Max Kellerer, München.).

Kirchhoff, Dr. Alfred, Stanley und Emin. 8. (Otto Hendel, Halle.)

Koniecki, Hermann, Damaskus. Eine Dichtung. 8. (F. Schneider & Comp., Berlin.)

Krieg, der Erste Schlesische, 1740—1742. Redigirt vom großen Generalstabe. I. Band. 8. (E. S. Mittler & Sohn, Berlin.)

Landois, Dr. H., Annette Freiin von Droste-Hülshoff als Naturforscherin. 8. (Ferd. Schöningh, Paderborn.)

Lattmann, Dr. J., Eine ausgleichende Lösung der Reformbewegungen des höheren Schulwesens. 8. (Vandenhoeck & Ruprecht's Verlag, Göttingen.)

Melzer, Dr. Ernst, Goethes ethische Ansichten. 8. (J. Graveur'sche Buchhandlung, Neisse.)

Mielke, Hellmuth, Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. 8. (C. A. Schwetschke & Sohn, Braunschweig.)

Muskat, Dr. Eugen, Das zukünftige deutsche Civilrecht. 8. (Preuß & Jünger, Breslau.)

Plotho, Wolfgang Freiherr von, Irmgard von Hammerstein. Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Schmidt-Weißenfels, Das neunzehnte Jahrhundert. 8. (Hans Lüstenöder, Berlin.)

Schönthan, Paul von, Neue Geschichten. 8. (Pahl'sche Buchhandlung, Zittau.)

Schwarcz, Julius, Kritik der Staatsformen des Aristoteles. Lex. 8. (J. Bacmeister. Eisenach.)

Sosnosky, Theodor von, Dichter-Steckenpferde. Imitationen. 8. (Heinrich Minden, Dresden.)

Sybel, Heinrich von, Die Begründung des deutschen Reichs durch Wilhelm I. 5. Band. 8. (R. Oldenbourg, München.)

Wallis, A. S. C., Aus schwerer Zeit. Roman aus der niederländischen Geschichte. 2 Bände. (Friedr. Andr. Perthes, Gotha.)

Weisengrün, Paul, Verschiedene Geschichtsauffassungen. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Werner, B. von, Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. 8. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Wetz, Dr. W., Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Litteraturgeschichte. 8. (E. Reiß, Worms.)

Wetzel, Carl, Die Scalettabahn. 4. (F. C. Glaser, Berlin.)

Windelband, Dr. Wilhelm, Fichte's Idee des deutschen Staates. 8. (J. C. B. Mohr, Freiburg.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

02-22 STD ECO
8 032919 996824
www.colibrisystem.com

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 121541772